Georg Forster's

ſämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Georg Forſter's ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben von deſſen Tochter

und begleitet

mit einer Charakteriſtik Forſter's

von

G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

JUR: POL: LESEVEREIN

Dritter Band.

Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

LIBRARY
UNIVERSITY OF ALBERTA

Inhalt des dritten Bandes.

Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich.

Seite

Erste Abtheilung.

I.	Boppart	3
II.	Andernach	9
III.	Köln	15
IV.	Köln	26
V.	Düſſeldorf	33
VI.	Düſſeldorf	42
VII.	Düſſeldorf	59
VIII.	Düſſeldorf	70
IX.	Aachen	89
X.	Aachen	100
XI.	Lüttich	115
XII.	Löwen	145
XIII.	Brüſſel	159
XIV.	Brüſſel	166
XV.	Brüſſel	174
XVI.	Brüſſel	180
XVII.	Brüſſel	209
XVIII.	Brüſſel	227
XIX.	Lille	241
XX.	Antwerpen	248

2215546

Seite
XXI. Antwerpen 274
XXII. Antwerpen 292
XXIII. Haag 298
XXIV. Haag 307
XXV. Amſterdam 318
XXVI. Amſterdam 328
XXVII. Helvoetſluis 342

Zweite Abtheilung.

I. London 357
II. Reiſe nach Windſor. — Slough 385
III. Reiſe in das Innere von England 392
IV. Rückreiſe von England 441

Anhang.

I. Geſchichte der Kunſt in England 447
II. Artiſtiſche Notizen 499

Seite
.... 274
.... 292
.... 298
.... 307
.... 318
.... 328
.... 342
.... 357
.... 385
.... 392
.... 441
.... 447
.... 499

Anſichten

vom

Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich,

im April, Mai und Junius 1790.

Ja
halt
in
der,
gew
Kob
ruhe
gew
wir

hen
gen
behie
ſchaf
ten
ſchön
Neuh
ſchäft
verzei
nach
Farbe
ſtrichs
und
der
Stöck
und
nüchte
dort ſ

I.

Boppart, den 24. März.

Ich war eben im Begriff, unſerer Philoſophie eine Lobrede zu halten, als mir einfiel, daß im Grunde wenig dazu gehört, ſich in ein Schickſal zu finden, welches Deinem Reiſenden noch Feder, Dinte und Papier geſtattet. Behaglicher wäre es allerdings geweſen, Dir alles, was ich jetzt auf dem Herzen habe, aus Koblenz und in der angenehmen Erwartung einer ſüßen Nachtruhe zu ſagen; dafür aber ſind Abentheuer ſo intereſſant! Ein gewöhnlicher Reiſender hätte das Ziel ſeiner Tagefahrt erreicht; wir ſind drei Stunden Weges dieſſeits deſſelben geblieben.

Es war einmal Verhängniß, daß es uns heute anders gehen ſollte, als wir erwartet hatten. Statt des herrlichen geſtrigen Sonnenſcheins, mit deſſen Fortdauer wir uns ſchmeichelten, behielten wir einen grauen Tag, deſſen minder glänzende Eigenſchaften aber, genau wie man in Romanen und Erziehungsſchriften lehrt, das Nützliche erſetzte. Denn weil der Zauber einer ſchönen Beleuchtung wegfiel und der bekannten Gegend keine Neuheit verleihen konnte, ſo blieb uns manche Stunde zur Beſchäftigung übrig. Auf der Fahrt durch das Rheingau hab ich, verzeih es mir der Nationalſtolz meiner Landsleute! eine Reiſe nach Borneo geleſen und meine Phantaſie an jenen glühenden Farben und jenem gewaltigen Pflanzenwuchs des heißen Erdſtrichs, wovon die winterliche Gegend hier nichts hatte, gewärmt und gelabt. Der Weinbau gibt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landſchaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt von Laub entblößt und immer ſteif in Reih und Glied geordnet ſind, bilden eine ſtachliche Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohl thut. Hier und dort ſahen wir indeß doch ein Mandel- und ein Pfirſichbäumchen

und manchen Frühkirſchenſtamm mit Blüthenſchnee weiß oder röthlich überſchüttet; ja ſelbſt in dem engeren Theile des Rheinlaufs, zwiſchen den Bergklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebenſtöcke verunzierten Felswänden und Terraſſen ein ſolches Kind des Frühlings, das ſchöne Hoffnungen auf die Zukunft in uns weckte.

Nicht immer alſo träumten wir uns in den ewigen Sommer der Palmenländer. Wir ſaßen ſtundenlang auf dem Verdeck und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Waſſer wirklich erquickend grüne, Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen, mit aneinander hangenden Städten beſäeten Rebengeſtade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der Probſtei Johannisberg, an dem Anblicke des romantiſchen Mäuſethurms und der am Felſen ihr gegenüber hangenden Warte. Die Berge des Niederwalds warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, ſpiegelhelle Becken des Fluſſes, und in dieſem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hatto's Thurm weiß hervor, und die Klippen, an denen der Strom hinunterrauſcht, brachen ihn maleriſch ſchön. Die Noh mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer glitt ſanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigeren Fluthen des Rheins ſtürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat ſich der Rhein zwiſchen den engern Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den erſten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwiſchen die Felswände von Schiefer ſich drängte, als ſich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoß. Allein bald wird man bei genauerer Unterſuchung inne, daß in dieſer Richtuug die ganze Fläche allmälig ſteigt und wahrer Abhang eines Berges iſt. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforſcher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu ſchließen, ſo ſcheint es denkbar, daß einſt die Gewäſſer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände geſtaucht und aufgehalten, erſt hoch anſchwellen, die ganze flache Gegend überſchwemmen, bis über das niveau der Felſen des Bingerlochs anwachſen und dann unaufhaltſam in der Richtung, die der Fluß noch jetzt nimmt, ſich nordwärts darüber hinſtürzen mußten. Allmälig wühlte ſich das Waſſer tiefer in das Felſenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demſelben hervor. Dies vorausgeſetzt war vielleicht das Rheingau, ein Theil der Pfalz und der Bezirk um

Darmſtadt einſt ein Landſee, bis jener Damm des Binger Felſenthals überwältigt ward und der Strom einen Abfluß hatte.

Der ſtärkere Wein, den das Rheingau hervorbringt, wächſt nicht mehr jenſeits der Enge von Bingen. Die Richtung des Fluſſes von Morgen gegen Abend durch das ganze Rheingau gibt den dortigen Rebenhügeln die beſte Lage gegen den Strahl der mittäglichen Sonne, und die Geſtalt des öſtlichen Gebirges, das auf ſeiner Oberfläche beinahe ganz eben iſt, trägt vieles zur vorzüglichen Wärme dieſes von der Natur begünſtigten Thales bei. Der Nord- und der Oſtwind ſtürzen ſich, wenn ſie über jene erhabne Fläche herſtreichen und an den Rand derſelben kommen, nicht geradezu hinab, ſondern äußern ihre meiſte Kraft erſt auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren ſie kaum. Was für Einfluß die mineraliſchen Beſtandtheile des Erdreichs und die Verſchiedenheit der Gebirgslager auf die Eigenſchaften des Weins haben können, iſt noch nicht entſchieden. Je weniger man über dieſen Punkt weiß und beſtimmt wiſſen kann, deſto weiter treibt die grübelnde Hypotheſenſucht ihr Spiel damit. Hier darf ſie ſich keck auf ihre empiriſche Weisheit berufen; denn ſie kann ſich vor Widerlegungen wenigſtens ſo lange ſicher ſtellen, als man nicht Erfahrung gegen Erfahrung aufzuweiſen hat. So viel iſt indeſſen immer an der Sache, daß, wo alle übrige Umſtände völlig gleich ſind und nun doch eine Verſchiedenheit im Erzeugniß bemerklich wird, die Urſache davon in der Beſchaffenheit des Bodens geſucht werden darf. Bekanntlich entſpringen auf jenem öſtlichen Gebirge mehrere, zum Theil heiße Quellen, von denen einige Schwefel, andre Vitriolſäure und Eiſen enthalten. Man hat mich auch verſichern wollen, daß ein Kohlenflöz ſich unter dem Hügel von Hochheim erſtrecke und dem dort wachſenden, vortrefflichen Weine der Dombechantei ſeinen berühmten edlen Geſchmack und ſein Feuer gebe. Ich erinnere mich hierbei, daß der Schnee am Gehänge dieſes Rebenhügels gegen Mainz eher als vor dem entgegengeſetzten Thore ſchmilzt. Der Unterſchied war mir und Andern oft in wenigen hundert Schritten ſo auffallend, daß ſogar die Lufttemperatur unter völlig gleichen Umſtänden dem Gefühle merklich verſchieden vorkam. Sowie man das abendliche Thor von Hochheim verläßt, um nach Mainz zu gehen, glaubt man in einem mildern Klima zu ſein. Ich würde freilich dieſen Unterſchied dem Winde zuſchreiben,

der auf der Ebene von dem Altkönig her frei und ohne Widerſtand hinſtürmen und die Kälte der oberen Luftregion herunterführen, oder beſſer, die zum Gefrieren erforderliche ſchnelle Verdünſtung befördern kann. Allein Andere ſchreiben die wärmere Temperatur des Weinberges den darunter liegenden Kohlen zu. Wahr iſt es, eine Kohle, wie überhaupt jeder Brennſtoff, fühlt ſich unter einerlei Umſtänden viel wärmer an als ein Stück Kalkſtein oder Schiefer, und dieſes Gefühl beweiſt, daß wirklich aus der Kohle in den berührenden Körper mehr Wärmetheilchen übergehen; nicht minder gewiß iſt es auch, daß die brennbaren Mineralien bei einer gewiſſen Lufttemperatur unaufhörlich Wärme ausſtrömen. Wie, wenn der Weinſtock beſonders vor andern Gewächſen organiſirt wäre, von dieſer Ausdünſtung begünſtigt zu werden? Das Beſte zur Vergeiſtigung des Traubenſaftes thut zwar die Sonne, ihr Licht, das von den ſchwammigen Früchten eingeſogen und in ihrer Flüſſigkeit fixirt wird, würzt und verſüßt die Beere. Daher bleiben auch unſere Weine gegen die griechiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, ja ſogar gegen die ungariſchen und franzöſiſchen ſo herbe, daß ſie bei den Ausländern und dem Frauenzimmer wenig Beifall finden. —

Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landſchaftkenner keine Entſchädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene ſtolze, impoſante Höhe, die den Beobachter mit einem mächtigen Eindruck verſtummen heißt, ihre Einförmigkeit ermüdet endlich, und wenn gleich die Spuren von künſtlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge zuweilen einen verwegenen Fleiß verrathen, ſo erwecken ſie doch immer auch die Vorſtellung von kindiſcher Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfeſten iſt eine prachtvolle Verzierung dieſer Scene; allein es liegt im Geſchmack ihrer Bauart eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den verwitterten Felsſpitzen, wobei man den ſo unentbehrlichen Kontraſt der Formen ſehr vermißt. Nicht auf dem breiten Rücken eines mit heiligen Eichen oder Buchen umſchatteten Berges, am jähen Sturz, der über eine Tiefe voll wallender Saaten und friedlicher Dörfer den Blick bis in die blaue Ferne des hüglichen Horizonts hinweggleiten läßt, — nein, im engen Felsthal, von höheren Bergrücken umſchloſſen, und wie ein Schwalbenneſt, zwiſchen ein paar ſchroffen Spitzen klebend, ängſtlich hängt hier ſo mancher zertrümmerte, verlaſſene Wohnſitz der adelichen Räuber, die einſt das Schrecken des Schiffenden

waren. Einige Stellen ſind wild genug, um eine finſtre Phantaſie mit Orkusbildern zu nähren und ſelbſt die Lage der Städtchen, die eingeengt ſind zwiſchen den ſenkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Fluſſes, — furchtbar wird er, wenn er von geſchmolzenem Alpenſchnee oder von anhaltenden Regengüſſen anſchwillt — iſt melancholiſch und ſchauderhaft.

In Bacharach und Kaub, wo wir ausſtiegen und auf einer bedeckten Galerie längs der ganzen Stadtmauer hin an einer Reihe ärmlicher, verfallner Wohnungen fortwanderten, vermehrten die Unthätigkeit und die Armuth der Einwohner das Widrige jenes Eindrucks. Wir lächelten, als zu Bacharach ein Invalide ſich an unſere Jacht rudern ließ, um auf dieſe Manier zu betteln; es war aber entweder noch lächerlicher, oder, wenn man eben in einer ernſthaften Stimmung iſt, empörender, daß zu St. Goar ein Armenvogt noch ehe wir ausſtiegen, mit einer Sparbüchſe an das Schiff trat und ſie uns hinhielt, wobei er uns benachrichtete: das Straßenbetteln ſei zu Gunſten der Reiſenden von Obrigkeitswegen verboten. Seltſam, daß dieſer privilegirte Bettler hier die Vorüberſchiffenden, die nicht einmal ausſteigen wollen, beläſtigen darf, damit ſie nicht auf den möglichen Fall des Ausſteigens beunruhigt werden!

In dieſem engeren, öderen Theile des Rheinthals herrſcht ein auffallender Mangel an Induſtrie. Der Boden iſt den Einwohnern allerdings nicht günſtig, da er ſie auf den Anbau eines einzigen, noch dazu ſo ungewiſſen Produktes, wie der Wein, einſchränkt. Aber auch in ergiebigeren Gegenden bleibt der Weinbauer ein ärgerliches Beiſpiel von Indolenz und daraus entſpringender Verderbtheit des moraliſchen Charakters. Der Weinbau beſchäftigt ihn nur wenige Tage im Jahr auf eine anſtrengende Art; bei dem Jäten, dem Beſchneiden der Reben u. ſ. w. gewöhnt er ſich an den Müßiggang und innerhalb ſeiner Wände treibt er ſelten ein Gewerbe, welches ihm ein ſicheres Brod gewähren könnte. Sechs Jahre behilft er ſich kümmerlich, oder anticipirt den Kaufpreis der endlich zu hoffenden glücklichen Weinleſe, die gewöhnlich doch alle ſieben oder acht Jahre einmal zu gerathen pflegt; und iſt nun der Wein endlich trinkbar und in Menge vorhanden, ſo ſchwelgt er eine Zeit lang von dem Gewinne, der ihm nach Abzug der erhaltenen Vorſchüſſe übrig bleibt, und iſt im folgenden Jahr ein Bettler, wie vorher.

Ich weiß, es gibt einen Geſichtspunkt, in welchem man dieſe Lebensart verhältnißmäßig glücklich nennen kann. Wenn gleich der Weinbauer nichts erübrigt, ſo lebt er doch ſorglos, in Hoffnung auf das gute Jahr, welches ihm immer wieder aufhilft. Allein wenn man ſo raiſonnirt, bringt man die Herabwürdigung der Sittlichkeit dieſes Bauers nicht in Rechnung, die eine unausbleibliche Folge ſeiner unſichern Subſiſtenz iſt. Der Landeigenthümer zieht freilich einen in die Augen fallenden Gewinn vom Weinbau; denn weil er nicht aus Mangel gezwungen iſt, ſeine Weine friſch von der Kelter zu veräußern, ſo hat er den Vortheil, daß ſich auch das Erzeugniß der ſchlechteſten Jahre auf dem Faſſe in die Länge veredelt und ihm ſeinen anſehnlichen Gewinn herausbringen hilft. Man rechnet, daß die guten Weinländer ſich, ein Jahr ins andre gerechnet, zu ſieben bis acht Procent verintereſſiren, des Mißwachſes unbeſchadet. Es wäre nun noch die Frage übrig, ob dieſer Gewinn der Gutsbeſitzer den Staat für die hingeopferte Moralität ſeiner Glieder hinlänglich entſchädigen kann?

Der ungewöhnlich niedrige Stand des Rheinwaſſers war ſchuld, daß unſere Jacht nur langſam hinunterfuhr. Erſt um acht Uhr Abends erreichten wir Boppart beim Mondlicht, das den ganzen Gebirgskeſſel angenehm erleuchtete. Wir eilten dem beſten Wirthshauſe zu, allein hier fanden wir alle Zimmer beſetzt. In einem zweiten ſahen wir alle Fenſter eingeworfen, von dem dritten ſchreckte uns die Schilderung der darin herrſchenden Unreinlichkeit zurück. Alſo mußten wir auf gut Glück im vierten einkehren und uns an einer kalten Kammer und einem gemeinſchaftlichen Lager genügen laſſen. Hier wärmen wir uns jetzt beim Schreiben mit Deinem ruſſiſchen Thee und preiſen die gütige Vorſorge, die uns damit beſchenkte. Ohne ihn darbten wir in dieſer Amazonenſtadt, wo noch vor wenigen Tagen dreihundert Mann Exekutionstruppen den Muth der Weiber dämpfen mußten, die ſich gegen eine mißverſtandne Verordnung aufgelehnt und einigen Soldaten blutige Köpfe geſchlagen hatten. Die militairiſche Gewalt hat jetzt die Oberhand über das ſchöne Geſchlecht, das nach einem paar Geſtalten, die an uns dieſen Abend vorüberſchwebten, zu urtheilen, für ganz andre Kriege gebildet zu ſein ſcheint.

Ein für allemal bitte ich jetzt um Deine Nachſicht, wenn ich künftig auf Abſchweifungen gerathe, oder nicht ſo zierlich wie

ein Gelehrter, der auf ſeinem Studirzimmer reiſet, friſch nach der That, nur auch von der Spannung des Beobachtens ermüdet, erzähle. So dürftig und deſultoriſch aber dieſer erſte Reiſebericht ausgefallen iſt, verſpreche ich mir gleichwohl einen Rückblick auf das etwaige Verdienſt, welches ihm unſre unbequeme Lage geben kann. Wir ſchreiben hier bei einem Lichte, welches von Zeit zu Zeit Funken ſprüht und nach jeder ſolchen Anſtrengung dermaßen erſchöpft iſt, daß uns kaum Hellung genug übrig bleibt, unſere Schriftzüge zu erkennen. Kein lebhafteres Bild von unſerem eigenen Zuſtande, nach einer dreizehnſtündigen Waſſerfahrt könnte ich Dir jetzt erſinnen. Nach jedem Bemühen einen Gedanken zu Papier zu bringen, verengt ſich der Raum zwiſchen unſern Augenliedern und ein Nebelflor umhüllt das ewige Lämpchen des innern Sinnes.

II.

Andernach.

An einem milden Sommermorgen bei Sonnenaufgang müßte es köſtlich ſein, ſich mitten auf dem See zu befinden, den der Rhein bei Boppart, weil er ringsum von hohen Gebirgen eingeſchloſſen iſt, zu bilden ſcheint; denn ungeachtet der feuchten Kälte, womit uns der Oſtwind die aufſteigenden Nebel entgegenwehte, konnten wir uns doch nicht entſchließen, in unſerer Kajüte zu bleiben. Die ſchöngewölbten Berggipfel erheben ſich hier mit reichlicher Waldung, welche das Maleriſche der Gegend, ſobald ſie mit friſchem Laube geſchmückt ſein wird, um vieles erhöhen muß.

Die Nähe von Koblenz rief uns bald zum zweitenmal hervor. Hier öffnet ſich ein Reichthum der Natur und der Verzierung, den das Ufer des Rheins, ſeit der Gegend, wo der Fluß die Schweiz verläßt, nirgends zeigt. Schöne Formen von Gebirgsrücken, Baumgruppen und Gebäuden wechſeln hier mit einander ab; die Hügel tragen eine dichte Krone von Wäldern; das neue kurfürſtliche Schloß prangt am Ufer und der Ehren-

breitſtein hängt herrlich und erhaben auf dem jenſeitigen Gebirge. Beleuchtung wäre hier wieder ein willkommnes Geſchenk geweſen; allein auch heute ward uns dieſe Spende verſagt; unſer Morgenhimmel war mit dünnem, grauem Gewölk durchſtreift und uns dämmerte nur ein halbes Licht.

Wir erſtiegen den Ehrenbreitſtein. Nicht die unwichtige Koſtbarkeit dieſer Feſtung; nicht der Vogel Greif, jene ungeheure Kanone, die eine Kugel von hundertundſechzig Pfunden bis nach Andernach ſchießen ſoll, aber doch wohl nie geſchoſſen hat; nicht alle Mörſer, Haubitzen, Feldſchlangen, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder, lange gezogene Röhre, Kartätſchenbüchſen, Graupen und was ſonſt im Zeughauſe oder auf den Wällen zu bewundern iſt; nicht die weite Ausſicht von dem höchſten Gipfel des Berges, wo Koblenz mit dem Rhein und der Moſel landkartenähnlich unter den Füßen liegt — nichts von dem allen konnte mich für den abſcheulichen Eindruck entſchädigen, den die Gefangenen dort auf mich machten, als ſie mit ihren Ketten raſſelten und zu ihren räucherigen Gitterfenſtern hinaus einen Löffel ſteckten, um dem Mitleiden der Vorübergehenden ein Almoſen abzugewinnen. Wäre es nicht billig, fiel mir dabei aufs Herz, daß ein Jeder, der Menſchen zum Gefängniß verurtheilt, wenigſtens Einen Tag im Jahre mit eigenen Ohren ihr Gewinſel, ihre himmelſtürmende Klage vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchſtabe des Geſetzes, ſondern eigenes Gefühl und lebendiges Gewiſſen von der Rechtmäßigkeit ſeiner Urtheile überzeugte? Wir bedauern den unſittlichen Menſchen, wenn die Natur ihn ſtraft und phyſiſches Uebel über ihn verhängt; wir ſuchen ſein Leid zu mildern und ihn von ſeinen Schmerzen zu befreien: warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, deſſen Unſittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Iſt der Verluſt der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer und fordert die ſtrenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt, die Abſchaffung der Todesſtrafen hat uns nur noch grauſamer gemacht. Ich will hier nicht unterſuchen, ob ein Menſch befugt ſein könne, einem andern das Leben zu nehmen; aber wenn es Güter gibt, die unantaſtbar und allen heilig ſein ſollen, ſo iſt das Leben gewiß nicht das einzige, welches unter dieſe Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke des Lebens gehören hieher, ohne welche der Menſch ſeinen Rang auf der Leiter der Weſen nicht behaupten

kann, ohne welche er Menſch zu ſein aufhören muß. Die Freiheit der Perſon iſt unſtreitig ein ſolches, von der Beſtimmung des Menſchen unzertrennliches und folglich unveräußerliches Gut. Wenn alſo der bürgerliche Vertrag ein ſo ſchreckliches Uebel, wie die gewaltſame Beraubung eines unveräußerlichen Gutes, über einen Menſchen um der Sicherheit Aller willen verhängen muß, ſo bleibt zu entſcheiden übrig, ob es nicht zweckloſe Grauſamkeit ſei, das Leben durch ewige Gefängnißſtrafe in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es ſchlechterdings zu keiner andern Abſicht, als zum Leiden erhalten wird, anſtatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuſchung, die man ſich zu machen pflegt, als ob ein Delinquent während ſeiner lebenslänglichen Gefangenſchaft Zeit gewönne, in ſich zu gehen, eine ſittliche Beſſerung anzufangen, ſich durch ſeine Reue mit Gott zu verſöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde ſchnell verſchwinden, wenn man ſich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Bekehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter ſind? Die finſtern, modernden Gewölbe der Gefängniſſe und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber ſchauderhafte Wahrheiten verrathen, wenn man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, ſchon im voraus überzeugt werden könnte, daß die Bekehrung im Kerker zwecklos ſein müſſe, weil ſie unfruchtbar bleibt, und daß ein Augenblick wahrer Reue ſo viel werth ſei, als ein in Thränen und Büßungen hingeſchmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menſchen angemeſſene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenſchaft als eine Begnadigung ſchenken und den Verbrecher, es unter dieſer Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt alſo die Furcht, wie ſie ſonſt immer zu wirken pflegt: ſie macht grauſam und niederträchtig. Doch den Geſetzen will ich hierin weniger Schuld beimeſſen, als der allgemeinen Stimmung des Menſchengeſchlechts. So lange es Menſchen gibt, die das Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, ſo lange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiß, welch ein ſchreckliches Geſchenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht; aber verdenken kann ich es ihm nicht, daß er ſich von dem Geiſte ſeines Zeitalters hinreißen läßt.

Unter den Merkwürdigkeiten des Ehrenbreitſteins zeigte man uns auch das ungenähte Kleid des Heilands. Der ungeziemende Scherz, den ein unvorſichtiger Zuſchauer ſich darüber erlaubte, erregte bei einem unſerer Führer ſolchen Abſcheu, daß er ſeine heftigen Aeußerungen nicht ohne ein krampfhaftes Zucken unterdrücken konnte. War es ächte Frömmigkeit? war es der verzeihliche Aberglaube des Pöbels, was dieſe Wirkung hervorbrachte? Ich vermuthe, diesmal keines von beiden. Es gibt Menſchen, deren Seele die Vorſtellung eines ſchuldigen Reſpekts ſo ganz erfüllt, daß ſie bei einer Spötterei über den geſchmackloſen Gallarock eines Miniſters genau dieſelbe Angſt empfinden würden.

In dem alten, leeren, geräumigen Dikaſterialgebäude zu Ehrenbreitſtein hat der Kaufmann Gerhardi eine neue Lederfabrik angelegt, wozu ihm der Kurfürſt von Trier auf fünf oder ſechs Jahre Befreiung von allen Abgaben bewilligt hat. In einiger Entfernung von dieſem Orte, zu Vallender, zieht eine große Lederfabrik ihre Häute unmittelbar aus Buenos Ayres in Südamerika. So knüpfen der Handel und die Induſtrie das Band zwiſchen den entfernteſten Welttheilen!

Von Koblenz fuhren wir nach Neuwied und beſahen dort das Brüderhaus der Herrnhuter, nebſt den mancherlei Werkſtätten dieſer fleißigen und geſchickten Geſellſchaft. Ihre Kirche iſt ein einfaches, helles Gebäude, das mir recht gut gefiel. An die Stelle der Agapen oder Liebesmahle der erſten Chriſten, iſt hier ein gemeinſchaftliches Theetrinken in der Kirche eingeführt, wozu ſich die ganze Gemeine von Zeit zu Zeit verſammelt. Meine Vorliebe zum Thee iſt es nicht allein, die mich mit dieſem Gebrauche verſöhnt. Wenn ich ſchon nicht mitſchwärmen mag, ſo iſt mir doch eine Schwärmerei ehrwürdig, ſobald ſie auf Geſelligkeit und frohen Genuß des Daſeins führt. Dieſe Stimmung läßt ſich, wie Du leicht denken kannſt, mit der herrnhutiſchen Einrichtung, welche die unverheiratheten Männer und Weiber mit klöſterlicher Strenge von einander trennt, ſchon nicht ſo leicht in eine Gleichung bringen. Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daß man in der Welt nie ſtärker gegen das Böſe und ſeine Anfechtungen iſt, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, iſt überwunden. Wer ſteht uns auch dafür, daß, wo der gebundene Wille

mit der erkannten Pflicht im Kampfe liegt, die Sünden der Einbildungskraft nicht unheilbarer und zerrüttender ſein können, als die etwaigen Folgen eines gemiſchten und durch freiwillige Sittſamkeit gezügelten Umgangs! Gibt es nicht wollüſtige Ausſchweifungen der Seele, welche ſtrafbarer als phyſiſche Wollüſte ſind, da ſie den Menſchen im weſentlichſten Theile ſeines Daſeins entnerven? Die lehrreichen Schriften der berühmten Guyon, die freilich wohl in einer ganz andern Abſicht gedruckt worden ſind, und die Bekenntniſſe des wackern Jamerai Düval ſchildern die Krankheit der Entzückten durch alle ihre verſchiedenen Stadien, als eine metaphyſiſche Selbſtſchändung. Bei einem eingeſchränkten Erkenntnißvermögen und einer armen Einbildungskraft ſind die Symptome nicht gefährlich und das Uebel bleibt in den Schranken, die ihm die Unerheblichkeit des Individuums anweiſt. Wenn hingegen dieſe Seelenepidemie ein gebildetes, edles Weſen ergreift, dann äußern ſich Wirkungen, welche Völker vergiften, die bürgerlichen Verhältniſſe ſtören und die Sicherheit des Staats untergraben können. Die Täuſchung, womit man ſich über den Gegenſtand dieſer Entzückungen hintergeht, iſt ſo vollkommen, daß die tiefſte Tiefe, wohin der menſchliche Geiſt ſinken kann, dem Verblendeten die höchſte Stufe der Tugend, der Läuterung und der Entwicklung zum ſeligen Genuſſe ſcheint. Genau wie die Entartung des phyſiſchen Triebes die Geſetze der Natur beleidigt, eben ſo muß in einem noch ungleich höheren Grade der Seelenraub ſtrafbar ſein, den man durch jene unnatürliche Vereinigung mit einer Idee, am ganzen Menſchengeſchlechte begeht. Geiſtesarmuth iſt der gewöhnliche, jedoch von allen gewiß der unzuläſſigſte Vorwand zu dieſer Theopornie, die erſt in der Einſamkeit und Heimlichkeit angefangen, und dann ohne Scheu öffentlich fortgeſetzt wird. Zuerſt iſt es Trägheit, hernach Egoismus, was den Einfältigen über die natürlichſten Mittel, ſeinem Mangel abzuhelfen, irre führt. Iſt hingegen eine Seele reich und groß? O dann ſuche ſie ein Weſen ihrer Art, das Empfänglichkeit genug beſitzt, ſie ganz zu faſſen und ergieße ſich in ihr! Selten oder nie wird es ſich ereignen, daß ein Geiſt dieſer endlichen Erde einzeln und ohne Gleichen ſteht; — und bliebe nicht dieſem Erhabenen ſelbſt, der kein Maaß für ſeine Größe fände, der göttliche Genuß noch übrig, ſich Mehreren theilweiſe hinzugeben und Allen Alles zu werden? Die Weis-

heit der Natur iſt zum Glück noch mächtiger und konſequenter, als die Thorheit der Menſchen und ehe man es ſich verſieht, führt ſie auch den Schwärmer wieder in das Gebiet des Wirklichen zurück. Bei den Herrnhutern iſt überdies dafür geſorgt, daß man ſich nicht zu weit aus demſelben verlieren kann. Fleiß und Arbeitſamkeit ſind kräftige Verwahrungsmittel gegen das Ueberhandnehmen der Seelenkrankheiten, die ſie nur dann begünſtigen, wenn allzugroße Anſtrengung, allzulanges Einſitzen, allzuſtrenge Diät die Kräfte des Körpers untergraben. Ein Kennzeichen, woran wir deutlich ſahen, daß die Schwärmerei hier ſehr erträglich ſein müſſe und daß die guten Leute auf die Weisheit der Kinder dieſer Welt nicht ganz und gar Verzicht gethan hätten, war der hohe Preis, den ſie auf alle ihre Fabrikate ſetzten. Ich weiß in der That nicht, wie ich dieſen mit ihrem unſtreitig ſehr muſterhaften Fleiße reimen und wie ich mir die Möglichkeit eines hinlänglichen Debits dabei denken ſoll.

Andernach erreichten wir noch vor Sonnenuntergang. Ich bemerkte hier jetzt zum zweitenmal eine Nüance im Menſchengeſchlecht, welche gegen die Bewohner oberhalb dieſes Orts merklich abſticht; und da meine Reiſegefährten die Bemerkung einſtimmig beſtätigten, ſo iſt es vielleicht minder keck, daß ich ſie Dir vorzulegen wage. Unter dem gemeinen Volke nämlich trifft man hier und weiter hinabwärts am Rhein etwas regelmäßigere, blondere Geſichter an, wiewohl ſich etwas Plumpes, Materielles in die Züge miſcht, das dem Niederrhein eigen iſt und dem Phlegma im Charakter vollkommen entſpricht. Ich will hier nur im Vorbeigehen und ohne eine beſtimmte Anwendung zu machen, den Gedanken äußern, daß die Art der Beſchäftigung, in der Länge der Zeit, wenigſtens mittelbaren Einfluß auf die Verſchiedenheit der körperlichen Bildung und folglich auch des Charakters hat. Armuth zum Beiſpiel iſt unzertrennlich von dem Landvolke, das den Weinſtock zu ſeiner einzigen Stütze wählte, und Armuth wirkt nachtheilig zurück auf die Geſtalt. Um Andernach und weiter hinabwärts ſteht der Weinbau in keinem bedeutenden Verhältniſſe zu den übrigen Erzeugniſſen des Bodens. Wie aber, wenn, noch ehe Wein in Deutſchland gebauet ward, bereits in Sprache, Farbe und Geſtalt eine Abſchattung zwiſchen den ober- und niederrheiniſchen Stämmen bemerkbar geweſen wäre? Dann könnte ſie durch die Länge der Zeit und die Ver-

ſchiedenheit der Lebensart nur noch ſchneidender geworden ſein. Die weichere, plattere Mundart fällt indeß erſt auf, wenn man ſich der Gegend von Köln zu nähern anfängt.

III.

Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Du folgeſt gern, denn Dir wird's leicht zu folgen.

Köln.

Hier, wo der Rhein ſich zwiſchen ebenen Flächen ſchlängelt, blick' ich wieder nach den Gebirgen zurück, deren letzte Gipfel Bonn gegenüber am Horizont ſich noch in ſchwachen Linien zeichnen.

Mit welchem ganz andern Intereſſe, als der unwiſſenſchaftliche Reiſende daran nehmen kann, hält der Naturforſcher die Schau und Muſterung über jene Unebenheiten unſerer Erde, denen er noch die Spur ehemaliger Umwandlungen und großer entſcheidender Naturbegebenheiten anſieht! Auf unſerer kurzen Rheinfahrt haben wir oft mit den Pflanzen und den Steinen am Ufer geſprochen und ich verſichere Dich, ihre Sprache iſt lehrreicher als die dicken Bücher, die man über ſie geſchrieben hat. Soll ich Dir von unſeren Unterhaltungen nicht etwas wieder erzählen?

Die Gebirgskette, die ſich durch Thüringen, Fulda und die Wetterau bis an den Rhein erſtreckt, endigt ſich oberhalb Bonn, in dem ſogenannten Siebengebirge, welches prallig in mehreren hohen Spitzen und Gipfeln ſeine Granit-, Gneus- und Porphyrmaſſen emporhebt, auf denen hier und dort andere kieſel-, thon- und bitterſalzerdige Miſchungen, wie Kieſelſchiefer, Hornſchiefer und Baſalte, nebſt den zwiſchen ihnen durch verſchiedene Verhältniſſe der Beſtandtheile verurſachten Schattirungen von Geſtein liegen. Die ſüdlichen Zweige des heſſiſchen Gebirges ſetzen über den Rhein fort und gehen in die vogeſiſche Kette über. Von Bingen bis Bonn enthalten ſie Thon- und Kieſel-

ſchiefer von mancherlei Gefüge, Härte, Farbe und Miſchung, auf welchen man zuweilen große Sandſteinſchichten antrifft. Im Allgemeinen ſtreichen die Schichten von Abend nach Morgen und gehen mit einem Winkel von ſechzig bis fünfundſechzig Graden nach Süden in die Tiefe.

Ehe uns die Nacht in Andernach überfiel, machten wir noch einen mineralogiſchen Gang nordweſtlich von der Stadt. An einem Hohlwege, gleich unter der Dammerde, zeigte ſich ein Bimsſteinlager, welches an einigen Stellen mit Schichten von Tras, oder wie ich es lieber nenne, von zerſtörten, zu Staub zerfallenen und dann vermittelſt des Waſſers wieder zuſammengekitteten Bimsſteinen, abwechſelte. Die Bimsſteine ſind von weißlicher Farbe, ſehr leicht, bröcklich, löcherig, rauh anzufühlen und gewöhnlich in ganz kleinen Stückchen von der Größe einer Erbſe und noch kleiner, bis zu zwei Zollen im Durchmeſſer. In dieſen Stückchen finden ſich zuweilen kleine Fragmente von Kohlen eingebacken.

Die Erſcheinung dieſer unbezweifelten Erzeugniſſe des Feuers am friedlichen Rheinufer hat ſchon manchen Gebirgsforſcher in Erſtaunen geſetzt, welches vielleicht vom ruhigen Wege des Beobachtens abwärts führt. In der Strecke von Andernach bis Bonn glaubten Collini, Hamilton, de Lüc und andere Freunde der Feuertheorie die deutlichſten Spuren ehemaliger feuerwerfenden Schlünde zu ſehen. Vulcane dampften und glühten; geſchmolzene Lavaſtröme floſſen, kühlten ſich plötzlich in dem Meere, das damals alle dieſe Länder bedeckte, und zerklüfteten ſich in ſäulenförmige Theile; ausgebrannte Steine, Aſche und Kohlen flogen in die Luft und fielen in Schichten nieder, die man jetzt angräbt und zum Waſſerbau nach Amſterdam verſendet; kurz, ehe es Menſchen gab, die den Gefahren dieſes furchtbaren Wohnortes trotzten und das plutoniſche Gebiet mit Weizen oder mit Reben bepflanzten, kreißte hier die Natur und die Berge wanden ſich in gewaltſamen Krämpfen. Iſt das nicht prächtig — geträumt? Es kommt ja nur auf uns an, ob wir den Hekla und Aetna, den Veſuv und den Tſchimboraſſo an dem Geſtade unſeres vaterländiſchen Rheins erblicken wollen. Wenn die Erſcheinungen, die das hieſige Gebirge uns zeigt, Vergleichungen dieſer Art begünſtigen, wer dürfte uns verbieten, unſerer Einbildungskraft die Ergänzung einer Lücke in den Annalen der

Erdumwandlung aufzutragen? Ueber jene Erſcheinungen aber iſt man bis jetzt noch nicht einig.

Der Bimsſtein iſt zwar zuverläſſig ein Feuerprodukt; allein, daß wir uns ja nicht mit der Folgerung übereilen: es müſſe deshalb bei Andernach einſt ein Vulcan gelodert haben! Hier iſt nirgends eine begleitende Spur von Vulcanen ſichtbar; nichts leitet auch nur von fernher auf die Vermuthung, daß dieſe Schichte, wo ſie liegt, im Feuer entſtanden ſein könne. Ihre Lage unmittelbar unter der Dammerde ſcheint ſie vielmehr für fremdartig zu erklären. Wer kann nun beſtimmen, durch welche Revolutionen und wie viele tauſend Meilen weit her, dieſe Bimsſteine hier angeſchwemmt ſind? welche Fluth ſie von weit entlegenen Gebirgen abwuſch, um ſie hier allmälig abzuſetzen? Das Daſein eines über alle hieſigen Berggipfel gehenden Meeres muß man ja bei der Feuertheorie ebenfalls vorausſetzen, um die Möglichkeit der Entſtehung des Baſalts nach den Grundſätzen dieſer Theorie zu erweiſen; folglich verlangte ich hier nichts Neues. Allein, auch ohne dieſes Element zu Hülfe zu nehmen — ſoll denn immer nur das Feuer eines Vulcans im Stande geweſen ſein, hier ein Bimsſteinlager hervorzubringen? Konnte nicht etwa ein Kohlenflöz in dieſer Gegend in Brand gerathen, ausbrennen und den Letten, der ihm zum Dach und zur Sohle diente, zu einer bimsſteinähnlichen Maſſe verändern? Es iſt in der That zwiſchen den Subſtanzen, die man mit dem gemeinſchaftlichen Namen Bimsſtein belegt, ſehr oft ein weiter Unterſchied, über den man in der Mineralogie nicht ſo leichtſinnig wie bisher hinwegſehen ſollte. Im Grunde hat man den Bimsſtein wohl noch nicht anders definirt, als daß er ein ſehr leichtes, bröckliches Feuerprodukt ſei; denn die unzähligen Verſchiedenheiten der Farbe, der Textur und der übrigen äußerlichen Kennzeichen, die ich in Kabinetten an den ſogenannten Bimsſteinen bemerkt habe, ließen keine andere allgemeine Form als dieſe übrig. Offenbar aber ſind darunter Steine von dem verſchiedenſten Urſprunge begriffen, die nicht einmal immer einerlei Umwandlungsprozeß erlitten haben. So viel iſt gewiß, daß der Bimsſtein von Andernach nicht zu jener Art gehört, welche die Mineralogen von der Zerſtörung des Asbeſts im Feuer herzuleiten pflegen, und auch nicht wie der Bimsſtein von Tanna aus kleinen ſpitzigen Kriſtallen beſteht, ſondern, wenn er ſeine jetzige Geſtalt im Feuer erhielt, wahrſcheinlich aus Letten verändert worden iſt.

Als wir am folgenden Tage unſere Waſſerfahrt fortſetzten, kamen wir dem Flecken Unkel gegenüber an die merkwürdigen Baſaltgruppen, über deren ſäulenförmige Bildung ſchon Trembley erſtaunte, ohne jedoch etwas von dem Streite zu ahnen, den man zeither über ihre Entſtehung mit ſo vieler Wärme geführt hat. Bei niedrigem Waſſer ragen ſie aus dieſem hervor und ſind, ſo weit es ſie bedecken kann, mit einem kreideweißen Schlamm überzogen, welcher auch die Thonſchieferfelſen bei Bingen bedeckt. Wahrſcheinlich macht dieſer Schlamm den Rhein ſo trübe, wenn er von Berggewäſſern hoch angeſchwollen iſt. Wir wanderten über die Gipfel oder Enden der konvergirenden Säulen und gingen in den Steinbruch, der jetzt einen Flintenſchuß weit vom Ufer hinaufwärts liegt, ob er ſich gleich ehemals bis dicht an das Waſſer erſtreckte. Hier ſtanden die ſehr unvollkommen und regellos gegliederten Säulen von ziemlich unbeſtimmteckiger Form und Mannsdicke, aufrecht auf einem Lager von braunem, thonartigem Geſtein voll Höhlen, die zum Theil noch mit verwitterndem Kalkſpath angefüllt waren. Die Säulen ſind von ziemlich feſtem Korn, dichtem Bruch, mattſchwarz mit ſchwarzen Schörlpunkten und lauchgrünen Olivinen reichlich angefüllt, die ſich zuweilen in fauſtgroßen Maſſen darin finden. Außerdem enthalten dieſe Baſalte öfters Waſſerkies in dünnen Streifen, desgleichen einen gelbbraunen Tropfſtein oder Kalkſinter, womit ſie durchwachſen ſind und endlich, nach Ausſage der Arbeiter, auch klares Waſſer in ganz verſchloſſenen Höhlungen, die zuweilen im Kern einer Säule angetroffen werden.

Das Losbrechen der Säulen ſieht gefährlich aus. Es geſchieht vermittelſt eines ſpitzen Eiſens, das an einem langen Stocke befeſtigt iſt und das der Arbeiter zwiſchen die Fugen bringt. Der Sturz ganzer Maſſen von Säulen hat etwas Fürchterliches und ſobald man merkt, daß ſie ſtürzen wollen, rettet ſich ein jeder, um nicht beſchädigt zu werden. An vielen Säulen, welche auf dieſe Art in unſerer Gegenwart losgebrochen wurden, bemerkte ich einen weißen, vermuthlich kalkigen Beſchlag oder Anflug, deſſen Urſprung ſich ſo wenig, wie der Urſprung des bereits erwähnten Sinters, erklären läßt, wenn man anders nicht künftig Kalkarten in der Nähe findet. Doch können auch die Waſſer auf ſehr langen Strecken Kalktheilchen aufgelöſet enthalten und weit mit ſich führen, ehe ſie dieſelben wieder abſetzen.

Sowohl auf dieſem weſtlichen, als auf dem entgegengeſetzten öſtlichen Ufer des Rheins, bis in das Siebengebirge hinunter, ſind dieſe Baſaltbrüche häufig genug, um für die ganze Gegend Bau- und Pflaſterſteine zu liefern. Das ehemalige Jeſuitenkollegium in Koblenz iſt von außen mit Baſaltſtücken bekleidet und die Heerſtraßen werden damit in gutem Stande erhalten. Was ſuchen wir alſo weiter nach den Werkſtätten, wo die Natur den Bimsſtein von Andernach bereitete, wenn, wie es heutiges Tages bei ſo manchem Naturforſcher für ausgemacht gilt, Baſaltberge und erloſchene Vulcane völlig gleichlautende Benennungen ſind? Können wir noch die Spuren des ehemaligen Brandes vermiſſen, wo der Baſalt ſogar, wie hier bei Unkel, auf einer braunen, löcherigen Lava ſteht? Haben die Baſaltberge nicht die charakteriſtiſche Kegelgeſtalt und iſt hier nicht ein Krater vorhanden, den de Lüc zuerſt entdeckt hat, und deſſen Oeffnung er mit der Hand bedecken konnte?

Ich gebe Dir mein Wort, daß der Muthwille des Reiſenden, der den ganzen Tag hindurch in friſcher Luft und in muntrer Geſellſchaft ſchwelgte, keinen Antheil an dieſer Darſtellung der vulcaniſchen Logik hat. Es iſt wahr, daß man unaufhörlich von dem Punkt ausgeht, den man erſt beweiſen ſollte und dann, wie gewiſſe Exegeten, zurückbeweiſet: Baſaltberge ſind erloſchene Vulcane; alſo iſt der Baſalt ein vulcaniſches Produkt; oder: Baſalt ſteht auf löcheriger Lava; alſo iſt Baſalt feſte Lava; oder: Vulcane ſind kegelförmige Berge; alſo ſind kegelförmige Baſaltkuppen Vulcane; oder endlich: ein Schlund, aus welchem der Rauch und die Flamme des Vulcans emporſteigen und Bimsſteine und Felsſtücken herausgeſchleudert werden, iſt ein Krater; alſo iſt ein Loch auf einem Baſaltberge, welches man mit der Hand bedecken kann, ein Krater und der Baſaltberg ein Vulcan. Ohne das geringſte von der Sache zu wiſſen, ſieht man ein, daß dieſe ſämmtlichen Schlüſſe nichts beweiſen, da bald der Oberſatz, bald die Folgerung ungegründet iſt. De Lüc's Krater laſſe ich für ſich ſelbſt ſprechen. Die Kegelform der Vulcane, die natürlich genug durch die Anhäufung der ausgeworfenen Steine, Erde und Aſche entſteht, beweiſet nichts für die Entſtehung der feſten ſäulenförmig zerklüfteten Baſaltkegel, zumal da es auch kegelförmige Kalkberge genug gibt und wiederum Baſaltmaſſen, die ſich in ganz verſchiedenen Geſtalten zeigen. Die löcherige Steinart bei Unkel iſt darum noch keine Lava, weil ſie

einigen Laven ähnlich ſieht; und nun möchte es um den erſten willkürlich angenommenen Satz, daß Baſaltberge Vulcane ſind, etwas mißlich ſtehen. Diejenigen, die ſich auf die Urtheile Anderer verlaſſen und die Vulcanität des Baſalts auf Treu und Glauben annehmen, ſollten ſich erinnern, daß das jurare nullius in verba nirgends unentbehrlicher iſt, als im hypothetiſchen Theile der Naturgeſchichte. Beſcheidene Forſcher, die der vulcaniſchen Vorſtellungsart gewogen ſind, erkennen dennoch, daß ſie nur Hypotheſe bleibt und vielleicht nie zur Evidenz einer ausgemachten Sache erhoben werden kann. Allein die mineralogiſchen Ketzermacher, die auch in den Erfahrungswiſſenſchaften die Tyrannei eines allgemein geltenden Symbols einführen wollen, verdammen gern einen jeden, der ihren Träumen nicht eben ſo viel Glauben beimißt, wie ihren Wahrnehmungen.

Ich bin weit davon entfernt, den Baſalt geradezu für eine im Waſſer entſtandene Gebirgsart zu halten; allein ich geſtehe zugleich, daß mir keine von den bisher bekannten Erklärungen Derer, die ſeinen Urſprung vom Feuer herleiten, Genüge leiſtet, ja, daß mir insbeſondere ſeine Entſtehung in den brennenden Schlünden, die wir Vulcane nennen, völlig widerſprechend und unmöglich ſcheint. Wäre der Baſalt vulcaniſchen Urſprungs, ſo müßte man die Gebirgsart entdecken können, aus welcher er in ſeine jetzige Form und Beſchaffenheit geſchmolzen ward. Aber noch nie hat man in irgend einem Naturalienkabinet oder auf irgend einem Gebirge ein Stück Baſalt gezeigt, an welchem ſich hätte erkennen laſſen, ob es aus Granit, aus Gneus, aus Porphyr, aus Thonſchiefer, aus Kalkſtein u. ſ. w. zu Baſalt geſchmolzen worden ſei.

Bei Jacci in Sicilien hat man Baſaltſäulen unter einem Lavalager gefunden. Daraus folgt aber nicht, daß beide von gleichem Urſprunge ſind. Der Baſalt konnte, als ein urſprüngliches Gebirgslager, längſt vorhanden ſein, ehe die Lava darüber hinfloß. Hoch hinauf am Aetna liegt ebenfalls Baſalt. Nach der vulcaniſtiſchen Hypotheſe wäre dies im Waſſer zu Prismen abgekühlte Lava; folglich ging bei ſeiner Entſtehung das mittelländiſche Meer faſt bis an den Gipfel des Aetna! Wohlan! eine ſolche Waſſerhöhe zugegeben, erkläre man nun auch, warum tief am Fuße des Veſuv uralte Laven, unweit von dem jetzigen Stande der Meeresfläche, noch ungebildet geblieben ſind, da es nicht einen Augenblick bezweifelt werden kann, daß, jenen hohen

Stand der mittelländiſchen See vorausgeſetzt, auch dieſe Laven von ihr hätten bedeckt werden und folglich ſäulenförmig zerſpringen müſſen. Viele wirklich gefloſſene Laven haben in ihren Beſtandtheilen, in ihrer Farbe und ſelbſt in ihrem Gewebe eine auffallende, unläugbare Aehnlichkeit mit Baſalt. Unbegreiflich iſt es mir daher, weshalb man nicht eben ſo leicht hat annehmen wollen, ſolche Laven wären aus Baſalt entſtanden, welcher von dem vulcaniſchen Feuer ergriffen, verändert oder geſchmolzen worden ſei; als man ſich die entgegengeſetzte Meinung, Lava verändere ſich durch plötzliches Erkalten in Baſalt, annehmlich gedacht, ob man gleich noch in keinem Baſalt die Steinart nachgewieſen hat, aus welcher die ihm ähnliche Lava geſchmolzen worden iſt. Mit dem nämlichen Rechte könnte man auch behaupten: alle andere Steinarten, die einer italieniſchen Lava ähnlich ſehen und deren es ſo viele gibt, wären im Feuer der Vulcane entſtanden. Allein mir kommt es einmal natürlicher vor, daß, je nachdem der Brand in einem Berge einen Granit, einen Gneus, einen Porphyr, einen Thonſchiefer, einen Baſalt, einen Marmor ergriff, und je nachdem er dieſe urſprünglichen Steinarten mehr oder weniger veränderte, heftiger oder gelinder, einzeln oder mit andern zugleich durchdrang, — daß, demgemäß, die Produkte gerade ſo mannigfaltig verſchieden ausfallen mußten, wie man ſie wirklich unter die Hände bekommt. Eine der ſchönſten und vollſtändigſten Sammlungen von veſuviſchen Produkten, welche ich je geſehen habe, die im kurfürſtlichen Naturalienkabinet von Bonn, enthält meines Bedünkens unverwerfliche Belege für dieſe Behauptung, die noch überdies durch den Umſtand Beſtätigung bekommt, daß die Laven aus verſchiedenen ächtvulcaniſchen Gegenden, wie zum Beiſpiel die isländiſchen und die ſantoriniſchen, von den italieniſchen ſichtbarlich verſchieden ſind — augenſcheinlich, weil die Miſchung der Gebirgsart, aus welcher ſie entſtanden, verſchieden war.

Nimmt man endlich noch hinzu, daß die Verwitterung ſowohl an Laven, als an urſprünglichen Gebirgsarten völlig ähnliche Wirkungen hervorbringt; ſo wird es immer unwahrſcheinlicher, daß ſich etwas Poſitives über die Frage behaupten laſſe: ob die Entſtehung unſerer Rheinländer dem Feuer zuzuſchreiben ſei. Porphyr, Porphyrſchiefer, Mandelſtein nebſt den hieher gehörigen Gebirgsarten werden durch die leicht zu bewirkende Auflöſung ihrer Feld- und Kalkſpathkörner zu leichten löcherigen

Maſſen, welche den ſchwammigen verwitterten Auswürfen der Vulcane aus Island und aus Italien ähnlich ſehen. Aber eine ächte, glaſige, gefloſſene ſchlackige Lava, die vor allen dieſen Namen verdient, eine Lava, wie man ſie in Island, am Veſuv, am Aetna findet, wie ich ſie auf der Oſterinſel, in Tanna und zuletzt auf der Aſcenſionsinſel ſelbſt geſehen habe, iſt mir weder in den rheinländiſchen, noch in den heſſiſchen, hannöveriſchen, thüringiſchen, fuldiſchen, ſächſiſchen, böhmiſchen und karpathiſchen Baſaltbergen vorgekommen.

Alles was ich hier von unſern vermeintlichen Vulcanen am Rhein mit wenigen Worten berühre, findet ſich in den beiden Quartanten des Dr. Noſe und in den zuſammengedrängten Beobachtungen unſeres ſcharfſinnigen Freundes A. v. H. beſtätigt. Wenn nun aber der Baſalt nicht Lava iſt, wie entſtand er denn? Aufrichtig geſagt, ich weiß es nicht. Ich kenne weder den Urſtoff, noch die chemiſche Operation woraus und wodurch die Natur die ſämmtlichen Gebirgsarten werden ließ. Wird mir jemand beweiſen, daß, ehe es noch Vulcane gab, ein ganz anderer Brand, ein fürchterliches allgemeines Feuer den Baſalt in allen fünf Welttheilen erzeugte; wird er mir den Urſtoff nennen können, aus welchem dieſes Feuer, wie noch keins war und dem wir folglich nach Willkür Eigenſchaften und Wirkungen beimeſſen können, den Baſalt geſchmolzen habe: ſo will ich das nicht nur geſchehen laſſen, ſondern ſogar dieſer Meinung beipflichten, ſobald ſie mehr als ein bloßes Meiſterwort, ſobald ſie gründliche Beweiſe für ſich hat. Bis jetzt wiſſen wir indeſſen noch wenig oder nichts zuverläſſiges von der Bildung unſerer Erdrinde; denn wir haben von einer weit ſpäteren Bildung der Pflanzen und Thiere auf dieſem Boden nicht einmal einen Begriff! Wo wir Schichten regelmäßig übereinander liegen ſehen, halten wir uns für berechtigt, ſie einem allmäligen Niederſchlag aus dem Waſſer zuzuſchreiben. Allein ob alle Kalklager unſers Planeten aus Gehäuſen von Würmern entſtanden, oder ob das Meer, welches einſt die ganze Kugel umfloß, ein von den jetzigen Meeren ſehr verſchiedenes chaotiſches Flüſſiges war, worin theils Kalk, theils Thon und Bitterſalzerde, unausgeſchieden, vielleicht als mögliche Beſtandtheile, ſchwammen — das iſt und bleibt unausgemacht. Wir wiſſen zwar, daß der uralte Granit, bei ſeiner ſeltſamen Miſchung von Quarz, Feldſpath und Glimmer keine Spur von einer geſchichteten Entſtehung zeigt; aber

darum iſt noch nicht entſchieden, ob auch dieſe Gebirgsart ein Präcipitat aus jenem elementariſchen Meere, oder wie der große dichteriſche Büffon will, ein Werk des Sonnenbrandes ſei. Vielleicht iſt er keines von beiden. Ehe wir dahin gelangen, über die Ereigniſſe der Vorwelt etwas mehr als ſchwankende, von allem Erweis entblößte Muthmaßungen in der Naturgeſchichte vortragen zu können, müſſen wir zuvor in der unterirdiſchen Erdkunde ungleich wichtigere Fortſchritte machen als bisher; wir müſſen, wo nicht Maupertuis berühmten Schacht bis zum Mittelpunkt der Erde abteufen, doch wenigſtens ein paar Meilen tief unter die Oberfläche, die wir bewohnen, ſenkrecht hinabſteigen und von dorther neue Gründe für eine Theorie der Erdentſtehung und Umwandlung entlehnen. Bedenkt man aber, mit welchen Schwierigkeiten wir bisher nur wenige Klafter tief in das Innere der Gebirge gedrungen ſind, ſo müſſen wir über die Arbeit erſtaunen, die nicht uns, ſondern den ſpäten Nachkommen des Menſchengeſchlechtes aufgehoben bleibt, wenn ſie vor lauter ewigem Frieden nicht wiſſen werden, was ſie mit ihrer Zeit und ihren Kräften anfangen ſollen.

Ich kann dieſes Blatt, das ohnehin ſo viel Naturhiſtoriſches enthält, nicht beſſer ausfüllen, als mit ein paar Worten über das ſchon erwähnte Naturalienkabinet in Bonn. Von der herrlichen Lage des kurfürſtlichen Schloſſes und ſeiner Ausſicht auf das Siebengebirge will ich nichts ſagen, da wir die kurze Stunde unſers Aufenthaltes ganz der Anſicht des Naturalienkabinets widmeten. Die dabei befindliche Bibliothek füllt drei Zimmer. In den reichvergoldeten Schränken ſteht eine Auswahl brauchbarer, theurer Werke, die eines ſolchen Behältniſſes wohl werth ſind. Ich bemerkte darunter die beſten Schriftſteller unſerer Nation in jedem Fache der Literatur, ganz ohne Vorurtheil geſammelt. Aus der Bibliothek kommt man in ein phyſikaliſches Kabinet, worin ſich die Elektriſirmaſchine, der große metallene Brennſpiegel und der anſehnliche Magnet auszeichnen. Die Naturalienſammlung füllt eine Reihe von acht Zimmern. Das größte enthält vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien und getrocknete Fiſche in keiner ſyſtematiſchen Ordnung, theils in Glasſchränken, theils im Zimmer umhergeſtellt, theils hangend an der Decke und mit Kunſtſachen vermiſcht, die nicht alle von gleichem Werth, oder ihres Platzes würdig ſind. Die ausgeſtopften vierfüßigen Thiere ſind meiſtentheils ſehr mißgeſtaltet;

ein Tadel, der mehr oder weniger alle Naturalienſammlungen trifft. Die Vögel ſind weniger verzerrt und man ſieht darunter manche ſeltene Gattung nebſt ihren Neſtern und Eiern. Die Decke des Zimmers iſt mit verſchiedenen Vögeln bemalt, die der Sammlung fehlen. Das Konchylienkabinet hat nicht viele Seltenheiten, Koſtbarkeiten und ſogar nicht viele Gattungen; es enthält nur die gemeinſten Sorten und eine Menge Dupletten. Deſto reicher iſt aber die ſchöne Mineralienſammlung, die zwar keine methodiſche Ordnung hat und eben ſo wenig eine vollſtändige Folge aufweiſen kann, aber gleichwohl, wenn man ſie nicht als ein Ganzes beurtheilen will, manches Koſtbare enthält und dem Kenner willkommene und lehrreiche Bruchſtücke darbietet, beſonders die unvergleichliche veſuviſch-vulcaniſche Sammlung in einem draußenſtehenden Schranke, einen reichen Vorrath von Goldſtufen, ſehr ſchönen weißen Bleiſpath vom Glücksrad am Harz, Eiſenglaskopf von den ſeltenſten Configurationen, prächtiges rothes Kupferglas, Flußſpathdruſen, Verſteinerungen u. dgl. m. Das Merkwürdigſte war mir ein Menſchenſchädel, der gleichſam aus gelbbraunem Tuff von ſehr dichtem, feſtem Bruch, woran keine Lamellen kenntlich ſind, beſteht. An einigen Stellen iſt die Subſtanz deſſelben zolldick, ohne daß man auf dem Schnitte die geringſte Spur von Inkruſtation erkennen kann. Der halbe Oberkopf iſt nämlich bis an die Augenbrauen und hinten bis auf die Hälfte des Hinterhaupts wie ein Segment ausgeſchnitten, ſo daß man es herausnehmen und inwendig alles beſehen kann. Ein Umſtand iſt dabei ſehr auffallend: Die Subſtanz dieſes Schädels hat in ihrer Veränderung faſt alle feineren Hervorragungen ſo bedeckt und alle Vertiefungen ſo ausgefüllt, daß man ſowohl auf der innern, als auf der äußern Oberfläche nur kleine abgerundete Spuren erblickt; gleichwohl ſind die Gelenkflächen des Kopfes und des Unterkiefers allein verſchont und in ihrem natürlichen Zuſtande geblieben. Dies allein beweiſet ſchon, daß dieſes ſeltene Stück nur zur Erläuterung der Lehre von den Krankheiten der Knochen dienen kann, und keineswegs wie man vorgibt, ein verſteinerter Menſchenſchädel iſt. Solche Verſteinerungen ſind zwar von andern Thierklaſſen nicht ſelten, hingegen vom Menſchen iſt bis jetzt noch ſchlechterdings kein einziges unbezweifeltes Petrefakt gefunden worden. Die Krankheit, welche hier dieſe ſonderbare Erſcheinung an einem Menſchenſchädel hervorgebracht, iſt eine der ungewöhn-

lichſten geweſen, nämlich ein Ueberfluß von wucherndem Knochenſaft oder Knochenſtoff, wodurch bei Lebzeiten des unglücklichen Individuums die Theile des Schädels zu einer unförmlichen Geſtalt angewachſen ſind und ihn allmälig aller Sinnorgane beraubt haben müſſen. Dabei iſt es vorzüglicher Aufmerkſamkeit werth, daß die Nervenlöcher doch verhältnißmäßig nur wenig verengt worden ſind. Man hat bereits in d'Argenville's Oryktologie die Abbildung eines dem hieſigen vollkommen ähnlichen Schädels, und unſer Sömmerring beſitzt einige, auf eben dieſelbe Art unförmlich angequollene Hühnerknochen.

Ich will mir den Glauben nicht nehmen laſſen, daß dieſe wiſſenſchaftlichen Anſichten, welche Dich gewiß ſehr lebhaft beſchäftigen werden, eine Seite haben, an der ſie auch eine weniger vorbereitete Wißbegierde befriedigen können. Es kommt eines Theils nur darauf an, dieſe allgemein intereſſirende Seite herauszukehren, und andern Theils müßte der Zuhörer nur eine gewiſſe Thätigkeit der eigenen Geiſteskräfte und einen richtigen Sinn beſitzen, um überhaupt alles Neue, ſobald es nicht in Kunſtwörtern verborgen bleibt, unterhaltend, richtig und anwendbar zu finden. Je reicher die Ausbildung unſeres Zeitalters, je größer die Anzahl unſerer Begriffe, je erleſener ihre Auswahl iſt, deſto umfaſſender wird unſer Denk- und Wirkungskreis, deſto vielfältiger und anziehender werden die Verhältniſſe zwiſchen uns und allem was uns umgibt. Daß wir uns auf dieſem Punkte der Geiſteskultur befinden, das beweiſt der gegenwärtige Zuſtand der Erziehungsanſtalten, der Univerſitäten, der belletriſtiſchen und ernſten Literatur, der politiſchen und ſtatiſtiſchen Verfaſſungen, der phyſiſchen und hyperphyſiſchen Heilkunde, ja ſogar der raiſonnirten Schwelgerei und raffinirten Sinnlichkeit, worin alles auf einem encyklopädiſchen Inbegriff und Zuſammenhang aller möglichen Zweige der Erkenntniß beruht. Dieſer nunmehr in allen Fächern aufgeſuchten und mit ſo vielem Glück verfolgten Verwebung und Verbindung der verſchiedenartigſten Kenntniſſe ſind wir es ſchuldig, daß der Gang unſerer Erziehung ſich beflügelt und daß unſere ſechzehnjährigen Jünglinge ein vollſtändigeres, zuſammenhängenderes Syſtem von nützlichen, praktiſchen Begriffen inne haben, als man ſich zu Locke's Zeiten mit dreißig Jahren erwerben konnte. Die Spreu iſt beſſer von reinem Korn geſchieden, und wir genießen, wenigſtens in gewiſſer

Rückſicht, die Frucht des Schweißes von Jahrtauſenden. Unſere Frauenzimmer ſelbſt finden es leicht und anmuthig, alle Gefilde des Wiſſens zu durchſtreifen, ſie wie Gärten geſchmückt zu ſehen und ihre Blumen in einen Strauß zuſammenzubinden, den man im bunten, geſellſchaftlichen Kreiſe nicht ohne Selbſtgefallen jedem zur Erquickung darreichen kann. Wir wollen uns über dieſe oberflächliche Weisheit nicht entrüſten; denn ſie iſt reeller als man denkt und als es mürriſche oder pedantiſche Sittenrichter zugeben mögen. Alles iſt gewonnen, wenn es zur Gewohnheit wird, die Geiſteskräfte zu beſchäftigen und die Vernunft, die man dem größten Theile des Menſchengeſchlechts ſo lange und ſo gern abgeläugnet oder auch wohl unmenſchlich entriſſen hat, in ihrer Entwickelung überall zu begünſtigen. Nur der Geiſt, welcher ſelbſt denkt und ſein Verhältniß zu dem Mannigfaltigen um ſich her erforſcht, nur der erreicht ſeine Beſtimmung. Wir wir anfingen, ſo endigen wir dann: durch die Wirbel aller möglichen Zuſammenſetzungen hindurch, kehren wir, reich in uns ſelbſt und frei, zu der urſprünglichen Einfalt zurück. —

Du weißt, ich kenne auch die Rückſeite des ſchönen Gepräges, welches unſere Einbildungskraft den Weltbegebenheiten aufdrückt; allein jede Anſicht hat nur einen ihr eigenen Geſichtspunkt, und wer ihn verrückt, der haſcht nach einem Schatten, über welchen das Weſentliche ſelbſt ihm entgeht. Wenn wir uns am heiterſten Frühlingsmorgen des Lichtes freuen, deſſen milder Strom den Himmel und die Erde verjüngt und Lebenswonne in der ganzen Schöpfung anzündet — was kümmert uns der Sonnenſtich oder die Donnerwolke, die möglichen Folgen der Einwirkung jenes wohlthätigen Elements in einen unvollkommenen, ungleichartigen Planeten?

IV.

Köln.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterſcheiden konnten. So oft ich Köln beſuche, geh ich immer wieder in dieſen herrlichen Tempel, um

die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meiſterwerke ſtürzt der Geiſt voll Erſtaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er ſich wieder mit ſtolzem Fluge über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geiſtes war. Je rieſenmäßiger die Wirkungen menſchlicher Kräfte uns erſcheinen, deſto höher ſchwingt ſich das Bewußtſein des wirkenden Weſens in uns über ſie hinaus. Wer iſt der hohe Fremdling in dieſer Hülle, daß er ſo in mannigfaltigen Formen ſich offenbaren, dieſe redenden Denkmäler von ſeiner Art die äußeren Gegenſtände zu ergreifen und ſich anzueignen, hinterlaſſen kann? Wir fühlen Jahrhunderte ſpäter dem Künſtler nach und ahnen die Bilder ſeiner Phantaſie, indem wir dieſen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan ſich wölbenden Chors hat eine majeſtätiſche Einfalt, die alle Vorſtellung übertrifft. In ungeheurer Länge ſtehen die Gruppen ſchlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forſtes; nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Aeſten geſpalten, die ſich mit ihren Nachbaren in ſpitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, faſt unerreichbar iſt. Läßt ſich auch ſchon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beſchränkten Raume verſinnlichen, ſo liegt gleichwohl in dieſem kühnen Emporſtreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltſame, welches die Einbildungskraft ſo leicht in das Grenzenloſe verlängert. Die griechiſche Baukunſt iſt unſtreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinſtimmenden, Beziehungsvollen, Erleſenen, mit einem Worte des Schönen. Hier indeſſen an den gothiſchen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme ſchwanken würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Maſſe machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichſam auf nichts ruhen, luftig ſchweben, wie die ſchattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier ſchwelgt der Sinn im Uebermuth des künſtleriſchen Beginnens. Jene griechiſchen Geſtalten ſcheinen ſich an alles anzuſchließen, was da iſt, an alles, was menſchlich iſt; dieſe ſtehen wie Erſcheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläſte da, um Zeugniß zu geben von der ſchöpferiſchen Kraft im Menſchen, die einen iſolirten Gedanken bis auf das äußerſte verfolgen und das Erhabne ſelbſt auf einem excentriſchen Wege zu erreichen weiß. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ein ſo prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn ſchon der Ent-

wurf, in Gedanken ergänzt, ſo mächtig erſchüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingeriſſen!

Ich erzähle Dir nichts von den berüchtigten heiligen Drei Königen und dem ſogenannten Schatz in ihrer Kapelle, nichts von dem Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenſtern im Chor, nichts von der unſäglich reichen Kiſte von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelbert's ruhen, und ihrer wunderſchönen, ciſelirten Arbeit, die man heutiges Tages ſchwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerkſamkeit hatte einen wichtigeren Gegenſtand, einen Mann von der beweglichſten Phantaſie und vom zarteſten Sinne, der zum erſten Male in dieſen Kreuzgängen den Eindruck des Großen in der gothiſchen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuß hohen Chors vor Entzücken wie verſteinet war. O, es war köſtlich, in dieſem klaren Anſchauen die Größe des Tempels noch einmal, gleichſam im Widerſchein, zu erblicken! Gegen das Ende unſeres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einſamen, von unſeren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwiſchen den Gräbern der Kurfürſten, Biſchöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches ſchaurige Bild der Vorzeit in ſeiner Seele. In allem Ernſte, mit ſeiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderſchöpfungen raſtlos thätigen Geiſte möchte ich die Nacht dort nicht einſam durchwachen. Gewiß entſetzeſt Du Dich ſchon vor dem bloßen Gedanken, wie ihm ſelbſt davor graute.

Ich eilte mit ihm hinaus ins Freie, und ſobald wir unſern Gaſthof erreicht hatten, erwachte die beneidenswerthe Laune, womit er, durchdrungen vom Genuß der lieblichen Natur, ſchon auf der ganzen Fahrt von Koblenz her, die einförmigen Stunden uns verkürzt hatte. Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht löſen, ob es befriedigender ſei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu ſchöpfen, oder ſie von zahlloſen Anſchauungen bereits überallher geſammelt, erleſen, geordnet, zuſammengeſetzt, zu ſchönen Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menſchenſeele, unſerm Weſen ſchon mehr angeeignet, in uns übergehen zu laſſen? Beides hat ſeinen eigenthümlichen Werth, und beides haben wir ſeit unſerer Abreiſe ſchon reichlich gekoſtet. Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beſeelten Natur; tief und ſcharf beſtimmt und alle Verhältniſſe erſchöpfend, graben ſich die Bilder des Daſeins, das unabhängig

von dem Menſchen, ohne ſein Zuthun iſt und war und ſein wird, ins Gedächtniß ein. Dagegen geſellen ſich, von einer menſchlichen Organiſation aufgefaßt, die mannigfaltigſten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es ſagen? — aus der Zukunft, zum Gegenwärtigen, und verweben ſich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama. Wir ſelbſt, ich fühle es wenigſtens, können nicht immer ſo richtig, ſo ins Weſentliche eingreifend empfangen, ſo die unterſcheidenden Merkmale der Dinge uns ſelbſt bewußt werden laſſen, wie ſie uns auffallen, wenn ein Anderer ſie vom Außerweſentlichen abgeſchieden und in einen Brennpunkt vereinigt hat. Zum Beweiſe brauchte ich nur an das ſchwere Studium des ſo vielfältig und ſo zart nüancirten Menſchencharakters zu erinnern. Je feiner die Schattirungen ſind, wodurch ſich ſo nahe verwandte Geſchöpfe unterſcheiden, deſto ſeltener iſt ſowohl die Gabe der beſtimmten Erkenntniß, als die Kunſt der treuen Ueberlieferung ihres Unterſchiedes.

Der Genuß eines jeden, durch die Empfindung eines Andern gegangenen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks ſetzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntſchaft mit dem bezeichneten Gegenſtande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriß, müſſen wir haben, worin unſere Einbildungskraft die beſonderen Züge aus der neuen Darſtellung übertragen und ausmalen könne. Die beſtimmte Empfänglichkeit des Künſtlers für das Individuelle erfordert daher, wenn ſie recht geſchätzt werden ſoll, einen kaum geringeren Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunſtrichters, und die Seltenheit dieſes Grades iſt ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchſte Stufe der Kunſt, in allen ihren Zweigen ſo leicht verkannt werden, oder auch beinahe gänzlich unerkannt bleiben kann. Was der große Haufe an einem Gemälde, an einem Gedichte oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das iſt es wahrlich nicht, worauf die Künſtler ſtolz ſein dürfen; denn dieſem Haufen genügt die Täuſchung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterſchiebt, und wer weiß nicht, wie viel leichter ſich Kinder als Erwachſene, gewöhnliche Menſchen als gebildete, täuſchen laſſen? Darum kann auch nicht die Illuſion, als ſolche, ſondern es muß die ganze Vollkommenheit der Kunſt der letzte Endzweck des Künſtlers ſein, wie ſie allein der Gegenſtand der höchſten Be-

wunderung des Kenners iſt, der ſich nicht mehr täuſchen läßt, außer, wenn er mit dem feinen Epikurismus der Kultur eben geſtimmt wäre, im Beſchauen eines Kunſtwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflektirte Selbſtgefühl, welches aus der Erwägung der im Menſchen wohnenden Schöpferkraft entſpringt, abſichtlich Verzicht thäte.

Was wäre aber die Kunſt, was hätte ſie, hinweggeſehn vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unſern denkenden Geiſt, wenn es nicht dieſe, dem Naturſtoff, den ſie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menſchheit wäre? Das Siegel des Herrſchers in der Natur iſt es eben, was wir an jedem Kunſtwerk, wie das Bruſtbild eines Fürſten auf ſeiner Münze, erblicken wollen; und wo wir es vermiſſen, da ekelt die allzuſclaviſch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunſt ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geiſtesſchöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künſtler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphyſiſche Reichthum, den ſich der Künſtler aus unbefangenen Anſchauungen der Natur erwarb, den er in das Syſtem ſeiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den ſtrömt er wieder über alle ſeine Werke aus. So entſtanden der Apoll vom Belvedere, die mediceiſche Venus, die Schule von Athen, die Aenëide, der Mahomet; ſo bildeten ſich Demoſthenes und Cicero, und Molé und Garrik. Die Ideale des Meißels und der Malerei, der Dichtkunſt und Schauſpielkunſt finden wir ſämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerſtreute Vortreffliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unſerer Vernunft mögliche, auch von unſerem Sinne zu faſſende und ſogar noch ſinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darſtellt. Göttlichgroß iſt das Künſtlergenie, das den Eindrücken der Natur ſtets offen, tief und inniggunterſcheidend empfindet und nach ſeiner innern Harmonie das Treffendſte vom Bezeichnenden, das Edelſte vom Edlen, das Schönſte vom Schönen wählt, um die Kinder ſeiner Phantaſie aus dieſen erleſenen Beſtandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Weſens, und nur inſofern der Menſch ſie vereinigte, liebliche Träume ſind.

Nur das Gleichartige kann ſich faſſen. Dieſen Geiſt zu erkennen, der über die Materie hinwegſchwebt, ihr gebietet, ſie

zuſammenſetzt und ſchöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheiſchen Funkens. Allein wie viele Stufen gibt es nicht zwiſchen der Unwiſſenheit, die an einer Bildſäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantaſie Polyklet's darin ahnet? Zwiſchen jenem Landmanne, der ſich ſcheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauſpielers von einem Augenblicke zum andern den Ausdruck des Empfundenen von der Urtheilskraft regieren ſieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meiſterwerke huldigt, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthümliche, was nur des Künſtlers Geiſtesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerreichbaren Shakeſpeare den kühnſten Dichterflug und den treffendſten Wahrheitsſinn; was dem Parterre und den Galerien in London an ſeinen Schauſpielen die höchſte Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes ſein. Doch ich habe ja wohl eher ſogar den Kenner geſehn, der über Minerven's Helm Minerven ſelbſt vergaß. An einem Gemälde Raphael's, wo ſeine hohe Ahnung des Göttlichen aus den Geſichtszügen ſtrahlte, ſah ich einen großen Kunſtlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren um die Schönheit römiſcher und griechiſcher Dichter, wenn Du erſtaunen willſt, daß ſie in der Wahl kurz- und langſylbiger Wörter, in der Miſchung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo Du ſie nie geſucht hätteſt, beſteht. Laß doch Leute von Geſchmack Dirs erklären, daß Göthen's Iphigenia Dich entzückt, weil Euripides zuerſt eine ſchrieb. Und wenn ein Hamlet, oder ein Lear, oder ein Macbeth vor Dir auftritt, wie der Dichter ſelbſt ſich nie träumen ließ, daß man ſie darſtellen könnte; ſo vernimm von einem Kunſtverſtändigen des Theaters den belohnenden Ausruf ſeiner höchſten Zufriedenheit: er hat ſich trefflich einſtudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienſtes der einzige Lohn, um welchen der große Künſtler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meiſterwerk geſehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beiſpiele der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinewand oder in Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann.

Iſt das Jahrhundert ihm zu klein, gibt es keinen unter den Zeitgenoſſen, der im Kunſtwerke den Künſtler, im Künſtler den Menſchen, im Menſchen den ſchöpferiſchen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menſchen, den Künſtler und ſein Bild, in den Tiefen ſeines eigenen verwandten Weſens hochahnend wiederfände: — ſo führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgeſtimmte Seele zuſammen, die dieſer große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt.

Auf dieſen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künſtler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen ſein Geiſteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er ſelbſt ſein eignes Kunſtwerk iſt, weil in ſeiner perſönlichen Gegenwart die Aeußerung alles deſſen beſchloſſen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffaſſen und mit dem lebendigmachenden Siegel ſeines Geiſtes ſtempeln konnte, weil endlich mit ihm ſelbſt ſeine Kunſt und jede beſtimmte Bezeichnung ihres Werthes ſtirbt. Der Natur den Menſchen nachzubilden, nicht blos ſeine körperlichen Verhältniſſe, ſondern auch die zarteren Spuren des in ſeiner Organiſation herrſchenden Geiſtes ſo hinzuſtellen, daß ſie in unſerer Phantaſie Eingang finden, dieſes ſchöne Ziel der Kunſt erreicht ſowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf ſeinem beſondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichſam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtſchaft in uns wirkt; dies vermag nur der Schauſpieler, indem er ſeine eigenen Züge, ſeinen Gang und ſeine Stimme, ſeinen ganzen Körper mit ſeiner Lebenskraft in das Weſen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er ſich mit dieſem Ideal, das er zuvor ſich aus der Natur abzog, identificirt und vor unſern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweiſe, die ganze Aeußerungsart, ja ſogar die Geſtalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künſtler nach Jahrtauſenden noch beſtehen und eben das wirken, was ſie neu aus der Hand des Meiſters wirkten; ſo iſt hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauſpielers, die nicht langſam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, beſſert, ändert, vervollkommnet, ſondern im Augenblick des

Empfangens ſchon vollendete Geburten in ihm ſelbſt offenbart, auf die beſtimmteſte Weiſe nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend iſt der Anblick dieſes Reichthums in eines Menſchen Seele, ſo hinreißend das Talent, ihn auszuſpenden, daß ſeine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert ſich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stängel der Fackeldiſtel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem ſo zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — ſie warf es in unfruchtbare Wildniſſe hin, ſich ſelbſt genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Menſch, wie ich das Wort verſtehe, das ſeltenſte Weſen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erſcheinung genießt.

Es reicht über den Kreis des Dilettanten hinaus, der Humanität des Künſtlers ein Denkmal zu errichten, wenn dieſe Begeiſterung, wozu ſein Anblick erwecken konnte, nicht etwa die Stelle vertritt. Du kennſt ihn ſchon; es iſt unſer J. Du wirſt ihn ſehen und ihm danken; das iſt des Kommens werth.

V.

Düſſeldorf.

Das finſtre, traurige Köln haben wir recht gern verlaſſen. Wie wenig ſtimmt das Innere dieſer weitläufigen, aber halb entvölkerten Stadt mit dem vielverſprechenden Anblick von der Flußſeite überein. Unter allen Städten am Rhein liegt keine ſo üppig hingegoſſen, ſo mit unzähligen Thürmen prangend da. Man nennt ſowohl dieſer Thürme als überhaupt der Gotteshäuſer und Altäre, eine ſo ungeheure Zahl, daß ſie meinen Glauben überſteigt. Gleichwohl iſt neben ſo vielen kein Plätzchen mehr übrig, wo die Chriſten, die den Pabſt nicht anerkennen, ihre Andacht frei verrichten dürfen. Der Magiſtrat, der den Proteſtanten bereits die freie Religionsübung innerhalb der Ringmauern bewilligt hatte, mußte ſeine Erlaubniß kürzlich wieder zurücknehmen, weil der Aberglaube des Pöbels mit Aufruhr,

Mord und Brand drohte. Dieſer Pöbel, der beinahe die Hälfte der Einwohner, alſo einen Haufen von zwanzigtauſend Menſchen ausmacht, hat eine Energie, die nur einer beſſern Lenkung bedürfte, um Köln wieder in einiges Anſehn zu bringen. Traurig iſt es freilich, wenn man auf einer Strecke von beinahe dreißig deutſchen Meilen ſo manche zum Handel ungleich vortheilhafter als Frankfurt gelegene Stadt erblickt und es ſich nun nicht länger verbergen kann, daß mehr oder weniger eben dieſelben Urſachen überall dem allgemeinen Wohlſtande kräftigſt entgegengewirkt haben, der ſich nur in Frankfurt entwickeln konnte.

In Köln ſollen viele reiche Familien wohnen; allein das befriedigt mich nicht, ſo lange ich auf allen Straßen nur Schaaren von zerlumpten Bettlern herumſchleichen ſehe. So oft ich hingegen nach Frankfurt komme, weide ich mich mit herzlichem Genuß am Anblick des gemeinen Mannes, der faſt durchgehends geſchäftig, reinlich und anſtändig gekleidet iſt. Der Fleißige, der ſeine Kräfte rechtſchaffen anſtrengt, um hernach ſeines Erwerbes froh zu werden, ihn mit den Seinigen zu theilen, regelmäßig mit ihnen einfache, gute Koſt zu genießen und mit ganzem Rocke zu erſcheinen — dieſer Arbeitſame iſt unſtreitig ſittlicher, geſunder und glücklicher als der Müßiggänger, er iſt ein Menſch, wo dieſer nur ein Thier, und zwar mit menſchlichen Anlagen ein deſto gefährlicheres Thier iſt. Bekanntlich geht die Unſittlichkeit der Bettler in Köln ſo weit, daß ſie den Müßiggang ſyſtematiſch treiben und ihre Plätze an den Kirchthüren erblich hinterlaſſen oder zum Heirathsgut ihrer Töchter ſchlagen. In der Oſterwoche iſt es gewöhnlich, daß die Armen, die ſich ſchämen, öffentlich zu betteln, in ſchwarze Kittel vermummt und mit einem Flor über dem Geſicht, auf die Straße gehen, niederknien, den Roſenkranz beten und die Vorübergehenden um Almoſen anrufen. Man nennt dieſe Leute hier mit einem eigenen Namen Kappengecken, und ihr widerlicher Aufzug iſt ſo auffallend, daß die halbnackten Straßenkinder ihre zerriſſenen Hemdchen ſich über den Kopf ſchlagen, um ihnen dieſe Mummerei nachzumachen.

Wer begreift nicht, daß die zahlreiche Bande von ſitten- und gewiſſenloſen Bettlern, die auf Koſten der arbeitenden Klaſſe leben, hier den Ton angeben muß? Allein da ſie träge, unwiſſend und abergläubiſch iſt, wird ſie ein Werkzeug in der Hand ihrer theils kurzſichtigen, ſinnlichen, theils ränkevollen, herrſch-

begierigen Führer. Die Geiſtlichen aller Orden, die hier auf allen Wegen wimmeln und deren ungeheure Menge auf einen Reiſenden immer einen unangenehmen Eindruck macht, könnten zur Moralität dieſer rohen, ungezügelten Menge auf das heilſamſte wirken, könnten ſie zum Fleiß, zur Ordnung anführen und ihnen billige Geſinnungen gegen ihre anders denkenden Mitbürger, ein Gefühl von Ehre und Schande, von Eigenthum und Recht einimpfen. Dies und noch weit mehr könnten, ſollten ſie thun, da ſich ihr Stand nur durch dieſe Verwendung für das gemeine Beſte zur Exiſtenz legitimiren kann. Allein ſie thun es nicht und — ſind! Die Bettlerrotten ſind ihre Miliz, die ſie am Seil des ſchwärzeſten Aberglaubens führen, durch kärglich geſpendete Lebensmittel in Sold erhalten und gegen den Magiſtrat aufwiegeln, ſobald er ihren Abſichten zuwider handelt. Es iſt wohl Niemand ſo unwiſſend, daß er noch fragen könnte, wer den Pöbel gereizt habe, ſich der Erbauung eines proteſtantiſchen Gotteshauſes zu widerſetzen?

Soeben ſind auch von der kölniſchen Kleriſei an ihren Kurfürſten Vorſtellungen ergangen, worin er im Namen der ächten rechten Lehre aufgefordert wird, dem Profeſſor der Philoſophie in Bonn den Gebrauch des Feder'ſchen Handbuchs bei ſeinen Vorleſungen zu unterſagen. Unter andern Argumenten heißt es in ihrer Schrift, daß Feder von den Proteſtanten ſelbſt für heterodox gehalten werde; eine Behauptung, die im proteſtantiſchen Deutſchland unerhört iſt, da es ſchon im Weſen des Proteſtantismus liegt, daß darin die verabſcheuungswürdigen Unterſchiede von Orthodoxie und Heterodoxie gar nicht ſtattfinden können. Wie es ſcheint, erlaubt man ſich alſo in Kölln den Grundſatz, daß gegen den Feind alle Vortheile gelten; und in einer Sache, wo es keinen haltbaren Grund gibt, in der Sache geiſtlicher Verfolgungsſucht, iſt freilich das ſchlechteſte Argument ſo viel werth wie jedes andere, ſobald man es nur geltend machen kann. Der Gewiſſenhafte, der ſich bemüht, der ſtrengen Wahrheit und der Vernunft treu zu bleiben, kommt gegen einen Widerſacher nicht auf, welcher wiſſentlich zu täuſchen und zu übertäuben ſucht und zu ſeinem Zwecke alle Mittel für erlaubt hält.

Die Zeiten, ſagt man, ſind vorbei, da der Scholaſtiker fragen durfte, was Ariſtoteles von dieſem oder jenem Geheimniſſe der katholiſchen Lehre, zum Beiſpiel von der Jungfrauſchaft

der Mutter Gottes, gehalten habe? Ich hingegen behaupte, daß dieſe Zeiten nie ganz aufhören können, ſo lange es kein Mittel gibt, den Menſchen Ehrfurcht gegen das Edelſte, was ihrer Natur zum Grunde liegt, gegen ihre eigene Vernunft, einzuflößen. Wo dieſe Ehrfurcht fehlt, da wird man ſich immerfort Ungereimtheiten erlauben, da wird man, ſobald politiſche Verhältniſſe es geſtatten, intolerant ſein und die Gewiſſen mit Zwang beherrſchen wollen. Wenn nicht dieſe verkehrte Herrſchbegierde die Triebfeder der widerſprechendſten Aeußerungen wäre, ſo müßte man ſich ja wundern, wie es nur möglich iſt, daß irgend einer Geiſtlichkeit nicht alle philoſophiſche Lehrbücher höchſt gleichgültig ſein ſollten. Die Philoſophie muß ſich ſchlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einſchränken; da hingegen die Theologie unbegreifliche Myſterien lehrt, welche nicht demonſtrirt, ſondern geglaubt werden müſſen, vermittels eines Glaubens, der die unbedingte Gabe der Gottheit iſt. Soll man nun doch das Unbegreifliche demonſtriren, das heißt begreiflich machen? Einen platteren Widerſpruch gibt es nicht.

Wie mag es aber wohl kommen, daß man heutiges Tages zu ſolchen Widerſprüchen ſeine Zuflucht nimmt? So viel ich ſehe, liegt eben darin ein auffallender Beweis der Schwäche, deren ſich die Herren bewußt ſein müſſen. Wenn man verſinken will, haſcht man begierig auch nach dem Strohhalm, der doch Niemanden retten kann. Ehedem verfuhren ſowohl die weltlichen als die kirchlichen Despoten ganz anders. Sie ließen es ihre geringſte Sorge ſein, die Vernunft mit ihren Ausſprüchen in Harmonie zu bringen, brauchten Gewalt, wo ſie ihnen in die Hände fiel und erſtickten dann die Keime des Denkens. Aber hier und dort iſt ihnen ein Samenkörnchen entgangen und zu einem ſchönen Baume aufgeſproßt, unter deſſen Schatten ſich die Völker ſchon ſammeln. Mit Schrecken und Abſcheu bebt man bereits vor Jedem zurück, der unſere freie Willkür, es ſei worin es wolle, beſchränken möchte und am allermeiſten vor Dem, der ein Intereſſe hat, etwas Unbegreifliches als poſitive Wahrheit anerkannt zu wiſſen. Ein Menſch kann dem andern nicht gebieten, was er thun ſoll, als in ſo fern dieſer es für gut findet, ſich befehlen zu laſſen; wie viel widerrechtlicher alſo, wenn Jemand gebieten will, was man glauben ſoll, und denen, die das Gebotene nicht glauben können oder nicht glauben wollen, die Rechte ſchmälert, die ein Menſch dem andern nicht nehmen

darf, die ein Bürger dem andern garantirt. In dieſer Lage der Sachen iſt es ſo befremdend nicht, daß man jetzt einen letzten Verſuch macht, ob man nicht noch die angehenden Denker ſelbſt durch ein Gewebe von betrüglichen Schlüſſen hintergehen und einfangen könne. Allein die Vernunft rächt ſich an denen, die ſie ſo lange verachteten und verfolgten; und wenn Jemand mit der Demonſtrationsmethode, die im vorigen Jahrhundert noch gut genug war, jetzt auftritt, ſo nimmt es ſich ungefähr ſo aus, wie ein Kind, das einen Erwachſenen mit eben dem Popanz ſchrecken will, vor welchem ſeine Spielkameraden liefen.

Das ſicherſte Zeichen eines zerrütteten, ſchlecht eingerichteten, kranken Staats hat man immer daran, wenn er eine große Menge Müßiggänger nährt. Der Fleißige, der die Früchte ſeines Schweißes mit dieſen Raubbienen theilen muß, kann ſich endlich des Gedankens nicht erwehren, daß man die unbilligſte Forderung an ihn thut, indem man ſeiner Redlichkeit die Strafe auferlegt, die eigentlich ſtrafwürdigen Faullenzer zu füttern. Die natürliche, unvermeidliche Folge dieſer Reflexion iſt, wenn man ſich zu ſchwach fühlt, dem Uebel abzuhelfen, eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beſte, gegen die Verfaſſung ſelbſt. Welcher Staat kann public spirit von ſeinen Bürgern erwarten, wenn er ſie mißhandelt? Es iſt gleichviel, ob ein Deſpot oder eine Horde von Bettlern die Freiheit des arbeitſamen, tugendhaften Bürgers vernichtet, dieſe Ungerechtigkeit muß der Staat allemal büßen. Aus gleichgültigen, kalten Mitgliedern des Ganzen werden die Hintangeſetzten und Gedrückten bald auch zu moraliſch ſchlechteren Menſchen. Das Beiſpiel ſteckt an, und gegen die Uebermacht gewiſſenloſer Müßiggänger ſcheinen Betrug und Liſt und Ränke ihnen bald die erlaubteſte und ſicherſte Gegenwehr. Was die Bettler auf der einen Seite rauben, das müſſen Betrogene auf der andern Seite wieder erſetzen. Auf dieſe Art ſchleicht unvermerkt das Gift der Sittenloſigkeit durch alle Stände und verderbt endlich die ganze Maſſe. Die Vernunft wird entbehrlich, wo die Begriffe von Recht und Billigkeit dem Eigennutze weichen müſſen; Alles verſinkt in jene ſinnliche Abſpannung, die das Laſter unvermeidlich macht und bei den nachfolgenden Krämpfen des Gewiſſens dem lauernden Aberglauben gewonnenes Spiel gibt.

Nirgends erſcheint der Aberglaube in einer ſchauderhafteren Geſtalt als in Köln. Jemand der aus unſerm aufgeklärten

Mainz dahin kommt, hat in der That einen peinigenden Anblick an der mechaniſchen Andacht, womit ſo viele tauſend Menſchen den Müßiggang zu heiligen glauben, und an der blinden Abgötterei, die der Pöbel hier wirklich mit Reliquien treibt, welche den ächten Religionsverehrern unter den Katholiken ſelbſt ein Aergerniß geben. Wenn die Legende von den elftauſend Jungfrauen auch ſo wahr wäre, wie ſie ſchwer zu glauben iſt, ſo bliebe doch der Anblick ihrer Knochen in der Urſulakirche darum nicht minder ſcheußlich und empörend. Allein, daß man die Stirne hat, dieſes zuſammengeraffte Gemiſch von Menſchen- und Pferdeknochen, welches vermuthlich einmal ein Schlachtfeld deckte, für ein Heiligthum auszugeben, und daß die Kölner ſich auf dieſe Heiligkeit todtſchlagen laſſen, oder, was noch ſchlimmer iſt, den kühnen Zweifler ſelbſt leicht ohne Umſtände todtſchlagen könnten: das zeugt von der dicken Finſterniß, welche hier in Religionsſachen herrſcht. Es wäre wohl einer gründlichen Nachforſchung werth, ob es ſich beſtimmen laſſe, welche Urſachen in verſchiedenen Ländern dieſelbe Religion ſo umbilden, daß ſie in ihren Wirkungen auf den Charakter der Einwohner ſich nicht mehr gleich bleibt. Warum herrſcht zum Beiſpiel in Köln ein ſchwarzgalliger Fanatismus in der Andacht, in Rom hingegen Leichtſinn und heitere Freude? Sind es die niederländiſchen Nebel und die lauen, geſtirnten Nächte Italiens, welche dieſen Unterſchied bemerkbar machen? oder ſteckt es ſchon von undenklichen Zeiten her im italieniſchen und im deutſchen Blute, daß jenes den Zauber der erhöheten Sinnlichkeit über alle Gegenſtände verbreitet, dieſes aber ſelbſt eine Religion, welche ſo lebhaft auf die Sinne wirkt, finſter und menſchenfeindlich machen kann? Ich geſtehe, daß ich viel auf die Einwirkung eines milden Himmelſtriches halte, und ſo auffallend der Unterſchied zwiſchen dem niedrigen Bettler in Köln und dem edleren Lazarone in Neapel iſt, rechne ich ihn doch größtentheils auf die klimatiſche Verſchiedenheit ihres Aufenthalts. In Italien entwickelt ſchon allein das Klima den geſunden Menſchenverſtand; wer dort faullenzt, der iſt nach Mrs. Piozzi's Bemerkung, nur nicht hungrig. Sobald ihn hungert, greift er zur Arbeit, weil ſein Verſtand ihn dieſes Mittel als untrüglich einſehen läßt. Hingegen verſuch es Jemand, dem Pöbel in Köln von Arbeit zu ſprechen.

Wir beſahen in der St. Peterskirche zu Köln die berühmte Kreuzigung Petri von Rubens. Wenn ich nichts anderes von

dieſem Meiſter geſehen hätte, ſo würde mich dieſes Stück nicht in Verſuchung führen, allzu vortheilhaft von ihm zu urtheilen. Die ganze Figur des Apoſtels iſt ſehr verzeichnet und eine richtige Zeichnung konnte doch bei einem ſo ekelhaften, das Gefühl ſo ſehr beleidigenden Gegenſtande, noch das einzige Verdienſt bleiben. Der Heilige wird hier ans Kreuz genagelt, und — nun denke Dir die Abſcheulichkeit! — damit ſeine Henker bequemer zu den Füßen kommen können, ſteht das Kreuz mit dem Kopfe zu unterſt; die Leiden des Gemarterten ſind folglich um ſo viel fürchterlicher. Hilf Himmel, welch ein äſthetiſches Gefühl hat ſo mancher geprieſene Künſtler gehabt! Sind das Gegenſtände, die eine Abbildung verdienen? Gegenſtände, die ich in der Natur nicht ſehen möchte! Doch wir ſind jetzt in der Nähe der ſchönen Galerie; morgen will ich Dich von der Kunſt unterhalten.

Welch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen Köln und dieſem netten, reinlichen, wohlhabenden Düſſeldorf! Eine wohlgebaute Stadt, ſchöne, maſſive Häuſer, gerade und helle Straßen, thätige, wohlgekleidete Einwohner; wie erheitert das nicht dem Reiſenden das Herz! Vor zwei Jahren ließ der Kurfürſt einen Theil der Feſtungswerke demoliren und erlaubte ſeinen Unterthanen auf dem Platze zu bauen. Jetzt ſteht ſchon eine ganze neue Stadt von mehreren langen, nach der Schnur gezogenen Straßen da; man wetteifert mit einander, wer ſein Haus am ſchönſten, am bequemſten bauen ſoll; die angelegten Kapitalien belaufen ſich auf ſehr beträchtliche Summen, und in wenigen Jahren wird Düſſeldorf noch einmal ſo groß als es war, und um vieles prächtiger ſein. Wer doch das Geheimniß einer guten Staatsverwaltung wüßte, damit er ſagen könnte, wie ſich in den Herzogthümern Jülich und Berg ſo große Reichthümer häuften, wie die Bevölkerung daſelbſt ſo ſtark und der Wohlſtand der Einwohner gleichwohl ſo allgemein ward, daß die kleinern Städtchen nicht minder wohlhabend ſind, als die Hauptſtadt, daß der Anbau auf dem platten Lande denſelben Geiſt der guten Wirthſchaft, denſelben Fleiß zeigt, wie die Fabriken, daß man hier ſo leicht den Weg zu einer glücklichen Exiſtenz finden lernte, der anderwärts ſo ſchwer zu treffen ſcheint? — Ich fange an zu glauben, dieſes Geheimniß ſei einfacher als man denkt; es iſt das Ei des Kolumbus, und wenn man es weiß, kann man ſich kaum bereden, daß nicht mehr dahinter war, ja,

man ärgert ſich wohl, daß man nicht von ſelbſt darauf fiel. Die ganze Kunſt beſteht darin, daß der Regent ſich der verderblichen Spiegelfechterei, die man gewöhnlich, obwohl mit Unrecht, regieren nennt, zu rechter Zeit zu enthalten wiſſe und ſein Volk mit den geprieſenen Regentenkünſten verſchone, worauf ſich mancher ſo viel zu gute thut und womit er ſich das Anſehen der einzigen Seele in der großen Staatsmaſchine gibt. Es gehört ein entſchiedenes Maß von gutem Willen und ein etwas ſeltener, ſelbſt bei guten Menſchen, wenn ſie Macht in Händen haben, ungewöhnlicher Grad der Selbſtverläugnung dazu, um nicht zur Unzeit wirken zu wollen und ſich lediglich darauf einzuſchränken, die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche der freien, willkürlichen, unbedingten Thätigkeit eines jeden Bürgers im Staate entgegen ſtehen. Die Einſicht des Regenten ſei noch ſo vortrefflich, ſobald er es nach derſelben verſucht, die Menſchen auf einem Wege, den ſie ſelbſt ſich nicht wählten, vor ſich hin zu treiben, ſobald erfährt er auch, daß die eigenen Lebenskräfte in ſeiner Staatsmaſchine ſtocken oder ſchlafen, und die Wirkung ſchlechterdings nicht hervorbringen, die erfolgt ſein würde, wenn er nicht den verwandten Geiſt in jedem ſeiner Brüder verkannt und zu einer ungeziemenden Knechtſchaft verurtheilt hätte. Es iſt wahr, die Summe des Guten, das in der Welt geſchieht, iſt immer unter unſerer Erwartung, aber ſicherlich iſt ſie da die kleinſte, wo man ſich vorſetzt, eine größere zu erzwingen. Durch das Uebermaß alles Poſitiven, verſündigen ſich die Regierungsformen an dem Menſchengeſchlechte. Durch die ins Unendliche vervielfältigten Geſetze und landesherrlichen Verordnungen, ſo gut es oft damit gemeint ſein mag, und durch jene, von Schmeichlern und Paraſiten ſo geprieſene Kleingeiſterei der Fürſten, die mit unermüdeter Sorgfalt in eines jeden Bürgers Topf gucken, oder gar ſich um ſeine Privatmeinungen und Gedanken bekümmern, richten die Regenten allmälig, ohne es ſelbſt zu wollen, ihre Staaten zu Grunde, indem ſie die freie Betriebſamkeit des Bürgers hemmen, mit welcher zugleich die Entwickelung aller Geiſtesfähigkeiten aufhört.

Eine Viertelſtunde von hier beſuchten wir ein Mönchkloſter. Es gibt nur wenig ähnliche Klöſter in der Welt; denn die Mönche folgen der ſtrengen Regel der in Frankreich ſo berühmten Abtei la Trappe. Zu unſerer Verwunderung fing der erſte, den wir erblickten, ſogleich an mit uns zu ſprechen, und erzählte

uns, das Gelübde des Stillſchweigens ſei gänzlich aufgehoben. Dem guten Manne ſchien aber das Sprechen, deſſen er ſo lange entwohnt geweſen war, nicht leicht zu werden. Ehedem hielt man mit einer unglaublichen Strenge auf dieſes Verbot. Ein Officier, der einſt einen dieſer Mönche nach dem Wege fragte und keine Antwort auf wiederholtes Anfragen erhielt, hätte den armen Büßer beinahe mit Schlägen ums Leben gebracht ohne einen Laut aus ihm hervorzubringen. In Frankreich brannte das ganze Kloſter ab und keiner von den Brüdern brach das heilige Stillſchweigen. Die Aufhebung deſſelben iſt nur ein Vorläufer der gänzlichen Aufhebung des Ordens ſelbſt. Schon lange konnte er keine Novizen mehr bekommen; man ſcheute die allzuſtrenge Regel. Mit dem Ausſterben dieſer Mönche wird indeß dem Staate kein großer Gewinn zufallen, da ſie ſoeben ihre Kapitalien zu Erbauung einer neuen Kirche und eines neuen Kloſtergebäudes verwendet haben. Ungeachtet ſie kein Fleiſch eſſen, werden ſie doch bei ihrer ſtillen, unthätigen Lebensweiſe, welche die Kräfte des Geiſtes faſt gänzlich ſchlummern läßt, recht alt, und ſind faſt durchgehends wohlbeleibt. Unſer Führer war über achtzig Jahr alt und ſah wenigſtens zwanzig Jahr jünger aus. Auf ſeinem übrigens ſehr gutmüthigen Geſichte war die Leere des Gedächtniſſes, die Armuth des Ideenvorrathes unverkennbar. Was iſt nun beſſer, einige Runzeln mehr und einen durch Uebung gebildeten, durch Erfahrung und Thätigkeit bereicherten Geiſt zu Grabe zu nehmen, oder ſorglos, ohne Leidenſchaften, ohne Geiſtesgenuß, in ſtiller Andacht hinzubrüten und zuletzt ganz ſanft in ſeinem Fette zu erſticken? Wähle ſich ein jeder was ihm frommt; ich weiß, daß dieſe Exiſtenz und dieſes Ende keinen Reiz für den haben, der ſchon das beſſere Loos der Menſchen kannte:

zu leiben, zu weinen,
zu genießen und zu freuen ſich.

VI.

Düſſeldorf.

Heute weideten wir uns drei Stunden lang an der hieſigen vortrefflichen Galerie. Gern nahm ich die Gelegenheit wahr, ſie zum fünften Male in meinem Leben zu ſehen, die Eindrücke von ſo manchem Denkmal des Kunſtgenies und des Kunſtfleißes aufzufriſchen und vor allem an ein paar göttlichen Werken einer ſeelenvollen Phantaſie, ein paar Lieblingsbildern, die ſtets geſehen dennoch immer neu bleiben und immer neuen Genuß gewähren, meine Augen und meinen Sinn zu erquicken. Du erwarteſt von mir weder eine Beſchreibung noch ein Verzeichniß von dieſem unſchätzbaren Vorrath erleſener Meiſterwerke. Weder ein trockner Katalog, eine mühſame Aufzählung aller einzelnen Stücke, mit den Namen der Meiſter, noch ſelbſt die treueſte, wörtliche Beſchreibung dieſer Gegenſtände, deren Werth blos durch die Sinne empfunden werden kann, würde mich von dem Vorwurf der gemißbrauchten Geduld retten. Wo iſt die Gemäldeſammlung, von der man nicht nur vollſtändige, ſondern ſogar ſogenannte raiſonnirte Verzeichniſſe hat, die mit Kunſtwörtern fleißig ausſtaffiert, mit Lobeserhebungen und nachgebeteter Verehrung manches berühmten Künſtlernamens angefüllt ſind?

Das Vergnügen, welches man bei dem Anblicke eines Kunſtwerkes empfindet, wird dadurch geſchärft, daß man die aus der Geſchichte und Mythologie entlehnten Subjekte ſchon kennt, und die Ausführung des Künſtlers, ſeine Wahl des rechten, gefühlergreifenden Augenblicks, ſein Studium der Natur in Zeichnung, Charakteriſtik, Stellung, Farbe, Beleuchtung und Kleidung der dargeſtellten Perſonen dagegen halten kann. Allein von allem, was während dieſes Anſchauens und Vergleichens in uns vorgeht, läßt ſich dem Abweſenden mit Worten wenig mittheilen, was ſeiner Einbildungskraft behüflich ſein könnte, ſich ein ähnliches Phantom des Kunſtgebildes zu entwerfen. Die reiche Phantaſie hat hier den Vortheil vor der ärmeren, daß ſie ſchon viele Bilder in ſich faßt, auf die man ſich beziehen, mit denen man das Geſehene vergleichen und ſolchergeſtalt ſie in Stand ſetzen kann, ſich eine lebhafte, bildliche Vorſtellung eines

nie erblickten Gegenſtandes zu vergegenwärtigen. Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenſtande empfing, das gibt keine Beſchreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Objekt vergleichen kann. Der Botaniker beſchreibe Dir die Roſe in den gemeſſenſten Ausdrücken ſeiner Wiſſenſchaft; er benenne alle ihre kleinſten Theile, beſtimme deren verhältnißmäßige Größe, Geſtalt, Zuſammenfügung, Subſtanz, Oberfläche, Farbenmiſchung; kurz er liefere Dir eine ſo pünktlich genaue Beſchreibung, daß ſie, mit dem Gegenſtande ſelbſt zuſammengehalten, nichts zu wünſchen übrig läßt: ſo wird es Dir, wenn Du noch keine Roſe ſahſt, doch unmöglich ſein, ein Bild daraus zu ſchöpfen, das dem Urbild entſpräche; auch wirſt Du keinen Künſtler finden, der es wagte, nach einer Beſchreibung die nie geſehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane, und das Bild iſt auf immer ſeiner Phantaſie unauslöſchlich eingeprägt. Was ich hier ſage, gilt in einem noch höhern Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden verſucht. Das Leben iſt ein Proteus, der ſich tauſendfältig verſchieden in der Materie offenbart. Wer beſchreibt das unnennbare Etwas, wodurch in demſelben Auge, bald ſtärker, bald gedämpfter, das inwohnende, geiſtige Weſen hervorſtrahlt? Gleichwohl faſſen wir mit den Sinnen dieſe zarten Schattirungen, und der Künſtler ſelbſt vermag ihr Gleichniß in ſeinen Werken darzuſtellen, ſobald er ſie ſcharf ergriffen, in ſeine Phantaſie getragen hat.

Ich möchte gern noch ein wenig länger umherſchweifen, um deſto eher zum Ziele zu kommen. Vergleichen, Aehnlichkeiten und Unterſchiede bemerken, iſt das Geſchäft des Verſtandes; ſchaffen kann nur die Einbildungskraft, und in dem Objektiven ſich ſelbſt genießen nur jene reine, innere Empfänglichkeit des Herzens, die ich in der höhern, eigentlichen Bedeutung des Wortes den Sinn nenne. Wir geben uns das Maß unſerer Kraft nicht ſelbſt, mehren und mindern es nicht, beſtimmen nicht einmal die Art ihrer Aeußerung. Die Spontaneität unſeres Weſens, vermittels deren wir empfinden, iſt die gemeinſte, ſie iſt ſogar eine thieriſche Eigenſchaft und beide, die Phantaſie ſowohl als der Verſtand, ſetzen den Sinn voraus, ohne welchen ſie leer und unwirkſam blieben. Auch die Einbildungskraft hat man, wie mich dünkt mit Recht, den Thieren in gewiſſem Grade zuerkannt und daher der Urtheilskraft einen weſentlichen Vorzug

vor ihr eingeräumt. Auf eine Rangſtreitigkeit der Seelenkräfte wollen wir uns hier nicht einlaſſen, wenn man nur zugeſteht, daß oft mit vieler Einſicht äußerſt wenig Phantaſie verbunden iſt, hingegen die höchſte, ſchöpferiſche Energie des Geiſtes, der metaphyſiſche Bildungstrieb, wenn ich ihn ſo nennen darf, welcher neue Weſen hervorbringt, ohne Phantaſie ſich nicht denken läßt.

Auf Verſtand und Phantaſie wirkt man aber weit öfter durch die Empfindung, als umgekehrt. Wenn wir zum eigenen Hervorbringen zu kraftlos, zum Urtheilen und Vergleichen zu träge ſind, dann genießen wir noch durch die Berührung verſchiedenartiger Gegenſtände, die auch ohne unſer deutliches Bewußtſein ihre Grade der phyſiſchen Uebereinſtimmung oder des Mißverſtändniſſes mit uns haben, uns anziehen oder abſtoßen, angenehm oder widrig auf uns wirken. Mittelbar, durch die Sprache, können ſogar dieſe Empfindungen von Herz zu Herz ſich fortpflanzen; dies beweiſt insbeſondere der Reiz, den Romane, Gedichte und andre leichte, unterhaltende Schriften für den größten Theil der Leſewelt haben, und die Erſchütterung, welche die darin geſchilderten Empfindungen ſo allgemein verurſachen. Dieſe Vorausſetzungen ſcheinen mir auf die Kunſt anwendbar, und meines Erachtens erreicht man beſſer ſeinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunſtwerke empfand und dachte, alſo, wie und was es bewirkte, als wenn man es ausführlich beſchreibt. Bei einer noch ſo umſtändlichen Beſchreibung bedarf man einer höchſt geſpannten Aufmerkſamkeit, um allmälig, wie man weiter hört oder lieſt, die Phantaſie in Thätigkeit zu verſetzen und ein Scheinbild formen zu laſſen, welches für den Sinn einiges Intereſſe hat. Ungern läßt ſich die Phantaſie zu dieſem Frohndienſt herab; denn ſie iſt gewohnt, von innen heraus, nicht fremdem Machwerk nach zu bilden. Aeſthetiſches Gefühl iſt die freie Triebfeder ihres Wirkens, und gerade dieſes wird gegeben, wenn man ſtatt einer kalten Beſchreibung eines Kunſtwerks, die Schwingungen mitzutheilen und fortzupflanzen verſucht, die ſein Anblick im innern Sinn erregte. Durch dieſe Fortpflanzung der Empfindungen ahnen wir dann, — nicht wie das Kunſtwerk wirklich geſtaltet war, — aber gleichwohl, wie reich oder arm es ſein mußte, um dieſe oder jene Kräfte zu äußern; und im Augenblicke des Affekts dichten wir vielleicht eine Geſtalt, der wir jene Wirkungen zutrauen und in der wir

nun die Schatten jener unmittelbaren Eindrücke nachempfinden. Hier wird man mir doch nicht den Einwurf machen, daß ein ſolches aus der Empfindung allein geſchöpftes Bild dem Werke des Künſtlers ſehr unähnlich ausfallen könne? Ich würde dieſen Mangel gern eingeſtehen und mir nur die Frage erlauben: ob die Unähnlichkeit bei einer bloßen Beſchreibung nicht noch mehr zu befürchten ſei? Die Gefahr zu geſchweigen, daß in den meiſten Fällen die Leſer oder Zuhörer es wohl nicht der Mühe werth finden möchten, ihrer Einbildungskraft dieſe Arbeit zuzumuthen, wo das Gefühl ſie nicht dazu begeiſterte. Allein was liegt denn auch daran, ob die Bilder, die wir uns ſelbſt aus der bloßen Kraft unſeres Weſens ſchaffen müſſen, einem Vorbilde genau entſprechen? Je nachdem unſer Geiſtesreichthum uns mit freigebiger oder mit karger Hand von der Natur geſpendet ward, müſſen auch ſeine Ausſtrömungen an Mannigfaltigkeit, Harmonie, Schönheit, Größe und Adel verſchieden ſein, und ſo oft es ſich treffen mag, daß ſie hinter dem, was große Künſtler wirklich leiſteten, weit zurückbleiben, ſind doch auch die Fälle möglich, wo ſie Meiſterwerke überfliegen. Nicht immer ſind die genievollſten, phantaſiereichſten Menſchen im Darſtellen geübt, und wer erinnert ſich hier nicht an Leſſing's feine Bemerkung in ſeiner Emilie, daß auf dem langen Wege vom Sitze der Phantaſie bis zum Pinſel oft ſo viel verloren geht? Wenn je ein Schluß a priori bindend iſt, ſo bleibt es dieſer: wo wir Seelenkräfte von ſeltener intenſiver Stärke in einer göttlichen Harmonie vereint erblicken, da dürfen wir auf göttliche Ausgeburten ſicher rechnen, ſie mögen ſich nun in materiellen Hüllen verkörpern, oder reingeiſtig, wie ihr Urquell, von Auge zu Auge, von Seele zu Seele hinüberblitzen. Gewiß, von dieſen Geheimniſſen der Geiſteswelt ſinnbilderte ich nicht ſo gelehrt, wenn ich nicht auf den Stufen des Tempels ſtände, wo jene Erſcheinungen auch dem Akoluthen ſchon ſichtbar ſind.

Flamändiſche Maler haben den größten Antheil an der Bildergalerie in Düſſeldorf. Ich hoffe auf meinem Fluge durch Brabant und Flandern noch Denkmäler der Kunſt anzutreffen, die mich mit ihnen ausſöhnen ſollen. Was ich hier nun ſchon ſo oft und mit einem ſo unbefangenen Sinn betrachtete, was ich in Potsdam, Kaſſel, Dresden, Wien und Manheim von Werken des niederländiſchen Pinſels ſah, war faſt durchgehends von der Art, daß ich in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter,

in dem Bildner des Körperlichen den Seelenſchöpfer vermißte. Denkt man ſich den edlen Zweck der Kunſt, die Ideen des Schönen, Erhabenen, Vollkommnen lebendig in uns hervorzurufen, ſo geht man oft an den geprieſenſten Gemälden kalt und ungerührt vorüber, weil ſie nichts von jener reinen, geiſtigen Phantaſie verrathen, die das Gefühl in Anſpruch nimmt. Freilich iſt dies nicht die Stimmung, womit man eine Galerie von Gemälden beſuchen ſollte. Hier ſind einzelne Verdienſte ſchon hinreichende Empfehlungen, um einem Gemälde einen Platz zu verſchaffen. Farbengebung, Beleuchtung, Gruppirung, kurz ein jeder Beweis von einer gewiſſen Energie im Darſtellen hat hier Anſprüche auf Beifall, ja ſogar auf Bewunderung. Iſt es indeß eine Sünde wider die Kunſt, bei dieſer Zerſtückelung des Verdienſtes nichts zu empfinden, ſo will ich mich nur ſchuldig bekennen. In meinen Augen bleiben Götter, denen gerade das Göttliche, Helden, denen Geiſtesgröße, Grazien, denen Anmuth fehlt, allemal verunglückte Werke des Künſtlers, er bezeichne ſie noch ſo gelehrt durch Attribute, zeige dabei Studium der Natur und Antike und kolorire das Fleiſch nach dem Leben. — Irre ich hier, ſo irre ich mit Horaz, wo er ſagt:

infelix operis summa, quia ponere totum nesciet.

Verunglückt iſt das Werk des Künſtlers, der
Zwar *Alles*, doch nichts *Ganzes* machen kann.

Ich fordere von dem Kunſtwerke, das mir gefallen ſoll, wahrlich keine abſolute Vollkommenheit, allein weſentliche Mängel oder Gebrechen darf es wenigſtens nicht haben. Laß mich immer wieder auf meinen Lieblingsſatz zurückkommen, der ſich mit meinem ganzen Weſen ſo ganz identificirt: der Künſtler, der nur für Bewunderung arbeitete, iſt kaum noch Bewunderung werth. War hingegen ſeine Seele ſo reich, ſein Trieb zum Bilden ſo kräftig, daß jener Beweggrund gänzlich wegfiel, oder wenigſtens ihn nie in ſeiner Unbefangenheit ſtörte, daß er nur im Gefühl ſeiner überſchwänglichen Schöpferkraft mahlte, ſo iſt mir nicht bange, daß ſeine Werke nicht Abdrücke ſeiner Selbſt, mit allen Kennzeichen des Genius begabt ſein ſollten. Auch hier gibt es indeß noch Stufen und Schattirungen. Die erſte Organiſation des Künſtlers, ſeine Erziehung und Ausbildung von der Wiege an, ſein Zeitalter, ſein Wirkungkreis und ſein Wohnort, alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche

Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine beſtimmte und beſchränkte Art Ideenverbindungen in ſeine Seele zu legen und in ſeiner Phantaſie herrſchend zu machen, die in der Folge auf den Zuſchauer eine ganz andere als die gewünſchte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorſchrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geiſte voll Künſtlerfeuers fremd geblieben ſein. Die rohere, gemeine Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, ſeinen Blick bis zum Ideal zu erheben. Aberglaube, Fanatismus, Geſchmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl ſeiner Gegenſtände mißleitet haben, ſogar ihn haben ſcheitern laſſen an der gefährlichſten Klippe für die Kunſt, an dem Wunſche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieſer fälſchlich ſo genannten Sittlichkeit der Kunſt, welche die Wahrheit der Natur verläugnet, und, indem ſie belehren will, hintergeht. Der herrlichſte Bilderreichthum kann, ſolchen Begriffen untergeordnet, in Erſtaunen ſetzen und Bewunderung vom Zuſchauer erzwingen, wenn eine hohe Darſtellungsgabe damit verbunden iſt; aber den Künſtler, der ſo ſich äußert, wird man in ſeinem Werke ſo wenig lieben können als jene morgenländiſchen Nationalgötter, deren Offenbarung nur Grauſen und Entſetzen in den Gemüthern erweckte.

Ich will ihn ja bewundern, dieſen großen Rubens, den Mann von unerſchöpflichem Fleiße, von rieſenhafter Phantaſie und Darſtellungskraft, den Ajax unter den Malern, dem man gegen viertauſend bekannte Gemälde zuſchreibt, deſſen Genie den Himmel und die Hölle, das letzte Gericht über die unzähligen Myriaden des wiedererſtandenen Menſchengeſchlechts, die Seligkeit der Frommen und die Pein der Verdammten in ein ungeheures Bild zu faſſen und dem Auge ſichtbar zu machen wagt. Groß nenne ich es allerdings, ſo etwas mit dem Pinſel in der Hand zu unternehmen, dieſem Chaos von Geſtalten, wie ſie mannigfaltig verſchlungen in der Phantaſie des Künſtlers ruhten, Daſein auf der Leinwand zu geben, ſo umfaſſend in die heterogenſten Gegenſtände die bindende Einheit zu bringen und das Weltall mit wenigen Zügen zu erſchöpfen. Deſſen ungeachtet wende ich meine Augen mit Schauder und Ekel hinweg von einer Darſtellung, worin das Wahre, das der Natur ſo treulich Nachkopirte, nur dazu dient, ein Meiſterſtück in der Gattung des Abſcheulichen zu vollenden. Unter allen Fehlern, in die der Künſtler verfallen kann, iſt keiner ſo groß, ſo durch kein Ver=

dienſt abzukaufen, als der, wenn er die Grenzen ſeiner Kunſt verkennt. Was der Dichter in Worten ſchildern, was er ſogar mit den ſtärkſten Ausdrücken bezeichnen kann, das darf der Maler nicht gleich auch in Umriß und Farbe faſſen. Alle die Abſtraktionen, die dem Schriftſteller ſo ſehr zu ſtatten kommen, ſind für die bildende Kunſt gänzlich verloren. Mit einem Worte, mit einem konventionellen Zeichen ziehen wir in unſeren Kreis hinab, was gänzlich außerhalb deſſelben lag; Allmacht, Ewigkeit, Unendlichkeit, ja das Unbegreifliche ſelbſt wird uns durch dieſe Bezeichnung zum Begriff. Allein empört ſich nicht unſer ganzes Gefühl gegen eine willkürliche Verſinnlichung ſolcher Worte? Die Einbildungskraft des hochberühmten Rubens hat ſich indeß vielfältig auf dieſe Art beſchäftigt. In der hieſigen Galerie ſind nicht weniger als fünf Gemälde damit angefüllt. Vom jüngſten Gericht iſt ſowohl eine kleine Skizze als ein Stück in den größten Dimenſionen vorhanden. Auch die Hölle ſieht man zweimal abgebildet, einmal nämlich den Sturz der Dämonen auf einem größeren Blatte, und ſodann die Verſtoßung der Verdammten in einem kleineren Entwurf, erglühend von verzehrendem Feuer. Ein fünftes Stück ſtellt uns die Schaaren der Seligen vor Augen. Unter dieſen Gemälden iſt das große Bild vom jüngſten Gericht das ruhigſte, wenn man die größere Sorgfalt in der Anordnung mit dieſem Ausdruck bezeichnen darf. Verglichen mit den übrigen, möchte man es kalt nennen; denn vermuthlich hatte ſich die Künſtlerwuth in ihren erſten Ergießungen ſchon erſchöpft.

Ich will es vergeſſen, daß der Gegenſtand dieſes Gemäldes offenbar außerhalb der Sphäre des Malers liegt. Die ſinnliche Vorſtellung deſſen, was allen Begriff überſteigt, kann nicht anders als verkleinerlich ausfallen. Wie mag es alſo der Künſtler mit dem Zwecke ſeiner Kunſt zuſammen reimen, daß er Dinge abzubilden wagt, die in ſeinem Bilde nicht an Größe und Erhabenheit gewinnen, ſondern augenſcheinlich verlieren? Doch dieſer Fehler iſt bei modernen Künſtlern ſo gewöhnlich und ſo tief gewurzelt in der oft nicht von ihnen ſelbſt abhangenden Anwendung ihres Talents auf die Geheimniſſe des Chriſtenthums, daß Rubens darum nicht mehr zu tadeln ſcheint als Michel Angelo. Ich will es ebenfalls nur im Vorbeigehen berühren, daß ſchon geſellſchaftliche Verhältniſſe dem Maler verbieten ſollten, einen Gegenſtand der allgemeinen Ehrfurcht durch eine Schilderung

verächtlich zu machen. Zwar weiß ich wohl, daß Tauſende von Reiſenden, denen dieſes Bild ſchon wegen ſeiner Höhe von achtzehn Fuß, oder wenn es hoch kommt, wegen der darauf vorgeſtellten erhabenen Weſen, Bewunderung und Anbetung entlockt, ſich nimmermehr werden einfallen laſſen, hier an eine kompromittirte Würde der Religion zu denken; ſo wenig wie der Kapuziner in Spanien, der ſein ſchmutziges Krucifix, woran die Ueberreſte unfläthiger Berührungen klebten, dem Reiſenden zum Küſſen darbot, ſich träumen ließ, daß in einem ſolchen Zuſtande das Heiligſte nur Ekel einflößen könne*). Aber was gehen uns die grobſinnlichen Vorſtellungen an, womit der geringe, oder auch der höhere Pöbel ſeine Glaubenslehren, noch mehr als durch ein unſchickliches Bild geſchehen kann, erniedrigt und ſeine ſchreckliche Unwiſſenheit an den Tag legt?

Doch hinweggeſehen von allem, was dieſe ſtrenge Kritik fordern kann, ſteht dem Kunſtwerke noch eine andere Prüfung bevor. Es iſt nicht genug, daß wir das jüngſte Gericht in dem Gemälde wirklich wieder finden, wenn der Galerieinſpektor uns zuvor belehrt hat, dieſen unbegreiflichen Augenblick der Zukunft darin zu ſuchen. Der Künſtler muß vielmehr ſo klar und deutlich erzählen, daß wir auf den erſten Blick, was er darſtellen will, ſei es Geſchichte oder Dichtung, in ſeinem Bilde wieder erkennen; oder aber, wenn dieſes nicht der Fall iſt, wenn er nur auf jene vorherbekannten Gegenſtände anſpielen, ihre einzelnen Züge hingegen aus ſeiner eigenen Phantaſie neu ſchöpfen will, ſo dürfen wir wenigſtens zum Erſatze von ihm fordern, daß auch ſein Gedicht ein ſchönes, edles Ganzes ſei, deſſen Theile ſich harmoniſch zuſammenfügen und ſowohl im einzelnen als in der Verbindung mit einander diejenige Rührung im Gemüthe des Zuſchauers hervorbringen, ohne welche es Jammer wäre, daß jemals Zeit und Kraft an irgend eine bildende Kunſt verſchwendet wurden. Iſt dieſes nun die Wirkung von Rubens großem Meiſterwerke? Noch nie, ich geſteh' es Dir frei heraus, fand mein Auge darin einen Punkt, wo es hätte ruhen können. Nein! es war keine der Muſen, die den Künſtler zu ſolchen Ausgeburten begeiſterte. An der dithyrambiſchen Wuth, die durch das Ganze ſtrömt, an dieſen traubenähnlichen Gruppen von Menſchen, die als ekelhaftes Gewürm in einander ver-

*) S. Baretti's Reiſe durch Spanien.

ſchlungen, eine verworrene Maſſe von Gliedern, und — ſchaudernd ſchreib' ich, was ich ſehe — einen kannibaliſchen Fleiſchmarkt vorſtellen, erkennt man die wilde, bacchantiſche Mänas, die alle Beſcheidenheit der Natur verläugnet und voll ihres Gottes, den Harmonienſchöpfer Orpheus zerreißt. —

Ganz zu oberſt, am Rande des Bildes, ragt ein Greis hervor, faſt wie die Alten den Neptun zu bilden pflegten, mit zerwehtem Haar und ſtraubigem Bart. In ſeiner Linken hält er ein Kügelchen, nicht ſo groß wie ſein Kopf; die Rechte ruht auf einer großen hellen Wolke, die von der Bruſt an ſeinen ganzen Körper verdeckt. Man iſt gewohnt auf dieſe Art ein Weſen darzuſtellen, welches eine jede Abbildung von ihm ſelbſt ganz unbedingt verboten hat, und in der That, wenn man ſich einen Augenblick beſinnt, auch ſchlechterdings nicht abgebildet werden kann. Ohne die Gewohnheit, die uns dergleichen Vorſtellungen erträglich macht, würde es unmöglich ſein, in dieſer kümmerlichen Menſchengeſtalt die erſte Perſon des unſichtbaren Gottes, der ein unendlicher Geiſt iſt, zu erkennen. Doch wir wollen es mit dieſer Figur ſo genau nicht nehmen; Rubens verräth ſeine Verlegenheit hinlänglich, indem er ſie im Hintergrunde hält, in ſich gekehrt, mit halbgeſchloſſenen Augen, an dem was unten vorgeht keinen Theil nehmen, und an allem was Größe und Göttlichkeit bezeichnen könnte, leer ausgehen läßt, vermuthlich, damit die Hauptfigur ſo reich als möglich erſcheinen möge. Tiefer hinabwärts ſitzt auf den Wolken der Sohn Gottes. Ueber ſeinem Haupte ſchwebt die göttliche Taube, oder wenn man darüber ſtreiten wollte, wenigſtens gewiß ein Vogel; und eben ſo ſchweben auch, jedoch weder beſeelt noch beflügelt, das Zepter und das flammende Schwert. Wenn man die größte Anſtrengung neuerer Künſtler betrachtet, iſt es unmöglich ſich des Gedankens zu erwehren: wie arm und hülflos in Abſicht des Erhabenen und Idealiſchen ſie daſtehen würden, wenn ſie nicht die Griechen zu Vorgängern und Muſtern gehabt hätten. Dieſer Weltrichter, den Rubens in den furchtbaren Ernſt einer ſtrafenden und belohnenden Gottheit kleiden wollte, — was wäre der unter ſeinen Händen geworden, wenn uns keine Bildſäule eines Jupiters oder eines bärtigen Bacchus übrig geblieben wäre, deren Geſichtszüge und Stellung ſogar er hier kopiren mußte? Das Erborgte dieſer Hauptfigur iſt ſo auffallend, daß es mit der flammändiſchen Feiſtigkeit, die tiefer unten herrſcht, einen

ſeltſamen Kontraſt bildet; allein, was ſie noch widriger auszeichnet, iſt der verfehlte Effekt in allen Details, wo der Künſtler es ſich erlaubte, von der Antike abzuweichen, um die Spur ſeiner Nachahmung zu verdecken. Der theatraliſch aufgehobene rechte Arm ſtört die ganze Harmonie dieſer Figur und raubt ihr alle Würde. Alles an ihr iſt aufgeregt, ob ſie gleich ſitzend vorgeſtellt wird; die linke Hand macht eine von ſich ſtoßende Bewegung, der linke Fuß ſchreitet vor, der rechte iſt unterwärts zurückgezogen, der Kopf rechts hingewandt und das Kleid ſchwillt hoch auf vom Winde, ſowohl über der linken Schulter als hinter dem Rücken. Dieſe leidenſchaftliche Stellung gibt einen unauslöſchlichen Ausdruck von Schwäche; ſie hat nichts von der erhabenen, gleichmüthigen Ruhe der Gerechtigkeit und ein ehrbarer ſterblicher Richter auf einem irdiſchen Stuhle würde ſich ihrer ſchämen. Ich begreife wohl, daß Rubens durch dieſe Bewegung Aufmerkſamkeit erregen, Handlung andeuten, Eindruck machen wollte; allein eben darin liegt das Verſehen, daß er dies alles durch Geberdenſpiel erzwingen wollte. Er verwechſelt alſo Seelenausdruck mit Leidenſchaft; anſtatt uns beim Gefühl zu faſſen, deklamirt er uns vor. Dieſer Fehler iſt der flammändiſchen Schule eigen; das bloß Phyſiſche feſſelt ſie zu ſehr, füllt ſo ganz ihre Einbildungskraft, daß ihr keine Hermeneutik der inneren Geiſteskräfte möglich iſt; grobe Pathognomik ſieht man zwar bei dieſen Künſtlern; Leidenſchaft, oder auch ſinnliches Gefühl können ſie ſchildern: aber Seelengröße, Erhabenheit, Gedankenfülle, gehaltene Kraft, Zartheit des unterſcheidenden Sinnes, kurz alles was den Menſchen adelt, iſt bei ihnen das Werk des Zufalls oder einer höchſt ſeltenen Ausnahme.

Auf demſelben Wolkengewölbe mit dem Erlöſer, aber in einiger Entfernung hinter ihm, ſtehen ihm zur Rechten Maria mit Petrus und Johannes, zur Linken Moſes mit den Stammeltern des Menſchengeſchlechts; im Hintergrunde zu beiden Seiten verlieren ſich die Heiligen in großer Anzahl und über ihren Häuptern kommen viele Engelsköpfchen zwiſchen den Wolken hervor. Die bittende Stellung Mariens verhindert nicht, daß mitten unter ſo vielen ſtehenden Figuren der ſitzende Chriſtus weniger als er ſollte in die Augen fällt. Auch die Gruppen im Vordergrunde ſcheinen ihm etwas von ſeiner Größe zu rauben, ſo richtig übrigens die Perſpektive beobachtet ſein mag. Es iſt ſehr viel Talent und Geſchicklichkeit in der Anordnung jener

oberen, wie der unteren Gruppen; ihre Maſſen ſind ſchön und verrathen den geübten Künſtler. Hier iſt indeß von Erfindung und von Dichtung die Rede; ich vermiſſe den kühnen Schwung der Phantaſie, der dieſe müßigen Figuren mit Individualität begaben ſoll, daß man ſie nicht blos an ihren Attributen, wie den Petrus an ſeinen Schlüſſeln, den Paulus am Schwert, den Moſes an den Hörnern und den Geſetztafeln erkenne. Mitleid und Neugierde malen ſich jedoch in vielen Köpfen. Petrus, Johannes und Moſes ſcheinen über den richterlichen Zorn zu verſtummen, der an einer weiblichen Figur im Hintergrunde ſogar den vollen Ausdruck des Schreckens, mit zurückgezogenem Kopf und vorgeſpreizter Hand, zuwege bringt.

Jetzt kommen wir dem eigentlichen Schauplatz, deſſen Gewühl auch die Himmliſchen beſchäftigt, etwas näher. Zwei ſehr weit von einander entfernte Zeitpunkte, der Auferſtehung nämlich und des Gerichts, hat der Künſtler hier vereinigt und in einen Augenblick zuſammengerückt. Aus dieſer poetiſchen Freiheit, die ich übrigens nicht tadeln will, ſind bei ihm die weſentlichſten Fehler ſeiner Compoſition entſtanden. Ganz unten auf dem Vordergrunde ſteigen mehrere Figuren unter einem ſchweren, halbaufgehobenen Grabſtein hervor und wie die Gerippe ihren Ruheplatz verlaſſen, umhüllet ſie ein neuer Körper. Ein ſolches Gerippe ſieht man noch zwiſchen den umherliegenden Erwachenden im Dunkel der Grabeshöhle. In einander geſchlungen und gewunden reicht eine Gruppe dieſer Auferſtandenen von der Erde bis zum Wolkengewölbe, das den Thron des göttlichen Richters bildet. Auf Wolken, die bis zur Erde herabſteigen, ſteht oder ſchleppt ſich dieſe ſchwere Maſſe, mit Hülfe einiger Engel, die da und dort einem unter die Arme greifen, zum Himmel hinan. Links hingegen ſtürzt eine eben ſo hoch aufgethürmte Menſchenmaſſe, von Michaels Blitzen verfolgt und von andern Engeln gewaltſam niedergedrückt, aus dem Himmel in den Abgrund hinab, wo ein gähnendes Ungeheuer mit offenem Rachen ihrer wartet. Aegipaniſche Geſtalten miſchen ſich unter die Stürzenden und ziehen, als ſtänden ſie im Bunde mit den Engeln, ihre Beute mit ſich hinunter, reiten auf den Hoffnungsloſen und umſchlingen ſie mit gewaltigen Armen. Der Kontraſt zwiſchen beiden Gruppen iſt unſtreitig das Meiſterhafteſte in dieſem ganzen Bilde. Die Seligen drängen ſich in regelloſem Streben dicht zuſammen, verſchränken ſich unter einander mit den En-

geln und bilden eine Pyramide von Köpfen; nur die vorderſten Figuren ſieht man ganz bis auf die Zehen und die unterſte, ein Weib (wie man ſagt Rubens zweite Gattin), ſitzt noch halb betäubt mit auf der Bruſt gekreuzten Armen und blickt nach dem Grabe, aus dem ſie eben erſt hervorgegangen iſt. Die Verdammten hingegen fallen in der ſchrecklichſten Verwirrung und Unordnung; viele ſtrecken die Beine hoch in die Luft und ihre Glieder durchkreuzen ſich nach allen Richtungen. Wer nie ein anderes Werk dieſes Künſtlers geſehen hätte, würde ihm hier auf den erſten Blick das Zeugniß geben müſſen, daß er es wohl verſtand, den menſchlichen Körper unter allen Geſichtspunkten, in allen erdenklichen Stellungen und Biegungen, natürlich angeſtrengt oder gewaltſam verzerrt, und immer neu und unerſchöpflich an Geſtalten darzuſtellen. Auch das iſt viel geleiſtet, wenn man bedenkt, wie es mit der Kunſt der Neuern überhaupt beſtellt iſt; die wenigſten Maler haben es auch nur ſo weit gebracht. Allein was hätte nicht ein Künſtler aus eben dieſem Gegenſtande geſchaffen, ein Künſtler mit empfänglicher Seele, mit dichteriſcher Phantaſie und zartem Schönheitsſinne! Nicht zu gedenken, daß die herabſtürzende Gruppe gegen alle Wahrſcheinlichkeit ſündigt, indem ſie früher im Himmel angelangt ſein mußte, als ſelbſt die auserwählte Schaar, um ſchon verſtoßen zu werden, ehe dieſe noch auf dem Wolkengewölbe ausgeſtiegen iſt; ſo bringt doch die Vereinigung der Auferſtehung und des Gerichtes die Unbequemlichkeit mit ſich, daß die Seligen eine zwar an ſich ſehr ſchöne, hier aber ganz unnatürliche Pyramidalgruppe bilden müſſen, welche ſchon darum verwerflich iſt, weil ſie allen individuellen Ausdruck ſchwächt und die ſchönen Epiſoden, die ſich hier dem Künſtler wie dem Dichter darbieten, unmöglich macht. Durch das Aneinanderhangen der Geſtalten erhält die ganze Maſſe eine ſo überwiegende Schwere, daß ſelbſt das blödeſte Auge ſich mit der Möglichkeit, dieſe Menſchen je auf Wolken wandeln zu ſehen, nicht täuſchen läßt. Nimmt man hinzu, daß Rubens hier, wie in allen ſeinen Gemälden, die menſchliche Form ſo materiel und fleiſchigt als möglich vorſtellt, ſo ſteigt die Unwahrſcheinlichkeit bis auf den höchſten Punkt. Doch es ſei darum! den Auferſtandenen iſt es zu verzeihen, wenn ſie in dem erſten ſchlaftrunkenen Augenblicke des Erwachens gerade ſo ſich zuſammendrängen und ſich ſelbſt das Emporſteigen erſchweren; keinesweges aber dem Künſtler, der

keinen beſſeren Augenblick wählte, oder dieſen ſich nicht intereſſanter dachte. In dieſem ganzen Keil von Menſchen iſt nur Eine Begierde, nur Ein Drängen und Streben hinauf zu gelangen. Vergebens ſucht man hier, was dieſe ſonſt nur grauenvolle Scene des Gerichts dem Herzen eines Menſchen näher zu bringen im Stande wäre; hier iſt weder die Freude des Wiedererkennens, noch der Ausdruck der göttlichen Liebe, noch irgend eine rührende Beziehung zu ſehen, welche die Steigenden und Fallenden anders, als durch die Nebeneinanderſtellung verbände; nichts, mit Einem Worte, von allen jenen Meiſterzügen, womit Klopſtock ſein erhabenes Gemälde von der Auferſtehung im Meſſias ſchmückt. Es kann wahrlich einem jeden Zuſchauer gleichgültig ſein, ob die Figuren, die der Maler hier aufſteigen läßt, wirklich in dem Himmel ankommen oder nicht; es kann ſich niemand gereizt fühlen, ihnen nachzuſteigen, ſich in ihre Haufen zu drängen und Seligkeiten, die ſolchen groben Geſchöpfen genießbar ſind, mit ihnen zu theilen. Unter ihnen gibt es keinen Verklärten, den man liebgewinnen, an dem man mit Bewunderung oder mit Zärtlichkeit hangen, auf deſſen Wiederſehen man ſich freuen; keinen Verdammten, dem man das Maß ſeines Verbrechens und die Gerechtigkeit des Urtheils an der Stirne leſen und deſſen Fall man dennoch beweinen könnte. Ich finde zwar, indem ich mühſam mich durch das Gewimmel der Ringenden hindurch wühle, einen ſchönen Engelskopf; aber daß er nur ſchön und daß es nur Einer iſt: gerade das erſchöpft alle Strenge des Tadels. Von dem ganz mißlungenen Michael mag ich nichts ſagen und eben ſo wenig von ſeinen Begleitern, die zur Unzeit in die Poſaune ſtoßen, da eben der Richter des Weltgerichts das Urtheil ſpricht. Mehr wußte alſo Rubens aus dieſem großen Entwurfe, den die Apokalypſe ſelbſt im erhabenſten Styl der bilderreichen, orientaliſchen Dichtung behandelt, nicht hervorzuzaubern? Nur dieſe Vorſtellungen weckte der Rieſengang der Phantaſie Johannis in ihm? Höher trug ihn der Fittig des Genius nicht, wenn er das größte Schauſpiel ſich dachte, das Menſchen und Göttern je gegeben werden kann? Den Augenblick, wo die ganze Schöpfung ſich zuſammendrängt, ſich neu organiſirt, ſich verwandelt, wo das Reich des Möglichen ſeine Schätze aufthut und die Phantaſie in ihrem Ueberfluſſe ſchwelgen läßt, wo Jahrtauſende mit ihren Begebenheiten und ihrer großen Verkettung von Urſachen und Wirkungen ſich

neben einander ſtellen, wo das Verborgene offenbar, das Verlarvte in ſeiner Blöße, das große Verkannte in göttlichem Glanz erſcheint, — den Augenblick bezeichnet ihm nichts, als dieſe zwei bedeutungsleeren, an aller Individualität verarmten Menſchenhaufen? Sind die Schranken der Kunſt hier wirklich zu enge, oder zogen ſie ſich nur für das Genie eines Rubens innerhalb ihres möglichen Umfanges in einen ſo engen Kreis zuſammen?

Wenn ich vorhin die treue Nachfolge der Natur, welche Rubens in den Stellungen beobachtet hat, mit einigem Lobe erwähnte, ſo ſollte ſich dieſer Beifall doch nicht auf die Richtigkeit der Zeichnung erſtrecken. In dem, was er malte, ſieht das Auge, welches der Zergliederer bemerken gelehrt hat, eine vernachläſſigte Kenntniß der beſtimmteren Geſtalt der Theile und eine unrichtige Manier ſie anzudeuten. Das Feuer des Bildners entſchuldigt keinesweges dieſe Unrichtigkeit; denn wahre Künſtlergröße findet man nur da, wo die wirkenden Kräfte zuſammengehalten, zweckmäßig aufgeſpart, nicht blos in flüchtigen Explosionen eines Augenblicks verſchwendet wurden. Wie die Natur mit immer gleicher, nie erſchöpfter Energie ohne Unterlaß neue Bildungen von ſich ausſtrömen läßt und gleichwohl mit bewundernswürdiger Geduld alles, bis auf die kleinſten Theilchen, nach ihren urſprünglichen Modellen langſam und getreulich ausarbeitet: ſo muß ihr Nachahmer ebenfalls dem wilden Drange, der ihn reizt die Gebilde ſeiner Phantaſie im Materiellen darzuſtellen, einen ſtarken Zügel anlegen können, damit ſein warmes Brüten nur edle, vollkommene Früchte reifen möge. So wußte Raphael, der größte Menſch, der je den Pinſel führte, ſeinem Genius zu gebieten, indem er es nicht für kleinfügig hielt, zu jeder ſeiner Figuren eine Skizze zu entwerfen, deren Verhältniſſe er mit dem Zirkel maß. Daher kommt es denn auch, daß die Arroganz der jungen Zeichner, die auf den erſten Blick an ſeinen Figuren nichts beſonders ſehen, bei dem erſten Verſuche ſie zu kopiren, zu Schanden wird. Dieſe Umriſſe des flammändiſchen Pinſels hingegen mag man leicht in der Kopie verfehlen, ohne befürchten zu müſſen, daß Mißgeſtalt die Unähnlichkeit verrathe.

Schönheit iſt alſo nicht in Formen von Rubens zu ſuchen; denn ſie iſt die Tochter des Ebenmaßes. Wären aber ſeine Figuren auch richtig gezeichnet, ſo würde doch ſchon allein ihre flämmiſche Feiſtigkeit den Begriff des Schönen verſcheuchen. Dies

iſt bei ihm, wie es ſcheint, ein verderbter Geſchmack, weil Italien ihn mit ſchöneren Formen vertraut machen konnte. Ich habe ſeine Fleiſchmaſſen als natürlich rühmen gehört; allein ich finde ſie unausſprechlich ekelhaft. Das hangende, erſchlaffte, lappige Fleiſch, die Plumpheit aller Umriſſe und Gliedmaßen, der gänzliche Mangel von allem, was auf Anmuth oder Reize nur Anſpruch machen darf — ich kann nicht ſagen, wie mich das unwillkürlich zwingt, die Augen wegzuwenden, um einem widrigen Eindrucke zu entgehen. Unter zehn Bewunderern von Rubens, würden kaum zwei oder drei den Anblick ſolcher Menſchen, wie er ſie hier malte, in der Natur ohne Widerwillen ertragen. Warum dulden ſie aber oder bewundern wohl gar im Bilde, was lebend ſie anekeln würde? Weil der Pinſel das allzuſcheußliche verwiſcht; weil den meiſten Menſchen nur an der Nachahmung liegt, gleichviel was ihr Gegenſtand ſei; endlich weil wir den Schönheitsſinn und den Geſchmack zu den ſeltenſten Göttergaben zählen müſſen.

Wenn aber Rubens in den Umriſſen und in der Darſtellung des Schönen fehlte, bleibt ihm nicht wenigſtens die Magie ſeines Kolorits, die ſeit mehr als hundert Jahren ſo oft geprieſen ward und noch in voller Kraft beſteht? „Dieſes Fleiſch, wird der Kenner ſagen, iſt wahres blutreiches Fleiſch; dieſe zarte, ſammetweiche Haut glaubt man anfühlen zu müſſen; dieſe Lippen glühen mit lebendigem Purpur; überall ſieht man deutlich, daß die Wirkung der Farben und des Ausſehens verſchiedener Oberflächen dem Gedächtniſſe dieſes großen Künſtlers tief eingeprägt worden iſt und daß er auch die Kunſt beſeſſen hat, beides mit Wahrheit darzuſtellen.“ Ich wünſche immer, wenn ich dieſe Lobſprüche mit anhören muß, daß gleich ein gutes lebendiges Modell zur Hand wäre, welches man entkleiden und neben ein Bild von Rubens hinſtellen könnte. Man würde dann gar bald gewahr werden, daß jener Zauber, der ſo mächtig wirkt, noch um vieles von der Farbe der Natur abweicht und vielmehr in einer eigenthümlichen Art der Behandlung, als in einer getreuen Auffaſſung des Wirklichvorhandenen liegt. Ich table es indeß nicht, daß Rubens ſo gern auch hier ſeine Karnationen durch ſtark aufgelegten Zinnober erhöhet und mit durchſchimmerndem Blau und mit gelben Wiederſcheinen faſt zu verſchwenderiſch umgeht. An dem Platze, für den er dieſes Gemälde beſtimmte, würde man vermuthlich dieſe Farben ſo hervorſpringend

nicht gefunden haben, als hier, wo ſie dem Auge zu nahe gerückt ſind. Man müßte die Jeſuiterkirche zu Neuburg, wo dieſes große Gemälde zuerſt aufgeſtellt wurde, zuvor geſehen haben, um urtheilen zu können, wiefern dieſe Rechtfertigung des Künſtlers ſtatthaft ſei oder nicht. Daß indeß kein Flammänder je das Kolorit von Rubens übertroffen habe, wenn es nicht zuweilen ſeinem Schüler van Dyk geglückt iſt, bleibt ſeinem Ruhme unbenommen. Auch die Kunſt der Beleuchtungen war ſein; Licht und Schatten, zwar nicht der weſentlichſte Vorzug dieſes Stücks, ſind gleichwohl mit großer Geſchicklichkeit darin ausgetheilt und thun die vortrefflichſte Wirkung.

Wenn Kunſtverſtändige einen Maler preiſen wollen, pflegen ſie auch noch ſein Machwerk (faire) herauszuſtreichen; und in dieſem Betracht hat Rubens in der That vor vielen andern einen entſchiedenen Vorrang. Er wußte ſeinen Pinſel leicht und kühn zu führen, er kannte ſeine Palette und den Effekt ihrer Farben, er vertrieb dieſe zart und meiſterhaft unter einander, gab ihnen Haltung und beſaß eine große Uebung im Vertheilen und Abſtufen der Lichtmaſſen und des helleren oder tieferen Dunkels. Dieſes Verdienſt gehört in Eine Klaſſe mit der Fertigkeit eines Tonkünſtlers, die Noten friſch und rein vom Blatte wegzuſpielen, oder mit dem eben ſo mechaniſchen und eben ſo bewunderten Talent, auf einigen Inſtrumenten die Schwierigkeiten der Ausführung zu überwinden und eine ſeltene Beweglichkeit der Finger ſehen zu laſſen. Allein wenn ich auch der Handarbeit unſeres Rubens ihren ganzen Werth zuerkenne, wenn ich ihn ferner in ſeiner Anordnung und Gruppirung, im Reichthum ſeiner Geſtalten, in der Farbengebung, im Faltenwurf der Kleidungen, in dem Feuer ſeines Geiſtes, womit er durcheinander ſtürzende Figuren zur Einheit zurückzuführen weiß — wenn ich in dieſem allen ihn bewundern kann: wie hoch wird denn ſein Ruhm ſich ſchätzen laſſen, da wir überall, wo es auf ein nicht zu berechnendes Gefühl, auf innere Beweglichkeit und Empfänglichkeit, auf eine gebildete Sonderungs- und Umformungsgabe ankommt, wo von Erfindung und Wahl des Gegenſtandes, dichteriſcher Ausführung aller einzelnen Beſtandtheile des Gemäldes und Idealiſirung der Geſtalten die Rede iſt, von ſeinen Verdienſten ſchweigen oder ſeiner Arbeit unſeren Beifall verſagen müſſen?

Ein Meiſterwerk gedachte der Künſtler hinzuſtellen, das ſei-

nem fürſtlichen Freunde die Dankbarkeit für ein gerettetes Leben ausdrücken ſollte, ein Meiſterwerk, das die Krone ſeiner Werke genannt zu werden verdiente — und ſein ernſter Sinn wählte ſich das Weltgericht? Durch die Erhabenheit des Gegenſtandes wollte er gleich auf den erſten Blick ſo den Trotz des tadelſüchtigen Kenners niederwerfen, wie er die Flamme des frommen Gefühls im großen Haufen anzünden wollte — und er ſchilderte die Gottheit in Geſtalt eines abgelebten Greiſes, den Richter des Weltalls ſchwach in ſeiner Uebermacht, wie einen gemeinen Tyrannen? Der Himmel und die Hölle ſollten neben einander ſtehen in ſeinem Bilde, zwiſchen ihnen das Menſchengeſchlecht, ſchrecklich verurtheilt zur Seligkeit oder Verdammniß — und ich ſehe einen Raum, der höchſtens fünf oder ſechs Menſchenlängen übereinander faſſen kann, mit einem an der Erde hinſchwebenden Nebel gefüllt, auf welchem einige Figuren müßig ſtehen, andere in gedrängtem, ſchwerfälligem Phalanx hinaufſteigen, andere wildverſchränkt mit ſtygiſchen Mächten zuſammenſtürzen über ein ſcheußliches Drachenhaupt? Ordnung und Einheit ſollten unſre Blicke feſſeln — und es iſt die Einheit, die Ordnung des Chaos? Wen dieſe Erforderniſſe unbefriedigt ließen, der ſollte noch der Schönheit huldigen; ein Umriß, der Natur wie mit Liſt entwendet, konnte den entzücken; ihn gewann ein Farbenzauber, der das zarte Gebilde des menſchlichen Körpers vom Lebensgeiſt durchathmet, bis zur Täuſchung darzuſtellen vermag — und ſind nun dieſe flämmiſchen Dirnen ſchön? ſind dieſe Umriſſe richtig und gefällig? ſind dieſe Karnationen bei aller ihrer Friſche nicht Manier?

Doch es iſt nicht das erſtemal, daß gerade dann, wenn große Künſtler mit Vorſatz alle ihre Kräfte aufboten, das erzwungene Werk ihrem Geiſte mißlang. Auch die Empfängniſſe der Phantaſie ſind unbedingte Gaben eines göttlichen Augenblicks.

VII.

Düſſeldorf.

Ich hatte Dir geſtern noch viel zu ſagen von dieſen Schätzen der Kunſt, die ich anzuſchauen nicht ermüde; aber die Bemerkungen über das jüngſte Gericht von Rubens verſetzten mich allmälig in die Stimmung, die er ſeinem Weltrichter gegeben hat, und in dieſem kritiſchen Humor möchte ich Raphaeln ſelbſt nicht für Tadel ſtehen. Heute iſt der Morgen ſo heiter, die Frühlingsſonne ſcheint ſo allbelebend, die Luft iſt ſo rein bei ihrer Kühle, daß man froh iſt zu leben und dem verſchiedenartigſten Leben Daſein und Genuß des Daſeins gönnt. Friede ſei mit allem, was da iſt, Friede mit jedem Geiſte, ſein Wirken und Gebilde ſei dem meinen ſo fremd wie es wolle! Ich fühle mich verjüngt aus den Armen des Schlafs erſtanden! alles in der Natur lacht mich an; alles iſt unzertrennlich von allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne, und Berg und Flur, Fels und Wald, Pflanzen und Thiere, der Menſch und ſeine Kunſt, alles iſt Theil eines großen nicht zu umfaſſenden Ganzen!

Millionen Menſchen empfingen den Funken der Vernunft und fachten ihn an zur größeren oder kleineren Flamme; Millionen empfanden, dachten und wirkten, jeder auf ſeine ihm eigene Weiſe; die Früchte ihres Fleißes, ihres Nachdenkens, ihres bildenden Triebes erfüllen die Erde und dennoch ſind die Verhältniſſe der Dinge unter einander nicht erſchöpft und keine Macht beſtimmt ihnen Grenze oder Zahl. Wir ſtehen da und ſchöpfen aus dem unermeßlichen Meere die mannigfaltigen Geſtalten. Je mehr wir aufnehmen können, deſto ſchöner und reicher ordnet ſich in uns, wie im Spiegel, das Bild des göttlichen All. Von Einem Lichte wird alles umfloſſen, alles ſchimmert meinem Aug' entgegen, alles drängt mir ſein Daſein auf; eine Welt von unendlich kleinen Stäubchen ſogar, tanzt ſichtbarlich in dieſem Sonnenſtrahl, der zwiſchen den Vorhängen hindurch auf mein Papier gleitet, und behauptet ihren Platz in meinen Sehenerven wie in meinem Gedächtniſſe. Willkommen, willkommen mir, heiliges Licht der Sonne, das allem, was da iſt, gleiches Recht

ertheilt! Wie ganz anders geordnet ſind die Empfindungen und Gedanken des ſonnenhellen Morgens, als die geſtrigen beim nächtlichen Lampenſchein, der ein grelles Licht auf eine Stelle warf und rings umher die Finſterniß herrſchen ließ.

Was von Eindrücken der Anblick der hieſigen Gemäldegalerie in meinem Gemüthe zurückgelaſſen hat, wollen wir jetzt in dieſer Klarheit beſchauen; viel werden wir bewundern, manches tadeln und einiges lieben müſſen. Auch hier aber, wie im ganzen Leben, können wir uns nicht alles aneignen; es iſt eine Oekonomie der Zeit und des Gedächtniſſes nöthig, um nur das Weſentliche, uns Angemeſſene aufzufaſſen; glücklich wenn die Wahl ſo ausfällt, daß die Bilder, die wir in uns aufbewahren, Abdrücke intereſſanter Geiſteskräfte ſind und manche andere entbehrlich machen.

Rubens kann in ſeiner Darſtellung des jüngſten Gerichts vielfältig gefehlt haben, ohne deshalb den Ruhm eines großen Künſtlers einzubüßen. Seine Werke füllen hier einen ganzen ihm allein gewidmeten Saal; ſie beſtehen in mehr als vierzig großen und kleinen Gemälden. Ein kleines Stück, welches die Niederlage der Amazonen am Thermodon vorſtellt, gab dem Kurfürſten Johann Wilhelm die Veranlaſſung, ſeine große Sammlung von Gemälden anzulegen. Rubens iſt hier in ſeinem Elemente. Die beſiegten Kämpferinnen ſtürzen ſammt ihren Roſſen von der Brücke in den Fluß; in mancherlei Stellungen hingeſchleudert, ſchwimmend, fallend, ſich ſträubend, erblickt man den weiblichen Körper von der wilden Phantaſie des Künſtlers ergriffen. So unwahrſcheinlich es immer iſt, daß Weiberwuth zu dieſem Grade geſtiegen ſei, ſo ſchön iſt doch der Stoff für den Maler, der dieſes Feuer in ſich fühlte, die Extreme der Leidenſchaft und die heftigſte Handlung darzuſtellen. Von den beiden darüber hangenden Skizzen, der Bekehrung des Apoſtels Paulus und der Vernichtung der Heerſchaaren Sennacheribs, möchte ich das nicht ſo unbedingt behaupten.

Bewundernswürdig war und bleibt Rubens im Porträt! Er faßte ſo wahr und ſo glücklich zugleich! Nur iſt es mir räthſelhaft, daß ein Künſtler, der ſo tief in andere Weſen ſich hineinſchmiegen und ihr Innerſtes ſo zu ſagen herausholen konnte, in ſeine eigenen Schöpfungen nicht mehr hinübertrug. Unter ſo vielen hundert Köpfen, die er in ſeinem Leben nach der Natur gemalt haben mag, hätten ſich doch wohl die Urbilder zu allen

Charakteren ſeiner hiſtoriſchen Gemälde mit Hülfe einiger Idealiſirung leicht gefunden; und ſolche der Natur nachgebildete Formen hätten auf jeden Fall ſeine unbeſtimmten, von Individualität entblößten Geſichter weit übertroffen. Hier iſt das Bildniß eines Mönchs; der graue Rock ſcheint nur eine Verkleidung zu ſein, ſo wenig paßt er zu dem gebildeten Geiſte, der aus dieſen Zügen hervorſtrahlt. So ein Geſicht, mit dieſem Ausdruck des eingeernteten Ideenreichthums, mit dieſer Milde, welche nur Erfahrung und Weltkenntniß geben, mit dieſer Ruhe, die aus einer richtigen Schätzung der Dinge und ihres unaufhaltſamen Laufs entſpringt — wahrlich, das würde man unter tauſend Mönchsgeſtalten ohne Mühe wieder erkennen. Wie der hagere Mann einſt den Erdball in der Hand wägte, damit ſpielte, und doch zuletzt wohl inne ward, der Ball ſei mehr als Spielzeug, wenn er's nur ergründen könne; ſo wägt er jetzt den Menſchenſchädel, ihm und aller Menſchenweisheit nicht minder unbegreiflich! Es iſt kein Traum, den ich da träume; dieſer Franciskaner-General, ſo wie Rubens ihn malte, war zu ſeiner Zeit im Kabinet allmächtig. Maria von Medicis, bereits in guten Jahren, iſt hier noch ſchön, aber ſo ſtolz, ſo tiefverſchloſſen, ſo gewandt in allen Künſten der Verwirrung! Ich weile jedoch lieber bei dem eigenen Bildniſſe des Malers und ſeiner erſten Gattin. Es iſt eine überſtrömende Geiſtesfülle in ſeinem Kopf und ſein ganzes Weſen, ſein Anſtand, ſeine Kleidung verrathen die höchſte Eleganz. Wenn Rubens ſo ausgeſehen hat — und dieſes Bild trägt alle Kennzeichen an ſich, daß es treu dem Leben nachgebildet worden iſt, — ſo war der Menſch an ihm bei weitem das Edelſte, Größte und Beſte; keines ſeiner Werke gibt einen halb ſo erhabenen Begriff von ihm, als dieſe Nachahmung ſeiner eigenen Züge. Der ſchöne, kraftvolle Mann ſitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen ſprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf ſeiner Stirne lieſt man den Reichthum und ich möchte faſt ſagen, auch das Ungezähmte ſeiner Phantaſie. Selne Seele iſt auf einer Bilderjagd außer dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübſche Weib ruht zu ſeinen Füßen, ihre Rechte in ſeiner Rechten, und dieſe Hände ſind von vorzüglicher Schönheit. Wahr und treu iſt auch ihr Kopf; allein die ungebildete Frau konnte den größeren Menſchen nicht faſſen, der zugleich Künſtler und Staatsmann war, bald an Philipp's des Dritten

Hofe, bald als ſein Abgeordneter bei Karln dem Erſten von England ſeine Rollen ſpielte; den Mann, der nach den Mitteln ſeines Zeitalters vortrefflich erzogen war, die Feder beinahe ſo gut wie den Pinſel führte, um deſſen Freundſchaft Fürſten warben und den Wolfgang Wilhelm, Herzog von Neuburg, in ſeinem eigenen Wagen rettete, als man ihm in Madrid nach dem Leben ſtand.

Was mag er wohl erſinnen in dieſer traulichen Verſchränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo ſich das üppige Geisblatt mit duftenden Blüthen emporſchlängelt und über ſeinem Haupte leichte Schatten webt? Etwa jenes liebliche Gedicht, wo ſieben Amoretten ſich hineinflechten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft ſind dieſe Formen aus der Anſchauung gegriffen. Welches Leben regt ſich in ihren Gliedern. Wie gaukeln die geſunden Buben ſo froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des ſchönſten Genuſſes Kinder, als Zeit und Sinne ſchwanden; Daſein ihre ganze Beſtimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nichts! Hieher den Blick, ihr Weiſen und ſagt uns, ob es eine andere Wonne gebe, als das ſchöne Leben zu ſehen und zu fühlen: es iſt!

Die reine, treue Darſtellung des Lebendigen und Natürlichen würde dieſe gefällige Wirkung auf die Empfindung des Zuſchauers nie verfehlen, wenn es nicht in der Natur ſelbſt Gegenſtände gäbe, deren erſter und mächtigſter Eindruck unſern Selbſterhaltungstrieb aufregt und Abneigung, Widerwillen, Abſcheu oder Furcht und Schrecken zuwege bringt. Der Anblick alles Mißgeſtalteten, Unzweckmäßigen, Schädlichen in der Natur, des Gewaltthätigen und Zerſtörenden, des körperlichen Schmerzes, heftiger Krämpfe, ekelhafter Zerfleiſchungen, kranker oder auch leidenſchaftlicher Entſtellung, dies alles erſchüttert zuerſt unſer Nervenſyſtem mit dem Gefühle der eigenen Verletzbarkeit, welches zur Erhaltung eines endlichen Daſeins wirken muß. Iſt es daher nicht ſonderbar, daß ſo viele Künſtler und unter dieſen manche der berühmteſten, gerade dieſe Gegenſtände zur Nachahmung wählten, um durch ſie recht kräftig erſchüttern zu können? Rubens ſelbſt ſcheint ſich in ſolchen Darſtellungen mehr als in allen andern zu gefallen. Von jenen wilden Compoſitionen, wo Teufel und verworfene Menſchen ſich winden und kämpfen und

knirſchend den Engeln unterliegen, ſoll hier nicht mehr die Rede ſein. Es gibt noch andere Bilder in dieſem Saale, von einem ähnlichen Effekt. Bald iſt es ein trunkener Silen, umringt von einer bacchantiſchen Gruppe, deren verſchiedene Grade der Trunkenheit ſich allzunatürlich in fauniſcher Wolluſt oder in einer noch ekelhafteren Herabwürdigung äußern. Eine gräuliche Faunin liegt im Vordergrunde hingeſtürzt über ihren beiden bocksfüßigen Säuglingen, die zappelnd an den Brüſten, ich hätte bald geſagt, den Eutern, ihrer im Uebermaaß der Völlerei entſchlafenen Mutter hangen. Bald iſt es ein ſterbender Seneka, blutend, alt und ſchwach, die Todtenbläſſe im Geſicht und auf den Lippen. Hier eine Latona in den Sümpfen Lyciens, noch in bittender Stellung, indeß ihr gegenüber die ſtörrigen, feindſeligen Wilden, die ihr einen Trunk Waſſers verſagten, im flämmiſchen Bauerncoſtum, aber mit Froſchgeſichtern ſchon halb verwandelt da ſtehen, gräßliche Carricaturen! — Wie konnte nur ein Mann wie Rubens das Bild des Ekelhafteſten in der Natur, eines betrunkenen Weibes, in ſeiner Phantaſie dulden, geſchweige denn mit Wohlgefallen darüber brüten, mit Kunſt und Kenntniß der Natur es ausmalen und nichts dabei fühlen, als nur die Stärke ſeiner Darſtellungsgabe? Hätte nicht der Maler, der es wußte was Schönheit iſt, bei jenen Froſchmenſchen vor einem Mißbrauche ſeines Talents zurückbeben ſollen, wodurch er ſich zur platteſten Farce erniedrigte? Der Seneka wäre vielleicht am erſten zu entſchuldigen, weil er genau die Stellung der alten Statue hat und alte Kunſt ſonſt tadelfrei zu ſein pflegt. Allein nicht alle Werke des römiſchen Meißels ſind muſterhaft, nicht alle der Nachahmung werth; bei vielen vermißt man den reinen, keuſchen Geſchmack der griechiſchen Kunſt, und endlich iſt das Widrige im Marmor weit weniger als in dem farbigen Gemälde widrig; der Pinſel drückt eben die Todtenfarbe und die Erſchöpfung des Verblutens in ihrer ganzen Abſcheulichkeit aus. Allerdings gelingt es auch den Künſtlern durch dieſe Schilderung des Grobſinnlichen auf die gröberen Organe des großen Haufens zu wirken, deſſen lauten Beifall und gaffende Bewunderung davon zu tragen; und nur, daß dieſer Beifall, dieſe Bewunderung ihnen genügt, gerade darin liegt der ganze Jammer. Es iſt leichter gemeine Natur zu kopiren, als Seelenkräfte in der Materie ſichtbar zu machen; leichter, durch groteske Züge dem Pöbel zu gefallen, als nach dem muſterhaf-

ten Doryphorus den Kenner zu befriedigen; leichter endlich zu erſchüttern und ſogar zu rühren, als den Forderungen des gebildeten Geiſtes, den die grobgezeichneten dramatiſchen Larven anekeln und der nach den zarten Schattirungen und Verſchmelzungen der Charaktere des geſellſchaftlichen Lebens verlangt, völlig Genüge zu leiſten. Unſere Theaterdichter wiſſen dies ſo gut wie die Künſtler, und eben darum ſpielt man die Stücke der höchſten dramatiſchen Kunſt vor leeren Häuſern, indeß die kläglichſten Erzeugniſſe des Plattſinnes, ein Waltron, eine Lanaſſa und andere ihres Gelichters, wenn ſie nur das Alltägliche anſchaulich machen, den allgemeinen Beifall nie verfehlen.

In der Himmelfahrt der Jungfrau, in der Geburt Chriſti, in der Ausgießung des heiligen Geiſtes, in dem Märtyrerthum des heiligen Laurentius und ſelbſt im Nymphenraub der Zwillingsbrüder Kaſtor und Pollux, lauter großen, kraftvollen Werken von Rubens Hand, die ich hier um mich her erblicke, ſind indeſſen ſo viele künſtleriſche Verdienſte vereinigt, daß man ſich willig finden läßt, auch über den weſentlichen Mangel einer feineren Vorſtellungsart hinauszugehen, und ſich mit dem Künſtler in ſeinen niedrigeren Geſichtspunkt zu verſetzen. Unter allen dieſen Werken ſcheint mir dasjenige, wo die Apoſtel am Pfingſttage mit neuen Kräften erfüllt werden, in Abſicht auf die Schönheit der Köpfe, vorzüglich bemerkenswerth. Es iſt zwar auch hier der gewöhnliche Fehler auffallend, daß die Ergießung des heiligen Geiſtes weit mehr durch die von Licht umfloſſene Taube, die einzeln herabfallenden Flämmchen und das Erſtaunen der Heiligen ſelbſt über dieſe Erſcheinungen, als durch eine wirklich auf ihren Zügen ſichtbare Begeiſterung und Verſtärkung des geiſtigen Kraftmaßes angedeutet wird; allein dieſen Verſtoß abgerechnet, der vielleicht um ſo verzeihlicher iſt, je weniger man ſich zu Rubens Zeit über Gegenſtände der Religion das Nachdenken erlaubte und je mehr der Künſtler damals an die kraſſen Vorſtellungen der Prieſter jenes finſtern Zeitalters gebunden war; dieſen Verſtoß abgerechnet, bleibt dem Stücke wenigſtens das Intereſſe, welches man an ſchöngebildeten Menſchen nimmt. Wem es genügt an einem hübſchen flämmiſchen Weibe ſtatt der Madonna, an geſunden, pausbackigen Knaben an der Stelle der Engel, der wird ſeine Forderungen durch den ſchönen Körper des Märtyrers auf dem Roſte noch mehr befriedigt finden. Könnte man nur die Größe der Gegenſtände vergeſſen, oder

noch beſſer, könnte man dieſe Gegenſtände nur mit Hintanſetzung aller eigenen Vorſtellung davon ſo fühlen, wie Rubens ſie in ſeiner Phantaſie entſtehen ſah; dann wirkten vielleicht ſeine Bilder beides, auf den Geſchmack und auf das Herz, anſtatt daß ſie mir jetzt bei einem andern Maßſtabe und edleren Formen nur Traveſtirungen des Heroiſchen und Göttlichen ſcheinen.

Indeß lieber dieſe gemeine, ſchwerfällige Phantaſie, als jene des Luca Giordano und des Annibal Caracci, die ſich in der Darſtellung eines ſo gräßlichen Auftritts, wie der bethlehemitiſche Kindermord, gefallen können; und wiederum lieber noch dieſen Kindermord vom Meiſter Annibal, als jenes ungleich gräulichere Gemetzel der Chriſten in Perſien unter dem König Sapor! Was iſt ein großer Künſtlername, wenn ſolch ein buntſcheckiges, ſteifes, elend gruppirtes, ohne Perſpektive, ohne Haltung, in harten Umriſſen mühſam hingedrechſeltes Werk nichts anders für ſich hat, als Albrecht Dürers Ruhm? Empfindungsloſer kann man nicht malen; und wenn es wahr iſt, daß die beiden ſchwarzgekleideten Figuren in der Mitte des Gemäldes, die als müßige Zuſchauer den verabſcheuungswürdigſten Scenen der Menſchenqual ruhig zuſehen, Portraite des Künſtlers und ſeines beſten Freundes ſind, ſo möchte man auch hinzuſetzen: empfindungsloſer kann man nicht ſein. Ließe ſich doch nur die Aechtheit dieſes unedlen und zugleich ſo ſehr mißrathenen Kunſtwerkes mit einiger Wahrſcheinlichkeit bezweifeln.

Unedel im höchſten Grade, aber auch trotz aller Niedrigkeit des Gegenſtandes, an Wahrheit, Charakteriſtik und Ideenreichthum zum Meiſterwerk gediehen iſt daneben der berühmte Marktſchreier von Gerard Douw. Gewiſſe Seelen ſind zum Auffaſſen gewiſſer Gegenſtände geſchaffen oder organiſirt: dieſe ſpiegeln ſie ſo rein und klar wieder von ſich, daß man ſieht, ſie wurden gleichſam Ein Weſen mit ihnen; da ſie hingegen für Eindrücke aus einer andern Klaſſe ſchlechterdings nicht empfänglich ſcheinen, von andern Objekten gar nicht berührt werden können. Hogarth, der Meiſter in der phyſiognomiſchen Bezeichnungskunſt, der bewunderte Karrikaturenſchöpfer, konnte keine ſchöne Figur entwerfen; Gerard Douw, der hier die geringeren Volksklaſſen nach ihren verſchiedenen Geſchlechtern, Gewerben und Leidenſchaften ganz mit ſich ſelbſt identificirt zu haben ſcheint, der unendlichen Scharfblick beweiſet, wo es auf die Sonderung der Wirkungen deſſelben Gegenſtandes auf verſchiedene Gemü-

ther aus dieſen Volksklaſſen ankommt, hätte für das Ideal einer griechiſchen Heldennatur keinen Sinn gehabt. Dieſe geiſtigeren Weſen gehen durch die grobe Seele hindurch und laſſen keine Spur von ihrer Berührung zurück. Zart und mit vulcaniſcher Feuerkunſt gewebt muß das Netz ſein, iu welchem ſich Mars und Venus fangen und den verſammelten Göttern zeigen laſſen. Sollen wir nun zürnen, daß nicht alle ſolche Tauſendkünſtler ſind, oder lieber jedem Geiſte ſeine Art und Weiſe zu wirken und zu ſchaffen gönnen, da es nun einmal nicht möglich iſt, daß Raphael's und Tizian's und Guido's Seelen in den belgiſchen Schlamm hinabſteigen können? Zwar hätte Gerard Douw ſeinen Marktſchreier wohl eben ſo intereſſant machen können, ohne jene Details anzubringen, welche die Thierheit des Menſchen in ihrer härteſten Abhängigkeit von den unreinſten Bedürfniſſen ins Gedächtniß rufen; allein wer trennt uns das von einander? wer mag ſelbſt dem pfiffigſten und kunſtreichſten Teufel den unwiderſtehlichen Hang benehmen, unter die Säue zu fahren?

Der leichte, glatte, launige Teniers iſt eben ſo niedrigkomiſch; doch gefällt er mir beſſer. Es iſt ungleich mehr Wahrheit und Treue, die ſich bis auf die feinſten Zäſerchen erſtreckt, die kein Pünktchen unbezeichnet läßt, es iſt vollkommnere Täuſchung des Kolorits, es iſt unermüdeter Fleiß in Gerard Douw's Arbeit, die bei ekelhaften Gegenſtänden deſto widriger wirken muß, je geduldiger und treffender ſie die Natur in ihrer ganzen Scheußlichkeit kopirt. Teniers' flüchtiger Pinſel haſcht nur die weſentlichſten Züge, ſetzt Zeichen an die Stelle des Wirklichen, bringt mit dem wenigſten Aufwand von Zeit und von Farbe den Effekt heraus und überläßt es dann der Einbildungskraft des Zuſchauers, die Details ſich ſelbſt auszumalen. Wer alſo nicht gerade an dem Schmutzigſten ſeiner ganzen niedrigkomiſchen Compoſitionen beſonderes Wohlgefallen hat, wird dieſes übergehen; da es hingegen in Douw's Gemälde ſo in die Augen ſpringt, daß man ihm unmöglich entrinnen kann. Hat man indeß nur Eins von Teniers' Baurengelagen geſehen, ſo kennt man ſie alle; ſie ſind nur in dem geringeren oder vollkommneren Grade der Ausführung verſchieden.

Daſſelbe gilt auch von Schalken's berühmtem Effekt des Lichts in den nächtlichen Scenen. Die hier vorhandenen Stücke von ſeiner Hand, ein Ecce Homo, die klugen und die thörich-

ten Jungfrauen, eine Magdalena und eine weibliche Figur mit einem Lichte, welches ihr ein muthwilliger Junge ausblaſen will, ſind alle nicht mit den Spielern zu vergleichen, die man in Kaſſel von demſelben Meiſter in der erleſenen Galerie des Landgrafen bewundert. Die Jungfrauen mit ihren Lampen hat er jedoch vorzüglich gut behandelt und man ſieht, daß Schalken in dem engen Kreiſe, den er ſich gewählt hatte, in der That ſehr gut zu Hauſe war, daß er mit dem Lichte und ſeiner Wirkung ſpielen konnte und durch fortgeſetztes Studium einen Grad der Vollkommenheit in dieſer Gattung von Darſtellungen erlangt hatte. Nur muß man auch außer dieſem Einen Vorzuge ſonſt nichts bei ihm ſuchen.

Soll ich mich jetzt von den niedrigſten Stufen der menſchenbildenden Kunſt zu den Thier- und Landſchaftsmalern wenden? Ich halte mich nicht gern bei ihnen auf, wo höhere Gegenſtände mich an ſich reißen. Freilich iſt der Gasparo ſchön: es herrſcht eine dunkle, hohe, mächtige Phantaſie durch dieſes wilde Thal und ſeine einfache Größe; Schade nur, daß man in dieſer Einſamkeit, wo der Blick auf den Trümmern alter Gebäude und Paläſte am fernen Gebirge ruht, durch eine ſchale, hiſtoriſche Gruppe unterbrochen wird, und eben ſo Schade, daß das Bild ſchon ſo ſchwarz geworden iſt. Auch dieſer ungeheure Eber von Snyers iſt wunderbar gerüſtet mit fürchterlichem Grimm; er verdiente der Eber von Kalydon zu heißen. Eben ſo gewaltig in ihrer Art, eben ſo rein der Natur nachgebildet, ſind die muthig angreifenden und die von dem gräßlichen Zahn des Ebers niedergemähten, zappelnden und heulenden Hunde. Die Figuren der Jäger, kühn wie die Thiere, aber mit Zinnober unnatürlich kolorirt, ſind von Rubens. Was Fyt, de Voß und Weenix von Thierſtücken malten, kommt dieſem nicht bei, ſo viel Verdienſtliches auch ihre Arbeiten, und insbeſondere die des erſtern haben.

Laß mich hinwegeilen über die geleckten Bilderchen des Ritters van der Werff. Ihre zarte, geſchliffene Vollendung, ihre kunſtreichgeworfenen Gewänder können uns nicht ſchadlos halten für ihre Kälte und Gleichförmigkeit, für die manierte, unrichtige Zeichnung und das dem Elfenbein ähnliche Fleiſch. Das beſte unter einundzwanzig kleinen Stücken iſt die Erſcheinung Chriſti im Knabenalter unter den im Tempel verſammelten Aelteſten. Der Knabe iſt ſchön und geiſtreich, und dieſe Eigenſchaften ver-

einigt, ſind mehr als hinreichend, ihn intereſſant zu machen. Von der großen, langbeinigen Magdalena des Herrn Ritters, läßt ſich trotz allen mühſeligen Künſteleien ſo viel gutes nicht ſagen. Ehe ich meine Feder hinlege, nur noch ein paar Worte von Crayer und van Dyk. Crayer's größtes Werk, doch will ich eben nicht ſagen ſein Meiſterwerk, iſt das Altarblatt aus der Auguſtinerkirche zu Brüſſel, welches der Kurfürſt von den Mönchen für dreißigtauſend Gulden und eine Kopie kaufte. Als Dichtung betrachtet, hat es nicht den mindeſten Werth. Es iſt ein Thron der Mutter Gottes, die zu oberſt, mit dem Jeſuskinde auf dem Arme, daſitzt und von Heiligen umringt iſt, die zum Theil neben ihr, zum Theil tief unten auf den Stufen ſtehen oder knien. Ganz zu unterſt im Vordergrunde kniet der Maler nebſt ſeinem Bruder, und, wie die Ueberlieferung ferner lautet, ſeiner Schweſter und ſeinem Neffen. Er kehrt das breite, wohlgenährte, ſelbſtgefällige Geſicht nach dem Zuſchauer hin, anſtatt recht andächtig zu beten, und zeigt uns mit der Hand, daß dies alles ſeine Arbeit ſei. Es iſt wahr, die Heiligen ſelbſt geben ein böſes Beiſpiel; ſie ſtehen zum Theil ganz müßig da, oder ſie plaudern mit einander; die wenigſten bezeigen der Gottheit oben ihre Andacht. Auch ſcheint es nicht, als ob ſie eigentlich zu irgend einem andern Zwecke verſammelt ſind, als weil etwa der Maler oder die Auguſtinermönche zu Brüſſel ſie gern einmal beiſammen ſehen wollten, und bei dem gänzlichen Mangel an Einheit und Zuſammenhang iſt es noch die Frage, ob Crayer an etwas von der Art gedacht hat. Damit man die Heiligen auch kennen möge, hält jeder etwas in der Hand: Johannes, das Sinnbild des Glaubens, den Kelch mit der Schlange, Jacobus den Pilgerſtab, die oben kniende Apollonia eine Kneipzange, St. Stephan einen Stein, Laurentius ſeinen Roſt, Andreas ſein Kreuz u. ſ. f. Der heilige Auguſtin paradirt im Vordergrunde im prächtigſten Biſchofsornat, mit dem Krummſtab in der Hand. So weit iſt alles unter der Kritik. Allein einzeln betrachtet ſind die Köpfe und die Figuren meiſterhaft gearbeitet. In allem was von Rubens in dieſer Sammlung hängt, finde ich nirgends eine ſo richtige Akademie als Crayer's bis zum Gürtel entkleideten Andreas. Dem heiligen Lorenz hat er einen ſehr ſchönen, jugendlichen Kopf zugetheilt; Auguſtin aber, ich weiß nicht ob mit oder ohne Abſicht des Künſtlers, iſt ein ächter Pfaffe. Das Klorit ſowohl als die Stellung und Organiſirung

der Gruppen und die Behandlungsart ſind eines Wetteiferers von Rubens vollkommen würdig, ſo ſchwerfällig auch das Ganze immer bleibt.

Van Dyk's Arbeiten in dieſer Galerie ſind zahlreich und von mancherlei Art. Seine Porträte ſtehen mit denen ſeines Lehrers Rubens ganz in gleichem Range; manche ſind unübertrefflich und trotzen der Kunſt und dem Pinſel, ſelbſt eines Venezianers. Seine Phantaſie erhebt zwar nicht ſo kühn den Fittig, aber ſie iſt züchtiger und erleſener als die ſeines Lehrers; ſeine Farben ſind beſcheidener und beſſer verſchmelzt und grenzen näher an italieniſche Wärme. Suſanna im Bade iſt jedoch ein widriges Geſicht, das nicht eimal dieſes Verdienſt der Farbe aufzuweiſen hat. Die berühmte Grablegung iſt zwar herrlich kolorirt, aber in der Zeichnung verunglückt; zudem gehört es zu den ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, gerade dieſer Scene ein eigenthümliches, nicht durch die Nebenidee der Religion hineingetragetragenes Intereſſe zu geben. Das kleine Bild, wo Chriſtus mit dem von ihm geheilten Gichtbrüchigen ſpricht, hat eine faſt tizianiſche Wahrheit, der man aber wegen des äußerſt unedlen Chriſtuskopfes nicht froh werden kann. Eben ſo ärgerlich find' ich es, daß der traveſtirte Jupiter, der als Satyr die ſchlafende Antiope überraſcht, ſo ganz im Satyr verloren, ſo ganz gemeiner Satyr iſt, und nur, weil ſein Adler ſich blicken läßt, als Donnergott anerkannt werden muß. Die Nymphe hat zwar eine friſche Farbe; aber ſo wunderſchön iſt ſie eben nicht, daß ſie eine Jupitersverwandlung verdiente. Eine Madonna mit dem Chriſtkinde und dem kleinen Johannes hat alle Vorzüge der Farbe und des Fleiſches, wiewohl dem Bilde noch die letzte Hand des Künſtlers zu fehlen ſcheint; es umſchwebt ſie ſogar etwas weniges von der Anmuth, die auf dieſem Boden nicht gewachſen, ſondern jenſeits der Alpen her entlehnt iſt. Allein das Schönſte, was ich hier von van Dyk's Arbeit bemerke, iſt ſein lieblicher Sebaſtian, in deſſen Kopfe man eine idealiſirte Aehnlichkeit mit dem Künſtler ſelbſt nicht verkennen wird. Der Augenblick dieſer Compoſition iſt gut gewählt. Eben bindet man ihn feſt an den Baum, wo ihn die Pfeile ſeiner Widerſacher treffen ſollen; mithin iſt keine widrige Empfindung früher rege, die den Eindruck ſtören könnte, welchen der ſchöne, blühende Jüngling auf den Zuſchauer macht. Die Nebenfiguren ſind ihm gehörig untergeordnet und die weißere Farbe ſeines zarten Leibes

dient dazu, ihn noch mehr von ihnen auszuzeichnen. Die Ausführung iſt des Entwurfes werth und meines Erachtens hat die flammändiſche Schule hier nichts Vollkommneres in Farbenmiſchung aufzuweiſen. Ein beſcheidener Siegesgedanke ſcheint durch die Gelaſſenheit, die auf dem Geſichte des Märtyrers ruht, hindurch zu ſtrahlen, und dem Zuſchauer bleibt nur der Wunſch noch übrig, daß der erſte Pfeil gerade durch das Herz treffe, damit keine langwierige Qualen ihn ſtören mögen in ſeinem vorempfindenden Entzücken.

Der köſtlichen Werke von italieniſcher Kunſt, die in großer Anzahl dieſe reiche Sammlung zieren, habe ich noch mit keiner Silbe erwähnt, doch Du begreifſt, daß es mir in dieſem Augenblicke nicht möglich iſt.

VIII.

Düſſeldorf.

Die Roſe, ſagen wir, iſt die ſchönſte unter den Blumen, und ein ziemlich allgemeines Wohlgefallen an ihrer Geſtalt ſcheint dieſes Urtheil zu beſtätigen. Ich weiß nicht, ob der göttliche Apoll, oder wähle Dir welches andere Ideal Du willſt, ob dieſes eben ſo allgemein durch übereinſtimmendes Gefühl als Inbegriff der menſchlichen Schönheit anerkannt und angenommen wird; aber das weiß ich, daß der Menſch vor allen andern Gegenſtänden der Natur einer wahrhaften Idealiſirung fähig iſt, indem das Ideal, welches der Künſtler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältniſſe des menſchlichen Körpers als einer beſondern Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menſchen, als mitempfunden, darſtellen muß. Von keinem andern Weſen wiſſen wir die Beſtimmung, die relative Zweckmäßigkeit und folglich die ſubjektive Vollkommenheit ſo genau und beſtimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns ſelbſt; von keinem andern Weſen wiſſen wir aus vielfältig geſammelter Erfahrung den Begriff dieſer Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. Den phyſiognomiſchen

Sinn, ſo unmöglich es iſt, ihm eine Methodik unterzulegen, können wir uns ſelbſt nicht abläugnen; aber es bedarf keines Erinnerns, daß er vom Menſchen zum Menſchen ungleich wirkſamer iſt, als in Beziehung auf die Qualitäten der Thiere und Pflanzen und deren Signaturen (laß mir das myſtiſche Wort nur hingehen) in der äußeren Geſtalt. Es ſcheint uns zwar oft gar etwas verächtliches um die Beſtimmung der mancherlei Weſen, die zugleich mit uns die Erde bewohnen; wir wähnen auch wohl uns ſelbſt als letzten Zweck des Daſeins aller Dinge um uns her. Allein ein geringer Grad von Naturkenntniß kann uns aus dieſem Irrthum reißen. Ueberall ſtoßen wir auf Organiſationen, die wir noch nicht kennen, die wir nicht zu brauchen wiſſen, deren Verhältniß zu den übrigen Erdenweſen uns räthſelhaft bleibt; und wollen wir die Augen öffnen, ſo wird ſich uns täglich und ſtündlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir von der Art zu ſein, zu genießen, des Daſeins froh zu werden und ſeine Beſtimmung zu erreichen, eines jeden andern Dinges, außer dem Menſchen ſelbſt, auf dem Wege der Empfindung nichts Vollſtändiges erfahren können, indem die Natur alles Identificiren mit fremden Gattungen unmöglich macht. Ein Weſen aber, mit deſſen Organen wir nicht empfinden, in deſſen Lage wir uns nicht hinein denken und hinein ahnen können; von deſſen innerer Vollkommenheit können wir uns auch kein Ideal abſtrahiren, und dieſes eben ſo wenig mit dem Gefühl, das wir von der Schönheit ſeiner Geſtalt haben, in eine Harmonie bringen, oder mit einer beſtimmten Form bezeichnen.

Den Menſchen können wir idealiſiren; darum bleibt er allerdings der höchſte Gegenſtand der bildenden Kunſt *). Wie nun aber das Ideal geſtaltet ſein müßte, das die geſammte Gattung vorſtellen ſollte, iſt darum noch nicht ausgemacht. Wenn wir darin übereinſtimmen, daß es über die individuelle Natur hinausgehen und, was von Vollkommenheiten in einzelnen Perſonen durch das ganze Geſchlecht zerſtreut iſt, zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt,, darſtellen müſſe, ſo wird uns bei der Ausführung immer eines Jeden individueller Schönheitsſinn im Wege ſtehen, und jeder Künſtler, wie er ſelbſt moraliſch groß oder klein iſt, wie er auffaſſen, theilnehmen und mittheilen kann,

*) S. meinen Aufſatz: Die Kunſt und das Zeitalter, in dem neunten Hefte der Thalia.

auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne Vortreffliche zu ſammeln und zu vergleichen, wird uns das Ideal ſeiner Phantaſie mit andern Zügen ſchildern. Fürwahr alſo, eine höchſtverwickelte Aufgabe, da, wo ſich alle zuletzt auf ein unwillkürliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Ausſpruch wagen, eine Wahl treffen zu müſſen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunſtliebhabers und überhaupt eines Jeden, der ſich auf die Beurtheilung eines Kunſtwerkes einläßt, von dem Falle des Künſtlers in ſo fern nicht verſchieden iſt, daß jeder von ihnen zu dieſer Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt.

Auf etwas Gemeinſchaftliches, auf eine gewiſſe Uebereinſtimmung des Gefühls gründet ſich indeſſen doch das Beſtreben eines jeden Künſtlers, die tiefempfundene Schönheit darzuſtellen. Es iſt unſtreitig, daß die Empfindung des Wohlgefallens bei den meiſten Menſchen nach einer gewiſſen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnſitze ſich ähnlich ſind, werden im allgemeinen über Gegenſtände der Sinne ein übereinſtimmendes Urtheil fällen und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Geſtalten, Tönen und Geſchmacksarten mit einander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entſteht erſt dann, wenn Schönes mit Schönem verglichen und Grade des mehr oder minder Gefälligen angegeben werden ſollen. Alsdann zeigt es ſich, daß wir zur Bildung des Geſchmacks, als des ächten Kunſt- und Schönheitsſinnes, eben ſo wohl Uebung bedürfen und den Beiſtand unſerer übrigen Gemüthskräfte hinzu rufen müſſen, wie es zur Vervollkommnung irgend eines andern Gebrauches dieſer Kräfte nöthig iſt. Weil nun aber das Weſen des Ideals es mit ſich bringt, daß es ein Abdruck der ſittlichen Vollkommenheit in ſinnlich anſchaulichen Formen ſei; ſo ſcheinen zur Hervorbringung eines ſolchen höchſtvollendeten Werkes der menſchlichen Kunſt dreierlei Requiſite in der Perſon des Künſtlers zuſammentreffen zu müſſen: erſtlich eine reiche Ausſtattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie ſchon individuelle Größe und ſubjektive Vollkommenheit gegeben iſt; zweitens, Schauplatz und Gelegenheit zur zarteſten Entwickelung und Ausbildung dieſer innern Energie, höchſte ſittliche Kultur; drittens, hohe Darſtellungsgabe und innerer Trieb ſowohl als äußere Veranlaſſung, ſie in Wirkſamkeit zu verſetzen.

Der Geſchmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muß, wenn anders ſeine Ausſprüche unparteiiſch ſein ſollen, ſetzt in demjenigen, der ihn beſitzt, das Vermögen voraus, zwiſchen dem Wohlgefallen am Schönen und einem jeden anderen Intereſſe, welches der Verſtand oder auch die Begierde an einem ſchönen Gegenſtande nehmen können, zart und rein zu unterſcheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, iſt vom Reize unabhängig und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht iſt dies der Grund, weshalb der höchſte Schwung, den die bildende Kunſt zur Erreichung des Ideals ſich je gegeben hat, in den mythologiſchen Statuen der Alten zu ſuchen iſt; theils weil ihr Gegenſtand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menſchlichen, wirklich exiſtirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daß ſie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich preisgibt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünſtigt, indem ſie uns durch keinen pathognomiſchen Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinſtimmung der Kunſtideen mit dem Religionsſyſtem jener Völker, daß man dieſe Muſter der übermenſchlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenſtänden der Anbetung erhob und ihnen dadurch neben ihrem äſthetiſchen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher liegendes Intereſſe gab. Dies, verbunden mit ſo vielen andern Begünſtigungen, womit Verfaſſung, Klima, Lebensart und vor allem angeſtammter Reichthum der Organiſation, dem Griechen zu ſtatten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites, wetteiferndes Beiſpiel in der Geſchichte, zur Ausbildung des Geſchmacks und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunſt- und Schönheitsſinnes, für welchen namentlich der athenienſiſche Demos ſo berühmt geworden iſt.

Bei uns iſt der reine Kunſtgeſchmack, in Ermangelung alles deſſen, was ihn bilden, vervollkommnen und allgemein entwickeln konnte, nur auf wenige einzelne Menſchen eingeſchränkt. Der Anblick der bloßen Schönheit ohne einiges Intereſſe ermüdet den großen Haufen der Künſtler und Kenner, die nicht mehr das Knie vor ihr beugen, ihr huldigen und Schutz und Gaben von ihr erflehen. Die idealiſirten Götter und Göttinnen ſind nicht mehr; Menſchen von beſtimmtem, individuellem Charakter, Menſchen, durch herrſchende Leidenſchaften und Gemüthsarten bezeich-

net, ſind an ihre Stelle getreten. Die Kunſt mußte alſo ihrem erſten, wahren Endzweck, der Darſtellung des Idealiſchſchönen, ungetreu werden, oder ihre gewohnte Wirkung verfehlen und auf alle Herrſchaft über die Gemüther Verzicht thun. Das Letzte wäre nur in dem einen Falle möglich geweſen, wenn der Geiſt des Zeitalters nicht auf den Künſtler gewirkt hätte; wenn, von Zeit und Umſtänden unabhängig, der künſtleriſche Genius, in abſtrakter Vollkommenheit ſchwebend, mitten unter Chriſten ein Grieche geblieben wäre.

Aber Veränderung und Wechſel ſind ja die Deviſen unſeres ſo ſchief in ſeiner Bahn kreiſelnden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältniſſe, neue Verwickelungen, neuen Kampf unſerer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor, und, frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienſt der ſchönen Ideale geſtürzt, ſo hätten wir noch keinen Raphael, keinen Tizian und keinen Corregio, wir hätten in der Kunſt keine individuelle, menſchliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. Du wirſt mich der Paradoxie beſchuldigen; aber ich will es hier in Gegenwart der großen Namen, die ich eben nannte, gleichſam unter ihrer Fahne betheuern, daß, weil einmal dem alſo iſt, es auch für uns noch allenfalls am beſten ſei. Was ſollen uns die alten Lappen, wären ſie auch noch ſo ſchön, auf dem neumodigen Kleide? Griechiſche Geſtalten und griechiſche Götter paſſen nicht mehr in die Form des Menſchengeſchlechts; ſie ſind uns ſo fremd, wie griechiſch ausgeſprochene Laute und Namen in unſerer Poeſie. Es mag ſeine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meiſterwerke des Phidias, ſeiner Minerva und ſeines Jupiters; aber je majeſtätiſcher ſie da ſäßen oder ſtänden, das hehre Haupt für unſern Blick angrenzend an den Himmel, deſto furchtbarer unſerer Phantaſie, je vollkommnere Ideale des Erhabenen, deſto befremdlicher unſerer Schwachheit. Menſchen, die für ſich allein ſtehen konnten, hatten keckes Bewußtſein genug, um jenen Rieſengottheiten ins Auge zu ſehen, ſich verwandt mit ihnen zu fühlen und ſich um dieſer Verwandtſchaft willen ihren Beiſtand im Nothfall zu verſprechen. Unſere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trotzen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unſere Noth mit uns ſelbſt klagen, dem wir unſer Herz mit allen ſeinen Widerſprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausſchütten, dem wir durch anhaltendes Bitten

und Thränenvergießen, wie wir ſelbſt geduldig und mitleidig ſind, ohne ihn zu ermüden, Beiſtand und Mitleid ablocken können; dies iſt das Hauptbedürfniß unſeres Lebens und dazu ſchaffen wir uns Götter nach unſerm Bilde. In dem nächſten Kapellchen kann ich die Ueberzeugung finden, daß die unbegreifliche Gottheit ſelbſt ſchwerlich irgendwo mit dem herzlichen Vertrauen angerufen wird, womit eifrige Chriſten hier zu den Heiligen beten, die einſt Menſchen waren, wie ſie. Dies iſt Stimme der Natur, trotz allem, was die Philoſophie, die nur in Abſtraktionen lebt, darüber dogmatiſiren mag. Gleichheit iſt die unnachläßliche Bedingung der Liebe. Der Schwache kann das Vollkommene nicht umfangen; er ſucht ein Weſen ſeiner Art, von dem er verſtanden und geliebt werden, dem er ſich mittheilen kann.

Zu dieſem Menſchengeſchlechte nun gehören unſere Künſtler und für daſſelbe arbeiten ſie. Von Griechenlands Idealen iſt genau noch ſo viel übrig geblieben, daß es ihnen zu einem Fingerzeige dienen kann, wohinaus vor dieſem der Weg der Kunſt liegen mochte. Mit dem Sinne für das hohe Schönheitsideal iſt aber auch die Möglichkeit, es wieder zu erreichen, verſchwunden. Die Mannigfaltigkeit des Individuellen erſetzt uns indeß dieſen kaum mehr empfundenen Verluſt. Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealiſiren, oder mit einem Abglanze des Schönen auszuſchmücken, welcher hinreicht, die Empfindung des Wohlgefallens zu erregen, dies iſt das Ziel der neueren Kunſt. Alſo arbeitet ſie auch nicht mehr für den reinen äſthetiſchen Sinn, vielmehr, um ihrer Wirkung gewiſſer zu ſein, intriguirt ſie durch Handlung den Verſtand und beſticht unſer Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. Wir ſind es ſchon ſo gewohnt, dem Künſtler in dieſer Richtung zu folgen, daß oft die bloße Nachahmung des Natürlichen, ohne den mindeſten Verſuch zum Idealiſiren, unſere Forderungen befriedigt, oft die Erdichtung der Beziehungen, in denen man uns eine Handlung darſtellt, völlig hinreicht, uns über die gänzliche Abweſenheit alles Schönen zu beruhigen. Eine unausbleibliche Folge dieſer Verrückung des eigentlichen Kunſtziels iſt die Abzweigung der Kunſt in ſo manche ganz verſchiedne Darſtellungsarten, womit es endlich dahin gekommen iſt, daß insbeſondere der jetzigen Malerei kein Gegen-

ſtand in der Natur, der nur mit Farben ſich bezeichnen läßt, außerhalb ihrer Grenzen zu liegen ſcheint.

Wenn aber hier und dort unter den Künſtlern eine große Seele hervorgeht, ſo wird ſie nach ihrem angebornen, inneren Adel das Schöne dennoch ahnen, ihm nachſtreben und ſich zuweilen, ungeachtet aller Hinderniſſe dem vorgeſteckten Ziele nähern. Die phyſiſche Natur und die Stufen der ſittlichen Ausbildung verſchiedener Völker müſſen dieſen Flug des Genius entweder begünſtigen oder hemmen. Italien! reizendes Italien! noch ſah ich dich nicht! — — — Italien iſt reich an den Trümmern der altgriechiſchen Kunſt, und ſeinen Bewohnern hat der mildere Sonnenſtrahl, zugleich mit einer gewiſſen Unabhängigkeit von manchem klimatiſchen Bedürfniſſe, auch ein reiches Maß von Spontaneität und Empfänglichkeit zugetheilt. Was ich von dorther kommen ſah, es ſei nun Gemälde, Gedicht oder Geſang, das hat einen Zauber, der das Auge feſſelt wie das Ohr, und den Sinn auflößt in Entzücken. Wenn ich hier, in den Saal trete, wo die Werke italieniſcher Meiſter, mit flammändiſchen untermiſcht, meinen Blicken begegnen — mir iſt zu Muthe wie einem Europäer, der nach einem langen Aufenthalte im Orient endlich einen näher mit ihm verwandten Menſchen erblickt; er unterſucht nicht erſt, ob der Fremde ein Deutſcher, ein Franzoſe, ein Engländer, ein Spanier, ob er ketzeriſch oder rechtgläubig ſei, genug, es iſt ein Franke, deſſen Sinnes- und Denkungsart den ſeinigen gemäßer ſind, der ihn und den auch er beſſer verſteht.

Es iſt Zeit, daß ichs bekenne, kaum hatte ich dieſen Morgen das Papier aus der Hand geworfen, ſo eilte ich noch einmal in die Galerie, um nur an transalpiniſchen Werken mich ſatt zu ſehen. Was ich jetzt ſeit einer Stunde daher phantaſiere, iſt nur die Reaktion, die der Anblick dieſer von allem flammändiſchen Machwerk ſo abweichenden Geſtalten in meinem Kopfe veranlaßt hat. Zuerſt ging ich langſam durch die Säle, ſah wo die Italiener hingen und merkte mir in jedem Saale die Stücke, die ich näher betrachten wollte. Die Lüſternheit wird übermüthig, wenn ſie im Ueberfluſſe wählen kann. Unter der Menge deſſen, was Künſtler und Kenner hier intereſſant finden würden, zog mich nur wenig an, durch Züge von inwohnender Schönheit, die von einem Sinne des Malers für menſchliche Größe zeugten. Ich ging aus, mit dem Vorſatze, zu ſehen, ob

ich etwas finden würde, das ich um ſeiner Schöne willen lieben könnte, und Du weißt, dieſe Liebe gehorcht keinem Zwange, ſie iſt das Kind der freien Unbefangenheit; ſie iſt ein Kind, kein erwachſener, gewitzigter Amor. Ich laſſe die Klugen da ſtehen und predigen vom Unterſchied und Charakter der verſchiedenen italieniſchen Schulen, ich laſſe ſie da eine Gruppe bewundern, weil ſie pyramidaliſch ſich ſpitzt, dort eine Drapperie, die wahr gefaltet oder auch groß geworfen iſt, hier einen Ausdruck, der die Natur nachahmt, hier wieder einen wie hingezauberten Effekt des Lichtes. Das alles iſt vortrefflich und ſogar verdienſtlich, wenn Du willſt; doch wenn von lieben die Rede iſt, ſo muß auch von Geſtalt allein die Rede ſein; ich kann einen Haufen von Menſchen, und ſtände er noch ſo maleriſch, nicht als bloßen Haufen, ich kann keinen Rock, kein Geberdenſpiel, keine Beleuchtung, keine Farbe lieben. Findet ſich dies alles mit einer edlen Zeichnung und einer ſchönen Form zu einem Ganzen vereinigt; alsdann iſt das Kunſtwerk von einer hinreißenden Vollkommenheit; aber auch abgeſondert von allem Nebenwerk iſt ein bloßer Umriß mit Raphael's Schönheitsſinn entworfen, mehr werth als das vollendetſte Gemälde, dem dieſes weſentliche Bedingniß fehlt. Licht und Farbe, Bewegung, Ausdruck und Anzug kann die Einbildungskraft ſich zu einer gegebenen ſchönen Geſtalt leicht hinzudenken; hingegen den feineren Genuß ſtört unwiederbringlich eine ſchlechte oder gemeine Natur, das Gemälde ſei übrigens noch ſo meiſterhaft ausgeführt.

Haſt Du nicht die Suſanna von Dominichino bewundern und rühmen gehört? Die iſt nun wirklich ein ſchön und richtig gezeichnetes Weib, und dennoch gefällt ſie nicht, weil ihr gemeines Geſicht an ſich nicht reizend iſt und auf eine höchſt widrige Art von dem häßlichen Schrei entſtellt wird. Das Hauptintereſſe des Stückes geht alſo verloren, man muß ſich zur Schadloshaltung an Nebenſachen ergötzen. Doch auch die Stellung iſt ungraziös und ſogar unvortheilhaft, indem ſie die ganze Figur wie ein lateiniſches Z zuſammendrückt. Die Farbengebung des Nackten iſt für einen Dominichino immer zu bewundern, jedoch zum Theil verblichen. Die im Bade rothgewordenen Füße, die man dem Maler zum Verdienſt anrechnet, weil er die Natur ſo gut zu belauſchen gewußt, machen gleichwohl für das Auge eine unangenehme Disparität. So gefährlich iſt es manchmal, in der Nachahmung des Natürlichen zu weit zu gehen. Es fällt dem

Zuſchauer lange zuvor auf, daß die Suſanna rothe Füße hat, ehe er ſich beſcheidet, ſie könne auch wohl ſchon aus dem Waſſer geſtiegen ſein. Die Scene iſt übrigens gar nicht poetiſch behandelt. Ein jedes gemeines Weib, das nicht von ausgelaſſenen Sitten iſt, würde ſich ſo benehmen, hier aber ſollte der Künſtler ein edles, tugendhaftes, großes Weib bezeichnen. Da er einmal mit einem ungeheuren Badetuche ſo freigebig war und die keuſche Jüdin noch überdies zur Sicherheit mit einer Baluſtrade umgab, ſo wäre es ihm ein leichtes geweſen, ſie voll Anmuth und Würde, ſtehend, mit edlem Unwillen auf den Lippen, mit einem großen Blick der Verachtung in den reizenden Augen hinzuſtellen; feſt, entſchieden und entſchloſſen, ſich eher der Läſterung als den Begierden ihrer Verfolger preis zu geben. Dann hätte meinetwegen ſich auch ihr Mund öffnen mögen, um Hülfe zu rufen, dieſes Rufen hätte nicht, wie das Geheul des Schreckens, ihr Antlitz entſtellt. Ich geſtehe gern, daß die apokryphiſche Erzählung ſelbſt zu einer ſolchen Begeiſterung keine unmittelbare Veranlaſſung gibt. Wie entdeckt ſich Suſannen's Unſchuld? Ein Knabe verhört die Kläger, und weil einer das ſchöne Weib in den Armen ihres Liebhabers unter der Linde, der andre unter der Eiche geſehen haben will, iſt das Hauptfaktum, worin beide übereinſtimmen, nicht wahr. Bei ſolchen Gelegenheiten erinnert man ſich auch eines Baumes. Allein die Juden in Babylon glaubten an Keuſchheit, und Daniel bewährte ſeine Weisheit, indem er dieſen Glauben zu Gunſten der ſchönen Suſanna benutzte. Es ſcheint übrigens nicht, daß Dominichino auf dieſen Theil der Geſchichte Rückſicht genommen hat; denn es ſtehen eine Menge von Bäumen verſchiedener Art im Garten um das Bad herum. Dachte er vielleicht, die Aelteſten hatten wohl beide Recht? Die Suſanna iſt indeß ein Lieblingsſüjet der Malerei. Van Dyk's Behandlung dieſes Gegenſtandes habe ich ſchon erwähnt; hier iſt noch eine dritte Suſanna von Dominichino's Meiſter, Annibal Carracci, die ganz nackt, ganz ruhig und ſorglos da ſitzt und aus einem Springbrunnen Waſſer auf die Hände rinnen läßt. Die Figur iſt eine gute Akademie, ziemlich warm kolorirt, und weiter nichts. Die alten Faunen beſchleichen ſie.

Von Raphael's Händen ſah ich hier nur ein kleines Bild, eine heilige Familie, in ſeiner erſten Manier, wo er Meiſter Perugino's Feſſeln noch nicht abgeworfen hatte. Das iſt eine

ſteife Gruppe. Von Joſephs Kopf herab längs dem Rücken der Eliſabeth und der Schulter der Madonna iſt es ein wahrhaftes Dreieck. Die Farben ſind hart und grell, und des trocknen Pinſels wegen ſcheinen manche Umriſſe eckig; von Licht und Schatten iſt kaum eine Spur. Das nackte Chriſtkind iſt von Geſicht etwas häßlich und Eliſabeth ein wenig gar zu alt. Die Landſchaft iſt hell und beſtimmt; ſo trocken und hart wie die Figuren. Von wenigen Bildern hier läßt ſich ſo viel Nachtheiliges ſagen, — aber auch von wenigen ſo viel Gutes. Die Aengſtlichkeit der Pyramide abgerechnet, iſt es die traulichſte Vereinigung, die ſich in einer Familie denken läßt. Eliſabeth und Maria ſitzen beide auf der Erde und haben ihre Kinder zwiſchen ſich. Johannes ſitzt der Mutter im Schooß und iſt ein niedlicher Bube, der kleine, häßliche Bambino reitet der Madonna auf dem Knie und iſt außer den Geſichtszügen eben ſo richtig und ſchön gezeichnet. Die holde Mutter betrachtet ihr Kind mit einem Blicke voll himmliſcher Anmuth und Zärtlichkeit; ihr Kopf neigt ſich ſanft vor über ihn, und auf ihrer Stirne thront jungfräuliche Schönheit. Ich habe noch keinen Maler geſehen, außer Raphael und Leonardo da Vinci, der die Jungfrau und die Mutter ſo in ein Weſen zu verſchmelzen gewußt hätte. Alle Myſterien bei Seite, dieſer Charakter iſt in der Natur; moraliſche Jungfräulichkeit, reines Herz und reine Phantaſie, mit Mutterliebe im ſchönſten Bunde. Er gehört, das will ich gern zugeben, zu den ſeltenſten Erſcheinungen, aber jene beiden großen Menſchen faßten ihn, und ich weiß, er iſt nicht ausgeſtorben mit den Urbildern, von denen ſie ihn, wie einen Sieg davon trugen. Mehr Grazie, mehr ungezwungene natürliche Grazie — doch eine andre gibt es ja nicht — mehr als dieſe Madonna haben wenige Gebilde der Kunſt. Eliſabeth blickt auf zum heiligen Joſeph, der an ſeinem Stabe gleichſam hangend, mit ſeinem gutmüthigen Geſichte gedankenvoll drein lächelt. Die Köpfe ſind ſchön, und bei aller, ſelbſt idealiſchen, Schönheit, dennoch mit Nationalzügen und mit lieblicher Individualität, rein und unmittelbar aus der lebendigen Natur, verwebt. Dies iſt es, was ſie ſo reich an Charakter und in ihrer geiſtigen Fülle ſo anziehend macht. Das Coſtume iſt einfach und ſchön, ohne die allermindeſte Anmaßung und künſtleriſche Coquetterie, vermuthlich geradezu von der damaligen Volkstracht entlehnt. Nach allem, was ich anderwärts von Raphael's Wer-

ken geſehen habe, und nach den Kupferſtichen von ſeinen größe-ren Gemälden im Vatikan zu urtheilen, bleibt dieſes kleine Stück von einem verhältnißmäßig ſehr geringen Werth, aber dennoch glimmte ſchon hier der Funke, der bald Flamme werden und jedes andere Licht verdunkeln ſollte. Er verräth auch hier bereits ein hohes Dichtergefühl von der Würde ſeines Gegenſtandes. Die geheimnißreiche Lehre ſeiner Kirche zeigte ihm die erhaben-ſten Weſen in der geringſten, ungebildetſten Klaſſe eines unge-bildeten Volkes. Dieſen ſchuf er in ſeiner Einbildungskraft eine ſchöne Harmonie ihrer Geiſteskräfte; er bildete in ihren Zügen die ſanfte, reine, richtige Empfindung und jene Güte des Her-zens, wozu er in ſich ſelbſt das Urbild fand; mit einem Worte: er gab ihnen an intenſiver Vollkommenheit, was ihnen an ex-tenſivem Wiſſen fehlen mußte. Götter waren es nicht, die er zu ſchildern hatte; allein es blieb ihm unbenommen, ſich wenig-ſtens göttliche Menſchen zu denken und ſich die Bedingniſſe an-ſchaulich zu machen, unter denen die einfachſten Hirten ſeines Volkes ſich bis zu dieſer moraliſchen Vortrefflichkeit hinaufadeln ließen. Mit ſolchen Begriffen ſchien er geſchaffen, der Religion durch die Kunſt einen neuen Glanz und äſthetiſche Wirkſam-keit, die einzige, die ihr noch fehlte, zu verleihen; und dieſes Verdienſt erkannte Leo vielleicht, als er ihm den Purpur be-ſtimmte. Allein wer vermochte ihm nachzufliegen, den kühnen, erhabnen Flug? Schon jetzt verehrt der große Haufe der Kunſt-liebhaber in ſeinen Werken nicht ſowohl ſeinen Genius als ſei-nen Ruhm. Verſchwiege man ihnen den Namen des Künſtlers, ſie wüßten es wahrlich nicht zu begreifen, was man an ſeinen Bildern hat. Was iſt Zeichnung und Form für jeden, der nur Augen hat für flämmiſche Farben? Noch eine Revolution, wie unſer Geſchlecht deren ſo viele erlebt hat, eine, die uns Italiens Schätze raubte, wie Griechenlands Schätze einſt verſchwanden — und unſere Nachkommen werden es nicht mehr glauben, daß es je einen größern Maler gab als Rubens.

Ich muß auch dieſer heiligen Familie noch erwähnen, die ſich neben Raphael's ſeiner ſo vortheilhaft ausnimmt; ſie iſt von Andrea del Sarto, dem ſein Lehrer Michel Angelo das Zeugniß gab, daß er groß, wie Raphael, geworden wäre, wenn er nur dieſelbe Gelegenheit ſich zu bilden und ſich zu zeigen gehabt hätte. Etwas von dieſem Lobe geht wohl auf Rechnung der Eiferſucht; aber die eigene Größe des Florentiners bürgt uns, daß es nicht

ganz ungegründet war. Sein Schüler hat hier alles geleiſtet, was das Süjet nur tragen konnte. Die Madonna hat ſanfte Weiblichkeit und iſt wirklich ſchön, wenn gleich nicht von erhabener Schönheit. Eliſabeth hat Spuren von verblichenem, italieniſchem Reize; der kleine Johannes, mit ſeinem ſprechenden ausdrucksvollen Geſichte, iſt mit einer glücklich getroffenen Kinderſchönheit begabt, und nur der Engel hinter der Jungfrau hat einen dummen Blick. Simplicität, die Natur und Eleganz der Zeichnung ſind im höchſten Styl der Kunſt; die Farben für einen Maler aus der florentiniſchen Schule gut gewählt und ſchön verſchmelzt; überhaupt iſt an der ganzen Ausführung keine Klage über irgend etwas von demjenigen, was in Raphael's eben erwähntem Bilde mißfällt; vielmehr iſt alles ſehr weich und mit großer Leichtigkeit gehalten. Man bedauert nur, daß das Bild durch Zufall und Ausbeſſerung gleich viel gelitten hat. Es iſt noch eine zweite Madonna von Andrea del Sarto in dieſer Sammlung; ſie ſitzt auf einem Thron, der ein paar Stufen erhöht iſt, und hält das vor ihr ſtehende Chriſtkind. Vorn ſitzt links St. Markus und rechts kniet ein Engel. Dem vorigen Bilde kann man dieſes nicht an die Seite ſtellen; zudem iſt es auch unvollendet und folglich härter und trockner, als es vermuthlich hätte werden ſollen; doch erkennt man darin den Meiſter. Warum die ſchöne, ſitzende Figur St. Markus und kein anderer Heiliger ſei, wird ſich ſo leicht nicht überzeugend darthun laſſen, weil ſein Gefährte, der Löwe, nicht dabei ſteht und es doch nicht ſo leicht iſt, alle und jede Heiligen, wie weiland die griechiſchen Götter, an ihren Eigenthümlichkeiten zu unterſcheiden. Paulus und Barnabas wurden zwar von den Einwohnern von Lyſtra für den Merkur und Jupiter angeſehen; allein dem Kunſtſinne dieſer ehrlichen Lykaonier, die damals noch Erſcheinungen von ihren Göttern für möglich hielten, möchte wohl nicht ſehr zu trauen ſein.

Im Vorübergehen fällt ein Blick auf Pietro da Cortona's ſchöne Ehebrecherin; doch was ſage ich? Ehebrecherin? Das Bild ſchreit Rache über dieſe Verläumdung, oder — wenn dieſes Weib eine Ehebrecherin war, ſo werfe, wer ſchuldloſer iſt, den erſten Stein auf ſie; denn dieſes Weibes Sünde war eine Tugend. Mit gebundenen Händen ſteht ſie da, den abgewandten Blick in Thränen, den Blick, dem zu begegnen der tückiſche Kläger nicht werth iſt. Es iſt die Ruhe eines hohen Bewußtſeins in ihren Zügen und in dem etwas zuſammengedrückten

Munde Schmerz und Trotz des gekränkten Gefühls. Die Form des Geſichtes iſt ſehr edel; man ſieht, es iſt Studium der Antike, angewandt auf eine ſchöne Skizze nach der italieniſchen Natur. Im ganzen Kopf, in der Stellung, in der Draperie herrſcht eine Einfalt und Grazie, welche dieſem wackern Pietro eigen war. Der halb entblößte Hals und die trefflich gezeichneten Hände ſind gut kolorirt, und das ganze Bild gehört zu der kleinen Anzahl der hier vorhandenen, vor denen man lange ſtehen und bei denen man immer weiter in die Seele des Künſtlers hineinleſen kann.

Dies iſt ſchon nicht der Fall bei Carlo Dolce's Chriſtus mit der ſchönen Hand: man ſieht und bewundert die Hand, die am Ende doch nur allzumühſamen Fleiß verräth; und wenn man einen alltäglichen Chriſtuskopf findet, geht man weiter. Seine Madonna mit dem Kinde, in dem Vorſprung am Fenſter, iſt das Idol der Menge derer, die täglich die Galerie beſuchen, ein bis zum Ekel ſüßes, geleckte, elfenbeinernes und noch obendrein verzeichnetes Machwerk, bei dem der Ausdruck im Fleiße verſchwindet.

Ueber dieſem ſpiegelglatten, bunten Bildchen, hängt ein Johannes in der Wüſte, in Lebensgröße. Die Zeit hat dieſem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei ſeiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den beſtimmten Umriß, deſſen dunkle Schatten ſich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf ſeinen linken Arm geſtützt, den linken Fuß an ſich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig iſt, den rechten vor ſich hinausgeſtreckt, des Körpers andere Stütze, ſo ſitzt Johannes ruhig da in jugendlicher Kraft und Blüthe, ſein ſinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter ſeiner Linken liegt auf dem Felſenſitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, ſeinen Schooß beſchattet, hält er das andre Emblem des Täufers, die mit dem Quell, der unter ſeinem Sitze hervorſtrömt, angefüllte Schaale. Dieſe Zeichen geben ihm für den Chriſten ein eigenthümliches Intereſſe; ſie verſetzen uns in den beſtimmten Geſichtspunkt, aus welchem der Künſtler beurtheilt werden muß, den nämlich, in deſſen ekſtatiſchem Helldunkel er das Urbild ſeiner Schöpfung erſcheinen ſah. Doch dieſer Künſtler war nicht nur Chriſt, er war zugleich ein Menſch; und mit Menſchen

menſchlich zu reden, erſann er dieſes unübertreffliche Denkmal ſeiner Kunſt und ſeines leiſe ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabſteigenden Geiſtes. Wenn im Strome wechſelbringender Jahrtauſende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längſt verſchwunden und vergeſſen ſind, und es eben ſo unmöglich ſein wird, unſere Hieroglyphen, als es uns jetzt iſt, die ägyptiſchen, zu entziffern; dann bliebe dieſes Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener ſpäten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blütezeit unſerer heutigen Kunſt; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsſtufe und den Geiſt des vergangenen Geſchlechts deutlich erkennen und ein lebendiges, ſo lang es Menſchen gibt, verſtändliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einſt der Sterbliche empfand und dachte, der dieſes Zeugniß ſeiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abſpannung, ſondern Gleichgewicht; dies iſt das aufgelöſte Problem. Wir ſehen einen Mann in Jünglingsſchönheit ſitzen; der Körper ruht, doch nur vermittels wirkender Muskeln, und der rechte Arm ſchwebt frei mit der gefüllten Schaale. Indem er ſie zum Munde führen will, verliert ſich ſein Geiſt in ſeiner inneren Gedankenwelt und ſeine Hand bleibt ihm unbewußt ſchweben. Schön und rein ſind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen ſie wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen ſie dem Zuge eines weichern Gefühls. Iſt es vielleicht die ſtille Freude der Hoffnung? Wenigſtens umſchweben frohe Gedanken den geſchloſſenen Mund und ſcheinen gleichſam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergeſenkt iſt der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahnten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen, ſchwärmeriſchen Wölbung, die ſo himmliſchrein hervortritt aus dem Schatten der Augenbrauen, ſteht ein Göttergeſicht vor der innern Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geſchmückte Erde nur Staub iſt. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf ſeiner Stirn entfaltet. Wie heiter iſt dieſe Stirn! Keine Begierde, keine ſtürmiſche Leidenſchaft ſtört den heiligen Frieden dieſer Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick ſo rege ſind. Vom runden feſten Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderſchön iſt jeder Zug! und wie verſinkt dennoch die Sinnesſchönheit in hervorſtrahlender, erhabener Seelenſtärke.

Die Deutung dieſer Umriſſe, dieſer Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieſelbe; je zarter der Sinn, je

reicher der Verſtand, je heiliger glühend die Phantaſie, deſto tiefer nur greifen ſie in den unergründlichen Reichthum, den der Künſtler ſeinem Werke ſchuf. Uns indeſſen kann es individueller in Anſpruch nehmen; uns erinnert es an Geſchichte und an tauſendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns ſelbſt mit unſeren Zeitgenoſſen umſchlingt und mit dem dargeſtellten Gegenſtande verbindet. Wir kennen dieſen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schickſals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor ſeinen Augen. Durch Enthaltſamkeit und Verläugnung geſchärft und geläutert, ergründete ſein reiner Sinn die Zukunft. In einſamen Wüſteneien denkt er dem großen Bedürfniſſe des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für ſein geſunkenes Volk, hatte er ſich von ihm abgeſondert, hatte es geſtraft durch das Beiſpiel ſeiner ſtrengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernſte Sittenrichter tief, daß dieſe Mittel nichts fruchten, in die ekelhafte Maſſe ſelbſt muß ſich der edle Gährungsſtoff miſchen, der ihre Auflöſung und Scheidung bewirken ſoll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geſchlechtern der Erde, ja ſeiner rauhen Tugend ſelbſt noch unbegreiflichem Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des ſittlichen Gefühls. Hier wagt er es, dieſe Eigenſchaften vereinigt zu denken, im Geiſt das Ideal eines Menſchen zu entwerfen, der ſie bis zur Vollkommenheit beſitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieſes Bild ſei nicht ein bloßes Werk der Phantaſie; es verwebe ſich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beſchloſſen liegt. Dieſes Bewußtſeins frohe Schauer ſind es, die der geſenkte Blick, im innern Anſchauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerſtrom der Rede, der ſonſt von dieſen Lippen floß, allen Widerſtand bändigte und die zagenden Herzen ergriff? Dieſe überwundenen, gerührten Lippen ſinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuverſicht. Das iſt der Täufer Johannes.

Und wenn er es nicht wäre? Wenn nur die Kunſt ihn ſo zu ſchildern, ſo zu dichten, ſo aus fernen Aetherbahnen, als einen hellen Stern in vollem Glanze, uns näher zu rücken vermöchte? Dankt es denn nicht die Religion der Kunſt, die ſie verherrlicht? Gewiß, es kann nicht gleichgültig ſein, da wir einmal den leibhaften Johannes nicht zu ſehen bekommen, ob man uns erhabene oder kleinliche Vorſtellungen bei dieſem Namen er=

weckt. Nie wäre man lau und gleichgültig gegen das Heilige und Göttliche geworden, wenn die Lehrer der Menſchen dasjenige, was ſie in liebreicher Abſicht ſo nannten, durch keine unedle Vorſtellungsart entweiht, wenn ſie das Schöne und das Gute rein empfunden und in neuer Klarheit aus reinem Herzen mitgetheilt hätten. O du mit der Engelſeele, aus deren Abgrund du dieſe entzückende Erſcheinung heraufzaubertеſt und ſie zugleich als Bild des Edlen dachteſt, der ſich noch nicht werth hielt, ſeines höhern Freundes Füße zu berühren — wer biſt du, daß ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloß dich denken muß, als den ernſten Schöpfer dieſes Johannes? Doch, wer du auch ſeiſt, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig iſt der, in deſſen Seele dieſes vollendete Weſen aufſtieg. Keine Bulle — Gott und die Natur kanoniſirten ihn.

Ich begreife es nun, daß ſelbſt der Apollo einem Menſchen ſo viel nicht ſein kann als dieſer Menſch Johannes. Die Gleichartigkeit ſeines Weſens mit dem unſrigen zieht uns zu ihm hin, er iſt in aller ſeiner Vollkommenheit noch unſer Bruder; in ihm fühlen wir uns ergänzt; von ihm wollen wir lernen, weil wir ihn verſtehen, weil er durch Nebeneinanderſtellung und Vergleichung, durch Sonderung des Verſchiedenen und Einigung des Uebereinſtimmenden erkennt und denkt wie wir. Der Apoll hingegen iſt, was er ſein ſoll, ein Gott. Von ſeiner Erkenntnißart haben wir keinen Begriff; ſie iſt ganz Intuition, ganz reiner Sinn, wie wir es dunkel ahnen in ſeiner Geſtalt. Ihn faſſen wir nicht; von ihm können wir nichts lernen; er kann uns nichts als erfreuliche Erſcheinung ſein, außer etwa in gewiſſen Augenblicken, wenn auch wir über uns ſelbſt hinaus exaltirt und zu einer höheren Reizbarkeit geſpannt, ohne von der Vernunft geſtört zu werden, der Intuition des reinen Kinderſinnes genießen. Allein dieſe Augenblicke mit ihrem Himmelreich ſind unſerem Schwachſinn allemal gefährlich, und die Abſpannung, die darauf erfolgt, kann mehr als zu deutlich lehren, wie wenig wir für Göttergenuß und den Umgang mit Göttern geſchaffen ſind. Unſere Ungenügſamkeit iſt Schwäche; die Griechen blieben bei der Erſcheinung ſtehen und freuten ſich des Anblicks ihrer Schönheit.

Was ich aber nicht mehr begreife, das iſt, wie man es noch wagen kann, einen Chriſtus als Kunſtwerk darzuſtellen.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Malt man ihn mit den Zügen eines Götterideals, ſo hat er nur das Intereſſe der Schönheit; allein er rührt nicht das Herz. Im Gegentheil, ſchildert man einen Menſchen, wie will man das Göttliche dergeſtalt hineinverſchmelzen, daß es dem Intereſſe des Herzens nicht ſchadet? und läßt man dieſes ganz hinweg, wie iſt es möglich, die Menſchheit ſo hinaufzuadeln, daß ſie noch größer, als hier Johannes erſcheint? Auch habe ich noch keinen Chriſtuskopf geſehen, von dem ich ſagen könnte: er iſt es. Vielleicht iſt das indeß weniger die Schuld der Künſtler als der Theologen. Zu ſeinem Johannes durfte der Maler einige Ideen von dem fälſchlich ſogenannten Antinous entlehnen; dieſe ſchöne Natur, die von ächten Kennern als ein Werk der höchſten griechiſchen Vollendung anerkannt wird, bot ihm die Züge eines kühnen, trotzigen, ſtarken Jünglings dar, deren wilde Größe ſich im Johannes mit dem ſanfteren Ernſt des Denkers ſo vereinbaren ließ, daß die ſinnliche Schönheit zwar untergeordnet, aber dennoch die bedeutungsvolle Zierde ſeines Weſens blieb. Man erkennt auf den erſten Blick die Aehnlichkeit des Gemäldes mit dem Marmorbilde; allein wie arm wäre der, dem außer dieſer Aehnlichkeit nicht die eigene Schöpfung des Künſtlers entgegenleuchtete. Nach meiner Empfindung verſündigte er ſich ſtärker an der Kunſt, als wenn er im Virgil nur den Nachahmer Homers erblicken wollte. Jeder Zug dieſes Johannes bürgt uns für den Dichtergenius ſeines Urhebers, wenn nicht ſchon die eigenthümliche Behandlungsart ſein Verdienſt erwieſe. Nie zeichnete ein Florentiner richtiger und ſchöner; und bei dieſer Wahrheit des Farbenſchmelzes vermißt man Tizian's magiſchen Pinſel nicht. Raphael, dem man hier das Gemälde zuſchreibt, hat zu keiner Zeit dieſen Grad der Vollendung im Kolorit erreicht. Eine andre Hypotheſe nennt Andrea del Sarto als den großen Künſtler dieſes braungelockten Jünglings; und wenn er wirklich ſein iſt, dann hatte Michel Angelo doch wohl recht? Ich trage einen unauslöſchlichen Abdruck dieſes in ſeiner Art einzigen Meiſterwerks mit mir davon. Was Italien dereinſt Schöneres und Vollkommneres mir zeigen könne, muß ich von der Zeit erwarten; aber die Stunden gereuen mich nicht, die ich den weichen, kurzen Locken, die ſo ſchön das Haupt umgeben, den ſeelenvollen Zügen, den unnachahmlichen Umriſſen dieſes einfachen, in ſich vollkommenen, bewundernswürdigen Ganzen zum letzten Male ſchenkte. Jetzt nichts mehr von dieſer bunten, blendenden Samm-

lung. Meine Augen werden nicht müde, den ſchönen Johannes zu ſehen; allein ſie erliegen der Menge. Einen Abſchiedsblick werfe ich indeß noch auf Guido's gen Himmel fahrende Madonna; ihr danke ich einen viel zu ſchönen Genuß, als daß ich ganz von ihr ſchweigen könnte.

In Dresden ſah ich Raphael's große Behandlung dieſes Gegenſtandes. Dort iſt es die Königin des Himmels, die wieder zurückkehrt auf den Thron, der ihr Eigenthum iſt. Sie ſchwebt nicht, ſie ſteht, mehr ſinnend als froh; die Göttliche verläßt eine Welt, zu welcher ſie nie gehörte. Die anbetenden Engel jauchzen nicht; die Himmel feiern. — Und Guido's Maria? Sie iſt ſo menſchlich ſchön! Ein Weib, das jetzt von den Leiden, den Feſſeln der Erde befreit, den Himmel offen ſieht. Ihr trunkner Blick, ihr verklärtes Geſicht, ihre ausgebreiteten Arme verkünden ihre unausſprechliche Wonne. Zwei Engel zu ihren Füßen, bezaubernd wie nur Guido's Engel, tragen ſie empor, ſchmiegen ſich an ihr Gewand, freuen ſich ihrer voll himmliſcher Liebe — nein! Menſchen dürfen es nicht ſprechen, wenn Engel ſich freuen!

Dies iſt eine neue Welt! blos möglich, lichtumfloſſen und in reinem Lichte beſtehend! Da iſt nichts Irdiſches, nichts Ungeläutertes zu ſehen. Selbſt der große, blaue Mantel der Verklärten iſt reiner, verdichteter Aether des Himmels, wenn wir ihn mit Kleidern von irdiſchem Gewebe vergleichen; er iſt nicht ſchwer, er gibt nur Würde und Glanz. Die Jungfrau, ſchlank und ſchwebend und völlig bekleidet — in ihren Zügen ſind Spuren von der Erinnerung des Künſtlers an Niobe's Töchter — ſcheint bereits einer himmliſchen, unzerſtörbaren Lichtnatur theilhaftig: man ſieht ſie an und glaubt an eine Auferſtehung. Die Schönheit der Engel und ihre Grazie ſpotten aller Beſchreibung; ihr Ausdruck iſt himmliſche Unſchuld und ſeraphiſche Liebe. Sie bedürfen nicht der Erkenntniß des Guten und Böſen; die Welt, die wir in ihnen ahnen, umfaßt und erſchöpft alle Formen des Lichtes und der Wahrheit. Es gibt Ideale der Schönheit, die verſchieden von griechiſchen Göttergeſtalten ſind; in dieſen Engeln erblick' ich ſie zum erſtenmal. Ich hatte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Wunder des Empyräums mit ſinnlicher Form zu begaben, Engelreinheit gepaart mit dem milden Feuer der ſeligen Geiſter, die einander durchbringen und mit dem ewigen Reize der Heiterkeit, in göttlicher Jünglings- und Grazien-

geſtalt hinzuzaubern. O Guido, ſüßer Schwärmer, wie verführeriſch wird durch deine Phantaſie die Schwärmerei! Alles in dieſem Gemälde iſt Magie und magiſch ergreift es das Gefühl: die zarte Richtigkeit der Zeichnung; die Stellung der Madonna; die Form der Gruppe; die holde Anmuth des ganzen Gedichtes; die Pracht und Zierlichkeit der ätheriſchen Gewänder und ich wage es zu behaupten, ſogar die blendende Gluth der Farben, die eine Lichtwelt verſinnlichen, nach welcher unſer blödes Auge kaum hinaufzublicken wagt. Hier ſollten die Maler lernen, wie Engel fliegen und wie Verklärte ſchweben.

Ich reiße mich endlich los. Von Tizian's und Corregio's Werken enthält die Galerie nichts, das dieſer großen Namen würdig wäre. Ein Porträt, unter jener Himmelfahrt, die Arbeit des erſteren von dieſen Meiſtern, iſt wegen des Umſtandes merkwürdig, daß ein berühmter Phyſiognomiker es für das vollkommenſte Ideal eines Chriſtuskopfes, das ihm noch zu Geſicht gekommen ſei, erklärte; und dieſes Ideal war — der muthwillige Aretino! Ich denke darum nicht ſchlechter von dieſem phyſiognomiſchen Urtheil; denn es läßt ſich auf eine ähnliche Art vertheidigen, wie Sokrates das Urtheil des Phyſiognomen über ihn ſelbſt rechtfertigte. Ein Chriſtus mit der Dornenkrone, das einzige Stück, welches man hier von Correggio zeigt, mag wohl bewundernswürdig ſein, wenn man nur auf einem Geſichte, das ſo tiefes Leiden ausdrückt, den Blick könnte ruhen laſſen. Einſt war es eine Philoſophentugend, recht zu handeln und die ſchauderhafteſten Gegenſtände, wie die lieblichſten, mit Gleichmüthigkeit anzuſehen. Seitdem man aber die Unempfindlichkeit, die ſelten Recht thut, damit zu verwechſeln pflegt, iſt nichts Verdienſtliches mehr an dieſem Stoicismus und die Philoſophie hat ihn längſt der Politik, die immer nur repräſentirt, überlaſſen. Zu einer andern Zeit und an jedem andern Orte, außer dieſer Sammlung, wäre die Flucht nach Aegypten vom alten Paul Veroneſe, ein Stück, das bemerkt zu werden verdiente; Guercino's Dido und die Verkündigung Mariä von Tintoretto wären auch eines Blickes werth; einen kleinen Alban, eine ſchlafende Venus von Carlo Maratti, ein paar Köpfe von Guido, ſelbſt Cagniacci's Mutter der ſieben Schmerzen und Spagnoletto's Hirten, die im Felde bei dem Lobgeſange der Engel erwachen, würde man noch mit einigem Vergnügen betrachten. Ich eile geſättigt vorüber.

Von der ſehr reichen Sammlung von Kupferſtichen und Handzeichnungen, welche die hieſige Akademie der Künſte beſitzt, kann ich Dir nichts erzählen, was Du nicht ſchon wüßteſt. Ich erkundigte mich aber nach den Formen, worin die herrlichen Abgüſſe von Antiken gegoſſen ſind, die wir zu Mannheim ſahen. Allein Du erräthſt nimmermehr — daß man ſie zerſchlagen und zum Straßenbau verwendet hat. Nun ſage mir einer, ob wir nicht noch die alten Barbaren ſind!

IX.

Aachen.

Wir riſſen uns aus den Umarmungen unſerer Freunde und reiſeten von P. bei Mondſchein die ganze Nacht hindurch nach Jülich. Die Gegend iſt flach, aber vortreffliches Saatland und beſonders wird ſie jenſeits Jülich ſehr ſchön durch Haine von hochſtämmigen Ulmen, Eſchen und Hagebuchen; in dieſen iſt faſt jedes der naheliegenden Dörfer gleichſam vergraben, oder ragt nur mit der Kirchthurmſpitze daraus hervor. Jülich iſt eine kleine Feſtung von der unbedeutenden Art, die man Bicoque nennt. Gegen einen Feind, der auf der Anhöhe, von welcher wir von Düſſeldorf hinabkamen, ſeine Batterien anlegte, könnte es ſich keinen Augenblick halten.

Die Dörfer und Flecken in dieſer Gegend ſind zum Theil von Steinen und Ziegeln ſehr dauerhaft erbauet und bezeugen den Wohlſtand ihrer Bewohner. Dahin kann es leicht mit dem Flor eines Landes kommen, wenn man es nicht unter dem Vorwande der landesväterlichen Sorgfalt ausſaugt, dem Unterthan nicht durch vervielfältigte Verordnungen die Hände zu feſt bindet und ihm nicht durch drückende Steuern den Muth benimmt. Den Ständen der Herzogthümer Jülich und Berg gebührt das Lob dieſer guten Adminiſtration. Sie ſcheinen in der That den höheren Sinn jenes tiefgedachten Spruchs, „daß die Welt ſich am beſten durch ein ganz kleines Fünkchen Weisheit regieren laſſe“ (mundus regitur parva sapientia), zu Herzen genommen und in Ausübung gebracht zu haben. Beide Extreme des Egois-

mus, falſche Ruhmbegierde ſowohl, als gefühlloſe Verachtung der öffentlichen guten Meinung, ſind traurige Eigenſchaften eines Regenten oder Adminiſtrators; wer ſich begnügen kann recht zu handeln ohne glänzen zu wollen, wird zwar kein Aufſehen erregen, aber das Glück genießen, zufriedene und wohlhabende Menſchen um ſich her zu ſehen. „Das Gute was ich hier gethan habe, ſagt die Regentin im Egmont, ſieht gerade in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut iſt.“

Die Menſchen in dieſer Gegend ſprechen eine weit plattere Sprache, als die oberhalb Köln; mir ſchien ſie ſogar platter zu werden, je weiter wir uns vom Rhein hieherwärts entfernten. Alle Mannsperſonen, die uns begegneten, waren wohlgewachſen und von einer beſtimmteren, ausdrucksvolleren Geſichtsbildung. Die Weiber hatten nicht die eckigen, hervorſtehenden Backenknochen, die in den oberen Rheingegenden und weiter hinauf im Reiche ſo charakteriſtiſch ſind. Manche, die wir ſahen, hätten einem flammändiſchen Maler zu Nymphen und Göttinnen ſitzen können. Arbeitſamkeit erhält dieſe Menſchen nüchtern und macht ſie verhältnißmäßig gegen die Oberländer wohlhabend. Das feuchte Klima, die ſtete Anſtrengung beim Ackerbau, vielleicht auch das urſprüngliche Temperament des blonden niederdeutſchen Blutes, macht ſie phlegmatiſch, gleichgültig, ungeſellig, ſtörrig; und die Religion, wenigſtens ſo wie man ſie ihnen nach hierarchiſchen Grundſätzen beibringt, trägt eben nicht viel dazu bei, ſie geiſtreich und aufgeweckt zu machen. Ihr Wohlſtand gibt ihnen Unabhängigkeit und dieſes glückliche Verhältniß gegen den Nebenmenſchen trägt vielleicht auch das ſeinige dazu bei, die Gleichgültigkeit gegen den Fremden bis zur rohen, unwirthbaren Ungezogenheit zu treiben. Selbſt bei denen, die noch Höflichkeit zu bezeigen geruhten, hatte ſie einen ſo kecken Anſtrich, daß ich mich ihrer im Namen der Menſchheit freute, ſo wenig ſie für mich, als Einzelnen betrachtet, Einladendes und Schmeichelhaftes haben konnte. Die Einförmigkeit der Beſchäftigungen des Ackerbaues und die ſtrenge Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, gibt demjenigen, der ſich blos davon nährt, eine Einſeitigkeit, welche in vielen Fällen bis zum hartnäckigſten Eigenſinne geht, zumal wenn es auf die Einführung einer verbeſſerten Kultur ankommt; auch trägt ſie vieles dazu bei, eine habituelle Langſamkeit hervorzubringen, welche man jedoch ſorgfältig von Faulheit und Müßiggang unterſcheiden muß. Der Müßig-

gänger, wenn er Munterkeit und einigen Ideenvorrath beſitzt, kann ungleich unterhaltender ſein, als dieſer kalte Alltags- und Gewohnheitsmenſch; allein ſeine Abhängigkeit macht ihn verächtlich und untergräbt ſeine Sittlichkeit. Der langſame, gleichgültige, in ſeinem Kreiſe ſich fortwälzende Dummkopf, wenn er ſich und die Seinigen redlich ernährt, iſt dem Staate wichtiger, als Menſch glücklicher und moraliſch beſſer, ob er gleich auf der Leiter der Erdenweſen, nach ihren Fähigkeiten geordnet, tiefer ſteht. In den Städten der hieſigen Gegend, wo ſich auf das angeborne Phlegma und den damit verbundenen Stumpfſinn, die Faulheit, die Unſittlichkeit und der Aberglaube pfropfen, findet man allerdings die menſchliche Natur in ihrer empörendſten Entartung. —

Aachen liegt ſehr anmuthig. Die Hügel rund umher ſind ſchön geformt und reich an Waldung, Aeckern und Gebäuden; daher gewähren ſie unter jedem Geſichtspunkte einen verſchiedenen, das Auge erquickenden Effekt. Um die Stadtmauern ziehen ſich ſchöne Gänge von hohen, ſchattenreichen Bäumen. Gewiſſe Theile der Stadt ſind ziemlich gut gebaut; ihr ganzer Umfang iſt ſehr beträchtlich, denn ehedem faßte ſie mehr als hunderttauſend Einwohner, deren jetzt aber nur dreißigtauſend vorhanden ſind. „Was iſt die Urſache dieſer auffallenden Entvölkerung?" wirſt Du fragen; denn ich fragte eben ſo, und ich glaube, jedem, der davon zum erſten Male hört, muß dieſelbe Frage auf der Zunge ſchweben. Die Antwort, die ich darauf erhielt, iſt einleuchtend, ob ſie gleich nicht befriedigt. Es wäre bald von der Sache zu kommen, wenn man alles einer fehlerhaften Conſtitution zur Laſt legen wollte, deren Mängel und Gebrechen jetzt ſo klar am Tage liegen; allein geübtere Augen erkennen, daß eine Complication von Urſachen eintreten mußte, um den Verfall dieſer vor Alters ſo blühenden Stadt allmälig zu bewirken, und Complicationen dieſer Art nachzuſpüren, iſt keine ſo leichte Sache, daß ein jeder in wenigen Worten den Knoten löſen könnte. Karls des Großen Reſidenz, der Krönungsort ſo vieler Kaiſer, war lange der Sitz nützlicher Künſte und Gewerbe, ein wichtiges Handelsemporium, ein Mittelpunkt, wo vielfältiges Intereſſe Menſchen aus allen Klaſſen und aus den entfernteſten Gegenden des Reiches zuſammenführte, wo dieſer Zuſammenfluß einen ſchnelleren Umlauf des Geldes, einen raſcheren Tauſch der Waaren, einen wenigſtens für jene Zeiten wichtigen Grad des Auf-

wandes verurſachte, und zwar dies alles ſchon, als in der umliegenden Gegend noch keine Nebenbuhlerin ſich organiſirt hatte und zur Vollkommenheit gediehen war.

Jetzt verhält ſich alles anders. Aachen iſt nicht einmal mit der Gegenwart eines Kaiſers für den Moment der Krönung beglückt, und noch viel weniger deſſen beſtändiger Aufenthalt; der Glanz, den dieſe Gegenwart ihr geben konnte, iſt von ihr gewichen. Um ſie her, auf allen Seiten, ſind nach und nach anſehnliche Staaten entſtanden; der Fleiß, die Freiheit und das Glück haben im Wetteifer mit einander vielen neuen Städten einen Grad von blühendem Wohlſtand geſchenkt, den Handel in andere Kanäle geleitet, den Geiſt der Menſchen entwickelt und gebildet, wie er an einem vereinzelten Orte und bei hartnäckiger, blinder Anhänglichkeit an altes Herkommen nicht mit fortrücken konnte. Sodann aber haben die Tyrannei des Aberglaubens, die noch immer gegen andersgeſinnte Religionsparteien wüthet und die Nichtkatholiken von manchen Vorrechten des Bürgers ausſchließt, die Wuth der Parteien, die unaufhörlich um die Alleinherrſchaft einer nur dem Namen nach freien Reichsſtadt kämpften und endlich der finſtre Despotismus der Zünfte zur Sittenverderbniß, zur Verblendung über das wahre Beſte des gemeinen Weſens und des einzelnen Bürgers, zum Müßiggang, zur Bettelei und zur Entvölkerung kräftig mitgewirkt. Wo iſt der Wohlſtand, der ſo vielen ihn untergrabenden Feinden widerſtehen könnte? Was ächte Bürgertugend allein wider die übrigen ungünſtigen Umſtände vermocht hätte, ſtehet dahin; mit ihr hat man die Probe nicht gemacht und ohne ſie verblühen die Staaten, ſelbſt im Schooße des Glücks.

Die Unordnungen, welche aus der fehlerhaften Conſtitution von Aachen entſprangen, hatten bereits vor drei Jahren ihren höchſten Punkt erreicht; denn ſo lange iſt es her, daß die ſtreitenden Parteien in offenbare Gewalthätigkeit gegen einander ausbrachen, daß eine kaiſerliche Kommiſſion zur Unterſuchung und Abſtellung der Mißbräuche niedergeſetzt ward und daß fünfhundert Mann Pfälzer die Ruhe in der Stadt erzwingen und den Verordnungen der Kommiſſarien Nachdruck geben mußten. Die Kommiſſion verſammelt ſich in eben dem Saale, wo im Jahre 1748 der Aachner Friede geſchloſſen ward. Sie wird den Zweck ihrer Sendung wahrſcheinlich bald erreicht haben; denn endlich ſind die Aachner ihrer eigenen Thorheiten müde, und je näher ihnen

der Zeitpunkt entgegenrückt, wo ſie die nachtheiligen Folgen der unter ihnen herrſchenden Verbitterung in ihrem ganzen Umfange fühlen werden, deſto geneigter laſſen ſie ſich finden, die vorgeſchlagenen Mittel zu einem dauernden Vergleich anzunehmen. Man ſollte denken, die ungeheuren Koſten der Einquartierung und des Prozeſſes müßten die hieſige Bürgerſchaft ſchon längſt zur Beſonnenheit gebracht haben; allein dieſe Summen, die ſich in die Hunderttauſende belaufen, ſcheinen um deswillen auf den ergrimmten Parteigeiſt weniger gewirkt zu haben, weil man ſie durch Anleihen beſtreitet, die erſt der künftigen Generation zur Laſt fallen werden. Hätte man den redlich gemeinten Vorſchlag, ſie durch eine Steuer zu tilgen, genehmigt, ſo würde man ſich eher gehütet haben, ſie zu hoch heranwachſen laſſen. Was indeß kräftiger auf die Gemüther wirkt als ſelbſt der Eigennutz, das iſt in dieſem Augenblicke die Macht der Wahrheit. In einer Angelegenheit, wo es ſo leicht möglich iſt, ſich für die eine oder die andere Partei einnehmen zu laſſen, hat die ſtrenge Unparteilichkeit des Herrn von Dohm das völlige Vertrauen beider gewonnen, und ſein neuer Plan zur Verbeſſerung ihrer Conſtitution, der bis auf den letzten Bogen abgedruckt iſt, wird vermuthlich bei ihrem bevorſtehenden Vergleiche nicht blos zum Grunde gelegt, ſondern in allen weſentlichen Stücken wirklich angenommen werden. Alle Schwierigkeiten zu heben, allen Mängeln abzuhelfen, iſt vielleicht eine Aufgabe, welche die Kräfte eines jeden politiſchen Reformators überſteigt. Wenn es auch anginge, die Bande der Geſellſchaft auf einen Augenblick gänzlich aufzuheben und ſo zu Werke zu gehen, als ob noch keine Verfaſſung exiſtirt hätte; ſo ſind doch die Verhältniſſe der Menſchen unter einander zu mannigfaltig verwickelt und ihre Gemüther zu vielen Lokaleindrücken unterworfen, um nicht aus dem Beſten, was man ihnen in abstracto zur Richtſchnur vorſchlagen könnte, etwas ſehr Mangelhaftes und ſogar Nachtheiliges in concreto zu machen. Mehrentheils aber läßt ſich eine gewaltſame Auflöſung der Verfaſſungen gar nicht einmal denken, und man ſieht ſich genöthigt, alle Bemühungen lediglich auf die Abſtellung einzelner Mißbräuche, auf die Verbeſſerung einzelner, ins Große wirkenden und alles zerrüttenden Fehler zu richten. Vielleicht iſt es in den meiſten Fällen wirklich rathſamer, eine alte fehlerhafte Conſtitution zu beſſern, als eine ganz neue zu organiſiren und ſich der Gefahr auszuſetzen, daß durch die Gährung, die bei der

Einführung alles Neuen unvermeidlich iſt, das Ganze eine andere als die gehoffte Form gewinne, oder daß nun Lücken und Gebrechen ſich offenbaren, welche vielleicht größeres Unheil ſtiften, als jenes, dem man abhelfen wollte.

Mäßigung iſt die Tugend, welche unſerm Zeitalter vor allen andern am meiſten zu fehlen ſcheint. Vielleicht hat es ſo ſein müſſen, daß gerade jetzt gewaltſame Bewegungen von einem Extrem zum andern eine gefährliche Stockung in dem großen Gange der Menſchheit verhüten; allein was der Philoſoph als unausbleiblich und nothwendig anerkennt, iſt darum in ſeinen Wirkungen nicht weniger traurig, und allein von der ruhigen, beſcheidenen, ohne alle äußere Gewalt, blos durch Gründe ſanft überredenden Vernunft iſt Rettung zu erwarten. Ueberall ſind die Leidenſchaften aufgeregt, und wo ſie immer Geſetze geben, da iſt jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanktion erhalten, ſie mögen gerichtet ſein gegen welchen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſie wollen. Das Volk iſt ſelten zurückhaltender oder billiger als der Despot; denn moraliſche Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißelt, bis es in Wuth geräth und ſeinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten droht? Unter ſolchen Umſtänden iſt allerdings die Dazwiſchenkunft eines unparteiiſchen, billigen Dritten die weſentlichſte Wohlthat, die einem zerrütteten Staate widerfahren kann. Weiſes Nachgeben von beiden Seiten, wozu er ſie auffordern muß, kann alsdann eine dauerhafte Wiederherſtellung bewirken. Allein die ſchwerſte Aufgabe von allem beſteht wohl darin, wie die Stimme der Mäßigung ſich in leidenſchaftlichen, aufgebrachten Gemüthern Eingang verſchaffen könne? Dies gehört unſtreitig zu den vielen Dingen in der Oekonomie des Menſchengeſchlechtes, welche ſich durch keine Vorſchrift beſtimmen und mittheilen laſſen, weil ſie ihren, beſonders dazu gebildeten Mann erfordern. Von dieſer Seite werden die Schickſale der Erdbewohner von menſchlicher Klugheit immer unabhängig und einer höhern Willkür, oder der Nothwendigkeit und ihrer Ordnung unterworfen bleiben. Welch eine Verkettung nicht vorher zu berechnender Begebenheiten iſt es, die gerade den anſpruchloſen, tugendhaften Mann, deſſen höchſtes Ziel die Beförderung des gemeinſchaftlichen Beſten Aller iſt, den gründlichen, durch Erfahrung gebildeten, von allen Theorien zurückgekommenen

Denker in eine Perſon mit dem politiſchen Organ der Könige vereinigt und ihn jene Gewalt, die wo ſie ſich ins Spiel miſcht, nur Zwang gebiert, nur die Symptome ändern nicht aber die Krankheit heben kann, mit einer Größe, deren nur die Weisheit fähig iſt, zurückhalten läßt, um die Würde ſeiner Mitgeſchöpfe zu ſchonen.

Nicht nach Idealen, die man ſich aus philoſophiſchen Compendien abſtrahiren kann, ſondern nach dem Bedürfniſſe der Zeit und der Umſtände, wird der Werth der vorgeſchlagenen, neuverbeſſerten Verfaſſung von Aachen geſchätzt werden müſſen. Die Ideale aller Art ſind, was ſchon ihr Name anzudeuten ſcheint, Schöpfungen des Verſtandes, und viel zu zart gewebt, um für die Wirklichkeit ſich zu ſchicken. Das praktiſch Anwendbare muß aus gröberem Stoffe gebildet, materieller wenn man will, aber eben darum natürlicher und menſchlicher ſein. Daß ich dabei den Nutzen des Idealiſchvollkommenen in ſittlicher Rückſicht nicht verkenne, verbürgt Dir mein Enthuſiasmus für daſſelbe in Beziehung auf Sinnlichkeit und Kunſt. Ahnen müſſen wir wenigſtens die Vollkommenheit, die wir nicht erreichen; ſonſt verſinken wir bald in einen Grad der inneren Unempfänglichkeit, welche unſerer höchſten Beſtimmung entgegenläuft. Freiheit und Geſetz ſind beide die Heiligthümer der Menſchheit, und dennoch wäre es kurzſichtig geträumt, dort, wo die Natur Ungleichheit ſetzte, gleiche Rechte fordern, oder auf der andern Seite aus Gerechtigkeitsliebe das fehlende Geſchlecht ſogleich vertilgen zu wollen. Wie tief mußten Menſchen nicht ſinken, wie unfähig, ſich an die Stelle anderer zu verſetzen und die Würde eines freien, denkenden Weſens zu empfinden, mußten ſie nicht geworden ſein, ehe ſie das fürchterliche: fiat justitia et pereat mundus! (Gerechtigkeit! und ginge die Welt darüber zu Grund!) nur ohne Schauder ausſprechen lernten. Und wenn nun vollends Menſchen das, was ihnen Gerechtigkeit dünkt, nach dieſem Wahlſpruch handhaben wollen, dann — guter Himmel! — wäre freilich wohl jener Zuſtand des ungebundenen Wilden noch vorzuziehen, der ſich nie von ſolchen Träumern, was gerecht ſei, vordemonſtriren ließ, und gleichwohl das Unrecht ſo lebhaft empfindet und es ſo muthig aus allen Kräften zurückſtößt. Auch das Ideal der Levellers, wenn es zur Ausführung käme, entriſſe uns alle Vortheile der ſittlichen Kultur, wiewohl es ſeines Urſprunges wegen immer noch verzeihlicher bleibt; denn es ent-

ſtand aus einer allzu vortheilhaften, hingegen das Ideal der Rechtsgelehrten aus einer allzu ſchlechten Meinung von unſerer Natur. Zwiſchen den Gedankenbildern dieſer entgegengeſetzten Phantaſien liegt ein Mittelweg, der um ſo weniger trügt, je ſorgfältiger derjenige, der ihn wandelt, bei jedem Schritte auf dieſe hinblickt und was ſie Gutes haben benutzt.

Die vierzehn Zünfte von Aachen mußten alſo beibehalten werden, wenn man ſich nicht aus dem einmal angenommenen Zuſchnitt einer deutſchen Reichsſtadt hinausträumen wollte, ſo verderblich an ſich, ſo nachtheilig allem Flor und aller Vervollkommnung der Fabriken und Handwerker auch das Zunftweſen bleibt. Was man thun konnte, beſtand lediglich darin, die Zünfte ſelbſt untereinander ſo zu organiſiren, daß eine gleichförmigere Repräſentation durch ſie bewirkt werden konnte. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wählen die Bürger von Aachen, die in den Zünften eingeſchrieben ſind, ihren Magiſtrat. Vor dieſem Zeitpunkte tyranniſirte ein ſo genannter Erbrath von lebenslänglichen Bürgermeiſtern und andern Beamten die Stadt. Allein bald fand man wieder Mittel, die alljährliche Wahl zu lenken, wohin man wollte, und ſelbſt das Geſetz, daß Niemand zwei Jahre lang hinter einander Bürgermeiſter ſein darf, wußte man ſo geſchickt zu umgehen, daß derſelbe Mann oft zwanzig bis dreißig Jahre lang regierte, indem er ſich ein Jahr ums andere wählen ließ, und in den Zwiſchenräumen zwar einem Andern den Namen, jedoch nicht auch zugleich die Macht dieſer wichtigen, beinahe uneingeſchränkten Magiſtratur überließ. Wie dieſer Mißbrauch ſich einſchleichen konnte, begreift man nur, wenn man die bisherige Beſchaffenheit der Zünfte näher unterſucht. Da jede Zunft vier Rathsperſonen wählt, ſo hat die Intrigue gewonnenes Spiel bei einer ſo auffallenden Ungleichheit in der Zahl der Wählenden, wie ſie hier in verſchiedenen Zünften ſtattfindet. Die Krämerzunft z. B. beſteht aus zwölfhundert Köpfen und die Kupfermeiſterzunft nur aus zwölfen. Wie leicht konnte man alſo nicht in ſolchen kleinen Zünften eine Mehrheit der Stimmen erkaufen und mit derſelben der Mehrheit der Bürgerſchaft ſpotten. Ein nicht minder auffallendes Gebrechen der Verfaſſung beſteht darin, daß ein großer Theil der Bürgerſchaft auch nicht einmal zum Scheine im Rathe vorgeſtellt wird und von allem Antheil an der geſetzgebenden Macht gänzlich ausgeſchloſſen iſt. So verhält es ſich mit der zahlreichen

Weberzunft, die wirklich keine Repräſentanten wählt und in jener oben angeführten Zahl von vierzehn Bürgerkorporationen nicht mitbegriffen iſt. Dagegen entſchädigt ſie ſich aber bis jetzt durch einen Handwerksdeſpotismus, welcher zum Verfall der Tuchfabriken in Aachen die nächſte Veranlaſſung gibt. Das Werkmeiſtergericht, welches zum Theil aus dieſer Zunft beſteht, zwingt unter andern jeden Webermeiſter, ſich auf vier Weberſtühle und eben ſo viele Geſellen einzuſchränken. Bei dieſer Einrichtung wird es dem Fabrikanten unmöglich, nur den redlichen, fleißigen und geſchickten Arbeiter zu beſchäftigen; er ſieht ſich gezwungen, da er außer den Ringmauern der Stadt nicht weben laſſen darf, auch unter die Nachläſſigen, Unwiſſenden und Gewiſſenloſen Wolle zu vertheilen, uud da dieſe zugleich bei weitem die zahlreichſten ſind, größtentheils nur ſchlechte Waare zu liefern. Eben dieſem Zunftzwange, welcher auch das Weber- und Schererhandwerk trennt und den Proteſtanten, die doch den größten Theil der Tuchfabrikanten ausmachen, dabei weniger Nachſicht als den Katholiken geſtattet, iſt die Entſtehung der ſogenannten Kauftücher, die aus geſtohlner Wolle fabricirt werden, zuzuſchreiben. Unter dem Vorwande, ihre eigne Wolle wiederzukaufen, treiben manche Fabrikanten einen öffentlichen Handel mit dieſer Waare, die ihnen von den Arbeitern geliefert wird. Was die Strenge des Zunftgeiſtes auf der einen Seite ſchon verdarb, das richtete die Gelindigkeit der Polizei und des Rathes nun völlig zu Grunde. Die gegen den Unterſchleif mit geſtohlener Wolle vorhandenen Geſetze ſind gänzlich außer Obſervanz; die Stadt hält über die Eigenſchaft der in ihren Mauern verfertigten Waaren keine Aufſicht; ſie geſtattet in Fallitſachen ſtatt des Concurſes ein Präferenzrecht, welches allen Credit untergräbt und durch Vervielfältigung der Bankerotte bis ins Unendliche, die Schande des Betrugs hinwegnimmt; ſie duldete noch vor kurzem die Haſardſpiele; ſie privilegirt das Lotto und ſchützt die Wucherer. Kaum wird man glauben, daß ein kleiner Staat, der außer der Abhängigkeit von der Reichsverfaſſung keine andere Einſchränkung erkennt, ſo muthwillig auf dem geraden Wege zu ſeinem Verderben fortſchreiten konnte. Allein wo es an einem geſunden und umfaſſenden Ueberblick fehlt, da laſſen ſich auch die Beſſergeſinnten durch Schein von Betriebſamkeit täuſchen, an einen vermeintlichen Flor des Staates zu glauben, der zuletzt wie eine Traumgeſtalt plötzlich verſchwindet, wenn

eine heftige Erſchütterung, wie die im Jahre 1786, ihnen die Augen nun öffnet. Weil noch jährlich neue Fabrikanten in Aachen ſich niederließen, ſo ſchmeichelte man ſich, daß die Vortheile, welche ſich ihnen hier darböten, nirgends überwogen werden könnten, und bedachte nicht, daß die einzige Aufmunterung zur Errichtung einer Manufaktur in Aachen lediglich in der Menge von bequemen Häuſern beſteht, die man um billige Preiſe miethen kann. Weil noch alljährlich eine nicht geringe Anzahl von Kur= und Badegäſten die Stadt beſucht, um die reelle oder eingebildete Wohlthat ihrer mineraliſchen Quellen zu genießen, ſo ließ man ſich von dem Schimmer des beſchleunigten Geldumlaufs und Waarenabſatzes, den dieſe Beſuche hervorbringen, durch die Bewegung, welche die Gegenwart der Fremden auch den Einwohnern mittheilt, durch die Luſtbarkeiten, womit ſie ſich die Zeit verkürzen, durch das Spiel, welches noch täuſchendere Scheingeſtalten von Reichthum und Ueberfluß herbeizaubert, zum Glauben an ihr wirkliches Daſein hinreißen.

Nicht daran zu denken, wie wenig Weſentliches dieſen angeblichen Vortheilen bei einer näheren Beleuchtung übrig bleibt, ſo konnte wohl nichts unbeſonnener ſein, als die Hoffnung, immerdar auf ihren ausſchließenden Beſitz rechnen zu dürfen. Schon jetzt, dicht vor den Thoren von Aachen, in dem Flecken Burſcheid, werden die heißen Quellen denen in der Stadt von Vielen vorgezogen. Die Landluft, die ſchöne Gegend, die Verbannung alles Zwanges aus den Sitten ziehen die Fremden haufenweiſe dorthin, indem die Nähe von Aachen ihnen alle Annehmlichkeiten eines ſtädtiſchen Aufenthalts, ohne das Ungemach deſſelben gewährt. Doch dieſe Rivalität wäre in der That unbedeutend, wenn ſich nicht eine zweite, im Punkt der Fabriken, hinzugeſellte. Rechtſchaffene, unternehmende Männer, die dem Unſinn des Zunftweſens nicht länger fröhnen und durch Verfertigung ſchlechter Tücher ihren Credit nicht länger aufs Spiel ſetzen wollten, zogen ſich allmälig von Aachen zurück und ließen ſich in der umliegenden Gegend auf holländiſchem oder kaiſerlichem Boden nieder; wo es ihnen frei ſtand, ihre Fabriken vollſtändig einzurichten und wo ſie keine andere Einſchränkung als das Maß ihrer Kräfte und den Umfang ihres Vermögens kannten. Zu Burſcheid, Vaals, Eupen, Monjoie, Verviers und überhaupt in ganz Limburg entſtanden unzählige Tuchfabriken, wovon einige jährlich ein Vermögen von einer halben Million

in den ſchnellſten Umlauf bringen und ihre Comptoire theils in Cadix, theils in Conſtantinopel und Smyrna errichtet haben, dort die ſpaniſche Wolle ausführen, hier die reichen Tücher wieder abſetzen.

Die Folgen einer in allen Stücken ſo gänzlich verfehlten Adminiſtration ſind auch dem blödeſten Auge ſichtbar. Die Straßen von Aachen wimmeln von Bettlern und das Sittenverderbniß iſt, in der geringeren Volksklaſſe zumal, ſo allgemein, daß man die Klagen darüber zu allen Zeiten und in allen Geſellſchaften hört. Wie konnte ſich auch bei dem gemeinen Manne die Spur von Rechtſchaffenheit und von Grundſätzen erhalten, wenn er das Beiſpiel der ſchändlichſten Verwaltung öffentlicher Gelder ungeahndet vor Augen behielt? Seine Kinder wurden Wolldiebe, Müßiggänger und Lottoſpieler, folglich bald auch die verderbteſte Gattung von Bettlern. Unter dieſen Umſtänden mußte der Geſetzgeber ein ungleich ſchwereres Problem zu löſen ſuchen, als ſeine Vorgänger in alten Zeiten; denn rohe Menſchen zur Tugend anführen, iſt ein ganz anderes und meines Bedünkens ungleich leichteres Geſchäft, als gefallenen, zur Gewohnheit des Laſters herabgewürdigten die Tugend wiederzugeben. Daß eine weiſe Verfaſſung in einem hohen Grade auf dieſen Zweck hinwirken könne, iſt unläugbar, wenn man nicht allen Unterſchied zwiſchen guten und ſchlechten Verfaſſungen wegdiſputiren will; allein ich mag nicht berechnen, wie viel der Druck ungünſtiger Umſtände, die eine Reform von grundaus nicht geſtatten, an dem gewünſchten Erfolge ſchmälern könne. Die Folge der Zeiten entſcheide und rechtfertige den Redlichen, der, wo er das Beſte nicht anwenden durfte, noch den Muth behielt, unter dem minder Guten das Beſſere zu empfehlen.

Genehmigt die Stadt Aachen den ihr vorgeſchlagenen Conſtitutionsplan, ſo wird ſie in dem darin beſtimmten Bürgerausſchuß das Bollwerk ihrer bürgerlichen Freiheit finden. Zwiſchen das Volk und die vollziehende Gewalt dieſe Mittelsperſonen hinzuſtellen, die das Intereſſe des erſteren gegen alle Bedrückung ſichern und zugleich den unzeitigen Ausbrüchen des Freiheitseifers, der ſo ſelten ſeine Schranken anerkennt, durch ihr Alter und das Anſehen ihrer Tugend wehren ſollen; dies konnte, ſo einleuchtend und allbefriedigend es auch iſt, dennoch hier nur von dem Geiſte der Mäßigung herſtammen, deſſen Rathſchläge ſich auf tiefe Menſchenkenntniß und auf den großen Erfahrungsſatz

gründen, daß keine moraliſche Freiheit je ſo vollkommen gedacht werden könne, um die Zulaſſung einer abſoluten bürgerlichen zu rechtfertigen. Von der Maſſe des Menſchengeſchlechts nach ihrer jetzigen Sittlichkeit zu ſchließen, iſt nur unausbleiblicher Mißbrauch der reinen, abſoluten Freiheit, ſobald ſie ihr verliehen würde, zu erwarten. Nur der Tugendhafte im erhabenſten Sinne verdient dieſe Freiheit; allein kann ſie, kann die völlige Geſetzloſigkeit ihm wohl mehr geben, als was er in der Unabhängigkeit ſeines Geiſtes von allem Böſen ſchon beſitzt? Wenn es ein Ideal dieſer Art, oder auch nur daran grenzende Menſchen gibt, ſo iſt doch ihre Anzahl viel zu unbedeutend, um bei dem Entwurfe geſellſchaftlicher Verträge in Anſchlag gebracht zu werden. Alle ſolche Verträge ſind Nothbehelfe unſerer Unvollkommenheit und können ihrer Natur nach nichts anders als einen relativen, erreichbaren, ich möchte ſagen mittleren Grad der bürgerlichen ſowohl als der moraliſchen Freiheit, durch eine zweckmäßige Vertheilung der Kräfte und das dadurch entſtehende künſtliche Gegengewicht der Theile des Staates untereinander bewirken. Wie ſanft muß das Haupt deſſen ruhen, der einem zerrütteten, ſeiner Auflöſung nahen Staate zur Wiederlangung dieſer Freiheit neue Kräfte und Organe ſchuf!

X.

Aachen.

Burſcheid liegt an der Oſtſeite der Stadt und man hat dorthinaus einen angenehmen Spaziergang. Die Abtei iſt ſchön gelegen und mit allem geiſtlichen Prunke aufgeführt. Gleich daneben zieht ein Wäldchen ſich an einem großen Teiche hin, und indem man unvermerkt weiter kommt, geräth man endlich in ein enges, von waldigen Hügeln umſchloſſenes Thal, wo ſich nicht nur mehrere heiße Quellen durch ihren aufſteigendem Brodem verrarrthen, ſondern ſogar ein ganzer Teich mit heißem Waſſer angefüllt iſt. Indem man an einer Reihe von ſchönbeſchatteten Waſſerbehältern fortwandert, erblickt man die romantiſchen Ruinen

des alten Schloſſes Frankenberg, innerhalb deſſen Mauern ein Gaſtwirth den guten Einfall gehabt hat, ſich eine Wohnung einzurichten, welche manchem verirrten Badegaſte ſehr zu ſtatten kommt, da man hier allerlei Erfriſchungen und zugleich eine reizende Ausſicht genießen kann. Was indeſſen das Vergnügen dieſes Aufenthalts ſtört, iſt die Nachricht, womit der Fremde bald bekannt gemacht wird: daß ſich hier ſeit acht Jahren bereits zehn Menſchen in einem Anfalle von Melancholie erſäuft haben. Ich ſuchte vergebens die Veranlaſſung zu dieſer düſtern Stimmung in der hieſigen Gegend, die ſo viel Abwechſelung hat, ſo ſchön bewachſen und ſo vielfältig dekorirt iſt. Was hier zur Trauer und zur Verzweiflung führt, iſt vermuthlich das Haſardſpiel, welches, ſeitdem es in der Stadt verboten iſt, in Burſcheid deſto ſtärker getrieben wird.

Die Teiche in dieſem Thale werden ſorgfältig unterhalten, indem ſie den in Burſcheid befindlichen Nähnadelfabriken ſehr zu ſtatten kommen. Wir beſahen nur das Merkwürdigſte, nämlich die Polirmühle, welche vermittels eines am Waſſerrade angebrachten Getriebes die erforderlichen Vorrichtungen in Bewegung ſetzt. Von dem Krummzapfen ſteigt ein ſenkrechtes Geſtänge in die Höhe, welches vermittels eines Daumens mit einer Horizontalwelle im zweiten Stockwerke des Gebäudes in Verbindung ſteht und ſie hin und herſchwankend bewegt. Die Nadeln liegen in Rollen von dickem, hänfenem Zwillich eingewickelt, zwiſchen Schichten von ſcharfen Kieſeln, von der Größe einer Linſe, welche man aber zuletzt mit Sägeſpähnen vertauſcht. Indem ſich nun die Walze bewegt, zieht ſie ein in Haken hangendes, wagerechtes Gatter hin und her, wodurch die darunter liegenden Rollen bewegt und die darin befindlichen Nadeln polirt werden. Unter jedem Polirgatter liegen zwei Rollen und jede Rolle enthält dreimalhunderttauſend Nadeln. Ich freute mich, hier wieder zu bemerken, wie viel man durch mechaniſche Uebung an Geſchicklichkeit gewinnt. Einen Haufen verwirrt durcheinander liegender Nadeln bringt der gemeinſte Arbeiter durch Schütteln und Schwingen eines Kaſtens in wenigen Augenblicken vollkommen in Ordnung.

Burſcheid beſchäftigt nach Verhältniß mehrere Tucharbeiter als die Stadt Aachen. Die anſehnlichſte Fabrik, die des Herrn von Lowenich, beſteht aus ſehr weitläufigen, gut angelegten Gebäuden, und ihre Tücher werden vorzüglich geſchätzt. Hier ſo-

wohl, als in Vaals und in Aachen ſelbſt verfertigt man blos einfarbige Tücher, die im Stück gefärbt werden, da hingegen Verviers und die dortige Gegend blos melirte Tücher, die ſchon im Garn gefärbt ſind, liefern. Vigogne= oder Vikuntücher werden insbeſondere zu Monjoie fabricirt. Der Handel mit einfarbigen Tüchern ſcheint indeſſen ungleich ſicherer zu ſein, indem dieſe Fabrikate nicht, wie jene andern, dem Eigenſinne der Mode unterworfen, ſondern auf ein dauerndes Bedürfniß berechnet ſind.

Wenn man in Aachen auf wirklich vorhandene Verordnungen hielte, ſo dürften daſelbſt keine andere Tücher als blos von ſpaniſcher Wolle gewebt werden. In Vaals beſtehen wirklich Kette und Einſchlag aus ſpaniſcher Wolle, nicht blos der Einſchlag, wie in andern deutſchen Fabriken.

Dieſen erſten Stoff bezieht alſo der hieſige Tuchfabrikant unmittelbar aus Spanien. Die feinſte Wolle erhält man aus Bilbao wegen der Nähe der vortrefflichen Weiden von Aſturien und Leon, die gröbere kommt von Cadix. Nachdem ſie in Oſtende gelandet worden, geht ſie wieder auf Kanälen bis Herzogenbuſch und dann zur Achſe nach Aachen. Hier wird ſie zuerſt in ausgemauerten Vertiefungen geſpült, aus denen man das unreine Waſſer nach Gefallen ableiten kann. Um allen Betrug der Arbeitsleute zu verhüten, hat man dieſe Wollwäſchen an freien, frequentirten Oertern angelegt. Wo dieſe Vorſicht nicht gebraucht wird (welches in der Stadt der Fall iſt, wo man zuweilen auch das Waſchen bei Nacht geſtattet), da kann man oft durch die ſtrengſte Aufſicht der Entwendung eines anſehnlichen Theils der zugewogenen Wolle nicht vorbeugen. Je nachdem der Arbeiter ſie mehr oder weniger mit Waſſer angefüllt zurückliefert, ſteht es bei ihm, den Fabrikanten unvermerkt um ſein Eigenthum zu betrügen.

Die reine Wolle wird den Landleuten zum Spinnen ausgetheilt. Für Aachen und die umliegenden Fabrikorte ſpinnen hauptſächlich die Limburger und die Flammänder. Im Herzogthum Jülich, wo der Ackerbau ſehr ſtark getrieben wird, hat der Landmann viel zu harte Hände, um einen feinen Faden zu ſpinnen. Bei der Viehzucht auf den fetten Weiden von Limburg, wo die Hauptbeſchäftigung des Bauers in Butter= und Käſemachen beſteht, erhalten ſich die Finger geſchmeidiger, und überall ſpinnen Kinder und Weiber den feinſten Faden. Solche

Beziehungen, welche die verſchiedenen Wohnorte der Menſchen und die denſelben jedesmal angemeſſenen Modifikationen des Erwerbes und der Lebensart mit ſich bringen, intereſſiren um ſo mehr, wenn man ſie erfährt, weil man nur durch die beſondern Bedürfniſſe einer großen Fabrikanſtalt und durch das ernſte Nachdenken über die Mittel, ihr Vollkommenheit zu geben, zur Wahrnehmung derſelben geleitet wird. Aehnliche Bedürfniſſe haben den ſpekulirenden Geiſt in Berlin auf die Bemerkung geführt, daß der Soldat zum Spinnen ungleich geſchickter iſt als der pommeriſche Bauer. Wollte man dieſe Spekulation noch weiter fortſetzen, ſo müßte man von dem Satze ausgehen, daß eine jede Kunſt deſto vollkommener getrieben wird, je mehr ſich die Kräfte des Menſchen darauf concentriren. Unſtreitig alſo würde man es im Spinnen weiter bringen, wenn es durch fabrikenmäßige Anſtalten, wo die Spinner einerlei Licht, Wärme und Obdach genöſſen, ſo vortheilhaft eingerichtet würde, daß eine eigene, arbeitſame Klaſſe von Menſchen ſich blos dieſem Gewerbe ergeben und davon allein ſubſiſtiren könnte. Menſchen, die vom ſiebenten Jahre an ſich nur dieſer Beſchäftigung widmeten, müßten in kurzem die Fertigkeit erlangen, beſſer und ſchneller als alle andern, die das Spinnen nur als Nebenwerk treiben, mit der Wolle umzugehen; und indem ſie beides, feinere Fäden und in größerer Menge, lieferten, würde ihre Arbeit wohlfeiler werden, ohne ihnen ſelbſt Nachtheil zu bringen. Wie aber eine ſolche Anſtalt mit den jetzt gebräuchlichen Erwerbarten des Landmannes in eine Gleichung zu bringen wäre, ſo daß der Bauer, der ſchon nicht der glücklichſte iſt, durch den Verluſt des Nebenverdienſtes, den er vom Wollſpinnen zieht, nicht zu Grunde gerichtet würde, verdiente noch eine ſorgfältige Unterſuchung, wobei man immer wieder auf die längſt gemachte Erfahrung zurückkommen müßte, daß der ungeheure Druck, unter welchem der Landmann ſeufzt, das erſte und unüberwindlichſte Hinderniß bleibt, welches ſich der Vervollkommnung aller Zweige der Induſtrie entgegenſetzt. Man wundert ſich, daß das Uebel nicht von Grund aus gehoben wird, und bedient ſich doch keiner andern als der Palliativkur. Daher iſt auch die ganze neuere Staatswirthſchaft und die geprieſene Verſchmitztheit der Finanzbeamten nichts als die verächtlichſte Charlantanerie, oder, was noch ärger iſt, ein verabſcheuungswürdiges Syſtem von Kunſtgriffen, wodurch der Unterthan, genau wie der Negerſklave in

den Zuckerinſeln, nur nicht unter derſelben Benennung, zum Laſtthier herabgewürdigt wird, deſſen Unterhalt jährlich einen beſtimmten Ueberſchuß abwirft. Stört man durch eine neue, für die Vervollkommnung des Kunſtfleißes vortheilhafte Einrichtung das allergeringſte an dieſem zerbrechlichen, aufs äußerſte geſpannten Mechanismus, ſo treffen die Rechnungen nicht mehr zu, und der Plusmacher, der nur rechnen kann, ſucht den Fehler ſeines leeren Kopfes und Herzens in der vorgeſchlagenen Neuerung. Ueberall, wo Fabriken nicht das Werk der freien Betriebſamkeit des Bürgers, ſondern lediglich Finanzſpekulationen der Regierung ſind, wird daher auf die Vortrefflichkeit der Fabrikate weit weniger gerechnet als auf den Abſatz, den man durch Verbote erzwingen kann, und es liegt alſo in den erſten Grundſätzen, nach welchen man eine ſolche Anſtalt werden läßt, die Unmöglichkeit, ſie zu der Vollkommenheit, deren ſie fähig iſt, fortzuführen. Oft fängt man da mit Vorkehrungen an, wo man eigentlich aufhören ſollte, wie es z. B. bei den Baumwollenmanufakturen in einigen Ländern der Fall iſt, wo man zwar Farben, Preſſen u. dergl. angeſchafft, aber auf gute Geſpinnſte nicht gedacht hat. Dieſe Fehler, wodurch ſich nur die Unwiſſenheit der Adminiſtrationen verräth, ſind indeß noch verzeihlicher als wenn in Staaten, deren Bevölkerung verhältnißmäßig gering iſt, die Erfindung und Anlegung ſolcher Maſchinen, welche die Arbeit vieler Hände entbehrlich machen, laute Klagen veranlaßt. Dieſe Klagen, die in freien Ländern, wo der Fleiß jede Richtung nehmen darf, unerhört ſind, gereichen dem Deſpotismus zur Schande, indem es ſeiner Willkür leicht werden muß, die außer Brod geſetzten Hände anders zu beſchäftigen. Allein das ſchöne Schauſpiel der Arbeitſamkeit bleibt das ausſchließende Eigenthum freier Völker.

Geiſtlicher und oligarchiſcher Zwang hat den Fleiß aus den Mauern von Aachen vertrieben. Die Proteſtanten, die von manchen Bürgervorrechten ausgeſchloſſen und des Zunftweſens müde waren, fanden eine Stunde Weges von der Stadt, auf holländiſchem Gebiete, nebſt der freien Religionsübung, auch die Freiheit, mit ihrem Vermögen und ihren eigenen Kräften nach ihrer Willkür hauszuhalten. In Vaals halten jetzt fünf Gemeinen (Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Mennoniten) ruhig ihren Gottesdienſt nebeneinander und jeder Einwohner hat außer einem feſtgeſetzten Grundzins, nach ächt phyſiokratiſchen

Grundſätzen, keine andere Abgabe, unter welchem Namen es auch ſei, zu erlegen. Dieſe Einrichtung, welche die Republik in allen Generalitätslanden eingeführt hat, verwandelte in kurzem das kleine Dorf in eine Scene des zwangloſeſten Fleißes. Die Anlagen des Herrn von Clermont zeichnen ſich hier beſonders wegen ihres Umfanges und ihrer Zweckmäßigkeit aus, und ſeine Fabrik beſchäftigt in Vaals, Aachen und Burſcheid gegen hundert und ſechzig Weber. Dreißig Jahre ſind hinreichend geweſen, die Volksmenge und den Wohlſtand eines unbedeutenden Dörfchens ſo unbeſchreiblich zu vergrößern, daß jene fünf Gemeinen ſich daſelbſt organiſiren konnten. Wohin man ſieht, erblickt man jetzt große Fabrikgebäude. Außer den eben erwähnten, die dem Wahlſpruche: spero invidiam (ich hoffe beneidet zu werden), über der Thüre des Wohnhauſes ganz entſprechen und zu erkennen geben, was der Fleiß vereinigt mit Wiſſenſchaft, Beurtheilungsgabe, Erfahrung und Rechtſchaffenheit, billig erwarten darf, gibt es hier noch andere Tuchmanufakturen, eine Nähnadelfabrik u. ſ. w. Die hieſigen Tücher gehen mehrentheils nach der Levante; ſie müſſen zu dieſer Abſicht weiße Leiſten haben und ſehr leicht, von feinem, lockerem Gewebe ſein. Wir ſahen hier Tücher, die einem Grosdetours nicht unähnlich waren, von einer bewundernswürdigen Präciſion des Gewebes. Die breiteſten halten ſechzehn Viertelellen und haben in dieſer Breite achttauſend vierhundert Faden. So fein iſt das Geſpinnſt, ſo gleichförmig das Gewebe, ſo ſchön die Farbe; ſo vorſichtig die Bereitung dieſer Tücher, daß man bei den ſoliden Grundſätzen, nach welchen hier verfahren wird, dieſer Fabrik einen langen Flor voraus verkündigen kann.

Ich habe die hieſigen Anlagen alle mit einem unbeſchreiblichen Genuſſe in Augenſchein genommen. Es beſchäftigt die Phantaſie auf eine äußerſt überraſchende Art, hier auf einem Punkte ſo mancherlei Produkte fremder, zum Theil der entfernteſten Erdgegenden ankommen, zur Verfertigung und Bereitung eines neuen Fabrikats angewandt und dieſes wieder in eben ſo entlegene Länder verſendet zu ſehen. Mir wenigſtens iſt es immer ein fruchtbarer Gedanke, daß hier Tauſende von Menſchen arbeiten, damit man ſich am Euphrat, am Tigris, in Polen und Rußland, in Spanien und Amerika prächtiger oder bequemer kleiden könne; und umgekehrt, daß man in allen jenen Ländern Tücher trägt, um den Tauſenden hier Nahrung und

Lebensbedürfniſſe aller Art zu verſchaffen. Das Phänomen des fortwährenden Austauſches verſchiedener Produkte der Natur und der Kunſt gegen einander iſt aber unſtreitig deſto wichtiger, weil die Ausbildung des Geiſtes ſo innig damit verbunden iſt. Der Handel bleibt die Haupturſache von dem jetzigen Zuſtande unſerer wiſſenſchaftlichen und politiſchen Verfaſſungen; ohne ihn hätten wir Afrika noch nicht umſchifft, Amerika noch nicht entdeckt und überhaupt nichts von allem, was uns über die anderen Thiere erhebt, unternommen und ausgeführt. Das Bedürfniß, mehr zu umfaſſen als der jedesmalige Erdpunkt auf dem wir wurden, uns gewähren kann, ſei aus unſerer Natur hinweggedacht, und wir kamen nicht weiter als die Affen, die ſo gut wie wir ein geſelliges Leben führen und ſich zu gegenſeitigem Schutze vereinigen. Nur dieſes innere Streben das Maß in unſerm Kopfe allen Dingen anzupaſſen, macht uns zu Menſchen, und je kräftiger es ſich in uns regt, deſto tiefer laſſen wir die bloße Thierheit unter uns zurück. Durch dieſes Streben iſt der Ruſſe in Kamtſchatka dem Bewohner der Aleyutiſchen Inſeln und dem Wilden in Amerika an Vernunft und Ideenreichthum überlegen, wie animaliſch er übrigens in ſeinem häuslichen Leben noch ſein mag. Nur die Sorge für unmittelbare Erhaltung kann dem Bemühen nach einem größeren Wirkungskreiſe Abbruch thun, und auch dies nur ſo lange, bis die Erfahrung gemacht iſt, daß im letzteren das erſtere zu finden ſei. Es ſcheint indeß doch, daß allzu großer Reichthum der Natur den Handel beinahe eben ſo wenig begünſtigt, wie ihre allzu große Kargheit. Wenn der Wilde in träger Gleichgültigkeit nach ſeiner Jagd oder von ſeinem Fiſchfange ausruht, ſo iſt es nicht zu läugnen, dieſe Beſchäftigungen hatten ihn in dem Grade angeſtrengt, daß er den Reiz für fremde Gegenſtände kaum mehr empfand. Hingegen die Indier, die Chineſer, die Aegyptier und alle jene Völker, denen ihr geſegnetes Land eine ungeheure Verſchiedenheit von Produkten im größten Ueberfluſſe darbot, bildeten ſich ſchnell in ihrer eigenen Mitte, bis auf einen gewiſſen Punkt, wo die patriarchaliſche Autorität üppig ward und in einen Geiſt und Herz tödtenden Deſpotismus ausartete, der alle Kräfte des großen Haufens verſchlang und ihnen ausſchließenderweiſe nur zu ſeinem Nutzen eine Richtung gab. Bald entſtand alsdann eine arbeitende und eine blos genießende Klaſſe, und jede von dieſen theilte ſich wieder, je nachdem die beſondere Veranlaſſung dazu aus den

übrigen Verhältniſſen der verſchiedenen Nationen entſprang. Das Intereſſe des Herrſchers vertrug ſich nicht länger mit allem, was die Einſichten der arbeitenden Menge erweitern konnte; ihr blieb daher der auswärtige Handel unterſagt. Damit aber der Despot ſich ſelbſt die Quellen eines vervielfältigten Genuſſes nicht abſchnitte, geſtattete er fremden Kaufleuten den Verkehr in ſeinem Lande. Dieſe Einrichtungen erhalten ſich in Indien und China bis auf den heutigen Tag; denn die politiſche Ohnmacht, die ſie zur Folge hatten, reizte zwar oft die Begierde des Eroberers; aber jeder, dem die Eroberung glückte, fand das Syſtem der Unterdrückung ſo unverbeſſerlich, daß er ſich wohl hütete, daran zu künſteln.

Lage und Zuſammenfluß von günſtigen Umſtänden entwickelten den Handlungstrieb bei den Phöniziern und Griechen, ſpäterhin bei den Karthaginenſern, dann bei den Venezianern und Genueſern, zuletzt bei den Holländern, den Engländern und andern europäiſchen Völkern. Ueberall war jedoch dieſe Entwickelung von bürgerlicher Freiheit unzertrennlich und dauerte nur mit ihr. In Portugall konnte ſie nur begleitendes Phänomen des Eroberungsgeiſtes ſein und mußte, wie etwas Erzwungenes und Unnatürliches, in der Finſterniß des geiſtlichen Deſpotismus und der politiſchen Zwietracht verſchwinden. In der deutſchen Oligarchie hat ſie wunderbar angekämpft gegen die furchtbaren Hinderniſſe des barbariſchen Feudalſyſtems und ſcheitert nur an der mittelländiſchen Umgrenzung des Landes, die jede kaufmänniſche Operation zehnfach erſchwert. Wie viel indeß trotz dieſer ungünſtigen, geographiſchen Lage die Freiheit für den vaterländiſchen Handel zu leiſten vermag, davon zeugt der Flor von Hamburg und Frankfurt, wie der Verfall von Nürnberg, Aachen und Köln.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt alſo der große Kaufmann, deſſen Spekulationen das ganze Rund der Erde umfaſſen und Kontinente aneinander knüpfen, in ſeiner Thätigkeit des Geiſtes und in ſeinem Einfluß auf das allgemeine Regen der Menſchheit nicht nur einer der glücklichſten, ſondern durch die Maſſe von praktiſchen Erfahrungen welche jener Verkehr bei ihm täglich vergrößert und durch die Ordnung und Abſtraktion der Begriffe, die man bei einem umfaſſenden Geiſte vorausſetzen darf, zugleich einer der aufgeklärteſten Menſchen; mithin vor vielen andern derjenige, der die höhere Beſtimmung

unſers Weſens (zu wirken, zu denken und vermittels klarer Begriffe die objektive Welt in ſich ſelbſt zu concentriren) auf eine ſehr vollſtändige Art erreicht. Beneidenswerth iſt das Schickſal eines Mannes, deſſen Unternehmungsgeiſt vielen Tauſenden zur Quelle des Wohlſtandes und des häuslichen Glückes wird; deſto beneidenswerther, weil er dieſe wohlthätigen Zwecke ohne die mindeſte Beinträchtigung ihrer Freiheit erreicht und gleichſam unſichtbarerweiſe die Triebfeder von Wirkungen iſt, die jeder ſeiner eignen Willkür zuſchreibt. Der Staat iſt glücklich, wenn er ſolche Bürger in ſich faßt, deren große Unternehmungen nicht nur mit der höheren Ausbildung der Gemüthskräfte ſeiner geringeren Mitbürger beſtehen können, ſondern vielmehr durch dieſelbe neue Stätigkeit erhalten. Wo die äußerſte Armuth den Handarbeiter drückt, wo er mit aller Anſtrengung, deren er fähig iſt, nie mehr als nothdürftige Befriedigung der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe erwerben kann; da iſt Unwiſſenheit ſein Loos mitten in einem Lande, wo die Wiſſenſchaft die höheren Volksklaſſen mit ihrem hellſten Strahl erleuchtet; da alſo verfehlt er die edelſte Beſtimmung eines Weſens, ſelbſt indem er als Werkzeug die Mittel zum Verkehr der Nationen befördert. Ganz anders aber verhält es ſich, wo Geſchicklichkeit und Fleiß, ihres Lohnes ſicher, dem, der ſie beſitzt und anwendet, einen gewiſſen Grad des Wohlſtandes verſchaffen, der ihm die Erlangung wenigſtens theoretiſcher Kenntniſſe, vermittels eines zweckmäßigen Unterrichts und einer guten Erziehung, möglich macht. Wie klein und nichtswürdig erſcheint nicht ein jeder Deſpot, der vor der Aufklärung ſeiner Unterthanen zittert, verglichen mit dem Privatmanne, dem Fabrikanten eines freien Staats, der ſeinen Wohlſtand auf dem Wohlſtand ſeiner Mitbürger und auf ihre vollkommnere Einſicht gründet!

Von den Walkmühlen, wo die Tücher eine naſſe Bereitung erhalten, welche theils wegen der ſchweren Arbeit, theils wegen der ekelhaften Beſchaffenheit der zum Reinigen gebrauchten Stoffe, theils auch wegen der beſtändigen Näſſe des Aufenthalts, die Arbeiter mehr als jede andere angreifen muß, führte man uns in die neue Färberei, die in ihrer Art beinahe einzig iſt und wovon man nur noch zu Sedan in Frankreich etwas ähnliches ſieht. Ihre Anlage hat ſicherlich mehr als zehntauſend Thaler gekoſtet und vereinigt die drei wichtigſten Vortheile: daß ſie geräumig iſt, Holz erſpart und Sicherheit vor Feuersgefahr hat.

Sie iſt von den übrigen Fabrikgebäuden ein wenig abgelegen und bildet einen einzigen groſsen Saal, der durch viele groſse Fenſter erleuchtet wird, die zugleich zur Erhaltung des ſo nöthigen Luftzuges dienen. Genau in der Mitte deſſelben iſt ein groſser Thurm mit Mauern von ungeheurer Dicke angelegt, welcher ſich in den Rauchfang endigt. Die Benennung Thurm iſt wirklich die paſſendſte für dieſes Gebäude, um welches rings umher die Küpen oder Farbekeſſel in einem Kreiſe ſtehen. Die Feuerung geſchieht von innen im Thurm. Das Holz liegt auf einem Roſte, deſſen einzelne Stäbe drei Zoll im Durchmeſſer haben und dennoch von der Hitze ſchmelzen. Die Flamme ſpielt im Kreiſe um den gefütterten Keſſel und der Rauch kommt durch eine über dem Schürloche angebrachte Oeffnung und ſteigt in der Mitte des Thurms heraus. Zwiſchen beiden Oeffnungen iſt ein Schieber angebracht, der, wenn man ihn mit einer Hand zudrückt, das fürchterlichſte Feuer im Ofen augenblicklich erſticken kann.

Die zur Fabrik gehörigen Waſſerleitungen ſind eben ſo vortheilhaft eingerichtet und jedes Zimmer wird dadurch hinlänglich mit Waſſer verſorgt. In der Färberei füllt man die Küpen vermittels geöffneter Hähne in wenigen Augenblicken und leert ſie eben ſo ſchnell durch groſse Heber. Das unreine Waſſer hat einen Abfluſs durch Röhren unter dem Fuſsboden. Was den Ueberfluſs des Waſſers noch im Werth erhöht, iſt die Reinheit und Weichheit deſſelben, welches zum Nutzen der Fabrik ſehr wichtige Eigenſchaften ſind. Im Winter bedient man ſich lieber geſchmolzenen Eiſes als Schnees, wegen der vorzüglichen Reinheit des erſteren. Roth und grün wird hier vorzüglich ſchön gefärbt. Es gibt Scharlachtücher, welche der Fabrik ſelbſt im Färben auf anderthalb Thaler die Elle zu ſtehen kommen. Dabei wird man freilich einen Aufwand von Cochenille gewahr, den man in andern Fabriken zum Schaden der Käufer gar wohl vermittels des wohlfeileren Fernambukholzes zu erſparen weiſs.

In mehreren groſsen Zimmern ſitzen die Scherer und Tuchbereiter. Die Karden, deren man ſich hier bedient, werden in der Gegend von Aachen gezogen. Die Scheren kommen von Ramſcheid, und die Preſsſpähne, oder eigentlich dazu bereitete Pappendeckel, welche bei dem Preſſen zwiſchen die Tücher gelegt werden, von Malmedi, ſeitdem die Engländer die Ausfuhr der ihrigen verboten haben. Die in Königsberg von Kanter ange-

legte Preßſpahnfabrik iſt hier nicht bekannt; es ſcheint indeß nicht, als wenn die hieſigen Tücher dadurch noch etwas an Vollkommenheit gewinnen könnten. Die Preßſpähne von Malmedi ſind weiß und dick und haben nur wenig Firniß, weshalb ſie auch gegen zwanzig Jahre dauern und dann noch zu anderweitigem Gebrauche dienen können. Ein Vorzug der hieſigen Tücher, den vermuthlich die Orientaler beſonders zu ſchätzen wiſſen, beſteht darin, daß man ſie im Rahmen faſt gar nicht reckt und daß ſie daher auch nicht einlaufen, wenn man ſie ins Waſſer legt.

Eine in Spanien ſeit einigen Jahren herausgekommene Verordnung hat nicht nur die Ausfuhr fremder Tücher nach Amerika, ſondern auch den Verkauf derſelben in Spanien ſelbſt verboten. Wären die Tuchfabriken von Segovia und Guadalaxara ſo beträchtlich, daß ſie beide Länder mit ihren Fabrikaten verſorgen könnten, ſo möchte wohl dieſer Abſatz für die deutſchen Manufakturen gänzlich verloren ſein; allein ſo groß auch die Aktivität iſt, welche man ſich bemüht, den italieniſchen Fabriken dort zu geben, ſo reicht doch die Menge ihrer Tücher noch nicht hin, und es läßt ſich ſchon berechnen, daß das Verbot nicht von langer Dauer ſein kann. Die erſtaunliche Solidität und der Umfang der hieſigen Anlagen ſetzen die Eigenthümer in den Stand, einen ſolchen Zeitpunkt ruhig abzuwarten und ſelbſt dem gänzlichen Verluſt ihres Debits in einem großen Welttheile, falls es wider Vermuthen bei dem ſpaniſchen Verbote bleiben ſollte, gleichgültig zuzuſehen. Eine wichtigere Revolution für ganz Europa würde aber alsdann wirklich eintreten, wenn dereinſt Spanien aus ſeiner Lethargie erwachen, alle ſeine Wolle ſelbſt verarbeiten und die Ausfuhr dieſes erſten unentbehrlichen Stoffes ſchlechterdings verbieten ſollte. Da es vortrefflich gelegen iſt, um den ganzen levantiſchen Handel an ſich zu reißen, und da es den amerikaniſchen, wenigſtens ſo weit ſeine eigenen unermeßlichen Kolonien gehen, ſchon in Beſitz hat, ſo würde es im Oſten und Weſten ſeine herrlichen Naturprodukte, mit eigenem Kunſtfleiße verarbeitet, wohlfeiler als bisher alle andere Nationen abſetzen und doch mehr als ſie alle dabei gewinnen. England, Holland, Frankreich und Deutſchland, die ſich jetzt von der Verarbeitung der rohen Produkte Spaniens bereichern, würden, wenn ſie von dieſen ausgeſchloſſen wären, ihre Fabriken zu Grunde gehen ſehen und nach Maßgabe des Vortheils, den ſie ehedem daraus zogen, auch an ihrer politiſchen Wichtigkeit ver-

lieren. Doch ehe es zu dieſer furchtbaren Veränderung kommt, bedarf es zuvor einer Kleinigkeit: die Alleingewalt des Königs muß eingeſchränkt, die Stände müſſen wieder hergeſtellt, die Inquiſition muß abgeſchafft, die Freiheit des Gewiſſens und der Preſſe unwiderruflich zuerkannt und die Sicherheit des Eigenthums nebſt der perſönlichen Unabhängigkeit aller Bürger von willkürlichen Eingriffen in die Macht des Geſetzes feſt begründet werden. Der erſte Schritt zu dieſer großen Wiedergeburt der ſpaniſchen Monarchie iſt — das Verbot aller fremden Zeitungen und die gewaltthätige Eröffnung aller Briefe. Was gilt die Wette? Die Limburger ſpinnen noch in hundert Jahren ſpaniſche Wolle.

Der immer ſteigende Mangel an den zur Feuerung unentbehrlichen Brennmaterialien drohet den hieſigen Fabrikanſtalten, wie ſo vielen andern mit einer Erhöhung ihrer Koſten, welche den zu erwartenden Gewinn beträchtlich ſchmälern kann. Seit langer Zeit ſind die Wälder in dieſen Gegenden und in den Niederlanden überhaupt durch den ſtarken Anbau und die zunehmende Volksmenge verſchwunden. Die Natur hat indeß für das Bedürfniß der Einwohner durch unterirdiſche Wälder, ich will ſagen durch anſehnliche Steinkohlenflötze, reichlich geſorgt. Ueberall ſieht man ſchon in hieſiger Gegend Kamine und Steinkohlenöfen und niemand heizt noch mit Holz. Wie aber, wenn auch die Gruben endlich ſich erſchöpfen laſſen und kein neues Subſtitut erfunden wird, zu deſſen Wärme wir im Winter unſere Zuflucht nehmen und wobei wir unſere Speiſen bereiten können? Was unſerer mit Phyſik verbundenen Chemie noch möglich ſei oder nicht, wage ich zwar keinesweges zu beſtimmen: ſie erfindet vielleicht ein Netz, in welchem ſich das zarte Element des Feuers fangen und verdichten läßt, ſo daß es uns wieder Wärme geben kann, indem wir es befreien; aber das iſt auf allen Fall eine höchſt unſichere Ausſicht. Wahrſcheinlicher kommt es mir vor, daß der Menſch zuletzt die Eis- und Nebelländer und die von Waldung ganz entblößten Gegenden des ſo genannten gemäßigten Erdſtriches als unbewohnbar wird verlaſſen müſſen. Wir fragen immer wann doch endlich die Türkei, ſowohl in Europa als in Aſien, im ſchönen Lichte der ſittlichen Kultur wieder aufblühen, wann gebildete Völker Afrika bewohnen werden? Mich dünkt, die Antwort könnte man ſich leicht erträumen: Hunger und Kälte werden dereinſt gewaltiger und unauf-

haltſamer, als vor Zeiten der Fanatismus und der Ehrgeiz wirken, um die Völker von Europa in hellen Haufen über jene barbariſchen Welttheile hinzuſtrömen. Wir werden uns in die Wälder des Hämus, des Taurus und Amanus, ja wohl gar des Kaukaſus und Emaus ſtürzen, die dortigen Barbaren bezwingen oder verdrängen und die Fackel der Wiſſenſchaft wieder in jenen Kreis zurücktragen, in welchem ſie zuerſt dem Menſchen in die Hand gegeben ward. Dünkt es Dich ein Frevel, daß ich mich ſo in die Zukunft hineinträume? Was kann ich dafür, daß meine Phantaſie mir Wahrſcheinlichkeiten vorrechnet und ſich ein mögliches Bild daraus formt? Zwar beſteht alles nun ſchon ſo lange in unſerm Norden; ſo ſchöne Blüthen und in ſolcher Menge ſind bei uns aufgegangen, ſo manche herrliche Frucht des Geiſtes iſt gereift, das Menſchengeſchlecht hat hier eine Bildung gewonnen, die es, wenn wir eins ins andre rechnen, noch nirgends hatte; wir ſchreiten vorwärts auf einem ſo ſchönen Wege; alles ſcheint unſerer jetzigen Form des Wiſſens und unſeren politiſchen Verhältniſſen Dauer zu verheißen. Ich geſtehe Dir, dieſes Raiſonnement kommt mir nicht viel beſſer vor, als die Hoffnung eines langen Lebens, womit alte Leute ſich ſchmeicheln, die immer deſto ſtärker an dem Leben hangen, je näher ſie ſeinem Ziele rücken. Mir bürgt die Vergänglichkeit der Dinge dafür, daß, je älter eine menſchliche Verfaſſung wird, ihr Ende um ſo näher ſei. Wir können das Menſchengeſchlecht nur mit ſich ſelbſt vergleichen; und obſchon der Theil ſeiner Geſchichte, den wir kennen, gleichſam nur von geſtern iſt, ſo enthält er doch ſchon Begebenheiten genug, die uns lehren können, unter ähnlichen Umſtänden einen ähnlichen Ausgang zu erwarten. Die allgemeine Bildung und Entwickelung unſerer Kräfte läßt ſich faſt nicht höher treiben. Können wir den Bogen ſtärker ſpannen ohne daß er bricht? Kann unſere Vernunft noch ſcharfſinniger geprüft, können unſere größeren und kleineren, öffentlichen und häuslichen Verhältniſſe noch genauer berechnet werden? Sind wir dem höchſten Gipfel der Verfeinerung nicht nahe? — Wenn man aber den Berg erſtiegen hat, ſo bleibt in dieſer Irionswelt nichts übrig, als wieder Kopf über, Kopf unter, das Rad in die Tiefe zu rollen und von unten auf ſich über ein neues Gebirge zu ſchleppen. Thöricht wäre es allerdings, eine allgemeine Revolution in Europa, die den Zuſammenſturz politiſcher, ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Formen mit ſich brächte, im Ernſte

nur vom Holzmangel herzuleiten, der mich hier darauf geleitet hat. Aber als mitwirkende Urſache kann er immer beſtehen, wenn ſchon das unüberſehbare Syſtem unſerer Kenntniſſe, die Auflöſung der Sitten, das Mißverhältniß der Religionsbegriffe und der Regierungsformen zu dem jetzigen Zeitalter, der Verfall der Hierarchie, das zerſtörte Gleichgewicht der Mächte, die Treuloſigkeit der Politik, die Veränderungen des Handelsſyſtems, die herannahende Blüthezeit des amerikaniſchen Freiſtaates und ſolche wichtige Urſachen mehr noch ungleich ſchneller und kräftiger zu jenem Ziele wirken. Uebrigens — zum Trotz aller armen Sünder auf und unter dem Throne — ſind vielleicht tauſend Jahre zu einer ſolchen Revolution die kürzeſte Friſt.

Ueber die Unbeſtändigkeit der Verfaſſungen nachzudenken, iſt wohl nirgends natürlicher als in Aachen, wo die Reichsinſignien den Fremden an die tauſendjährige Dauer des deutſchen Reiches, das jedoch in dieſem Zeitraum ſo weſentliche Veränderungen erlitten hat, recht lebhaft erinnern. Ich habe die Kathedralkirche beſucht. Sie iſt mit kleinlichen Zierrathen überladen, mit denen die Säulen von Marmor, Granit und Porphyr ſonderbar genug kontraſtiren. Der Stuhl, worauf ſeit Karls des Großen Zeit ſo mancher deutſche Kaiſer gekrönt worden iſt, beſteht aus ſchlechtem weißem Marmor und hat eine ſo unzierliche Geſtalt, daß man ihn für eine Satire auf alle Throne der Welt halten möchte. So ſehr uns der Vorzeiger bat uns darauf zu ſetzen, ſpürte ich doch nicht die geringſte Verſuchung dazu und wünſchte nur manchem deutſchen Fürſten das Gefühl, womit ich da vor dem Stuhle ſtand. Die Geſchichte der letzten Jahrhunderte war ſo eben vor meinem Gedächtniſſe vorübergegangen. Was man in Wien, in Regensburg und in Wetzlar für ganz verſchiedene Vorſtellungen von den weſentlichen Beſtandtheilen der Reichsverfaſſung hegt, wie allmälig die Kaiſerwürde durch alle Metamorphoſen bis zu ihrer jetzigen Form, wo ihr nur der Schatten ehemaliger Herrſchermacht geblieben iſt, ſich hat einſchränken laſſen; wie die zahlreichen freien Stände, jetzt unter der unwiderſtehlichen Uebermacht von wenigen Allesvermögenden aus ihrer Mitte, nur noch am Namen der Freiheit ſich begnügen und den geſetzgebenden Willen dieſer Wenigen gutheißen müſſen: dies Alles erfüllte mich mit der niederſchlagenden Ueberzeugung, wie wenig Willkührliches in den Schickſalen der Völker, wie wenig der Würde denkender Weſen Angemeſſenes ſich

im großen Gange der Weltbegebenheiten zeigt, und wie das Glück und die Wohlfahrt der Millionen, die auf dem Erdenrund umherkriechen, von todten Buchſtaben, von eigenſinnigem Bekleiben an bedeutungsleer gewordenen Ceremonien, von Nichtswürdigkeiten, welche leeren Köpfen Importanz geben, ſtets abhängig bleibt und keinesweges in ihrer eigenen Kraft und That beſteht.

Die Thore von Erz an der Kollegiatkirche ſind zerſprungen; allein dieſen Spalt zeigt man hier als ein Siegeszeichen zum Gedächtniß der Ueberlegenheit der pfäffiſchen Verſchmitztheit über die teufliſche. Die Bürger von Aachen, erzählt uns die Legende, hatten, weil es ihnen an Mitteln zur Beendigung des Baues dieſer Kirche fehlte, vom Teufel Geld geborgt und ihm dafür die erſte Seele, die zur Kirchthüre hineingehen würde, zum Eigenthum überlaſſen. Als nun der Bau vollendet war, fand ſich kein Menſch, der das Opfer dieſes frevelhaften Vertrages werden wollte; die Furcht vor Satans Krallen wirkte ſo mächtig in dieſer gläubigen Stadt, daß die Kirche wahrſcheinlicher Weiſe bis auf den heutigen Tag hätte leer ſtehen müſſen, wenn nicht ein Prieſter auf den klugen Einfall gekommen wäre, einen Wolf, den man zu gutem Glück lebendig gefangen hatte, durch die Kirche zu jagen. Der Teufel ſchlug aus Verdruß, ſich überliſtet zu ſehen, die Thore von Erz hinter ſich zu, daß ſie zerſprangen. Den Unglauben zu beſchämen, der etwa ſich erdreiſten möchte, den Spalt im Erz durch einen Windſtoß, der die Flügel zuwarf, natürlich zu erklären, ſtehen draußen vor demſelben Thore zwei in Erz gegoſſene Denkmäler, wovon das eine den Wolf, das andere aber ſeine verdammte Wolfsſeele, in Geſtalt eines ungeheuren Tannzapfens, vorſtellt. Um übrigens von der Wirkung auf die Urſache zu ſchließen, müßte man nur wie ich heute die Charfreitags-Prozeſſion geſehen haben. — Bei einem ſchneidenden Nordwinde gingen die frommen Büßenden, mehr als dreihundert an der Zahl, und ſchleppten baarfuß und unter ihren dünnen Kitteln faſt nackend, hölzerne Kreuze von gewaltigem Gewichte den Laufsberg hinan. Ihr werdet freilich ſchreien: beſſer, etwas weniger Büßung und keine Wolle geſtohlen! Allein, es iſt doch immer ein bewundernswürdiges Schauſpiel, wie viel die Religion über unſere phlegmatiſche Natur vermag. Weiſe und tugendhafte Lehrer hätten ein ſolches Volk eben ſo leicht ehrlich als andächtig gemacht.

XI.

Lüttich.

Es kommt mir vor, als wären wir durch den Schlag einer Zauberruthe in ein anderes Land verſetzt, ſo unendlich verſchieden iſt alles, was ich hier um mich ſehe, von demjenigen, was ich noch vor wenigen Stunden in Aachen verließ. Schon der erſte Anblick der Stadt war überraſchend. Man wird ſie aus der Ferne nicht gewahr, denn ſie liegt in einem tiefen Thal an der Maas, die in mehrere kleinere Arme zerſpringt. Es gibt wenig ſchönere Ausſichten auf eine gleichſam unter den Füßen liegende Stadt, als dieſe, die ich von der Karthauſe hinunter, indem wir hineinfuhren, genoß. Ich weiß nicht wie es kam, aber ich hatte mich auf ein kleines Städtchen gefaßt gemacht; und wie erſtaunte ich nun, als ich eine große Stadt erblickte, die hunderttauſend Einwohner enthalten kann und wirklich enthält. Wunderſchön ſchlängelt ſich die Maas, die hier noch von mittlerer Breite iſt, hindurch und nähert ſich bald auf der einen, bald auf der andern Seite dem Abhange der Berge, zwiſchen denen ſich das Thal als eine ebene, ſo weit das Auge trägt mehrentheils mit Hopfen bepflanzte und mit einigem Wieſewachs vermannigfaltigte Fläche zieht. Nach allen Richtungen iſt die Stadt mit Steinkohlengruben umgeben, ja ſie ſteht zum Theil auf den bereits abgebauten, ausgehöhlten Kohlenbergwerken. Zu beiden Seiten des Fluſſes, jedoch ſo, daß auf die Expoſition nach Süden Rückſicht genommen wird, an den in einiger Entfernung ſich erhebenden Gehängen des Thals erſtrecken ſich weitläuftige Weinberge, die alſo wieder, wie die bei Hochheim, auf Steinkohlen liegen. Die Flötze ſind ſehr beträchtlich und an manchen Stellen tief unter dem Bette der Maas bereits ausgeleert. Die entfernteren Hügel ſind mit Ulmen, Pappeln und andern Bäumen bewachſen und mit Landhäuſern, Schlöſſern u. ſ. f. reichlich verziert. Um Ufer des Fluſſes erſtreckt ſich ein Quai, der ſich in eine ſchöne hochſtämmige Allee endigt.

Die Straßen von Lüttich ſind enge, winklicht, krumm und nicht ſehr reinlich; es gibt indeß doch mehrere ſchöne Gebäude; an dem Quai, an den offenen Plätzen und auf der ſogenann-

ten Inſel hinter der St. Jakobskirche bemerkte ich eine Menge guter, neuer Häuſer. Der biſchöfliche Palaſt iſt ein Viereck, deſſen inwendiger Hof rundum einen Säulengang hat, wenn man anders die abſcheulichen, kurzen, bauchigen Dinge mit Kapitälern und Fußgeſtellen ſo nennen will. Die äußere Facciate hingegen, nach der Kathedrale zu, iſt deſto ſchöner, in einem guten Geſchmack mit rein joniſchen Pilaſtern. Die Dominikanerkirche mit einer ſchönen, runden, einfachen Kupole, die nach einer in Rom kopirt iſt, zeichnet ſich ebenfalls vortheilhaft aus. Die alte gothiſche Kathedralkirche bot uns dafür deſto weniger Bemerkenswerthes dar.

Der beſtändig fortdauernde Lärm und das Gewühl in den Straßen zeigt von einer außerordentlichen Betriebſamkeit. Dieſes Schauſpiel von durcheinander laufenden geſchäftigen Menſchen, ſo ſchmutzig auch die meiſten ausſehen, gewährt mir einen außerordentlichen, ſehr lange entbehrten Genuß. Die Köhler, die Meſſer- und Waffenſchmiede und die Spiegelmacher ſind ein rohes aber rüſtiges, lebhaftes, heftiges Volk, deren Thätigkeit mit dem Phlegma der Aachner ſchneidend kontraſtirt. Die Volksphyſiognomien haben hohe, gerade in die Höhe gehende, an den Seiten zuſammengedrückte Stirnen, breite Jochbeine, ſchwarze nicht gar große Augen, wohlgebildete, zuweilen ein wenig aufgeworfene Naſen und dicke Lippen, bei einem nicht gar reinen Teint. Sie nähern ſich alſo den franzöſiſchen und unterſcheiden ſich auffallend von den jülichiſchen, die gewöhnlich bei einer ſehr weißen Hautfarbe und blondem Haar, durch die länglichfleiſchige Form des Geſichts und die weicheren Züge eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Niederländern verrathen. Die Lütticher können ihr franzöſiſches Blut nicht verläugnen; ſie ſind eben ſo leichtſinnig-fröhlich, eben ſo gutmüthig, eben ſo mit einer, ich möchte ſagen angebornen Höflichkeit begabt und ſprechen auch einerlei Sprache, wiewohl ſo durchaus mit Provinzialismen verdorben, daß ein Mitglied der pariſer Akademie ſie ſchwerlich für Brüder erkennen würde. Außerdem ſpricht das gemeine Volk eine Art Kauderwelſch, welches man unter dem Namen der walloniſchen Mundart kennt. Dieſes iſt den Fremden völlig unverſtändlich, indem die urſprünglich altfranzöſiſchen Wörter ganz verunſtaltet, bald abgekürzt, bald mit andern Endungen und in einer ganz beſondern Conſtruktion erſcheinen. So zum Beiſpiel heißt: lei po wei, laßt mich ſehen, ſtatt des franzöſiſchen: laissès

moi voir; und wieder: serre l'hou, mach die Thüre zu, ſtatt: ferme la porte. In dem letztern Ausdruck iſt hou das altfranzöſiſche huis, wovon noch à huis clos und huissier übrig ſind. Franzöſiſche Eleganz habe ich in den Kleidertrachten, zumal der geringeren Klaſſe, freilich nicht bemerkt; doch dieſe würde man auch in Frankreich ſelbſt bei dieſer Klaſſe vergebens ſuchen. Die Lütticher Weiber tragen kurze geſtreifte Röcke, Leibchen oder auch eine Art weiter Jacken von Kattun mit Ermeln, die mit demſelben Zeuge friſirt ſind und Kattunmäntel, die aber nur bis an die Taille reichen. Wenn ſie ausgehen binden ſie ein roth- und gelbgeflecktes Baumwollentuch über die Haube um den Kopf; doch gehört dieſer Putz vermuthlich nur zu den Verwahrungen, die der noch immer fortdauernde ſcharfe Nordwind nothwendig macht.

Unſere Fahrt von Aachen hieher, auf der Diligence, zeichnete ſich wenig aus. Wir hatten die erſten Plätze, allein beim Einſteigen fanden wir drei Frauenzimmer darauf; folglich ſchwiegen wir von unſeren Anſprüchen und ſetzten uns wo wir zukommen konnten. Einmal ſaßen elf Perſonen in dieſem ungeheuren Wagen, weil unterweges einige Paſſagiere abſtiegen und mehrere hinzukamen. Die Geſpräche über politiſche Gegenſtände nahmen kein Ende. Es freute mich indeß die erſtaunliche Menge neuer Ideen in Umlauf anzutreffen, da ſie vor zehn Jahren zuverläßig allgemeines Aufſehen, oder gar die Indignation der Majorität auf den Poſtwägen in Deutſchland und Brabant erregt hätten.

Nachdem wir durch einen ſchweren Sandweg in einer tiefen Schlucht die Höhe des Berges, der das Gebiet der Stadt Aachen von der Provinz Limburg ſcheidet, erreicht hatten, lag dieſes herrliche Land wie ein Garten vor uns; und je weiter wir hineinkamen, deſto reizender ward die Ausſicht auf die kleinen umzäunten Wieſen und Viehweiden, welche die ſanften, wellenförmigen Hügel bedecken. Ueberall iſt dieſe Gegend mit einzelnen oder höchſtens zu drei und vier beiſammengeſtellten Hütten gleichſam beſäet, die zum Theil maſſiv oder von Backſteinen, zum Theil von Fachwerk gebauet, ein wohlhabendes Völkchen andeuten, das hier von der Viehzucht und vom Wollſpinnen lebt. Auf viele Meilen weit ſieht man die wogichten Hügel überall mit lebendigen Heerden und hier und dort auch mit hochſtämmigen Bäumen geziert; auf Meilen weit liegen, ein paar gute

Büchſenſchüſſe von einander, die einzelnen Bauerhütten. Es iſt unmöglich ſich hier etwas anderes, als Einfalt und Gleichheit der Einwohner, zu denken; man irrt in Gedanken von Haus zu Haus und erblickt überall fleißige Spinner, frohe Hirten und reinliche Käſemacher. Die Ufer der Maas begrenzen endlich dieſe Ausſicht, indem ſie unweit Maſtricht in der Ferne den jähen weißen Abſturz dem Auge darbieten, der mit ſeinen häufigen Petrefakten den Naturforſchern unter dem Namen des Petersberges bekannt iſt. Clermont, ein artiges Dörfchen, liegt am Wege und in dieſer Gegend ſchien uns die limburgiſche Landſchaft vorzüglich reich und ſchön. Auf den erſten Blick hat es etwas einladendes, wenn man ſo die zerſtreuten Wohnungen ſieht, wo jeder um ſeine Hütte her ſein Fleckchen Landes beſitzt, ſein Vieh darauf weiden läßt oder auch, wie es weiter hin nach Lüttich zu der Fall iſt, ſeinen Weizen ſäet. Man denkt ſich dabei eine natürliche Beſtimmung des Menſchen, die Erde zu bauen und zu beſitzen. Allein dieſe Vereinzelung kann ihn nicht bilden und der zehnte Theil aller in ihn gelegten Kräfte wäre für den Hirten hinreichend geweſen. Sollte der Menſch inne werden was es ſei, das ſich in ihm regt, ſo mußte ſich in verſchiedenen Einzelnen bald dieſe, bald jene Fähigkeit entwickeln, auf Koſten jener allzueinfachen Beſtimmung, welche die Wohlthaten des geſelligen Lebens nicht kennt, weil ſeine Bedürfniſſe ihm fremd ſind. Ich habe die guten Limburger nicht in der Nähe beobachten können; allein ihre Vereinzelung gibt mir Urſache zu vermuthen, daß ihr Ideenkreis äußerſt eingeſchränkt ſein müſſe.

In den Städten mag es indeß ſchon anders beſchaffen ſein. Hier ſahen wir zum erſtenmal die brabantiſche Kokarde, dieſes furchtbare, nun aber ſo oft ohne ächten Freiheitsſinn nachgeahmte Freiheitszeichen; auch begegneten uns einige brabantiſche Truppen, deren Anblick indeß keine Ehrfurcht einflößte. Sie ſchienen völlig undiſciplinirt, wußten ihr Gewehr nicht zu regieren und ſollen auch von der im Dienſte unentbehrlichen Subordination gar keine Begriffe haben. Ihre Kleidung iſt ein bloßer Ueberrock, der ſchlechterdings kein militairiſches Anſehen hat. Außer dieſem einzigen Stücke, welches ihnen eine gewiſſe Uniformität gibt, ſieht ihr übriger Anzug buntſcheckig und oft zerriſſen aus. Die meiſten, die uns zu Geſichte kamen, waren junge Leute und einige konnte man beinahe noch Kinder nennen. Ihre

Erſcheinung in der Provinz mag indeß die Staaten von Limburg über ihre eigene Sicherheit ein wenig beruhigt haben; denn, weil ſie ſich gewiſſe Rechte anmaßten, die das Volk ihnen nicht zugeſtehen will, zogen ſie bisher von einem Orte zum andern, von Herve nach Battice und von da noch näher an Aachen, in das Dorf Henri-chapelle, wo ſie in einer elenden Schenke ihre Verſammlungen halten.

Der Abſtich von jenen erbärmlichen Rotten des brabantiſchen Pfaffendeſpotismus zu dieſen rüſtigen Lüttichern gehörte mit zu den Dingen, die uns gleich beim Eintritt in die Stadt in Erſtaunen ſetzten. Sowohl die eigentlichen beſoldeten Stadttruppen, als die Freiwilligen, ſind gut und zum Theil recht ſchön gekleidet. Es iſt ein allgemeines Regen und Gähren unter ihnen und im Volke, wegen des bevorſtehenden Abmarſches der Preußen. Vielleicht hat auch die Gegenwart und das Beiſpiel dieſer muſterhaften Truppen dazu beigetragen, ihnen die Begriffe von Disciplin, Subordination und Taktik näher zu bringen, als ſonſt geſchehen wäre; vielleicht haben ſie ihnen das Exerciren abgeſehen und ſich geſchämt im Beiſein ihrer Meiſter ſchlecht zu beſtehen; vielleicht kann man endlich auch vermuthen, daß Menſchen, deren Gewerbe in der Fabrikation von Gewehren und in den anſtrengenden Köhlerarbeiten beſteht, eines Theils mit den Waffen ſelbſt vertrauter, andern Theils aber beherzter und gleichgültiger gegen die Gefahr ſein müſſen, als die brabantiſchen Bauern und die limburgiſchen Hirten. Wirklich ſcheint es, wenn Muth den Mangel an Disciplin erſetzen kann, daß ſie nur eines geſchickten Anführers bedürfen, um für die Verfaſſung, die ſie ſich ſelbſt gegeben haben, mit Nachdruck zu ſtreiten.

Wir wanderten durch die Straßen und ſuchten uns ſo viel als möglich mit dem Volk in Unterredung einzulaſſen, um uns durch eigene Erfahrung von der herrſchenden Stimmung zu überzeugen. Es bedurfte keiner Künſte, um die Leute zur Sprache zu bringen. Sie waren durchgehends von ihren politiſchen Verhältniſſen bis zum Ueberſtrömen voll, hingen daran mit unglaublichem Eifer und ſchienen ſich im gegenwärtigen Zeitpunkte, wie alle freie Völker, mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr, als mit ihren Privatbedürfniſſen zu beſchäftigen. Die Namen des Königs von Preußen, des Grafen von Herzberg, des Generals von Schlieffen und des Herrn von Dohm wurden nicht anders als mit einem Ausdruck der Verehrung und Liebe,

mit einer Art von Enthuſiasmus genannt. Man hatte uns ſchon in Aachen erzählt und hier beſtätigte es ſich, daß der letztere den Umarmungen der Köhlerweiber, welche hier die pariſer Poiſſarden vorſtellen können, mit Noth entgangen ſei. Zum Lobe der preußiſchen Truppen und ihrer vortrefflichen Mannszucht vereinigten ſich alle Stimmen. Ils sont doux, comme des agneaux, ſagten ſie und hinterdrein erſcholl die wahre franzöſiſche Ruhmredigkeit mit der Betheurung, daß, wenn ſie es nicht wären, on leur seroit voir du païs; denn die Zuverſicht, womit ſie auf ihre eigenen Kräfte trotzen, geht ins Hyperboliſche und reißt ſie zu Aeußerungen hin, die in ihrem Munde nichts bedeuten, aber doch wie Beleidigungen klingen. Bei dem natürlichen Hange der Menſchen, das Langgewohnte für etwas Nothwendiges und Gutes zu halten, folglich ihre Vorgeſetzten, blos weil es die ihrigen ſind und man es ihnen ſo gelehrt hat, zu ehren und zu lieben, muß in der That eine ſchrecklich empörende Mißhandlung des Volks hier vorhergegangen ſein, um dieſes Band zu zerreißen und den hohen Grad von Erbitterung, der ſich durchgängig äußert, gegen den Biſchof zu erwecken. Die Wuth — man kann es kaum anders nennen, was ſie bei dem Nennen ſeines Namens augenblicklich entflammt — die Wuth ging ſo weit, daß ſie ſich gegen ihn der härteſten Ausdrücke bedienten und ohne alle Zurückhaltung von ihm als von einem verworfenen, des Fürſtenſtuhls unwürdigen Menſchen ſprachen. Eben ſo kühn und trotzig wütheten ſie gegen das wetzlariſche Kammergericht und die deutſchen Fürſten, die ihre vermeinte Nothwehr gegen die Tyrannei wie einen Aufruhr behandeln; dieſe wurden nicht ohne Verwünſchungen genannt und wir ſahen die eifrigen Patrioten auffahren bei dem Gedanken, daß ihnen eine unwillkommene Coadjutorſchaft bevorgeſtanden habe. Mit dem Fürſtenhaſſe verbindet ſich zugleich ein allgemeines Mißfallen an dem ganzen Prieſterſtande, das beinahe in Verachtung und Indignation gegen dieſe Klaſſe und, weil der rohe Haufe weder unterſcheidet noch prüft, bei vielen auch gegen die Religion übergeht. Wie das Volk ſeine Religionsbegriffe blos auf Treu' und Glauben, nicht nach vernünftiger und freiwilliger Prüfung angenommen hat, ſo muß ſeine Anhänglichkeit an dieſelben endlich geſchwächt werden, wenn das Vertrauen auf ſeine Lehrer verſchwindet. Der état primaire, worunter das Domkapitel verſtanden wird, hat ſich durch den Vorſchlag einer Kopfſteuer,

welche auf die ärmeren Volksklaſſen zurückfallen würde, ſtatt des von ihm erwarteten Darlehns, bei den Einwohnern nicht zum beſten empfohlen.

In den Wirthshäuſern und Kaffeehäuſern ſahen wir fleißige Zeitungsleſer und ſelbſt der gemeine Mann politiſirte bei ſeiner Flaſche Bier von den Rechten der Menſchheit und allen den neuen Gegenſtänden des Nachdenkens, die ſeit einem Zeitabſchnitte von ein paar Jahren endlich auch auf dem feſten Lande in Umlauf gekommen ſind. In den müßigen Zwiſchenräumen, welche die Sorge für die Befriedigung des phyſiſchen Bedürfniſſes übrig läßt, fordert der Geiſt Beſchäftigung. Entweder muß er ſeine Phantaſie mit hyperphyſiſchen Träumen wiegen, die er nicht zergliedern und nach dem Geſetze des Widerſpruchs beurtheilen kann; oder ein Wort — zum Beiſpiel: Freiheit — das ohne Metaphyſik unverſtändlich iſt, muß ſich ſeiner bemächtigen und ihn im Kreiſe umherwirbeln, das Spiel einer fortwährenden petitionis principii. Indeß ſo unfähig die Lütticher auch ſind einen Streit über die Grundſätze des geſelligen Lebens, den die Philoſophen ſelbſt noch nicht ins Reine brachten, abzuurtheilen; ſo genau ſind ſie doch von den Thatſachen unterrichtet, welche ihre gegenwärtigen Angelegenheiten betreffen und hier, wie überall, entſcheidet das Gefühl augenblicklich, ehe noch die Vernunft, die das Vergangene und das Zukünftige bis an die äußerſten Grenzen der Zeit, mit in ihre Entſcheidungsgründe einſchließt, ſich aus dem Chaos entgegengeſetzter Verhältniſſe herauswirren kann.

Die wichtigen Fragen, worüber wir hier deraiſonniren hörten, kann zwar ein Köhler oder ein Schwertfeger nicht entſcheiden; allein unter allen Menſchen, denen dieſe Fragen zu Ohren gekommen ſind — wie viele gibt es, deren Vernunft für kompetent zur Entſcheidung gelten kann? Und werden dieſe kompetenten Richter unter ſich einig ſein? Wahrhaftig! wenn niemand ſich unterſtehen dürfte, über Dinge zu ſprechen, oder vielmehr ſeine Verſtandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe ſich entwickeln kann; ſo gehörte die große Maſſe der fürſtlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juriſtiſchen Tröpfe, der Theologen, die ihre Dogmatik nur auswendig wiſſen, zu den erſten, denen man Stillſchweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weiſe ſprechen und — was mehr iſt — regieren dürften. Neben ſo vielen

Rechten, welche die Menſchen veräußern und übertragen konnten, um den Vortheil der Vereinigung zu einem Staate zu genießen, gibt es auch andere, welche ihrer Natur nach unveräußerlich ſind; und unter dieſen ſtehet das Recht, ihre Geiſtesfähigkeiten durch Entwicklung, Uebung und Ausbildung zu vervollkommnen, oben an. Wenn ein Vertrag die Sclaverei gut heißen und den unumſchränkten Willen eines Tyrannen für rechtmäßig erklären könnte, ſo darf doch ſelbſt das Leibeigenthum, welches jemand beſitzt, ihm nicht zum Vorwande dienen, ſeine Sclaven an der Erreichung ihrer Beſtimmung als Menſchen zu verhindern. Oder geht die Anmaßung der Tyrannei ſo weit, daß ſie ihren Opfern auch dieſe Beſtimmung abſpricht? darf ſie im Ernſte der Natur ſo ſchrecklich ſpotten und ohne Hehl den Sclaven zum Thier herabwürdigen wollen? Darf ſie ſich das Recht zuſprechen, einem Menſchen Vernunft und Menſchheit auszuziehen? Dann rege ſich Alles, was noch Menſchheit im Buſen fühlt, gegen das Ungeheuer, das ſeine Größe nur auf Zerſtörung bauet!

Wenn wir nicht auf Inkonſequenzen verfallen wollen, die alle Beſtimmung unmöglich machen und den Grund aller Verträge und aller Rechte untergraben; ſo muß ſelbſt die deſpotiſche Regierungsform eben den Zweck haben, den die Natur mit einem jeden einzelnen Daſein eines vernünftigen Weſens erreicht wiſſen wollte, den Zweck, den unſere Vernunft uns unaufhörlich vor Augen hält: den höchſtmöglichen Grad ſittlicher Vollkommenheit, durch die Entwickelung aller in uns gelegten Anlagen, zu erreichen. Dem Bande der Geſellſchaft, durch welches dieſe Entwickelung auf eine vollkommnere Art als im geſetzloſen Zuſtande erreicht werden kann, opfern wir gewiſſe Mittel zur Ausbildung freiwillig auf; wir leiden gewiſſe Einſchränkungen unſerer äußerlichen Freiheit, unſerer Handlungen; wir thun Verzicht auf die vollkommene Gleichheit unſerer Rechte, um im Staate vereinigt, mit deſto größerer Sicherheit auf dem Wege der moraliſchen Vervollkommnung ungehindert fortzuſchreiten. Die Erbärmlichkeit, womit unzählige Menſchen durch falſche Vorſtellungen geleitet an der bloßen Exiſtenz als an dem höchſten Gute hangen, mag vielleicht dazu mitgewirkt haben, bei den unumſchränkten Herrſchern den hohen Grad von Verachtung gegen ihre Unterthanen zu erregen, vermöge deſſen ſie ihnen unendlich viel Gnade zu erzeigen glauben, wenn ſie ihnen nur das

Leben und die Mittel zu ſeiner kümmerlichen Erhaltung ſchenken. Allein wie geſagt, hier iſt nicht die Rede von den Irrwegen, auf welche der menſchliche Geiſt gerathen kann, wenn er ſich ſelbſt als alleinigen Zweck und alles Andere, die Menſchen ſogar nicht ausgeſchloſſen, als um ſeinetwillen geſchaffen wähnt; ſondern wir ſuchen hier den einzig möglichen Grund, auf welchem die ſchon beſtehenden Verträge zwiſchen den Gliedern der Geſellſchaft beruhen und auf welchen die Herrſcher im Staate vor dem Richterſtuhle der Vernunft ihr Recht beziehen können. Ein Vertrag iſt nichtig, der die Sittlichkeit verletzt, und eine Staatsverfaſſung hat keinen Augenblick eine rechtmäßige Exiſtenz, wenn ſie ſogar ihren Gliedern die Möglichkeit einer ſittlichen Vervollkommnung raubt. Dieſe Vervollkommnung aber ſetzt den uneingeſchränkten Gebrauch der Vernunft und des geſammten Erkenntnißvermögens voraus; ſie heiſcht ſogar Freiheit des Willens, worauf nur da Verzicht gethan werden darf, wo gewiſſe Handlungen der fremden Willkür zum gemeinſchaftlichen Beſten Aller, das heißt, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit, unterworfen werden müſſen. Jede Einſchränkung des Willens, die nicht zur Erhaltung des Staats unentbehrlich iſt, wird der Sittlichkeit ſeiner Glieder gefährlich, und die Gefahr einer ſolchen Verwahrloſung der eigentlichen Herrſcherpflicht iſt groß genug, um weiſen Deſpoten ihren Weg vorzuzeichnen und ſie aufzufordern, ihren Unterthanen die uneingeſchränkte Religions-, Gewiſſens-, Unterredungs- und Preßfreiheit zuzugeſtehen, ja ſogar über die Verhältniſſe des Staats, über ſeine Mängel und die Mittel ihnen abzuhelfen, keines Menſchen Nachdenken und Bemühung ſich und Andere zu unterrichten, ein Ziel zu ſtecken. Friedrich der Einzige war auch in dieſem Stücke konſequent und allen künftigen Alleinherrſchern ein Muſter.

Immerhin mögen die Vertheidiger des Deſpotismus über die gehoffte Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts lachen! Ich lache gerne mit ihnen wenn von der Realiſirung eines Ideals der ſittlichen Vollkommenheit die Rede iſt. Wie das Ideal des ſinnlichen Vollkommenen kann es nur in der Phantaſie des Philoſophen exiſtiren und hat nicht einmal den Grad von Realität, den der Künſtler im Bilde dem Idealiſchſchönen geben kann. Allein es heißt zu früh gelacht, wenn nicht der höchſte denkbare Punkt der Vollkommenheit als wirklich erreichbar angenommen, ſondern nur die Freiheit, in der Entwicklung jedes Einzelnen ſo

weit zu kommen, als Organiſation, inneres Kraftmaß und natürliche Beziehungen es jedesmal geſtatten, von dem Staate und ſeinen Herrſchern gefordert wird. Erfahrung und Geſchichte lehren unwiderſprechlich, daß die Menſchen zu allen Zeiten von den Vorſchriften, die ſich aus dem Weſen der menſchlichen Vernunft ableiten laſſen, abgewichen ſind, um einem willenloſen Begehrungsvermögen zu gehorchen; überall ſehen wir die Vernunft im Streite mit blos thieriſchen Kräften und in unzähligen Fällen bemerken wir den Sieg der geſetzloſen Sinnlichkeit. Aber im innerſten Grunde unſeres Weſens liegt der Maßſtab, womit wir Alles meſſen und würdigen können, das eigenthümliche moraliſche Gefühl, welches keinem einzigen Vernünftigen fehlt und in welchem die Unterſchiede des Guten und Böſen, wie die Unterſchiede des Schönen und Häßlichen im Sinnengefühl urſprünglich gegründet ſind. Auf ein ſolches, Allen gemeinſchaftliches Gefühl, welches den Operationen der Vernunft eine unabänderliche Norm ertheilt, nicht auf einzelne Erſcheinungen aus der wirklichen Welt laſſen ſich die unbedingten, allgemeinbindenden Beſtimmungen gründen, ohne welche die phyſiſche Gewalt nicht blos ein untergeordnetes Mittel wäre, rechtmäßige Anſprüche geltend zu machen, ſondern ſelbſt zum höchſten Geſetz und zur alleinigen Quelle des Rechts erhoben werden müßte. Wie furchtbar aber wäre dieſes Recht des Stärkeren allen Staatsverfaſſungen, die nicht auf eine gleichförmige Vertheilung der Kräfte gegründet ſind, ſondern in denen wenige, ſchwache Einzelne ihr Herrſcheramt von der unſicheren Trägheit oder Convenienz der Menge abhangen laſſen und dem Volke, beim erſten Erwachen des Bewußtſeins ſeiner Uebermacht, weichen müßten?

Es ſchmälert nichts an der Vollkommenheit und Allgemeinheit der Regel, daß ſie unaufhörlich übertreten wird. Willkürliche Gewalt miſcht ſich in die meiſten Handlungen der Völker und der ungleichartigen Beſtandtheile eines Staats gegen einander. Auch kann nichts anders erwartet werden, ſo lange es keine vollkommen vernünftige Menſchen gibt, die aller Vorſicht ohnehin entübrigt ſein könnten. Wir haben inzwiſchen doch den großen Fortſchritt gewonnen, von der rohen Thierheit zur Anerkennung der Majeſtätsrechte der Vernunft. Alles erweiſet der Vernunft die höchſte Ehre; keiner will ſich der Gewalt bedient haben, blos weil er ſich ſtärker fühlte, ſondern weil er beſſer, richtiger, weiſer dachte und es dem anerkannten Rechte ſchul-

dig zu ſein glaubte, dem blinden Gegner mit derben Fauſtſchlägen die Augen und das Verſtändniß zu öffnen. Mit dieſem feinen Unterſchiede iſt es aber im Grunde noch nicht weit her; denn weil die allgemeingültige Vernunft nirgends geltend gemacht iſt, ſo trifft das Compliment jedesmal nur die eigene Vernunft des einzelnen Menſchen; ihr huldigt er, denn ſie iſt das Höchſte was er hat, ſo unvollkommen ſie auch ſein mag. Von den Prämiſſen, die ſie ihm darbietet, muß er ausgehen; denn ſie ſind ihm in Ermangelung des Beſſeren unfehlbar und was er daraus fortſchließt, das ſind ihm eben ſo unfehlbare Schlüſſe. Wie entſcheidet man nun aber zwiſchen zwei ſtreitenden Parteien, die ſich beide auf ihr in Vernunft gegründetes Recht berufen? Wo man nicht überreden kann, braucht man Gewalt; und ſiehe da! — der Stärkere behält Recht. Iſt die Vernunft alſo wohl mehr als ein bloßer Vorwand? ſie nämlich, die ſich im einzelnen Menſchen, nach dem Maße von Empfindungskräften, welche Natur und Zeit und Umſtände ihm verliehen, ſo leicht von ſeinen Leidenſchaften beſtechen oder wenigſtens beſiegen läßt? Vielleicht dürfte man aber auch eben deswegen mit gutem Fug behaupten, daß in der natürlichen Ungleichheit der Menſchen, in Abſicht auf Organiſation, phyſiſches Kraftmaß und Seelenvermögen und in ihrer, von keines Menſchen Willen gänzlich abhängigen Verſchiedenheit der Ausbildung, welche ganz verſchiedene Grade von Leidenſchaft und alle die unendlich nüancirten Charaktere des wirklichen Lebens hervorbringen, der große Kunſtgriff liegt, vermöge deſſen die Natur den Menſchen einzig und allein vor dem Herabſinken in einen todten Mechanismus von Formeln und Schlüſſen bewahren konnte. Ein jeder ſoll nur Kräfte zur Vollkommenheit ausbilden; darum wird er mit bloßen Anlagen ohne alle Entwicklung geboren. Leuchtete Allen ſchon dieſelbe moraliſche Sonne im Buſen; erfüllte und wärmte ſie Alles mit ihrer unüberwindlichen Wahrheit: dann glichen wahrſcheinlich auch unſere Handlungen dem Sternentanze, der nach „großen, ewigen, ehernen Geſetzen" abgemeſſen, nicht die kleinſte Spur von Freiheit und eigener Kraft des Willens zeigt, ſondern auf ewige Zeiten hin vorausberechnet werden kann. Ach! daß uns ja das edle Vorrecht bleibe, inkonſequent und inkalkulabel zu ſein!

Die politiſche Lage von Lüttich veranlaßte dieſe Streiferei in das philoſophiſche Gebiet und mag ſie nun auch entſchuldi-

gen. Du weißt, daß der General von Schlieffen mit ſechstauſend Mann Preußen ſeit ungefähr vier Monaten die Stadt Lüttich und ihre Citadelle beſetzt; jetzt muß ich Dir erzählen, warum das geſchehen ſei und Du wirſt Dich wundern, daß die Sache, von der man ſo viel Aufhebens macht, ſo einfach iſt. Der im Jahr 1316 zwiſchen allen Ständen und Klaſſen des lütticher Volks abgeſchloſſene Vertrag oder Friede (paix) von Ferhe enthält die Grundverfaſſung dieſes Hochſtifts. Wie zu jenen dunklen Zeiten ein Vertrag zu Stande gekommen ſein mag, deſſen Vortrefflichkeit man ſogar mit der brittiſchen Conſtitution zu vergleichen wagt, will ich unerörtert laſſen; genug, er ward mit Gewalt errungen und mit vergoſſenem Bürgerblute beſiegelt, und war nicht das Werk einer allgemeinen, freien, zwangloſen Ueberzeugung. Ein mächtiger Biſchof, der zugleich Kurfürſt von Köln und Biſchof von Hildesheim war, that im Jahr 1684 einen gewaltſamen Eingriff in dieſe Verfaſſung, indem er den dritten Stand gänzlich von ſich abhängig machte und in politiſcher Rückſicht gleichſam vernichtete, das Recht die Magiſtratsperſonen in den Städten zu ernennen, dem Volk entriß und an ſich zog, alſo zugleich den anderen höheren Ständen furchtbar ward. Indeß beſaß die Geiſtlichkeit zwei Drittheile des Bodens im ganzen Hochſtift und war von Abgaben frei; ein Umſtand, welcher mit der behaupteten Aehnlichkeit zwiſchen der hieſigen Verfaſſung und der engliſchen lächerlich kontraſtirt. Die Geiſtlichkeit ſah alſo bei ihrem ſichern Genuſſe gleichgültig zu, daß die Laſten des Volks ſich täglich vermehrten. Allein der Zeitpunkt rückte heran, wo zur Erleichterung deſſelben geſchritten werden mußte. Der jetzige Fürſtbiſchof ſah ſich genöthigt im vorigen Jahr (1789) eine Verſammlung der Stände zuſammenzuberufen und zugleich der Geiſtlichkeit für die Zukunft die Uebernahme ihres Theils an den Abgaben anzumuthen. Wiederholte Aeußerungen der immer mehr um ſich greifenden Eigenmacht des Biſchofs hatten während der Zeit den Bruch zwiſchen ihm und den Ständen ſo ſehr erweitert, daß das Beiſpiel von Frankreich und Brabant kaum nöthig war, um eine von jenen gewaltſamen Kriſen zu bewirken, welche allenthalben, wo es dem Despotismus noch nicht gelungen iſt, die unterjochten Völker um alle Beſonnenheit zu bringen und unter die Thierheit hinab zu ſtoßen, früher oder ſpäter die unausbleibliche Folge des zu weit getriebenen Druckes iſt.

Das Domkapitel ſah wohl ein, daß dies nicht der Zeitpunkt wäre, wo es ſich weigern dürfte zur Tilgung der auf ungeheure Summen angehäuften Staatsſchuld beizutragen und beſchloß auf den erſten Wink des Fürſten, ſeinen bisherigen Exemptionen zu entſagen. Das Volk von Lüttich aber drang bei dieſer Veranlaſſung der Quelle der Malverſationen näher; und um das Uebel mit der Wurzel auszurotten, forderte es die Abſchaffung des Edikts von 1684, zwang den bisherigen Stadtmagiſtrat, ſeine Aemter niederzulegen und ernannte, ſeit mehr als hundert Jahren zum erſtenmal, wieder neue Magiſtratsperſonen.

Eine Veränderung von dieſer Wichtigkeit, ſo heftig auch die Bewegung war, die ſie in den Gemüthern vorausſetzt, konnte dennoch ohne irgend eine, das Gefühl empörende That vollbracht werden, ſobald das Volk Einigkeit mit ſich ſelbſt hatte und niemand es wagte, ihm Widerſtand zu leiſten. Dies war hier wirklich der glückliche Fall. In der Nacht vom ſiebzehnten auf den achtzehnten Auguſt ſchrieb der Fürſtbiſchof ein Billet, worin er zu Allem, was man vornehmen möchte, vorläufig ſeine Einwilligung gab; und noch an dem Tage der neuen Wahl begab er ſich auf die Einladung einer Deputation aus dem Magiſtrat, von ſeinem Luſtſchloſſe Seraing nach dem Rathhauſe, wohin das Volk ſeinen Wagen zog.

Dieſe Freude und der Taumel, den ſie verurſachte, waren jedoch von kurzer Dauer; denn bereits am ſiebenundzwanzigſten Auguſt entwich der Biſchof heimlich aus ſeinem Luſtſchloſſe Seraing nach der bei Trier gelegenen Abtei St. Maximin. Hatte er alſo auch zehn Tage lang die Maßregeln ſeines Volkes gebilligt, die Wahl der neuen Bürgermeiſter als rechtmäßig anerkannt, dieſe an ſeine Tafel eingeladen, ſie in ſeinem Wagen fahren laſſen, mit ihnen Rath gepflogen und den Ständen ſchriftlich bezeugt, daß er um ſeiner Geſundheit willen verreiſen müſſe, aber im Angeſicht der ganzen Welt alle Klagen, die vielleicht in ſeinem Namen angebracht werden könnten, für null und nichtig erkläre: ſo bleibt es doch immer möglich und wahrſcheinlich, daß er zu allen dieſen Schritten durch Furcht vor unangenehmen Folgen gezwungen zu ſein glaubte. Das Reichskammergericht in Wetzlar mochte wohl den Vorgang in Lüttich aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen haben, indem es bereits am Tage der Entweichung des Biſchofs, aus eigener Bewegung und ohne daß ein Kläger aufgetreten wäre, gegen die Lütticher, als

Empörer, Exekution erkannte. Da auch der Biſchof nicht ſäumte, die kreisausſchreibenden Fürſten um die unbedingteſte Vollſtreckung dieſes Urtheils zu erſuchen, ſo leidet es weiter keinen Zweifel, daß er aufhörte, die Rechtmäßigkeit des Verfahrens ſeiner Untergebenen anzuerkennen, ſobald er ſich vor ihrer Ahndung ſicher glaubte.

Gewalt alſo, nicht der ſanft überredenden Vernunft, ſondern der phyſiſchen Ueberlegenheit, brachte in dieſem kleinen Staate, wie in jedem andern, alle Veränderungen hervor, ſo weit ſie ſich hinaufwärts in das dunkle Mittelalter verfolgen laſſen und wie ſie noch vor unſeren Augen entſtehen. Gewalt begründete den Frieden von 1316, den Deſpotismus von 1684 und die wiedererrungene Volksfreiheit von 1789; Gewalt ſoll den Richterſpruch von Wetzlar unterſtützen; und ſie iſt es eben, nicht die Vortrefflichkeit und innere Gerechtigkeit der Sache, die vielleicht den Lüttichern ihre Verfaſſung zuſichern wird. Das iſt der Lauf der Weltbegebenheiten, wobei ſich nichts ſo zuträgt, wie es ſich nach der a priori entworfenen Vernunftregel zutragen ſollte. Geſellſchaften und Staaten bildeten ſich ſchon zu der Zeit, da die Vernunft im Menſchen noch unentwickelt lag, da ſie ſeinen thieriſchen Kräften unterworfen war. Kampf ging den Verträgen zuvor. Siegte auch die billigſte Partei, ſo ward dennoch den Anmaßungen der Beſiegten Zwang angethan. Waren Herrſchbegierige die Sieger, ſo entſtanden tyranniſche Unterſchiede im Volk und die feudaliſche Abhängigkeit verwandelte ſich nur langſam in eine hartgemiſchte Verfaſſung von mehreren Ständen, die immer nicht in gleichem Maße die Laſt des gemeinſchaftlichen Bundes trugen. Selbſt in England, bei einer Verfaſſung, zu welcher die Völker Europens mit Neid und Begierde hinaufſehen, wird das Volk nicht vollkommen repräſentirt und ſeine beinahe uneingeſchränkte bürgerliche Freiheit iſt bei den Gebrechen der politiſchen immer noch in Gefahr. Allerdings hing es nicht von der Willkür des Volkes ab, ſich eine vollkommnere Verfaſſung zu geben; alles entſtand nach und nach unter mehr oder minder günſtigen Umſtänden; da es die Macht in Händen hatte, mangelte es ihm an Einſicht, und als es Einſicht erlangte, war die Gelegenheit ihm entſchlüpft.

Wohin führen uns dieſe Erfahrungsſätze? Etwa zur Feſtſetzung des Begriffes von Recht? Nein; dieſer iſt beſtimmt und unerſchütterlich auf die uns bewußten Formen der Sittlichkeit

gegründet, nach welchen wir Befugniß zu allen Handlungen haben, die zu unſerer ſittlichen Vollkommenheit unentbehrlich ſind, ohne der Vervollkommnung Anderer im Wege zu ſtehen. Aber das können und ſollen hier jene aus der Erfahrung entlehnten Thatſachen beweiſen, daß der Zwang, wodurch ein Recht behauptet werden muß, von willkürlicher Gewalt nicht unterſchieden werden kann, ſobald das Recht nicht außer allem Zweifel anerkannt iſt. Wenn aber die Parteien, die zuſammen einen Vertrag geſchloſſen haben, über ihre Rechte in Streit gerathen — wer ſoll dann oberſter Schiedsrichter ſein? weſſen Vernunft ſollen beide für weiſer und vollkommner als die ihrige erkennen? weſſen Ausſprüche ſollen ſie als wahr und der Natur der Dinge gemäß befolgen? Wie, wenn die Eine Partei durch die Gründe des Schiedsrichters nicht zu überzeugen iſt, wenn ſie ihn für ungerecht, beſtochen, oder nicht für aufrichtig und mit ſich ſelbſt einig hält? Wird ſie, wenn er der andern Partei das Zwangsrecht zugeſteht, jedes Beſtreben, ſie zu zwingen, nicht für unerlaubte Gewaltthätigkeit halten? Wo bleibt alsdann die Entſcheidung? Iſt es alsdann genug, daß die eine Partei zahlreicher und ſtärker iſt, um alle Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben, daß das Recht auf ihrer Seite ſei? Iſt es zum Beiſpiel hinreichend, daß in dem Falle von Lüttich, die ganze Nation gegen Einen Menſchen ſtreitet, um zu beweiſen, daß er wirklich Unrecht habe? Oder tritt der Fall nicht mehrmals ein, wo der Philoſoph und der Geſchichtsſchreiber mit dem Dichter ausrufen müſſen:

Victrix caussa Diis placuit, sed victa Catoni!

Die vom Schickſal begünſtigte Partei hatte den Rechtſchaffenen zum Feinde? Gibt es überhaupt ein anderes untrügliches Kennzeichen eines gegründeten Rechts, als die freiwillige Anerkennung deſſelben, von demjenigen ſelbſt, gegen den man es behauptet? Dies iſt der große, himmelweite Unterſchied zwiſchen den unbedingten Sätzen einer theoretiſchen Wiſſenſchaft und ihrer Anwendung auf das praktiſche Leben; ſo ſchwer, ſo unmöglich iſt es, in beſtimmten Fällen apodiktiſch über Recht und Unrecht zu entſcheiden!

Welcher Menſch, dem ein Unrecht geſchehen iſt, oder — was hier gleich gilt — der feſt überzeugt iſt, daß man ihm Unrecht gethan habe, wird warten, bis er ſeinem Widerſacher die-

ſes Unrecht begreiflich machen kann, wird ſich auf Ueberredung einſchränken, wenn ſich ihm andere, kräftigere Mittel darbieten, ſein Recht zu behaupten? Iſt das Unrecht von der Beſchaffenheit, daß es ihm mit Verluſt des Lebens, oder mit Verſtümmelung, oder mit Beraubung der Zwecke des Lebens, mit der Unmöglichkeit ſeine wahre ſittliche Beſtimmung zu erreichen drohet, ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daß er es nicht darauf ankommen läßt, ob die Drohung in Erfüllung gehe, wenn er es anders noch verhindern kann. Es muß alſo von einem Augenblick zum andern im menſchlichen Leben geurtheilt und gerichtet ſein, ohne daß man abwarten kann, ob das Gericht und Urtheil von allen Menſchen gebilligt und als übereinſtimmend mit der allgemeingültigen Vernunſt anerkannt werde.

Auf dieſer Nothwendigkeit beruhen ja wirklich alle Geſetzgebungen und politiſche Verträge. Freiwillig oder aus Noth, zu Vermeidung eines größeren Uebels, erkannte man eine weiſere Einſicht, als die eigene, die jeder ſelbſt beſaß; man wollte nun nicht länger in der Ungewißheit leben, nicht länger Recht gegen Recht aufſtellen und ſich in endloſen Zwiſt verwickeln; Eines Mannes Vernunft ſollte nun einmal Allen für untrüglich gelten; oder man ſchuf ſich auf die möglichen Rechtsfälle, die zur Entſcheidung vorkommen möchten, eine wörtlich beſtimmte Vorſchrift und ſetzte die Verhältniſſe aller Glieder im Staate untereinander feſt. Man bevollmächtigte ſogar denjenigen, deſſen Einſicht man ſich anvertraute: jedem, der ſich etwa weigere dieſem Vertrage gemäß zu handeln und den Geſetzen Folge zu leiſten, mit Gewalt dazu zu nöthigen und durch Strafen jede Uebertretung zu ahnden. Wenn indeß ewiges Beharren in einem und demſelben Gleiſe die Abſicht dieſer Verabredungen war, ſo beweiſet nicht nur der Erfolg die Vergeblichkeit eines ſolchen Bemühens, ſondern es läßt ſich ſchon aus dem unſteten Grunde, worauf wir hier die Verfaſſungen und Geſetzgebungen ruhen ſehen, ihre Vergänglichkeit voraus verkündigen. Nicht einmal eine Verfaſſung, welche auf vollkommene Sittlichkeit wirklich abzweckte, würde ihrer Dauer ſicher ſein, ſobald ſie mächtige Nachbaren hätte, die nicht auf dieſen Zweck hinarbeiteten; wie viel weniger kann man ſolchen Verfaſſungen Dauer verſprechen, die auf die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen nicht ihr vorzügliches Augenmerk richten! Je weiter ſie ſich davon entfernen, deſto unſicherer iſt ihre Exiſtenz; denn die Zeitfolge entwickelt Be-

gebenheiten, verändert innere und äußere Verhältniſſe, bringt Kriſen hervor, welche dem unvollkommen organiſirten Staate allemal gefährlicher ſind und früher auf ihn eine nachtheilige Wirkung äußern, als auf einen ſolchen, deſſen Bürger, da ein gemeinſchaftlicher Zweck ſie feſt verbindet, mit einander im Gleichgewichte ſtehen.

Was aus Noth oder Ueberdruß am Streite und mit Aufopferung der eigenen Einſicht ſowohl, als der eigenen Rechte entſtand, das liegt als unverbrüchliches Geſetz, als heilig zu bewahrende Form unter dem Siegel des Vertrages und drückt auf diejenige Hälfte der Bürger im Staate, die von ihren Rechten das meiſte fahren ließ. Waren nun unter den Punkten, die ſie aus Kurzſichtigkeit verſprachen, auch unveräußerliche Rechte, ſolche nämlich, deren Aufopferung ſchlechterdings der Erreichung ihrer ſittlichen Beſtimmung widerſtreitet, ſo iſt die Verfaſſung ſchon ihrer Natur nach vor dem Richterſtuhle der Vernunft null und nichtig und kann ſich nur durch verübte Gewalt, ohne alles Recht, gegen die beſſere Einſicht behaupten, die der unterdrückte Bürger ſchon mit ſchmerzlicher Erfahrung erkaufen wird. Hier tritt alſo der Fall ein, wo das buchſtäbliche, verabredete, poſitive Recht dem wahren, in den urſprünglichen Denkformen des Verſtandes feſtgegründeten, natürlichen Rechte widerſpricht, wo alſo der Zwang, der zur Behauptung des erſteren verübt werden darf, die Geſtalt der Gewaltthätigkeit annimmt und, inſofern ein jeder auf ſeinem Rechte beſteht, nicht von demſelben unterſchieden werden kann. Viel muß man zwar gutwillig erdulden, um nicht durch voreilige Widerſetzlichkeit, indem man dem kleineren Uebel abhelfen will, das größere, den Umſturz des Staats und die gänzliche Auflöſung der Bande der Geſellſchaft, zu bewirken. Die Erfahrung lehrt auch, daß aus Unwiſſenheit, aus Liebe zum Frieden, aus Trägheit und Gewohnheit, aus Scheu vor den Folgen, aus religiöſem Vorurtheil unendlich viel geduldet wird. Die Erfahrung lehrt wohl noch mehr. Durch ſie werden wir inne, daß, ſo lange die Gebrechen des Staats noch nicht zu einer unheilbaren und dem blödeſten Auge ſichtlichen Krankheit herangewachſen ſind, es ungleich leichter iſt, den einmal vorhandenen Umſchwung der Staatsmaſchine zu erhalten, als ihn gänzlich zu hemmen und eine andere Bewegung an ſeiner Stelle hervorzubringen. Das Geheimniß aller anmaßenden Regenten, auf deſſen Untrüglichkeit ſie getroſt fortſündigen, liegt in dem

Erfahrungsſatze: daß der Menſch, der einmal ein unveräußerliches Recht aus den Händen gegeben hat, ſich unglaublich viel bieten läßt, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte. Er fühlt ſich ohnmächtig gegen die herrſchende Gewalt; wo er hinblickt, ſieht er ſeine Brüder erniedrigt wie ſich ſelbſt, durch Vorurtheil und Sclavenfurcht und Anhänglichkeit an das Leben vielleicht ſchon außer Stande, zu ihrer Befreiung zu wirken; endlich ſinkt er ſelbſt in ſeiner eigenen Achtung durch die Verläugnung ſeines Verſtandes, oder er zweifelt, daß eigene Empfindung und Einſicht ihn richtig leiten, wenn er einſam daſteht und niemand auf ſeinem Wege erblickt, der ihn verſtände.

Die ſtrengſten Herrſcher hüten ſich indeß, wenn ſie nur ihr Intereſſe kennen, daß ſie das göttliche Fünkchen Vernunft, welches den Menſchen vor allen lebloſen Werkzeugen und vor allen Laſtthieren den entſchiedenſten Vorzug gibt, nicht ganz und gar erſticken. Unter allen Nationen in Europa haben die Polen allein die Unwiſſenheit und Barbarei ſo weit getrieben, in ihren Leibeigenen beinahe die letzte Spur der Denkkraft zu vertilgen; dafür aber tragen ſie ſelbſt die härteſte Strafe, theils indem der viehiſche Unterthan ihnen kaum den zehnten Theil der Einkünfte liefert, den der freiere, glücklichere, vernünftige Bauer ihnen eintragen würde, theils weil ſie ſelbſt ohne alle Unterſtützung und Beihülfe von der unterjochten Volksklaſſe, durch ihre Ohnmacht der Spott und das Spiel aller ihrer Nachbarn geworden ſind. Die weitausſehende Verſchmitztheit der gewöhnlichen Deſpoten läuft alſo darauf hinaus, der Vernunft des Volks gerade nur ſo viel Spielraum zu laſſen, als zur Beförderung ihres ſelbſtſüchtigen Genuſſes nöthig ſcheint, übrigens aber ſie mit Nebel zu umhüllen, durch furchtbare Drohungen ihr Schranken zu ſetzen, durch Zeitvertreib ſie zu zerſtreuen und durch allerlei Geſpenſter ſie in Schrecken zu jagen.

Dieſe armſelige Politik treibt ihr inkonſequentes Spiel, ſo lange es gehen will; glücklich wenn ſie das Weſentliche von dem Unbedeutenden abzuſondern verſteht und das Volk nicht blos zu amüſiren, ſondern auch zu füttern weiß. Im entgegengeſetzten Falle wird doch zuletzt der Druck unerträglich: er bringt den Grad von ſchmerzhafter Empfindung hervor, welcher ſelbſt das Leben wagen lehrt, um nur des Schmerzes los zu werden; und wenn dann alle Gemüther reif und reizbar ſind, ſo bedarf es nur jenes Menſchen, der im Palais Royal zu Paris auf einen

Schemel ſtieg und dem Volke zurief; „Ihr Herren, ich weiß man hängt mich auf; aber ich wage meinen Hals und ſage Euch: greift zu den Waffen!“

Büffon erklärte ſich die abſtoßenden Kräfte in der Phyſik, indem er vorausſetzte, ſie würden nur alsdann wirkſam, wenn die Theilchen der Materie, die einander anziehen, ſo lange ſie in gewiſſer Entfernung von einander bleiben, plötzlich allzunahe, innerhalb des Kreiſes der Anziehung an einander geriethen; alsdann, meinte er, ſtießen ſie ſich mit eben der Gewalt zurück, womit ſie ſonſt zuſammenhielten. Dies kann wenigſtens als Bild auch für die Erſcheinungen gelten. Es gibt einen Kreis, innerhalb deſſen die Macht des Herrſchers nie muß fühlbar werden, bei Strafe ihren Namen zu verändern und negativ zu heißen, ſo poſitiv ſie vorher war. Der Funke, der auf einer gleichartigen Subſtanz erliſcht, kann einen Brand erregen, wenn er brennliche Stoffe ſchon entwickelt findet; und heterogene Materien können ſich unter Umſtänden ſogar von ſelbſt entzünden. Ich erinnere mich hierbei einer Stelle im Kardinal Retz, wo er ſagt: zur Entſtehung einer Revolution ſei es oft hinreichend, daß man ſie ſich als etwas Leichtes denke *). In der That, welche Auflöſung, welche Gährung ſetzt dieſe Stimmung der Gemüther nicht voraus? Ueber wie viele, ſonſt abſchreckende Ideenverbindungen muß ein Volk ſich nicht hinausgeſetzt haben, ehe es in ſeiner Verzweiflung dieſen Gedanken faßt? Alle jene Uebel, welche vor Alters zur Vereinigung in einem Staat, zur Unterwerfung unter die Geſetze, vielleicht unter den Willen Eines Herrſchers ſo unaufhaltſam antrieben, werden vergeſſen; das gegenwärtige Uebel verſchlingt dieſe Erinnerung; jede Partei reklamirt ihre Rechte mit Gewalt und der Kampf geht wieder von vorn an.

Die Gebrechen einer Staatsverfaſſung können indeß eben

---

*) Die ganze Stelle iſt ſo ſchön, daß ich ſie wieder nachgeſchlagen habe und hier einrücke: „Ce qui cause l'assoupissement dans les états qui souffrent, est la durée du mal, qui saisit l'imagination des hommes et qui leur fait croire qu'il ne finira jamais. Aussitôt qu'ils trouvent jour à en sortir, ce qui ne manque jamais lorsqu'il est venu à un certain point, ils sont si surpris, si aises et si emportés, qu'ils passent tout d'un coup à l'autre extrémité et que bien loin de considérer les revolutions comme impossibles, ils le croient faciles, et cette disposition toute seule est quelquefois capable de les faire.“

ſo wohl auch ohne eine heftige Erſchütterung gehoben werden, wenn man ſich in Zeiten guter Vorbauungsmittel bedient und unvermerkt dem ganzen Staate die rechte Richtung nach ſeinem wahren Ziele ſittlicher Vervollkommnung gibt. In Deſpotien haben wir das Beiſpiel, daß weiſe Regenten es ihre vorzügliche Sorge ſein ließen, die bürgerliche Geſetzgebung zu vervollkommnen und ſich dann ſelbſt den neuen Codex zum unverbrüchlichen Geſetze machten, damit auch einſt, wenn eingeſchränktere Einſichten den Staat regieren ſollten, eine Richtſchnur vorhanden ſein möchte, um ihnen ihren Weg vorzuzeichnen und das Gefühl von Recht und Unrecht bei dem Volke zu ſchärfen. Allmälig bilden ſich in ſolchen mit Weisheit beherrſchten Staaten neue, von der oberſten Gewalt immer unabhängigere Kräfte; die verſchiedenen Volksklaſſen dürfen die ihnen im Geſetze zugeſtandenen Vorrechte behaupten; der Wohlſtand, der eine Folge milder und zweckmäßiger Politik iſt, gibt ihnen Muth und Kräfte jedem eigenmächtigen Eingriffe Widerſtand zu leiſten; Stände und Municipalitäten erhalten einen Wirkungskreis und es geht zwar langſam, aber deſto ſicherer, eine allgemeine und allen Gliedern des Staats gleich vortheilhafte Veränderung der Verfaſſung vor ſich. Offenbar zwecken viele Einrichtungen ſowohl des verſtorbenen Königs als ſeines Nachfolgers in den preußiſchen Staaten dahin ab; und dies iſt der Grund, weshalb in jenen Staaten auch nicht die entfernteſte Beſorgniß einer Gährung im Volke vorhanden iſt.

Ich habe mir es nicht verſagen können, Dir wenigſtens etwas von den Ideen mitzutheilen, die mir zuſtrömen, ſeitdem ich über die jetzige Lage von Lüttich nachdenke. Von allen jenen Vorderſätzen wage ich indeß nicht, die Anwendung auf dieſen individuellen Fall zu machen und die eine oder die andere Partei zu verdammen. Um das zu können, müßte man in die Geheimniſſe der Kabinette eingeweiht und bis zur Epopſie darin gekommen ſein, ein Punkt, wo nach dem Ausſpruche der Geweihten die Entſcheidungsgründe, womit wir Laien uns ſo gern befaſſen, in tiefes Stillſchweigen begraben, die Urtheile hingegen, mit der unfehlbaren Autorität von Orakelſprüchen, der profanen Welt verkündigt werden. Demüthiger als ich bin, will ich mich gleichwohl nicht ſtellen; Du weißt, ich halte nichts von Tugenden, die ſich mit Gepränge anmelden; und, Scherz beiſeite, wenn ich alles erwäge, was ich ſo eben hingeſchrieben habe, kommt es mir mehr als problematiſch vor, daß dieſe Sache ſo von der

Hand ſich aburtheilen laſſe, wofern man nicht gewohnt iſt, mit Machtſprüchen um ſich zu werfen, oder auf morſche Grundlagen zu bauen. Der wüthigſte Demokrat und der eigenmächtigſte Deſpot führen heutiges Tages nur Eine Sprache; Beide ſprechen von der Erhaltung und Rettung des Staats, von Recht und Geſetz; Beide berufen ſich auf heilige, unverletzbare Verträge, Beide glauben eher alles wagen, Gut und Blut daran ſetzen zu müſſen, ehe ſie zugeben, daß ihnen das Geringſte von ihren Rechten geſchmälert werde. Mich dünkt, etwas Wahres und etwas Falſches liegt auf beiden Seiten zum Grunde; Beide haben Recht und Unrecht zugleich. Ein Staat kann nicht beſtehen, wenn jeder ſich Recht ſchaffen will. Ganz richtig; aber nicht minder richtig iſt auch der Gegenſatz der demokratiſchen Partei: ein Staat kann nicht beſtehen, wenn kein Geringer Recht bekommt. Gegen den Landesherrn ſich auflehnen, iſt Empörung; die Herrſchermacht mißbrauchen, iſt unter allen Verbrechen das ſchwärzeſte, da es in ſeinen Folgen dem Staate tödtlich und gleichwohl ſelten ausdrücklich verpönt iſt, ſondern weil man auf die ſittliche Vortrefflichkeit des Regenten volles Vertrauen ſetzte, ſeinem zarten Gefühl von Pflicht anheimgeſtellt blieb. Jeder unruhige Kopf kann die verletzten Rechte des Bürgers zum Vorwande nehmen, um einen Aufſtand zu erregen und ſeine ehrgeizigen Abſichten durchzuſetzen; jeder Deſpot kann aber auch, unter der Larve der Wachſamkeit für die Erhaltung des Staats, die gegründeten Beſchwerden des Volks von ſich abweiſen und deſſen gerechteſtes Beſtreben ſeine Vorrechte zu erhalten oder wieder zu erlangen, als einen Hochverrath oder einen Aufruhr ahnden. In erblichen Monarchien kann der Fürſt, wenn ſeine Unterthanen ihm den Gehorſam aufkündigen, vor Gott und Menſchen gerechtfertigt, ſein Erbrecht behaupten und die Rebellen als Bundbrüchige zur Rückkehr unter ſeine Botmäßigkeit zwingen; allein die Inſurgenten werden ihn erinnern, daß der Erbvertrag die Bedingung vorausſetzt: der Herrſcher ſolle der weiſeſte und beſte Mann im Staate ſein; wenn es ſich nun aber fände, daß der Wechſel der Zeiten und Generationen die Beherrſchten weiſer und beſſer gemacht, den Regenten hingegen hätte an Herz und Verſtand verarmen laſſen; wenn ſie ſich nicht ſo ſchwach an Geiſte fühlten als ihre blödſinnigen Voreltern, ſo frage es ſich: müſſe ſie da der Vertrag noch binden, oder müſſe nicht vielmehr der Fürſt mit ihnen ſeine Rolle vertauſchen? — Du ſiehſt, die Politik

hat ihre Antinomien wie eine jede menſchliche Wiſſenſchaft, und es gibt in der Welt nichts Abſolutes, nichts Poſitives, nichts Unbedingtes, als das für ſich Beſtehende, welches wir aber nicht kennen. Nur Bedingniſſe des Weſentlichen können wir wahrnehmen; und auch dieſe modificiren ſich nach Ort und Zeit. Die Philoſophie darf daher jene Einfalt belächeln, womit mancher die einſeitigſten Beziehungen für unabänderliche Normen hält, da ihn doch ein Blick auf das, was von jeher geſchah und täglich noch geſchieht, ſo leicht von dem blos relativen Werthe der Dinge überzeugen kann.

Kein Menſch verſtände den andern, wenn nicht in der Natur aller Menſchen etwas Gemeinſchaftliches zum Grunde läge, wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewiſſe Aehnlichkeit bei allen einzelnen Menſchen beibehielten, und wenn nicht wenigſtens unabhängig von allem objektivem Daſein, die Bezeichnung der Eindrücke, nach welcher wir gut und böſe, recht und unrecht, widrig und angenehm, ſchön und häßlich unterſcheiden, in uns ſelbſt als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, ſchon bereit läge. Welche beſtimmte Eindrücke nun aber dieſe oder die entgegengeſetzte Empfindung in uns hervorbringen ſollen, das hängt von Organiſation und zum Theil auch von Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verſchiedenheit der Gefühle und folglich der Geſinnungen bei manchen Einzelnen ſchlechterdings nicht zu heben oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen iſt. Aus einem gewiſſen Standorte betrachtet kann es allerdings nicht gleichgültig ſcheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterſchiede fortexiſtiren ſollen oder nicht; es kann ſogar einen Anſtrich von höherer Vollkommenheit für ſich haben, wenn alle Meinungen ſich nach einer gemeinſchaftlichen Vorſchrift bequemten und dann durch das ganze Menſchengeſchlecht nur Ein Wille herrſchen und nur Ein Pulsſchlag in der großen, ſittlichen Welt, wie in der kleinen phyſiſchen des einzelnen Menſchen, regelmäßig Alles in Umtrieb erhalten dürfte.

Den kürzeſten Weg zur Hervorbringung dieſer Gleichförmigkeit hatten unſtreitig diejenigen erfunden, die den großen Entwurf einer Univerſalmonarchie mit dem kräftigen Glauben an eine geiſtliche Unfehlbarkeit des höchſten Alleinherrſchers und an ſein überirdiſches Daſein, als eines ſichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz

bietenden Ganzen verſchmolzen zu haben wähnten. Ein Wille, eine Weisheit, eine moraliſche Größe über alles, deren Macht zu widerſtreben Thorheit, deren Recht zu läugnen Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln Gotteslästerung geweſen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich iſt, bis auf den Punkt ſich aller Gemüther zu bemeiſtern, zuerſt das Ziel erreichen, welches auch die ausſchweifendſte, von dem Schickſal auf einen kleinen Planeten gebannte Herrſchgier ſich ſtecken mußte; das Ziel eines, über alle die Tauſende von Millionen vernünftiger Weſen, über alles, was ſich regt, was hervorſproßt und was ruht auf dieſer runden Erde, unumſchränkt gebietenden Zepters.

Planlos war dieſe Macht herangewachſen; ohne tief in die Zukunft zu blicken, hatten die ſtolzen Halbgötter die Gegenwart genoſſen. Zu ſpät ging endlich das vollendete Syſtem hervor; denn die Kraft des Glaubens war von ihm gewichen, dieſer zarte, flüchtige Hauch, der ſich in dem ſchwachen und immer ſchwächeren Gefäße der menſchlichen Natur nicht länger aufbewahren ließ. Die neue Theokratie ſcheiterte endlich an der Verfaſſung von Europa. Ihre Vaſallen waren Könige; ein anderes Mittel zu herrſchen vergönnten ihr die Zeitläufe nicht; allein die mächtigen Satrapen ſpotteten zuletzt der geiſtlichen Zwangsmittel, wodurch ſie ehedem allmächtig war.

Seitdem die Unfehlbarkeit und mit ihr die Möglichkeit einer Univerſalmonarchie verſchwunden iſt, bliebe der Verſuch noch übrig, ob ein entgegengeſetztes Syſtem von republikaniſchen Grundſätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menſchengeſchlechts zu einem allumfaſſenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob ſich endlich alle Menſchen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundſätzen, die eine ſolche Verbindung vorausſetzt, ohne Widerrede zu huldigen? Die Folgen dieſer, wenn ſie möglich wäre, höchſt wichtigen Zuſammenſtimmung, hat wohl ſchwerlich Jemand in ihrem ganzen Umfange und Zuſammenhange überdacht. Bei der vollkommenen Gleichförmigkeit in der praktiſchen Anwendung jener Grundſätze, ſcheint mir diejenige Einſeitigkeit und Beſchränktheit der Begriffe unvermeidlich, welche wir ſchon jetzt an Menſchen wahrnehmen, die unter ſich über gewiſſe Regeln einverſtanden oder an eine beſondere Lebensweiſe gebunden ſind. Ein politiſcher Mechanismus, der durch alle Individuen des Menſchengeſchlechts ginge, würde den Bewegungen aller eine Beſtimmtheit und Regelmäßigkeit vorſchreiben, welche

ſich mit der Art und Weiſe, wie unſere Kräfte ſich entwickeln nicht wohl zuſammen denken läßt. Je auffallendere und mannigfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menſchen bemerken, um ſo viel reicher ſind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein großer Theil dieſes Reichthums aber ginge unwiederbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einſtimmiges in unſern Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unſeres Geiſtes fordern nicht zu ihrer Entwickelung außerordentliche Veranlaſſungen? Dort, wo alles einen gemeßneren Schritt als bisher halten müßte, dort würden dieſe Kräfte ſchlummern oder doch nie zu ihrer Reife gelangen; Geiſter, wie die eines Perikles, eines Alexander, eines Cäſar, eines Friederich, hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Uebung der Verſtandeskräfte; nur im Streit entgegengeſetzter Begierden und Vorſtellungsarten offenbart ſich die Vernunft in ihrer erhabenen Größe; durch ihn bewährt ſich die Vollkommenheit des ſittlichen Gefühls als die rührendſchöne Blüthe der Menſchheit. Nehmen wir die Kontraſte des menſchlichen Charakters hinweg, geben wir allen Einzelnen mehrere Vereinigungspunkte und einerlei Beſtimmung: wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, die Laktanz darin ſetzte, einen großen Mann gegen ein feindſeliges Geſchick ankämpfen zu ſehen? Wo wir aufhören zu unterſcheiden, da ſind die Grenzen unſerer Erkenntniß; wo nichts Hervorſtechendes iſt, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen ſammeln, um ihren Zuſammenſetzungen Größe, Erhabenheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Excentricität iſt daher eine Bedingung, ohne welche ſich der höchſte Punkt der Ausbildung gewiſſer Anlagen nicht erreichen läßt; ein allgemein vertheiltes Gleichgewicht der Kräfte hingegen bleibt überall in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Eine Verfaſſung des geſammten Menſchengeſchlechts alſo, die uns von dem Joche der Leidenſchaften und mit demſelben von der Willkür des Stärkeren auf immer befreite, indem ſie Allen daſſelbe Vernunftgeſetz zur höchſten Richtſchnur machte, würde wahrſcheinlich den Zweck der allgemeinen ſittlichen Vervollkommnung dennoch eben ſo weit verfehlen, wie eine Univerſalmonarchie. Was hülfe es uns, daß wir Freiheit hätten, unſere Geiſtesfähigkeiten zu entwickeln, wenn uns plötzlich der Antrieb zu dieſer Entwickelung fehlte?

Doch dieſer Antrieb wird uns nimmermehr entriſſen wer-

den, wenigſtens nicht in dieſer einzigen, uns denkbaren Welt, wenigſtens nicht, ſo lange ſich alle dreißig Jahre das Menſchengeſchlecht verjüngt und wieder emporwächſt von den blos vegetirenden Keimen zu der thieriſchen Sinnlichkeit und von dieſer zu der gemiſchten phyſiſch-ſittlichen Bildung. Buchſtaben, Formeln und Schlüſſe werden nie im jungen Sprößling den mächtigen, dunkeln Trieb überwiegen, durch eigenes Handeln die Eigenſchaften der Dinge zu erforſchen und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinanzuſteigen. In ſeinen Adern wird ſich, ihm unbewußt, ein Feuerſtrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerſtand fremder Selbſtheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken ſetzen und durch dieſe das Bewußtſein wechſelſeitiger Befugniß wecken kann. Die erwachſene Vernunft mag ringen mit dieſem Sporn zur Wirkſamkeit: Auflöſung folgt ihrem Siege und in jedem neuen Organ feſſeln ſie des friſchen Lebens ſtärkere Bande. Ewig ſchwankt daher das Menſchengeſchlecht zwiſchen Willkür und Regel; und wenn gleich in wenigen großen Seelen beide vereinigt liegen und aus ihnen beide vereinigt in angeborner, ſtiller Harmonie hervorgehen; ſo werden ſie dennoch, nur vereinzelt, die Götzen der halbempfänglichen Menge. Auch Schwung und Anziehung ſtellte die Natur einander ſo entgegen; ewig ringen auch dieſe Urkräfte des Weltalls. Darf dieſe hier und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen ſie in gleichen Schaalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; ſind die Phänomene der Auflöſung und der in neuen Bildungen ſich wieder verjüngenden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes: ſo darf ja dieſer nicht enden, wenn nicht das Weltall ſtocken und erſtarren ſoll.

Schön iſt das Schauſpiel ringender Kräfte; ſchön und erhaben ſelbſt in ihrer zerſtörendſten Wirkung. Im Ausbruch des Veſuv, im Gewitterſturm bewundern wir die göttliche Unabhängigkeit der Natur. Wir können nichts dazu, daß die Gewittermaterie ſich in der Atmosphäre häuft, bis die gefüllten Wolkenſchläuche der Erde Vernichtung drohen; daß in den Eingeweiden der Berge die elaſtiſchen Dämpfe ſich entwickeln, die der geſchmolzenen Lava den Ausweg bahnen. Das Zuſehen haben wir überall; glücklich, daß Zeit und Erfahrung uns doch endlich von dem Wahne heilten, der dieſe großen Erſcheinungen

nur für Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit hielt. Wir wiſſen, daß Kalabrien ruht, indeß der Mongibello wüthet; wir wünſchen unſeren Pflanzungen Gewitterregen, wenn gleich zuweilen durch den Blitz ein Dorf zum Raube der Flammen wird, ein Menſchenleben früher welkt, oder ein Hagel die Saaten niederſtreckt.

Mit den Stürmen in der moraliſchen Welt hat es genau dieſelbe Bewandtniß, nur daß Vernunft und Leidenſchaft noch elaſtiſcher ſind als Schießpulver oder elektriſche Materie. Die leidenſchaftlichen Ausbrüche des Krieges haben ihren Nutzen wie die phyſiſchen Ungewitter; ſie reinigen und kühlen die politiſche Luft und erquicken das Erdreich. Wenn die Selbſtentzündungen der Vernunft in einem ganzen Volke nichts als den erſtickenden Dampf zurücklaſſen, ſo wäre es zwar allerdings erfreulicher, den Witz nur zu rechter Zeit als ein unſchuldiges Freudenfeuer auflodern oder in ſchönen Schwärmern ſteigen zu ſehen; doch wer weiß, was auch in ſolchen Fällen noch Gutes in dem Caput mortuum übrig bleibt? Auch hier iſt es daher verzeihlich, Begebenheiten, an denen man nichts ändern kann, als Schauſpiele zu betrachten. Beleidigte etwa dieſe anſcheinende Gleichgültigkeit eine weichgeſchaffene Seele? Im Ernſt, ſie ſollte es nicht; denn ob Heraklit über alles weint, oder der abderitiſche Weiſe über alles lacht, iſt im Grunde gleichgültig, weil es nur auf eine gewiſſe maſchinenmäßig angewöhnte Ideenverbindung ankommt. Warum rührt uns die Schilderung eines Unglücks, das irgend ein Dichter ſeinen Helden erleben ließ, und warum weinen wir nicht, wenn wir leſen, ſo viele blieben dort in der Schlacht, ſo viele flogen mit ihrem Schiffe in die Luft, ſo viele hauchten ihr elendes Leben aus in Feldhoſpitälern, alles um den Geier Ehrgeiz zu mäſten. Allerdings wird es uns leichter, uns mit Einem als mit Vielen zu identificiren. Gewöhnten wir uns aber, die Idee des menſchlichen Elends immer gegenwärtig zu haben, ſo würden uns nicht nur dieſe Begebenheiten Thränen entlocken, ſondern wir würden beinahe allem, was wir ſehen und hören, eine traurige Seite abgewinnen und einen jammervollen Roman aus den alltäglichen Ereigniſſen des Lebens machen.

Es iſt nun Zeit, noch einen Blick auf Lüttich zu werfen. Am letzten Tage unſeres Aufenthalts genoſſen wir die Ausſicht von der Citadelle. Das weſtliche Ufer ſpringt hier in einem Winkel vor, und zwiſchen dieſer Höhe und dem Fluſſe liegt die

Stadt. Die Eſpen am Wege, wo wir hinauffuhren, blühten ſo dicht und grün, daß man ſie für belaubt halten konnte. Der Umfang der Citadelle iſt nicht beträchtlich; ihrer Lage hingegen fehlt es nicht an Feſtigkeit, der man mit trocknen Gräben noch zu Hülfe gekommen iſt. Die preußiſchen Truppen halten jetzt dieſe Feſtung, ſowie die äußeren Barrieren der Stadt, beſetzt; in der Stadt ſelbſt aber und an den Thoren ſtehen die lütticher Nationaltruppen. Von der Spitze eines Baſtions genoſſen wir den Anblick der kleinen Welt von Wohnungen unter unſern Füßen und der umliegenden Gegend. Die Maas ſchlängelte ſich durch das Thal wirklich romantiſchſchön, hier hellgrün, wo die Sonne ſich darin ſpiegelte, und dunkelblau in der Ferne gegen Norden, wo ſie ſich in vielen Krümmungen verliert und immer wieder zum Vorſchein kommt. An ihren Ufern ſahen wir, ſo weit das Auge reichte, die Hopfenſtangen in pyramidaliſche Haufen zuſammengeſtellt. Der Hopfenbau gibt den Lüttichern Anlaß, ihr gutes Bier ſehr ſtark mit dieſer Pflanze zu würzen; bekanntlich gehört auch dieſes Bier zu den berühmteſten hieſigen Ausfuhrartikeln. Die Weinberge um die Stadt ſind zwar auswärtig nicht bekannt, denn wer hätte je den Wein von Lüttich nennen gehört? allein man kauft den Burgunder und den Champagner hier ſehr wohlfeil, und der böſe Leumund ſagt: nicht die Schiffahrt auf der Maas ſei die Urſache dieſes billigen Preiſes, ſondern die Lütticher wüßten aus dem Safte ihrer Trauben jene franzöſiſchen Sorten zu brauen. Dies iſt indeß nicht die einzige Art, wie man ſich hier die Nähe von Frankreich zu Nutze macht. Der hieſige Buchhandel wird ebenfalls mit lauter Produkten des franzöſiſchen Geiſtes getrieben, den die Nachdruckerpreſſe viel ächter als die Kelter darzuſtellen vermag. Die beſten Pariſer Werke werden hier gleich nach ihrer Erſcheinung neu aufgelegt und in Holland, in den öſterreichiſchen Niederlanden und zum Theil auch in Deutſchland ſtatt der Originalausgaben verkauft. Dieſer Zweig der hieſigen Betriebſamkeit beſchäftigt eine große Anzahl von Handwerkern und einige Künſtler, die ihre reichliche Nahrung bei den Verlegern finden. Was er zur Aufklärung ſowohl des Lütticher Staats als ſeiner Nachbarn gewirkt hat, liegt am Tage, und war auch wohl vorauszuſehen. Doch mit den eigenen Produkten des Geiſtes, die hier fabricirt werden, dürfte es wohl etwas ſchlechter ſtehen, wenig-

ſtens wenn man den zum Sprichwort gewordenen hieſigen Almanach zum Maßſtab nehmen darf.

Wir mußten endlich wieder hinunterſteigen in die engen, ſchmutzigen Gaſſen. Unſer Weg führte uns bei einem Hauſe von gutem Ausſehen vorbei, welches das Eigenthum einer ſehr zahlreichen Leſegeſellſchaft iſt, und man wollte uns zu verſtehen geben, daß hier die bedenkliche Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Hochſtifts zuerſt ventilirt worden ſei. Wie es ſich aber auch damit verhalten mag, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Privatleidenſchaften einzelner Menſchen hier ſo gut, wie bei einer jeden Revolution, im Spiele geweſen ſind. Das Wenige, was wir aus der alten Geſchichte wiſſen, läßt uns die kleinen Triebfedern ſo mancher großen Veränderung in Athen und in Rom noch jetzt erkennen und lehrt uns, zwiſchen dieſen und der allgemeinen Neigung ſowohl, als dem allgemeinen Bedürfniſſe zu einer Revolution, ohne welche ſie nicht wirken können, genau zu unterſcheiden. Die äußerſt kritiſche Lage der Lütticher wäre in dieſem Augenblicke noch ungleich bedenklicher, wenn ein ſolches Bedürfniß und ein lebhaftes Gefühl von unerträglichen Laſten ſie nicht wirklich zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbände, wenn nur Parteigeiſt und Privathaß das Volk ohne hinreichende Urſache in der Bewegung zu erhalten ſuchten, die es ſich einmal gegeben hat. Das Schickſal von Lüttich hängt zu feſt an dem Schickſale Deutſchlands, um ſich davon abſondern zu laſſen, und das Intereſſe der Nachbarn wird es nicht leiden, daß die Lütticher ihre Sache allein ausfechten dürfen. Unſer bisheriger Standpunkt war überhaupt für die Politik des Tages viel zu hoch; wir überſahen dort zu viel, unſer Horizont hatte ſich zu ſehr erweitert und die kleineren, näheren Gegenſtände entzogen ſich unſern Blicken. Hier unten iſt von Allem, was uns dort ſo klar, ſo hellglänzend vor Augen ſchwebte, von den Rechten der Menſchheit, der Entwickelung der Geiſteskräfte, der ſittlichen Vollendung, vor lauter Gewühl der Menſchen und ihrer kleinen, eigennützigen Betriebſamkeit wenig oder gar nichts mehr zu ſehen. „Wie? erinnert nicht der Anblick fremder Kriegsvölker" — — woran? Doch nicht an den Schutz, den die Großmuth des Mächtigen dem Schwachen angedeihen läßt? an die ſeltene Freiheitsliebe eines unumſchränkten Herrſcher, der die gerechte Sache des Volks gegen die Anmaßungen des Despotismus vertheidigt? an den Patriotismus eines Reichsſtands, wo-

mit er der Verzweiflung wehrt, daß ſie, durch ein ſtrenges Verdammungsurtheil gereizt, ſich vom deutſchen Staatsſyſtem nicht losreiße, ſich der benachbarten Empörung nicht in die Arme werfe? — Oder erinnert uns etwa nichts an die Klugheitsregeln einer in die Zukunft ſchauenden und die Zukunft ſelbſt bereiten-Politik? an Verkettungen von Begebenheiten in allen Enden von Europa, die es bald erheiſchen können, dem nahen Brabant zu Hülfe zu eilen, ſeine Unabhängigkeit zu befeſtigen, ſie durch die Vereinigung mit Lüttich zu ſtärken und dagegen Handelsvortheile und Arrondiſſements zu ernten? Faſt möchte man glauben, dieſe letzten Antriebe lägen näher, wären dem gebieteriſchen Bedürfniſſe des Augenblicks angemeſſener und, wenigſtens in der Sprache des Staatmannes, dem Scharfblicke der Kabinette rühmlicher als die Schwärmerei für demokratiſche Freiheit.

Wie aber das individuelle Intereſſe eines Hofes ſich vollkommen mit der Begünſtigung der Volkspartei reimen läßt, ſo zeichnet die Selbſterhaltung andern einen entgegengeſetzten Gang der Affairen vor. Mit jedem Eingriff in die Rechte eines geiſtlichen Fürſten, mit jedem Vortheile, den ſich der dritte Stand erringt, mit jedem Schritte, wodurch er ſich dem Kapitel und dem Adel an die Seite zu ſtellen und neben ihnen geltend zu machen ſucht, wird die Verfaſſung geiſtlicher Wahlſtaaten in ihren Grundfeſten erſchüttert und mit einem nahen Umſturz bedroht. Geſetzt alſo, das Volk von Lüttich hätte wirklich nur in der Form gefehlt, indem es aus eigner Macht und Gewalt die Uſurpation des Edikts von 1684 aufhob, und nicht durch regelmäßige Wahl, ſondern im Enthuſiasmus des Augenblicks durch eine allgemeine Akklamation ſich ſelbſt neue Magiſtratsperſonen ſchuf; ſo wird doch, wo ſo viel, ja wo alles von Heiligung der Form abhängt, die Unregelmäßigkeit der Procedur ihre Aufhebung und Annullirung bewirken müſſen. Das preußiſche Kabinet ſcheint dieſe Nothwendigkeit endlich einzuſehen; und weil es weder mit dem deutſchen Fürſtenbunde brechen, noch auch plötzlich gegen die Lütticher, die es bisher beſchützte, Zwangsmittel brauchen mag, zieht es endlich ſeine Truppen in wenigen Tagen zurück und überläßt den andern niederrheiniſchen Fürſten die Ausführung des Wetzlariſchen Exekutionsdekrets. Die Koſten einer Exekution, die ein ſo ſtarkes Corps von Truppen erforderte, häufen ſich zu ſehr beträchtlichen Summen an, deren Abbezahlung das Hochſtift mit neuen Schulden belaſten wird, wiewohl der

König, wie es heißt, die eigentlich ſogenannten Exekutionsgelder, die ſich täglich auf dreizehnhundert Thaler belaufen und worin der Unterhalt der Truppen nicht mit begriffen iſt, dem armen Lande großmüthig erlaſſen hat.

Bald dürfte man nunmehr ernſthafteren Auftritten als den bisherigen entgegen ſehen. Das Gefühl mag tief erſeufzen über die bevorſtehende Verheerung dieſes blühenden Landes und die ſchrecklichen Ungerechtigkeiten, welche von jedem feindlichen Ueberzug unzertrennlich ſind; Uebel, deren Wirkung unendlich ſchmerzhafter iſt als das Unrecht, dem man ſteuern will, auf weſſen Seite das auch immer ſei; der geſunde Menſchenſinn mag einſehen, daß, wer auch Recht behält, die Entſcheidung auf alles was zur weſentlichen Zufriedenheit und Perfektibilität eines jeden Lüttichers, vom Biſchof bis zum Köhler, gehört, keinen ſichtbaren Einfluß haben werde; die Philoſophie mag betheuern, daß auf ihrer Waage gewogen, ein Menſchenleben mehr werth ſei, heiliger geachtet zu werden verdiene als die ganze Rechtsfrage, worüber man ſtreitet; das zarte Gewiſſen frommer Religionsbekenner mag endlich erbeben vor der ſchrecklichen Verantwortung über das bei einer ſo frivolen Veranlaſſung vergoſſene Menſchenblut: ſo wird doch die Politik, von den Furien des Ehrgeizes und der Selbſtſucht gegeißelt, beide Parteien mit Wuth gegeneinander erfüllen und keine zur Nachgiebigkeit ſtimmen laſſen, bis nicht Bürgerblut gefloſſen iſt. Armes Menſchengeſchlecht! ſo ſpottet man deiner, indem man Gefühl und Vernunft, Philoſophie und Religion im Munde führt und deine heiligſten Güter, Leben und Endzweck des Lebens, für nichts achtet, ſobald es auf elendes Rechthaben ankommt.

Das Lütticher Volk ſehen wir jetzt ſich mit Eifer zur Gegenwehr rüſten. Alles trägt das Freiheitszeichen, eine aus Schwarz, Grün, Weiß und Roth zuſammengeſetzte Kokarde; man ſpricht einander Muth und Vertrauen ein, indem man ſich ſchmeichelt, der König von Preußen werde mit ſeinen Truppen dem Volke nicht zugleich auch ſeine Gunſt und ſeine Fürſprache im Nothfalle entziehen. Der Bürgermeiſter von Fabry, ein ſiebenzigjähriger Greis, für deſſen Rechtſchaffenheit und Einſicht das allgemeine Zutrauen ſeiner Mitbürger ſpricht, arbeitet bei dieſen bedenklichen Umſtänden mit unermüdeter Thätigkeit, um das Beſte ſeiner Mitbürger zu bewirken. Dies iſt keine leichte Sache, wenn man den erhitzten, gewaltſamen Zuſtand

der Gemüther und die dunkle Ausſicht in die Zukunft erwägt. Die Ausſchweifungen des Pöbels laſſen ſich nicht berechnen, ſobald er einmal aufgeregt iſt und das mit Zügelloſigkeit ſo leicht von ihm zu verwechſelnde Wort: Freiheit! zu ſeinem Wahlſpruch genommen hat. Der Auflauf vom ſiebenten October, welcher einem jungen Freiwilligen das Leben koſtete und wobei der Pöbel vom Kirchſpiel St. Chriſtoph den Magiſtrat nöthigte, eine milde Stiftung, deren Intereſſen ſonſt jährlich vertheilt wurden, auf einmal unter die jetzt lebenden Armen auszuſpenden, beweiſt, was man von dem lebendigen Werkzeuge befürchten müſſe, dem man das Bewußtſein ſeiner Kräfte leichter beibringen kann, als den Begriff von geſetzmäßigem Betragen.

Außer jenem Todesfalle ſcheint bis jetzt der härteſte Schlag, den das Schickſal hier austheilte, den vortrefflichen Anführer des preußiſchen Heeres getroffen zu haben. Auf dem Marſche von Lüttich nach Maſtricht glitt ſein Pferd an einer abſchüſſigen Stelle, wo unter dem aufgethauten Schnee noch eine Eisrinde lag, ſo daß es zweimal überſchlug und ſeinem Reiter das Bein zerſchellte. Dieſer Vorfall, der nur ſchmerzhaft und unangenehm wegen der gehemmten Thätigkeit war, hätte dem General leicht tödtlich werden können, da er ſeine Arbeiten in Maſtricht mit unabläſſigem Eifer betrieb und ſich dadurch eine ſchwere Krankheit zuzog, die indeß über ſeinen heitern, philoſophiſchen Sinn nichts vermochte und endlich ſeinem guten Naturell weichen mußte. Ich habe ihn hier wieder geſehen. — — Unter den Empfindungen, welche Menſchengröße weckt und Worte nicht entheiligen dürfen, gibt es eine ſo zarte, daß ſie ſelbſt die Dankbarkeit verſtummen heißt.

XII.

Löwen.

Sobald man von Lüttich aus die ſteile Höhe erreicht hat, die ſich längs dem linken Ufer der Maas erſtreckt, findet man oben eine Ebene, welche nur in geringen, wellenförmigen Wölbungen ſich hier und da erhebt und ein reiches, fruchtbares Saatland

bildet, das an einigen Orten eine ziemlich weite Ausſicht gewährt. Verſchwunden ſind nun hier die lebendigen Hecken, welche jenſeits Lüttich die Aecker und im Limburgiſchen die Wieſen und Weiden umzäunten. Oft ſieht man auf ſehr weiten Strecken nicht einen Baum; oft aber zeigen ſich Dörfer in Eſpen- und Ulmenhainen halb verſteckt. Der Frühling kämpfte ritterlich mit dem verzehrenden Oſtwinde; denn die Blüthen von Birnen, Aepfeln, Kirſchen, Schwarzdorn, Ulmen und Eſpen drangen trotz der Kälte hervor, die von den Obſtſorten indeß nur an warmen und geſchützten Wänden.

Durch das kleine Städtchen St. Trond im Lütticher Gebiete kamen wir nach Thienen oder Tirlemont, wo wir zu Mittag aßen. Auf dem Wege dahin nahmen wir eine Wirthin aus einer Dorfſchenke in den Poſtwagen. Sie fing ſogleich ungebeten an, indeß die übrige Geſellſchaft ſchlief, mir von einer berühmten Oſtertagsprozeſſion zu erzählen, von welcher wir die Leute ſoeben zurückkommen ſahen. Mehr als tauſend Pilger zu Fuß und mehrere Hunderte zu Pferde ziehen über einen Acker und zertreten die darauf ſtehende, grüne Saat. Allein jedesmal wird der Glaube des Eigenthümers reichlich belohnt, indem ſein Acker dieſes Jahr ungewöhnlich reichliche Früchte trägt. Ein Bauer, der nicht glauben wollte und ſich die Prozeſſion verbat, ward von Gottes Hand geſtraft und ſein Acker blieb unfruchtbar. Ich begreife, ſagte ich, daß das Niedertreten des jungen Korn ihm nichts ſchadet. Sie ſah mich mit großen Augen an; oui, rief ſie endlich in einem bedeutungsvollen Tone, la puissance de Dieu est grande! Ich verſtand und ſchwieg.

Die Dörfer in dieſer Gegend ſind ſchön. Man bemerkt zwar noch manche leimerne Hütten, doch auch dieſe ſind geräumig und in ihrem Innern reinlich; aber faſt noch öfter ſieht man Bauerhöfe ganz von Backſteinen erbaut. Die Einwohner haben in dieſer Gegend etwas Edles und Schönes in der Phyſiognomie; der gemeine Mann hat ein ſchönes Auge, eine große, gebogene Naſe, einen ſcharfgeſchnittenen Mund und ein rundes, männliches Kinn. Wir glaubten die Originale zu den edleren Bildungen der flammändiſchen Schule zu ſehen. Die Frauenzimmer zeichnen ſich bei weitem nicht ſo vortheilhaft aus; ich habe hier noch kein ſchönes angetroffen, doch wäre dies auf einem ſo ſchnell vorübereilenden Zuge wirklich auch zu viel verlangt. Munterkeit, Thätigkeit, mit einem Behagen an ſinn-

lichen Empfindungen und einer gewiſſen Ungezwungenheit vergeſellſchaftet, ſchienen mir an dieſen Menſchen hervorſtechende Charakterzüge. Ich ſpreche nur vom Volk; aber das Schickſal der zahlreichſten Klaſſe hat auch den erſten Anſpruch auf den Beobachter, und wenn ich mich in meiner Beſorgniß nicht geirrt habe, ſo deuten jene Züge zuſammengenommen auf einen ziemlich glücklichen Zuſtand des Landvolks.

Tirlemont iſt eine reinliche, gutgebaute, kleine Stadt mit vielen maſſiven Gebäuden, die ihren ehemaligen Wohlſtand noch bezeugen. Jetzt ſcheint ſie von ihrer Nahrung viel verloren zu haben; doch werden hier noch wollene Waaren, Flanelle nämlich und Strümpfe, verfertigt. Der ſtarke Anbau des Oelrettigs, den man auf franzöſiſch Colsat oder Colza nennt, welches offenbar aus unſerm Kohlſaat entſtanden iſt, beſchäftigt hier ein Dutzend Oelmühlen. Auf die vortrefflichen Wege, die wir überall ſeit unſerm Eintritt in die öſterreichiſchen Niederlande gefunden hatten, folgte jetzt eine Chauſſee, welche bis nach Löwen in gerader Linie fortläuft und unzerſtörbar zu ſein ſcheint. Eſpen, Ulmen und Linden, oft in mehreren Reihen neben einander, beſchatten dieſen Weg und begleiten auch an manchen Stellen jeden Acker. Die häufigen Landhäuſer und Dörfer, bald am Wege, bald in einiger Entfernung, zeugen von der ſtarken Bevölkerung dieſes fruchtbaren, ſchönen Landes, welches ſich jedoch hier immer mehr bis zur vollkommnen Ebene verflächt. An einigen Stellen ſahen wir die Aecker und Wieſen mit Gräben umzogen; Saatland und Kleeäcker und Oelſaamen wechſelten mit den bereits zur Sommerſaat gepflügten Feldern ab. Alles was romantiſch iſt mangelt dieſer Gegend; dafür zeigen ſich aber Ueberfluß und Kultur eines leichten, fruchtbaren, mit Sand gemiſchten Bodens.

Um der Sicherheit willen verſahen wir uns hier mit der Kokarde von Brabant, die wir vielleicht noch länger hätten entbehren können; denn ſo kindiſchfroh noch alles in Brabant mit der neuen Puppe der Unabhängigkeit ſpielt, ſo iſt gleichwohl die erſte Wuth des Aufruhrs verraucht und man dürfte es leicht dem durchreiſenden Fremden verzeihen, daß er nicht das patriotiſche Abzeichen aufſteckt. Allein, um der Gefahr einer Mißhandlung von einzelnen, unbändigen Menſchen nicht ausgeſetzt zu ſein, iſt es immer rathſamer, ſich lieber nach Landesart zu bequemen. Wir hatten überdies noch einen muthwilligern Antrieb,

den die abentheuerliche Erſcheinung eines unſerer Reiſegefährten veranlaßte. Die Geſellſchaft beſtand in einem alten franzöſiſchen Chevalier de St. Louis, ſeiner Gouvernante und einem ſaarbrückiſchen Spiegelarbeiter, der wie ein ehrlicher Bauer ausſah. Unterwegs geſellten ſich noch ein franzöſiſcher Kupferdrucker aus Lüttich und ſeine niederländiſche Frau dazu.

Der alte Ritter hatte wenigſtens ſeine ſechzig Jahre auf dem Rücken und war ein kleines, vertrocknetes Gerippe mit einem ſauren Affengeſicht und einer Stimme, die etwas zwiſchen Bär und Bratenwender ſchnarchte und knarrte. In ſeinen Zügen lag alles Eckige, Mürriſche und Schneidende von Voltaire's Karrikaturgeſicht, ohne deſſen Satire, Riſibilität und Sinnlichkeit. Den ganzen Tag kam der Alte nicht aus ſeinem verdrießlichen, kurz abgebrochenen, trocknen Ton; nicht ein einziges Mal ſchmiegten ſich ſeine verſchrumpften Wangen zu einem wohlgefälligen Lächeln. Eine entſchiedene Antipathie wider alles, was nicht auf ſeinem vaterländiſchen Boden gewachſen war, ein ariſtokratiſches Mißfallen an der unerhörten Neuerung, daß nun auch der Pöbel, la canaille, wie er ſich energiſch ausdrückte, Rechte der Menſchheit reklamirte, und ein ungeberdiges Bewußtſein ſeiner Herkunft und Würde, welches ſich bei allen kleinen Unannehmlichkeiten der Reiſe äußerte, ſchienen den Grund zu ſeiner übeln Laune auszumachen, die dadurch noch ſichtbarer und lächerlicher ward, daß er offenbar in ſich ſelbſt einen innern Kampf zwiſchen der Luſt zu ſprechen und der Abneigung ſich der Geſellſchaft mitzutheilen fühlte. Er ſaß da in einem kurzen, ganz zugeknöpften Rock vom allergröbſten Tuch, das einſt weiß geweſen war und das unſere Bauerkerle nicht gröber tragen; im Knopfloch das rothe Bändchen, auf dem Kopfe eine runde, weißgepuderte Perücke und einen abgetragenen, runden Hut mit flachem Kopf und ſchmalem Rande, der ihm folglich nur auf der Spitze des Scheitels ſaß, ſo oft er ihn auch ins Geſicht drückte. Die Gouvernante war eine ziemlich wohlgenährte, franzöſiſche Dirne, mit einem wirklich nicht unebenen Geſichte, das eher feine Züge hatte und mit einer Taille, worüber nur die Verläumdung dem erſtorbenen Ritter einen Vorwurf machen konnte. Sie ſchien ohne alle Ausbildung, bloß durch Nachgiebigkeit, und indem ſie ſich in die Launen ihres Gebieters ſchickte, ihn doch packen zu können, wo er zu packen war. Den ganzen Weg hindurch disputirte er mit ihr, verwies ihr Dummheit und Unwiſſenheit, be-

lehrte ſie mit unerträglicher Rechthaberei und behielt am Ende immer Unrecht. Er affektirte von ſeinen Renten zu ſprechen und zankte mit jedem Gaſtwirth um ſeine Forderungen. Dieſe vornehme Filzigkeit brachte ihn mit den Zollbeamten in eine verdrießliche Lage. Ein halber Gulden hatte unſere Koffer vor ihrer Zudringlichkeit geſichert; allein ob ſie ihn ſchon kannten, oder hier ihre berüchtigten, phyſiognomiſchen Kenntniſſe an den Mann brachten; genug, als hätten ſie geahnet, er werde nichts geben, packten ſie ſeine Habſeligkeiten bis auf das letzte Stück Wäſche aus und ließen ihm den Verdruß, ſie unſern Augen preis gegeben zu haben und wieder einzupacken, wofür er denn, ſobald ſie ihn nicht mehr hören konnten, eine halbe Stunde lang über ſie fluchte. Durch eine ziemlich leichte Ideenverbindung kam er auf den Finanzminiſter Necker und ergoß den noch unverminderten Strom ſeiner Galle über ihn: „der Mann, ſagte er, empfängt immer und zahlt niemals; lebte ich nicht von meinen Renten, ich müßte zu Grunde gehen, denn meine Penſion bleibt aus." Zu St. Trond fingen wir an, von Kokarden zu ſprechen, dies ſetzte ihn, der den Beutel ſo ungern zog, in Angſt und Verlegenheit, zumal da wir äußerten, daß man ſich leicht eine Mißhandlung zuziehen könne, wofern man ohne dieſes Schiboleth der Freiheit ſich auf den Straßen ſehen laſſe. Da wir es indeß doch für gut fanden, ohne Kokarde bis Tirlemont zu fahren, beruhigte er ſich wieder. Hier aber ſteckten wir nach Tiſche die patriotiſchen drei Farben, ſchwarz, gelb und roth, an unſern Hut und verſicherten mit bedeutender Miene: jetzt ſei nicht länger mit den wüthenden Brabantern zu ſcherzen. Zwiſchen Furcht und Knauſerei gerieth unſer Ritter in neue Bedrängniß; mit der Gouvernante ward förmlich Rath gepflogen; ſie ſtimmte für den Ankauf, und ſchon war er im Begriff, das Geld hinzuzählen, als die Liebe zu den vierzehn Stübern ſiegte und er ſich, freilich mit etwas banger Erwartung, ohne Abzeichen in den Wagen ſetzte. Die Menge der Kokardenträger, die uns Nachmittags begegneten, beunruhigte ihn aber ſo ſehr, daß er, wiewohl wir ſchon in der Dämmerung zu Löwen eintrafen, noch beim Abendeſſen mit einem vierfärbig geſtreiften Bändchen um ſeinen ſchäbigen Hut, wie ein alter Geck, der auf dem Theater eine Schäferrolle ſpielt, zum Vorſchein kam und nach hieſiger Landesart, ob wir gleich unbedeckt waren und in Geſellſchaft einer von Antwerpen angekommenen Franzöſin da ſaßen, ihn

bei Tiſche auf dem Kopfe behielt. Die Gouvernante, die im Wagen neben ihm ſaß, hatte doch nicht die Ehre, mit ihrem Herrn aus einer Schüſſel zu eſſen, ſondern mußte in der Küche mit des Kutſchers Geſellſchaft vorlieb nehmen; ein Zug, der ſeinen Stolz deſto mehr charakteriſirte, weil ſonſt der Kutſcher ſchon oft der Gegenſtand ſeines Zorns geweſen war: er fuhr ihm zu langſam, er hielt zu oft an, er war ein viel zu hübſcher Kerl und ſchäkerte zu viel mit den Mädchen in den Schenken.

Unſer Kupferdrucker war ein Original von einer ganz andern Art. Was im Geſichte des alten Ritters fehlte, war das einzige herrſchende Wahrzeichen des ſeinigen: ein tiefer Einſchnitt auf beiden Wangen, um den Mund, welcher die Gewohnheit, denſelben in die Falte der Freundlichkeit zu legen, andeutete. Sein übrigens auch hageres Geſicht hatte einen Ausdruck von Geſchmeidigkeit ohne Falſchheit, von der Weichheit und ſanften Gefälligkeit, die aus einem dunkeln Gefühl von Schwäche und Furcht entſpringt, verſetzt mit einer wahrhaft pariſiſchen Reizbarkeit für den leichtſinnigſten Genuß der Minute, einer feinen Scherzluſtigkeit und einem Sinn für das Groteskkomiſche. Er hatte ſich noch nicht zurecht geſetzt, ſo kündigte er ſich ſchon an und ließ uns nicht länger in Ungewißheit über ſeine Schickſale, ſein Gewerbe, ſeine Vermögensumſtände, ſeine Verwandtſchaft, ſeine Ausſichten und ſeine Gebrechen. Einen Topf in ein Tuch gebunden, behielt er ſehr ſorgfältig in der Hand. „Dieſer Topf, ſagte er, ſei mit einem vortrefflichen Oelfirniß angefüllt, den er bereiten könne und der zum Kupferdrucken unverbeſſerlich ſei.“ Daher war auch der Schlußreim ſeiner Erzählungen immer: „ich weiß zuverläſſig, man wird mich in Lüttich ſehr vermiſſen.“ Sein Handwerk nannte er ein Talent, und verſicherte ſogar, daß er drei Talente beſäße, nämlich das Kupferdrucken, das Buchdrucken und das Formſchneiden in Holz. Weiter als St. Trond wollte er nicht gehen, „dort ſei er geſonnen zu bleiben, bis es da nichts mehr zu thun gebe. Einen Theekeſſel führe er überall mit ſich; es ſei das einzige, unentbehrliche Geſchirr, weil er ſeinen Kaffee ſelbſt koche.“ In Deutſchland rühmte er ſich einer guten Aufnahme; er war bis Andernach gekommen, wo man ihn nach Vermögen in einer kleinen Schenke bewirthet und ihm ſogar über die Streu ein Leintuch gedeckt hatte; dafür habe er auch der Magd, comme un généreux François, beim Weg-

gehen etliche Kreuzer geſchenkt. Sein Vater war Zolleinnehmer geweſen, er nannte ihn einen petit Monsieur, qui a mangé soixante mille francs. Hätte der kleine Herr nicht beträchtliche Schulden hinterlaſſen, die ſeine Witwe und Kinder bezahlen mußten, ſo hätte ſein Sohn ſtudirt und wäre wieder ein Régisseur geworden; allein wenigſtens ſeine Schweſtern lebten dans le grand monde. Seine Frau konnte faſt gar kein Franzöſiſch und war ſo häßlich, daß ſogar unſer alter Erbſenkönig, als ſie in den Wagen ſtieg, ein ah Dieu! qu'elle est laide! zwiſchen den Zähnen murmelte, ohne an ſeine eignen Vorzüge zu denken. Um uns das Räthſel zu löſen, wie man zu einer unfranzöſiſchen Frau kommen könne, eröffnete uns der Kupferdrucker, daß ſie zwölftauſend Gulden erben würde und daß er im Begriff ſtehe, dieſe Erbſchaft zu heben. „Mit dem Gelde, fuhr er fort, bin ich ein reicher Mann, kaufe mir ein Pferd und einen brancard dazu, führe mein Weib nach Paris, zeige ihr alle Herrlichkeit der Welt und etablire mich dann in der Provinz.“ Nun fing er an, uns alle Sehenswürdigkeiten der unvergleichlichen, einzigen Hauptſtadt zu beſchreiben. Zuerſt nannte er die Tuillerien, weil der König jetzt darin wohnt; ſodann die Sternwarte: „hier, ſagte er, ſteigt man dreihundert Stufen tief hinab in einen Keller und guckt dann durch drei Meilen lange Röhre am hellen Mittage nach dem Mond und den Sternen. Aber laſſen ſie ſich nichts weiß machen, wenn ſie hinkommen, es ſind keine wahren Geſtirne, die man dort zu ſehen bekommt, ſie ſind von Pappe ausgeſchnitten und werden vor die Sehröhre geſchoben.“ Eben ſo klare Begriffe hatte er vom königlichen Naturalienkabinet, „wo man in einem Zimmer alle Thiere und Vögel, im andern alle Pflanzen der Erde beiſammen ſieht.“ Beſonders aber pries er die Wunder des Invalidenhauſes und das Merkwürdigſte von allem, nämlich die Küche. „Hier ſteht eine marmite von ungeheurer Größe und hundert Bratſpieße, et sur chacune vingt gigots de mouton.“ Hätten wir einen Engländer bei uns gehabt, er würde den Zug charakteriſtiſch gefunden haben, da man in England immer über das Hungerleiden der Franzoſen ſpottet. — Während der Mann von Paris plauderte, hatte ſein ganzes Angeſicht ſich zur Miene des höchſten Entzückens verklärt, und er beſchloß mit der Betheuerung, daß er die Stadt vor ſeinem Ende wiederſehen und ſich ſeiner guten Tage dort erinnern müſſe. Dann pries er uns ſeine glückliche Ehe, und als einer bemerkte,

daß der Eheſegen ausgeblieben ſei, wäre er mit der ernſthaften Verſicherung, dies ſei auch der einzige Streitpunkt zwiſchen ihm und ſeiner Frau, gut durchgekommen, wenn ſie nicht zur Unzeit von vier Jungen, ſo groß wie er ſelbſt, aus ihrer erſten Ehe geſprochen hätte. Jetzt mußte er ſich aus der Sache ziehen ſo gut er konnte; er that es indeß mit der beſten Art von der Welt und mit der feinſten, franzöſiſchen Galanterie gegen ſeine wirklich ausgezeichnet häßliche Hälfte. Endlich lenkte er das Geſpräch auf ſeine Armuth, ſpottete über den Inhalt ſeines Koffers und wiederholte aus Annette und Lubin: tu n'as rien, je n'ai rien non plus; tiens, nous mettrons ces deux riens là ensemble et nous en ferons quelque chose, und da ihm dies die Sache nahe legte, müßte er weniger leichtes Blut gehabt haben, als ein Franzoſe wirklich hat, um nicht von dieſem Dialog den Uebergang zum Singen zu machen und ſehr zärtlich zu quäken. Im erſten Wirthshauſe, wo wir abſtiegen, producirte er uns aus einem Päckchen etwas von ſeiner Arbeit. Es waren einige Kupferabdrücke, die er zu einem lütticher Nachdruck von le Vaillant's Reiſen gemacht hatte. Bei dieſer Gelegenheit kam auch der Nachdruck der Encyklopädie in Erwähnung, die er kaum nennen hörte, als er ſchon ausrief! ah! l'excellent ouvrage, que l'Encyclopédie! „Aber ſchade, ſetzte er hinzu, daß ich es nicht bei mir habe, das ſchöne Blatt, welches ich auch noch in Lüttich druckte: le Capsignon parmi ses disciples!“ Hätte ich den Anacharſis nicht kürzlich in Händen gehabt, ſo wäre es mir nicht eingefallen, daß dies die Ausſicht vom Minerventempel auf dem Vorgebirge Sunium ſein ſollte, wo Plato mit ſeinen Schülern ſteht.

Das Glück, ſich mit einer Landsmännin von Stande in Geſellſchaft zu ſehen, hatte ſichtbaren Einfluß auf unſern Ritter, er nahm ein Air von Würde an, das in der That ins hohe Komiſche gehörte. Die Dame aus Antwerpen war indeß in ihrer Art wenigſtens eine eben ſo auffallende Karrikatur wie er ſelbſt. Sie reiſte ohne alle Bedienung mit einer achtjährigen Tochter und mochte wirklich von Stande ſein, wofür ſie der Ritter hielt; denn ſie war für eine Modehändlerin zu gelehrt und für eine franzöſiſche Komödiantin nicht ungezwungen genug in ihrer Koquetterie. Ihr langes, bleiches Geſicht machte noch Anſprüche auf Schönheit, die aber ihre lange, hagere Figur ſchlecht unterſtützte; im Grimaſſiren, Geſtikuliren und Moduliren

des Tons war ſie Meiſter, ſo daß ſie alle Beſchreibung zu Schanden macht. Sie politiſirte über alle Angelegenheiten von Europa mit einer Dreiſtigkeit und einer Fülle von Kunſtwörtern, die mancher für Sachkenntniß genommen hätte. Auf ihrer Reiſe in Holland hatte Rotterdam ihr gefallen; vom Haag hingegen behauptete ſie, daß es den Vergleich mit Verſailles nicht aushielte. Doch rühmte ſie den Diamantenſchmuck der Erbſtatthalterin. Alles war entweder ganz vortrefflich oder ganz abſcheulich und ihre Superlativen beſtanden immer aus einer dreifachen Wiederholung des Worts, welches ſie das erſte Mal langſam, die beiden folgenden Male aber äußerſt ſchnell ausſprach,

prestissimo.

z. B. superbe — superbe — superbe!

Als der alte Chevalier ſeine Magd aus dem Zimmer zum Eſſen ſchickte, riß die Donna die Augen weit auf und blickte ſtarr hinter ihr her, bis ſie ſchon längſt zur Thür hinaus war; dabei ſchraubten ſich Mund und Naſe zu einem unbeſchreiblichen Ausdrucke der hochmüthigſten Verachtung. Sprach ein Bedienter ſie bei Tiſche an, ſo antwortete ſie ihm mitten in der heftigſten Deklamation, wobei ſie gemeiniglich, um Eindruck zu machen, im Tenor blieb, mit einer ſanften, unſchuldigen Diskantſtimme und einem Tone der unerträglichſten Gleichgültigkeit. Mit eben dieſer zarten Stimme und einem affektirten, ganz gefühlloſen Zärtlichthun addreſſirte ſie auch von Zeit zu Zeit an ihr Hündchen unter dem Tiſche einige ſüße Worte. Kurz es wäre verlorne Mühe geweſen, an dieſem Geſchöpfe nur noch eine Faſer Natur zu ſuchen.

Unter ſolchen Menſchen leben wir, lachen wo wir können und wälzen uns durch eine Welt, die uns fremd bleibt, bis der Zufall hier oder dort ein Weſen erſcheinen läßt, an deſſen innerem Gehalte der lechzende Wanderer ſich erlaben kann. Daß ſolche Erſcheinungen faſt überall möglich ſind, wird man ohne die auffallendſte Einſeitigkeit nicht läugnen wollen; daß aber mehr als Glück dazu gehört, ſie gleichſam im Fluge zu treffen, indem wir ſchnell vorüber eilen, das, dünkt mich, verſteht ſich von ſelbſt. Trifft man ſie aber nicht an, ſo ſind dergleichen Verzerrungen, wie ich ſie hier geſchildert habe, willkommener als die ganz alltäglichen, platten Geſchöpfe, die keine Priſe geben, weil ihnen ſogar alles fehlte, was des Verſchraubens fähig war.

In Löwen machten wir keine Bekanntſchaft; ich muß mich daher bei meinen Bemerkungen ziemlich auf das Aeußere und Lebloſe einſchränken.

Eine alte Mauer von Backſteinen umringt dieſe Stadt, und in Büchſenſchußweite von einander ſieht man noch alte runde, maſſive Thürme, die, ſowie die Mauer ſelbſt, verfallen ſind. Die hieſige Kollegiatkirche zu St. Peter iſt ein ſchönes, gothiſches Gebäude; die Höhe der Bogen, die weiße Farbe und die Einfalt des ganzen Inneren machen einen herrlichen Effekt. Es war ſchon zu finſter, um das Altarblatt und überhaupt irgend etwas von den vielen Gemälden in den hieſigen Kirchen und Klöſtern zu ſehen. Crayer's beſte Stücke trifft man hier in der St. Quintins-, der St. Jacobs- und der Karmeliterkirche an. Allein außer dieſen und einigen ältern Blättern von Matſys, Coxis und Otto Venius findet man hier bei weitem nicht das Vorzüglichſte aus der flammändiſchen Schule.

In dem ſehr großen und geräumigen Univerſitätsgebäude wurden wir bei Licht herumgeführt. Die Hörſäle ſind von erſtaunlicher Höhe und Größe; an den Wänden ſtehen die Sitze ſtufenweis übereinander und die Katheder ſind mit koſtbarem Schnitzwerk reichlich verziert; allein im Winter muß man hier entſetzlich frieren, da es kein Mittel gibt, dieſe weitläufigen Säle zu erwärmen. Im Concilienſaale und im mediciniſchen Hörſaale hangen eine Menge Schildereien; in einem andern Saale ſieht man einen prächtigen Kamin von Marmor, von ungeheurer Größe. Der Bibliothekſaal ſchien mir nur auf eine kleine Sammlung eingerichtet. Die Bücher, die ſeit zwei Jahren in Brüſſel waren, ſahen wir nur zum Theil wieder hier; allein ſie ſtanden noch in Verſchlägen unausgepackt. Die Profeſſoren ſind größtentheils noch abweſend; denn viele halten die kaiſerliche Partei und haben ſich daher ſeit den Unruhen außer Landes begeben. Dahin gehört vorzüglich der Rektor der Univerſität, van Lempoel, ein geſchickter Arzt und ein Mann von reifer Einſicht, den Joſeph der Zweite fähig erfunden hatte, ſeine wohlgemeinte Verbeſſerung des hieſigen akademiſchen Unweſens durchzuſetzen. Die Mißbräuche, die hier aufs höchſte geſtiegen waren, machten eine neue Einrichtung unumgänglich nothwendig; allein dieſe griff natürlicherweiſe in die Vorrechte ein, welche man in dunkeln und barbariſchen Zeiten der ſchlauen Geiſtlichkeit zugeſtanden hatte, und der erſte Schritt der jetzigen Regierung war daher die völlige Wieder-

herſtellung der uralten, wohlthätigen Finſterniß, bei der man ſich bisher ſo wohl befunden hatte. Ein Geiſtlicher, Namens Jaen, iſt gegenwärtig zum Rektor ernannt und alles iſt wieder auf den alten Fuß geſetzt. Die Doktorpromotionen koſten, mit Inbegriff der inſtitutionsmäßigen Schmäuſe, acht bis zehntauſend Gulden, und die geſunde Vernunft hat in allen Fällen genau ſo wenig zu ſagen, wie in dieſem. Es war lächerlich, wie man unſere Vorſtellungen von der Anzahl der hier Studirenden umwandelte. In Lüttich hatte man uns geſagt, wir würden deren bei dreitauſend finden; hier in der Stadt hörten wir, es wären kaum dreihundert, und der Pedell bewies uns endlich aus ſeinen Verzeichniſſen, daß ihrer noch nicht funfzig wären. In der That hatten ſich beim Ausbruche der Empörung eine ſehr große Anzahl der damals in Brüſſel befindlichen Akademiker für ihren Wohlthäter, den Kaiſer, erklärt und ſogar für ihn die Waffen ergriffen. Bei der bald darauf erfolgten gänzlichen Vertreibung der kaiſerlichen Truppen aber, mußten dieſe jungen Krieger, die freilich beſſer daran gethan hätten, den friedlichen Muſen ununterbrochen zu opfern, ihre Rettung in der Flucht ſuchen.

Mit allen ihren Fehlern und Gebrechen hatte die Univerſität Löwen doch immer einen großen Namen und ward von Einheimiſchen und Fremden fleißig beſucht. Da man, ohne in Löwen promovirt zu haben, ſchlechterdings kein öffentliches Amt in den öſterreichiſchen Niederlanden bekleiden, ja nicht einmal in den Gerichtshöfeu advociren kann, ſo iſt es am Tage, weswegen man ſich ohne Widerrede den ungeheuren Koſten der Promotion unterwarf und zugleich, wie man durch dieſen Aufwand einem ſtrengen Examen entging. Zum Scheine war dieſes Examen allerdings abſchreckend genug; man mußte auf eine ungeheure Anzahl Fragen in allen Disciplinen antworten. Allein es gab auch Mittel und Wege, die ſchon vorher beſtimmten Antworten auf dieſe Fragen (die einzigen Antworten, welche die Profeſſoren gelten ließen, weil ſie ſelbſt oft keine andere auswendig gelernt hatten) ſich vor dem Examen zuflistern zu laſſen; man lernte ſie auswendig, antwortete dreiſt und prompt und ward Doktor. An dieſem Beiſpiele läßt ſich abnehmen, wie leicht die beſten Vorkehrungen gemißbraucht, und der Vortheil des Staats, den man zur Abſicht dabei hatte, durch den Eigennutz einzelner Geſammtheiten in demſelben, vernachläſſigt werden kann. Wer hätte nicht geglaubt, daß es ein vortreffliches Mittel ſei, lauter

geſchickte und gelehrte Beamte zu erhalten, wenn man es ihnen zur Bedingung der Beförderung machte, daß ſie in Löwen graduirt ſein mußten? Allein die ſchlaue Klaſſe von Menſchen, denen mit der Ausbildung weiſer Staatsdiener kein Gefallen geſchieht, die Klaſſe, die immer nur im Trüben fiſchen will und nur durch die Unwiſſenheit ihrer Mitbürger ihre Exiſtenz zu verlängern hoffen kann, wußte ſchon jene ſo gut ausgedachte Anſtalt zu vereiteln und ihre eigenen Einkünfte zugleich zu vermehren. Der ganze Zuſchnitt der Univerſität war theologiſch. Alle, ſelbſt die weltlichen Profeſſoren, waren zur Tonſur und zum Cölibat verbunden; denn nur unter dieſer Bedingung konnten ſie gewiſſe Präbenden, ſtatt der Salarien, erhalten. Die Bibliothek ward allein von den Beiträgen der Studirenden vermehrt; kein Wunder alſo, wenn ſie unbedeutend geblieben iſt. Eben ſo entſtand aus dem jährlichen Beitrage von acht Kronthalern, den jeder Studirende erlegen mußte, eine Kaſſe, in welche ſich die Profeſſoren theilten, und wobei ſie ſich allerdings ſehr gut ſtehen konnten, wenn die Anzahl der Akademiker ſich auf mehrere Tauſende belief. Viele Fremde, insbeſondere die Katholiken aus den vereinigten Niederlanden, haben dieſe Univerſität immer fleißig beſucht und auf ihr beträchtliche Summen verzehrt. Van Lempoel ſelbſt war, wenn ich nicht irre, aus den Generalitätslanden gebürtig.

Joſeph erkannte bald, daß ohne eine beſſere Form der öffentlichen Erziehungsanſtalten, ſich an keine gründliche Aufklärung in ſeinen belgiſchen Provinzen denken laſſe; er erkannte zugleich, daß vermehrte Einſicht der einzige Grundſtein wäre, auf welchem ſeine Reformen in dem Staate ſicher ruhen könnten. Daher verlegte er die weltlichen Fakultäten nach Brüſſel, um ſie dem Einfluſſe des theologiſchen Nebels zu entziehen und der Aufſicht ſeines Gouvernements näher zu rücken. Dieſe eines großen Regenten würdige Einrichtung, welche ſchon allein beweiſt, wie tief der Kaiſer in das Weſen der Dinge ſchaute und wie ſehr er den rechten Punkt, worauf es ankam, zu treffen wußte, würde vielleicht noch durchgegangen ſein, wenn es ihm nicht auch am Herzen gelegen hätte, die Finſterniß, in welche die niederländiſche Geiſtlichkeit ſich ſelbſt und ihre ſämmtlichen Mitbürger abſichtlich hüllte, durch kräftig hineingeworfene Lichtſtrahlen zu zerſtreuen. Unglücklicherweiſe waren es nur Blitze, deren grelles Leuchten bloß dazu diente, die Schrecken in der Nacht recht fühlbar zu

machen; hier und da ſengten ſie mit ihrem kalten Strahl, zündeten und zerſtörten und ließen dann alles ſo wüſt und unfruchtbar wie zuvor. Der große Grundſatz, daß alles Gute langſam und allmälig geſchieht, daß nicht ein verzehrendes Feuer, ſondern eine milderwärmende Sonne wohlthätig leuchtet, die Dünſte zertheilt und das ſchöne Wachsthum der organiſchen Weſen befördert, ſcheint Joſeph's Kopf und Herzen gleich fremd geweſen zu ſein, und dieſer Mangel eines weſentlichen Grundbegriffs zertrümmerte alle ſeine großen und königlich erdachten Plane.

Von dem Augenblicke an, da der Kaiſer die Privilegien der Geiſtlichkeit in ſeinen Niederlanden antaſtete, von dem Augenblicke an, da er den theologiſchen Unterricht von ſeinen gröbſten Schlacken reinigen und den Sauerteig der Bollandiſten ausfegen wollte, war ihm und allen ſeinen Maßregeln Verderben geſchworen. Zu einer Zeit, wo das ganze katholiſche Europa, Rom ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, ſich der außerweſentlichen Zuſätze ſchämte, die das Heiligthum der Religion entehren und nur ſo lange gelten, als man noch durch die Macht des Aberglaubens herrſchen kann — am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts wagte es die belgiſche Kleriſei, die graſſeſten Begriffe von hierarchiſcher Unfehlbarkeit zu vertheidigen und im Angeſichte ihrer hellſehenden Zeitgenoſſen ſelige Unwiſſenheit und blinden Gehorſam zu predigen. Mit dem Bewußtſein, daß ihr Wirken in allen Gemüthern die Vernunft entweder ganz oder halb erſtickt habe und daß ſie auf Ergebenheit der zahlreichſten Volksklaſſe, des gemeinen Mannes, ſicher rechnen dürfe, trotzte ſie auf ihre unverletzbaren Rechte. So kehrte man ſchlau die Waffen der Aufklärung gegen ſie ſelbſt; denn war es nicht unſer Jahrhundert, das die Heiligkeit der Rechte in das hellſte Licht geſetzt hat? Recht iſt ein ſo furchtbares Wort, daß es den gewiſſenhaften Richter erzittern macht, ſelbſt wenn Irrthum und Betrug es gegen Wahrheit und Redlichkeit reklamiren. Joſeph's Grundſatz, nach welchem er ſich verpflichtet glaubte, ſeine Wahrheit zum Glück der Völker mit Gewalt anzuwenden, verleitete ihn zu einem Deſpotismus, den unſer Zeitalter nicht mehr erduldete; dies wußte der belgiſche Klerus und laut und muthig ertönte ſeine Stimme. Gleichwohl klebte dem Kaiſer dieſer Grundſatz wahrſcheinlich noch aus ſeiner Erziehung an und hatte ſich in gerader Linie von eben jener Hierarchie, die ihn zuerſt erſann und ausübte, auf ihn verpflanzt. Joſeph hatte Unrecht; aber die

Vorſehung übte durch ihn das Wiedervergeltungsrecht. Wären nur auch die Staaten von Brabant und der ganze belgiſche Congreß durch dieſe Beiſpiele toleranter geworden! Allein es iſt zu ſüß zu herrſchen, zumal ſelbſt im Verſtande der Menſchen zu herrſchen, und Löwen, das durch Joſeph's Generalſeminarium im Grunde an wahrer Aufklärung wenig oder nichts gewann, ſoll jetzt wieder lehren, was es ſchon bei der Stiftung der Univerſität im Jahre 1431 lehrte.

Das Rathhaus in Löwen, eins der prächtigſten gothiſchen Gebäude, die noch jetzt exiſtiren, iſt um und um mit kleinen Thürmen verziert, ja ich möchte ſagen, aus lauter ſolchen Thürmen zuſammengewachſen; aber das unermeßlich Mühſame dieſer Bauart macht am Ende, wenn es in ſolchen großen Gebäudemaſſen daſteht, doch einen ſtarken Effekt. Wir hatten kaum Licht genug, um die Umriſſe dieſes Rathhauſes noch ins Auge zu faſſen und mußten auf die Beſichtigung des Innern Verzicht thun. Im Vorbeigehen bemerkten wir noch an dem ſogenannten Collegium Falconis ein ſehr ſchönes, edles einfaches Portal von griechiſcher Bauart.

Das Flämmiſche, welches hier geſprochen wird, kommt dem Holländiſchen ſehr nahe und ſowohl in den Sitten als im Ameublement der Häuſer nähern ſich auch die Einwohner ſehr merklich ihren Nachbaren, den Holländern. Ich bemerkte als einen auszeichnenden Zug ſehr viel Dienſtfertigkeit und Höflichkeit unter den gemeinen Leuten. Die Lebensart, zumal was die Küche betrifft, iſt indeß noch nicht holländiſch; man bereitet die Speiſen mehr nach franzöſiſcher Art, trinkt aber ſchon mehr Bier als Wein. Das Bier in Löwen wird bis nach Holland verführt und hat einen Ruhm, den es meines Erachtens nicht ganz verdient. Wenn indeß, wie billig, der Debit hier den rechten Maßſtab angibt, ſo muß es vortrefflich ſein; denn man erzählte uns von mehr als vierzig Bierbrauereien und von einer jährlichen Ausfuhr von hundertundfunfzigtauſend Tonnen, ohne was in der Stadt ſelbſt getrunken wird. Daher bezahlen auch die Brauer allein vierzigtauſend Gulden zu den Einkünften der Stadt, die ſich auf hunderttauſend Gulden belaufen ſollen. Dieſes Gewerbe und einige Wollenfabriken nebſt einem ziemlichen Speditionshandel geben ihr noch einigen Schein von ihrer ehemaligen großen Aktivität und ihrem hohen Wohlſtande; allein was ſind dreißig oder fünfunddreißigtauſend Einwohner gegen die Volks-

menge vor der Auswanderung der Tuchmacher nach England im Jahr 1382? Damals hatte Löwen viertauſend Tuchfabriken, in welchen hundertundfunfzigtauſend Menſchen ihre Nahrung fanden, und des Abends, wenn die Arbeiter nach Hauſe gingen, ward mit einer großen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von den Gaſſen holten, weil ſie in dem Gedränge hätten ums Leben kommen können. Die Errichtung der Univerſität hat der Stadt den Verluſt dieſer Manufakturen und ihrer ungeheuern Bevölkerung nicht erſetzt; und was Lipſius nicht vermochte, werden ſchwerlich ſeine Nachfolger bewirken.

XIII.

Brüſſel.

Eine ſehr bequeme Barke geht täglich um ſieben Uhr Morgens von Löwen nach Mecheln ab. Wir bedienten uns dieſer angenehmen Art zu reiſen, ſchifften uns ein und beſchäftigten uns wechſelweiſe mit Schreiben und Umherſchauen. Der Kanal iſt ſchön und ſeine Ufer ſind überall mit Bäumen bepflanzt. Die ganze Gegend iſt eine mit Bäumen reichlich beſchattete Ebene, wo man folglich nirgends eine Ausſicht in die Ferne genießt, aber gleichwohl beſtändig in einem Luſtwäldchen zu fahren glaubt. Die Barke hat hinten nach dem Steuerruder zu ein Zimmer; in der Mitte ein zweites Gemach, wo eine kleine Küche nebſt andern Bequemlichkeiten vorhanden iſt und vorn eine Stube mit einem ſehr guten Kamin, worin man ein ſchönes Steinkohlenfeuer unterhielt. Die Koſten dieſer Fahrt ſind ſo mäßig, daß uns der ganze Transport von Löwen nach Mecheln, die Bagage mit einbegriffen, auf wenig mehr als einen halben Kronthaler zu ſtehen kam. Thee, Kaffee, Butter und Käſe kann man auf dieſen Barken jederzeit haben. Auf dem halben Wege kommt eine Barke von Mecheln dieſer entgegen; die Paſſagiere nebſt ihren Sachen wandern aus der einen in die andere und ſetzen hierauf ihre Reiſe nach ihrem jedesmaligen Beſtimmungsorte fort. Es reiſeten eine Anzahl Mönche mit uns. Einer, ein junger Mann von einer vortheilhaften Geſichtsbildung, ward

aufmerkſam, als er uns Engliſch ſprechen hörte und fand ſich bewogen, unſere Bekanntſchaft zu ſuchen. Seine Sanftmuth und Beſcheidenheit war mit vielen Kenntniſſen gepaart. In Irland, ſeinem Vaterlande, waren ihm Cook's Reiſen und die Namen ſeiner Gefährten nicht unbekannt geblieben. In ſeinen Zügen las man klöſterliche Tugenden, unvermiſcht mit dem Zurückſtoßenden der Mönchsnatur. Er war beſtimmt als katholiſcher Prieſter nach Irland zurückzukehren.

In fünftehalb Stunden erreichten wir Mecheln. Dieſe nicht gar große Stadt würde mit ihren geräumigen Straßen und ihren weißgetünchten Häuſern einen weit beſſeren Eindruck auf den Fremden machen, wenn ſie nicht ſo öde wäre und beinah eine Todtenſtille darin herrſchte. Ich will gern glauben, daß die ſitzende Lebensart der Einwohner, die in den anſehnlichen Hutmanufakturen Beſchäftigung finden, mit dazu beiträgt, das Phänomen der Stille hervorzubringen; allein es war wirklich zu auffallend, um nicht noch tieferliegende Urſachen zu haben. Schauerlich iſt es lange Straßen zu durchwandern und weder einer menſchlichen Seele noch einem Thiere zu begegnen, ja nicht einmal das mindeſte Geräuſch in den Häuſern zu hören. Man glaubt ſich in irgend eine bezauberte Stadt aus den morgenländiſchen Erzählungen verſetzt, deren Einwohner alle ausgeſtorben oder verſchwunden ſind. Die hieſige Bauart iſt die alte, wo die Giebel der Häuſer gegen die Straße zugekehrt ſtehen und ſpitz in die Höhe laufen. Faſt durchgehends iſt alles von außen weiß angeſtrichen, welches im Sommer bei hellem Sonnenſchein den Augen ſehr nachtheilig ſein muß.

Die große Kathedralkirche zu St. Romuald (Rombaut) hat einen Thurm von außerordentlicher Höhe und inwendig iſt ſie eins der reichſten gothiſchen Gebäude. Im Schiff ſtehet an jeder Seite die Bildſäule eines Apoſtels und über derſelben eine Reihe Termen, welche die Religion, den Glauben, die Liebe und mehrere allegoriſche Weſen vorſtellen. An den Wänden und im Chor ſieht man Gemälde von P. de Nery, Crokaert und Andern, die aber keiner Aufzeichnung werth ſind. Hier ſtanden wir als der Kardinal Erzbiſchof von Mecheln hereintrat und uns die Benediktion ertheilte. Er war in einen langen Scharlachrock und Mantel gekleidet, mit einem rothen Käppchen auf der Perücke; ein Mann von ziemlich anſehnlicher Statur und ſchon bei Jahren, mit einem weichen, ſchlaffen, ſinnlichen Geſicht.

Er kniete hinter dem groſsen Altar und betete, beſah aber dabei ſeine Ringe, zupfte ſeine Manſchetten hervor und ſchielte von Zeit zu Zeit nach uns, die wir in groſse Mäntel gehüllt vielleicht ein verdächtiges Anſehen hatten.

In der Johanniskirche fanden wir am Hochaltar einige Stücke, angeblich von Rubens: einen Johannes, den Evangeliſten, der ſein Buch ſchreibt und auf die Eingebungen ſeines Adlers zu horchen ſcheint; auf der Rückſeite dieſer Füllung, den Märtyrertod dieſes Apoſtels in ſiedendem Oel, nach der Legende; gegenüber die Enthauptung Johannis des Täufers und die Taufe Chriſti; in der Mitte endlich die Anbetung der Weiſen, eine groſse, verwirrte, unintereſſante Compoſition. Dieſe fünf Blätter nebſt drei kleinen Skizzen, welche am Altar angebracht ſind, gehören nicht zu den auszeichnenden Werken von Rubens und ſind auch ſchon ſehr verblichen. Sie miſsfallen überdies noch durch etwas Unvollendetes in den Umriſſen, welches nicht ganz die Schuld der veränderten Farbe zu ſein ſcheint.

In der ehemaligen Jeſuitenkirche, deren Portal mit vieler Oſtentation, aber deſto weniger Geſchmack am groſsen Markte prangt, hängen eine Anzahl Gemälde, welche auf die Geſchichte der jeſuitiſchen Ordensheiligen Beziehung haben, von denen aber keines uns in Anſpruch nahm. In der Kirche unſrer lieben Frauen von Hanswyk bewunderten wir die aus einem ungeheuren Baum geſchnittene Kanzel, die den Fall der erſten Eltern im Paradieſe vorſtellt und in der That, wenn man alles erwägt, ein Werk von erſtaunlicher Anſtrengung iſt. Die Figuren ſind zwar plump, aber ſehr brav gearbeitet und das Ganze hat ſehr viel Effekt. In den unzähligen Kirchen und Klöſtern von Mecheln befindet ſich noch eine groſse Menge von berühmten Gemälden, worunter einige auch wohl Verdienſt haben mögen; allein was wir geſehen hatten, reizte uns nicht unſern Aufenthalt zu verlängern, um aufs Gerathewohl nach Kunſtabentheuern umherzuwandern. Die Einbildungskraft der Künſtler hat ſich in dieſem ſo tief in Aberglauben verſunkenen Lande mehrentheils mit Gegenſtänden aus der Legende beſchäftigt, die ſelten an ſich reich und anziehend genug ſind, um die Mühe des Erzählens und Darſtellens zu verdienen. Es herrſcht durch alle dieſe Mythologien eine klägliche Dürftigkeit der Geiſteskräfte, die wunderbar gegen den Ideenreichthum und die Eleganz der griechiſchen Dichterphantaſie abſticht. Ein Maler, der höhern Sinn

für den Werth ſeiner Kunſt hätte, müßte ſich ſchämen, wenn man ihm auftrüge, den heiligen Bernhard zu malen, der ſich die Milch der Muttergottes aus ihren Brüſten in den offenen Mund regnen läßt; gleichwohl hat van Thulden dieſes Süjet für die hieſigen Bernhardinernonnen ausgeführt und vielleicht wäre es gefährlich geweſen, dem Pfaffen, der es angab, über die Unſchicklichkeit etwas merken zu laſſen. Iſt es aber zu verwundern, wenn ein ſolcher Gegenſtand die ohnehin ſchwerfälligen Niederländer nicht begeiſtern konnte, wenn ſie nichts anders als ein gemeines Weib in einer unanſtändigen Handlung begriffen und einen eben ſo gemeinen Mönch darſtellen konnten, ohne auch nur zu verſuchen, ob in dieſe Figuren, die in einem ſo ekelhaften Verhältniſſe gegen einander ſtehen, ein anderes Intereſſe zu bringen ſei? Das weit edlere Süjet von Cimon und ſeiner Tochter iſt ſchon außerhalb der Grenzen der Malerei, wenigſtens was den Zeitpunkt betrifft, wo ſie dem alten Vater ihre Bruſt zu trinken gibt. Zu geſchweigen, daß die Handlung, ſo edel ſie in ſich wirklich iſt, ihren ganzen Werth verliert, ſobald man ſie ſich offenbar vor aller Augen denkt und daß es zum Beiſpiel empörend wäre, ſie auf dem Theater wirklich vorgeſtellt zu ſehen; ſo iſt es doch unmöglich der Figur des Vaters dabei das mindeſte Intereſſe zu geben. Ein alter Mann, der eine Weiberbruſt ausſaugt, bleibt ein ekelhafter Anblick und die ganze Stellung ſowohl, als die Diſpoſition der Geſichtsmuskeln zum Saugen, raubt ihm jeden andern als den blos thieriſchen, erniedrigenden Ausdruck. Bei einem Gemälde, welches dieſen Gegenſtand vorſtellte, könnte gleichwohl noch ein rührendes Intereſſe für die Tochter empfunden werden; man würde nicht umhin können die kindliche Liebe zu bewundern, die einem alten, durch Hunger entkräfteten Manne das Leben rettet. Von dem allen aber kann ſchlechterdings in einer Vorſtellung des eben erwähnten Zuges aus St. Bernhards Legende nichts ausgedrückt werden, weil die Erfindung gar zu abgeſchmackt iſt. Sobald man die weibliche Figur ins Auge faßt, verliert ſie bei jedem Manne von Gefühl ihre Anſprüche auf Jungfräulichkeit und Weiblichkeit. So lächerlich es auch iſt, wenn van Dyk in ſeinem Gemälde vom heiligen Antonius bei den hieſigen Barfüßermönchen einen Eſel vor der Hoſtie knieen läßt, ſo iſt es doch immer noch erträglicher; man wird nicht indignirt, man lächelt nur, weil alles was zur innern Vortrefflichkeit des Menſchen

gehört, unabänderlich bleibt, hingegen konventionelle Begriffe, die man mit gewiſſen Dingen verbindet, der Veränderung unterworfen ſind. Wem indeß das größte Kompliment dabei gebührt, den Erfindern dieſes plumpen Scherzes, oder dem Volke, das ſich daran erbaut, iſt nicht leicht ausgemacht. Unſerer Logik klingt es abſurd, wenn jemand behaupten will, der Gegenſtand, vor welchem ein unvernünftiger Eſel knieet, verdiene die Anbetung des vernünftigen Menſchen; aber es hat einmal einen Grad von Einſicht gegeben und in Brabant exiſtirt er noch, dem dieſer Schluß die ſtärkſte Beweiskraft zu haben ſcheint. Bündigere und anſtändigere Beweisarten für die Heiligkeit des Altarſakraments können für einen höheren Grad der Vernunft berechnet ſein; wiewohl keine Vernunft das Uebernatürliche richten darf und es folglich ein überflüſſiges und widerſinniges Bemühen iſt, Dinge bei ihr rechtfertigen zu wollen, welche nur durch die Gabe des Glaubens erkannt werden können.

Die ganze Volksmenge von Mecheln gab man uns auf zwanzigtauſend Menſchen an und dieſes auffallende Mißverhältniß der Bevölkerung zum Umfange der Stadt erklärte beſſer als alles andere die ausgeſtorbene Leere, die wir überall bemerkten; denn nimmt man an, daß die Welt- und Ordensgeiſtlichen, die Nonnen und Beguinen, nach einer ſehr gemäßigten Berechnung zuſammen den fünften Theil dieſer Anzahl ausmachen, ſo begreift man leicht, wie nur ſo wenig Menſchen übrig bleiben, die ihre Geſchäfte zwingen ſich auf den Straßen ſehen zu laſſen. Wollte man fragen wie es möglich iſt, daß das berühmte, mächtige Mecheln ſo tief herabgeſunken ſein könne; ſo würde ich auf eben dieſe ungeheure Anzahl von Geiſtlichen verweiſen, die allmälig alle Bewegung gehemmt haben und, indem ſie ſich auf Koſten der Einwohner erhielten, faſt allein übrig geblieben ſind. Außer den ſechs Pfarrkirchen gibt es ſechs Mannsklöſter, zwölf Nonnenklöſter und zwei Beguinenhöfe, in welchen letzteren allein nah an tauſend Beguinen wohnen. Die Einkünfte dieſer Geiſtlichkeit belaufen ſich auf ungeheure Summen; die des Erzbiſchofs ſchlägt man auf hunderttauſend Gulden an. Mich wunderte es daher nicht, daß auf unſer wiederholtes Anfragen nach den Sehenswürdigkeiten von Mecheln, ein jeder uns an die Kirchen und Klöſter verwies und wir zuletzt bei dieſer allgemeinen Armuth an Gegenſtänden, welche die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdienen, in eine Sägemühle an der Dyle geführt wur-

den. Nunmehr war es wirklich Zeit, unſern Schauplatz zu verändern. Wir eilten alſo in unſer Quartier zurück und nachdem wir noch zuvor in einigen Buchläden die fliegenden Blätter des Tages, deren jetzt eine ungeheure Menge ununterbrochen herauskommen, gekauft hatten, ſtiegen wir in einen Wagen und fuhren in ſtarkem Trab auf dem ſchönſten Steindamm durch Alleen von hohen Bäumen, die hier jedes Feld und jeden Rain begrenzen, nach Brüſſel.

Von Vilvoorden, einem kleinen, an dem Kanal zwiſchen Antwerpen und Brüſſel gelegenen Städtchen, fuhren wir längs dieſem Kanal in gerader Linie nach der Reſidenzſtadt fort. Zu beiden Seiten erblickt man Landſitze mit prachtvollen Gebäuden, Gärten und dazu gehörigen Tempeln und Luſthäuſern. Alles verkündigt die Annäherung zu einem reichen, großen Orte, dem Wohnſitze eines zahlreichen, begüterten Adels und eines für den Genuß des Lebens empfänglichen Volks. Kurz vor der Stadt geht der Weg über den Kanal durch eine Pflanzung von hohen Bäumen, die zugleich als öffentliche Promenade dienen kann. Die Gegend um Brüſſel fängt wieder an ſich in kleinen Anhöhen angenehm zu erheben, deren einige ſich den Mauern ſo ſehr nähern, daß die zur Befeſtigung der Stadt nöthigen Auſſenwerke zum Theil darauf angelegt ſind. Wir hätten gern gewünſcht, dieſe Gegend in ihrem Sommerſchmuck zu ſehen, wo ſie wahrſcheinlich für den Freund des Schattens höchſt anmuthig ſein muß. Um die Wälle läuft ein herrlicher Gang mit hohen Espen beſchattet und innerhalb der Thore öffnet ſich dem Anblick eine Stadt, die den großen Reſidenzen Deutſchlands, was Umfang, Volksmenge und im Durchſchnitt gerechnet auch Pracht und Schönheit der Architektur betrifft, vollkommen an die Seite geſetzt zu werden verdient. Wir fuhren lange durch breite und enge, reine und ſchmutzige Straßen, über große und kleine Plätze, bei ſtattlichen, öffentlichen Gebäuden und ſchönen Privathäuſern vorbei und kamen endlich über den großen Markt, wo das Rathhaus, eins der bewundernswürdigſten gothiſchen Gebäude ſteht, vor welchem wir die Freiwilligen von Brüſſel und die neuerrichteten Dragoner ſich eben verſammeln ſahen. Die brabantiſche Kokarde, die jedermann bis hinab auf die gemeinſten Tagelöhner aufgeſteckt hatte und dieſes Militair, welches ſich link genug bei ſeinen Waffenübungen benahm, nebſt der Menge von Zuſchauern, die uns zu erkennen gaben, daß dieſes Schauſpiel ih-

nen noch neu ſein müßte, waren die einzigen Kennzeichen, an denen ſich die Revolution allenfalls errathen ließ.

Unſer Gaſthof war voll von Engländern; auch ging ziemlich allgemein die Sage, daß man im Begriff ſei ein engliſches Hülfskorps zu errichten, womit es jedoch wohl zu keiner Zeit Ernſt geweſen ſein mag. Die Anweſenheit des Herzogs und der Herzogin von Devonſhire ſchien auf die politiſche Lage von Brabant keine Beziehung zu haben. Wir hörten hie und dort, daß dies eine gewöhnliche engliſche Reiſe aufs feſte Land ſei, wodurch man Zeit zu ökonomiſiren gewinnt; denn allzugroßer Aufwand erſchöpft zuletzt auch die ungeheuerſten Einkünfte. Allein ſchwerlich konnte dieſer Fall hier eintreten, weil der Herzog bei einer ſolchen Reiſe eben nicht ſpart. Dieſen Zoll müſſen indeß die Großen jederzeit von ihren disproportionirten Reichthümern und Beſitzungen an das Publikum zahlen; ich meine daß man wegen der Höhe, die ſie beſtiegen haben, und von welcher ſie auf das übrige Menſchengeſchlecht herabſehen, die Augen unaufhörlich auf ſie gerichtet hält, ihre Bewegungen, eben weil ſie ſich nicht verbergen laſſen, ſtets bewacht und ihnen allerlei Motive andichtet, von denen ſie ſelbſt ſich oft nichts träumen ließen. Ein jeder allzureicher Privatmann wird ſchon durch die Mittel zu wirken, die er in Händen hat, ein wichtiger Menſch im Staate und in ſofern muß er ſich billig dem Urtheile ſeiner Mitbürger in dem Grade, wie die in öffentlichen Aemtern ſtehenden Perſonen, ſtellen und unterziehen. Die Natur verübt auch hierin die ihr eigene Gerechtigkeit. Das wahre, ächte, einzige Eigenthum iſt in unſerm Herzen und Verſtande. Auf alle anderen erworbenen äußerlichen Güter behält der Nebenmenſch immerfort einen natürlichen Anſpruch, der, wenn man ſich auch vermittelſt des bürgerlichen Vertrags deſſen begibt, ſich dennoch in der Freiheit und Unausbleiblichkeit des Urtheils über ſeine Anwendung immer wieder äußert. Je überwiegender der Einfluß iſt, den ein Weſen in die Schickſale der Menſchen hat, deſto allgemeiner wird dieſes Weſen für Alle ein Gegenſtand des Nachdenkens, des Lobes und des Tadels. Daher gibt es nichts in der Welt, worüber täglich und ſtündlich ſo viele und zugleich ſo ſchiefe Urtheile gefällt werden, als über die Sonne, die Natur und Gott.

XIV.

Brüſſel.

Wir ſind einige Tage nach einander ausgeweſen, um die Stadt zu beſehen. Sie iſt ſehr unregelmäßig gebaut, die Straßen laufen krumm, kreuz und quer durcheinander; viele ſind indeß ziemlich breit und faſt durchgehends ſieht man ſchöne oder wenigſtens ſolide Häuſer, die ein gutes Anſehen haben. Die meiſten Privathäuſer ſind nach der Straße hin ſehr ſchmal und mit Gebeln, welche ſich ſtufenweiſe zuſpitzen, verſehen. Faſt alles, die großen, maſſiven Gebäude ausgenommen, iſt wie in den übrigen brabantiſchen Städten mit weißer Tünche überzogen. Die Gegend um den Park iſt eine der ſchönſten und würde in jeder großen Stadt dafür gelten. Maſſive, große Gebäude von einfacher aber geſchmackvoller Bauart zieren ſie. Der Königsplatz, wo eine koloſſaliſche Bildſäule des Prinzen Karl von Lothringen in Erz vor der St. Jakobskirche, in einer Linie mit dem kühnen, leichten Spitzthurm des Rathhauſes ſteht, iſt mit eben ſolchen Gebäuden umringt. Der Gerichtshof von Brabant, oder das ſogenannte Conſeil hält in einem neuen, von den Ständen errichteten Palaſt, der nach dem Park hinſieht, ſeine Sitzungen. Die Hotels des Herzogs von Aremberg, des Vicomte von Walkiers, des engliſchen Geſandten, ingleichen das Wappenhaus u. a. m. ſtehen ſämmtlich in dieſer Gegend.

Seit ſechzehn oder achtzehn Jahren hat Brüſſel, zumal um den Park herum eine neue Geſtalt gewonnen. Die alten Gebäude, die man hier noch ſieht, wie zum Beiſpiel die Reitbahn, ſtehen beinahe unter der Erde; die neuen hingegen haben zwei oft drei Keller oder Souterrains über einander, indem man das Erdreich bis zu einer Höhe von dreißig Fuß und darüber aufgeſchüttet hat, um die ehedem vorhandenen Unebenheiten auszufüllen. Der Park iſt daher jetzt ſchon vollkommen geebnet bis auf zwei Vertiefungen, welche noch vor kurzem Sümpfe waren, jetzt aber mit ſchönem, hohem Gebüſch bekleidet und mit feſten Sandgängen ausgelegt ſind. In einem dieſer Gründe ſahen wir eine Grotte mit einem Springbrunnen, der aber jetzt nicht floß. Das viereckte Becken von Stein unter der Niſche (worin

eine leſende weibliche Figur von Marmor liegt), hat auf ſeinem Rande folgende merkwürdige Inſchrift: Petrus Alexiowitz Czar Moscoviae Magnus Dux margini huius fontis insidens illius aquam nobilitavit libato vino hora post meridiem tertia die XVI. Aprilis anni 1717. Der große Stifter des ruſſiſchen Kaiſerthums hatte nämlich bei einem Gaſtmal, welches man ihm zu Ehren gab, ein wenig zu tief ins Glas geſehen. Indem er nun hieher ſpazierte, um in der friſchen Luft die Dünſte des Weins verrauchen zu laſſen, fiel er in das Waſſerbecken und es geſchah was die Inſchrift ſehr zierlich und fein mit dem libato vino ausdrückt.

Der ſogenannte große Markt iſt wirklich nicht ſo groß, wie man ihn ſich nach dieſem Beinamen vorſtellen möchte; allein das Rathhaus mit ſeinem hohen gothiſchen Thurme ziert dieſen Platz und gibt ihm Anſehen. Das Einfache pflegt ſelten die ſtärkſte Seite der gothiſchen Bauart auszumachen; bei dieſem Thurme halten jedoch die vielen kleinen Spitzen und einzelnen Theile den Beobachter nicht ab, Einen großen Eindruck von kühn und leicht emporſtrebender Höhe zu empfangen. Es wird immer den Gebäuden in dieſem Geſchmack zum Vorwurf gereichen, daß ihre Geſtalten ſtachlicht und gleichſam zerſplittert ſcheinen, zu ſcharfe, eckige, in die Länge gezerrte Verhältniſſe und Formen darbieten und dem Auge keine Ruhe laſſen. St. Michael ſteht nicht übel auf der Spitze dieſes Thurms in koloſſaliſcher Größe, die jedoch von unten immer noch klein genug erſcheint, und mit dem beſiegten Feinde zu ſeinen Füßen. Auf dem benachbarten Giebel des Brauerhauſes ſteht des Prinzen Karl von Lothringen vergoldete Bildſäule zu Pferde lange nicht ſo ſchön und gewiß nicht an ihrem Orte; allein die Brüſſeler ſcheinen dieſen Fürſten ſo lieb gehabt zu haben, daß ſie ihn gern über ihren Köpfen reiten ließen.

Zu den Veränderungen in Brüſſel muß man noch die ſeit der Aufhebung der Klöſter angebauten Plätze rechnen, auf denen jetzt ſchon eine große Anzahl neuer Häuſer ſtehen. Eins von dieſen Klöſtern, welches innerhalb der Stadt anſehnliche Gärten beſaß, brachte durch ſeine Aufhebung zum erſtenmal den Einwohnern und ihrem Handel einen wichtigen Vortheil, indem der Kaiſer daſelbſt einen ſchönen, geräumigen Platz zum Kornmarkte einrichten ließ, auf welchem jeder Gattung von Getreide ihr beſonderer Ort angewieſen iſt; es ſtehen Pfähle errichtet, mit Bre=

tern daran, worauf man „Bohnen, Buchweizen, Weizen, Roggen, Hafer, Gerſte" u. ſ. w. lieſt. In einer andern Gegend baute man nur noch im vorigen Jahre mehr als zwanzig neue Häuſer auf den Schutthaufen eines Kloſters. Dieſe Veränderungen und Verſchönerungen einer Stadt, die, wenn man einzelne Gebäude ausnimmt, im Ganzen bereits an Schönheit mit Berlin verglichen werden darf, werden jetzt eine Zeitlang ins Stocken gerathen; wenigſtens werden die noch übrigen Klöſter vor der Hand wohl mit dem Schickſal, das Joſeph der Zweite ihnen drohete, verſchont bleiben. Das fromme, katholiſche Volk von Brabant hängt mit ganzer Seele an ſeinem Herkommen in der Religion wie in der Politik, und wenn man es aufmerkſam beobachtet, ſo begreift man nicht wie es möglich und wirklich geworden iſt, daß dieſes Volk mit der Anſtrengung eines Augenblicks ſeinen Oberherrn vertrieben hat.

Die große Maſſe des Volks in Brüſſel iſt, ſo viel ich nach dem Haufen urtheilen kann, der ſich in den Straßen ſehen läßt, nichts weniger als eine ſchöne Race. Sei es verderbte Lebensart, Eigenheit des hieſigen Bodens, oder Einwirkung der Verfaſſung und anderer zu wenig bekannter Umſtände; aber gewiß iſt es, daß das gemeine Volk eher unter, als über der mittleren Statur gerechnet werden muß. Beſonders iſt dies an dem andern Geſchlechte auffallend ſichtbar, das überdies noch im Verhältniß des Körpers kurze Arme und Beine hat. Ihre Geſichtszüge kann man nicht eigentlich häßlich nennen; allein bei einer ziemlich regelmäßigen Bildung iſt etwas Schlaffes und Grobfleiſchiges zugleich bemerklich, welches das phyſiognoſtiſche Urtheil von gutmüthiger Schwäche und unintereſſanter Leere nach ſich zieht. Jene ſchönen vollwangigen Geſichter mit hoher Stirne und ſchöngebogener Naſe, mit Feuer im großen Auge, ſtarken Augenbrauen und ſcharfgeſchnittenem weitem Munde, die uns im Limburgiſchen und ſelbſt noch in dem an Lüttich grenzenden Tirlemont gefielen, ſahen wir hier nicht wieder. Es ſcheint als hätte auf dem niederländiſchen Grunde der franzöſiſche Firniß die Züge nur mehr verwiſcht, nicht charakteriſtiſcher gemacht. Dies kann vielleicht parador, vielleicht gar unrichtig klingen; allein ich bin für mein Theil überzeugt, daß auch ohne wirkliche Vermiſchung der Racen, blos durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landesſprache, durch die vermittelſt derſelben in Umlauf gekommenen Vorſtellungsarten und Ideenverbindungen,

endlich durch den Einfluß, den dieſe auf die Handlungen und auf die ganze Wirkſamkeit der Menſchen äußern, eine Modifikation der Organe bewirkt werden kann. Rechnen wir hinzu, daß von alten Zeiten her Ausländer über Brabant herrſchten; daß Brüſſel lange der Sitz einer großen, glänzenden Hofſtatt war; daß auch mancher ausländiſche Blutstropfe ſich in die Volksmaſſe miſchte; daß der Luxus und die Ausſchweifungen, die von demſelben unzertrennlich ſind, hier in einem hohen Grade, unter einem reichen, üppigen und müßigen Volke ſeit mehreren Jahrhunderten im Schwange gingen: ſo kann die beſondere Abſpannung, die wir hier bemerken, ſich gar wohl aus natürlichen Urſachen erklären laſſen. Es iſt indeß nicht der niedrige Pöbel allein, deſſen Geſtalt zu jener Skizze paßt; das ganze Corps der freiwilligen Bürger, das wir täglich auf dem Markte ſehen und deſſen Glieder wenigſtens bemittelt genug ſind, um auf eigene Koſten alles, was zu ihrer Equipirung gehört, ſich anzuſchaffen, ja, unter denen viele ein reichliches Einkommen haben; dieſes Corps, ſage ich, ſo ſchön es gekleidet iſt, ſo eine kriegeriſche Miene es macht und ſo viel Standhaftigkeit und Edelmuth es wirklich beſeelen mag, beſteht gleichwohl durchgängig aus kleinen, ſchmächtigen Menſchen, auf deren Wange ſelten einmal etwas von einer martialiſchen Farbe glüht.

Die Hauptkirche zu St. Gudula iſt ein ungeheures, altes Gebäude von ehrwürdigem Anſehen, inwendig mit einer ſehr großen Anzahl von Kapellen ausgeſchmückt. Die vornehmſte, des wunderthätigen Sakraments, bot uns den ſchönſten Rubens dar, den wir bis jetzt geſehen hatten, den ſchönſten, ich ſage es dreiſt heraus, den ich von ſeiner Hand nicht übertroffen zu ſehen erwarte. Das Süjet, welches er ſich gewählt hat, iſt Chriſtus, indem er Petro die Himmelsſchlüſſel übergibt. Es herrſcht eine erhabene, göttliche Ruhe in dieſer ſchönen Gruppe von Köpfen, deren Kraft und Glanz ſo friſch iſt, als wären ſie geſtern gemalt. Die Farben haben einige Härte, die man aber über den Eindruck des Ganzen nicht merkt. Der Chriſtuskopf iſt ſchön und ſanft, nur diesmal gar zu ſtill und unbeſeelt. Die Künſtler ſcheinen mannichmal zu wähnen, daß die Sanftmuth des Dulders ſich nicht zu innerem Feuer geſellen dürfe, durch welches ſie doch erſt ihren größten Werth erhalten muß; denn ſanft ſind ja auch die frommen Thiere, die einen hier, am un-

rechten Orte angebracht, um das allegoriſche: weide meine Schafe! anzudeuten, wirklich ärgern. Die linke Hand des Heilands iſt von großer Schönheit, wie jene berühmte Hand von Carlo Dolce in Düſſeldorf. Petrus, der ſich über die rechte Hand ſeines Herrn beugt, iſt ein Kopf voll Hingebung, Vertrauen, Glauben und Feſtigkeit. Jakobus iſt alt und ehrwürdig; die andern beiden Köpfe, von weniger Bedeutung, dienen jedoch zur Verſchönerung der ſo groß gedachten Gruppe. Das Bild iſt nur ein Knieſtück. Von den vielen Gemälden von Crayer, Coxis, van Cleef, Champagne, Otto Venius und Andern, welche die zahlreichen Kapellen dieſer Kirche zieren; von den Statüen der Heiligen, den koſtbaren Altären, den gemalten Fenſtern und den Mauſoleen kann ich nach dem Anblick eines ſolchen ächten Kunſtwerks nicht ſprechen. Das wahrhaft Vollendete der Kunſt füllt die Seele ſo vollkommen, daß es für geringere Gegenſtände keinen Platz darin läßt.

In der zum großen Beguinenhofe gehörigen Kirche ſahen wir an dem Altar zur Rechten ein ſchönes Gemälde von Crayer; es war eine Kreuzigung Chriſti. Der Kopf des Erlöſers war edel und ſogar erhaben; Johannes nicht ſchön, aber von bewundernswürdigem Ausdruck. Den Blick auf den Gekreuzigten gerichtet, ſcheint er faſt noch mehr als dieſer zu leiden. Die Muttergottes iſt nicht ſo glücklich gefaßt, aber dennoch von vorzüglicher Kraft und ſchön drappirt, zumal um den Kopf. Die Magdalene zu den Füßen des Kreuzes iſt ebenfalls ihres Platzes in dieſem Stücke würdig, wiewohl ſie mit dem Johannes nicht verglichen werden kann. Die Farbe des Stücks iſt wahr und der Ton in ſchöner Harmonie. Die Gruppe iſt einfach und natürlich; kurz, ſo wenig es mir gegeben iſt, mit Enthuſiasmus und Liebe an einer der Kunſt ſo heterogenen Wahl zu hangen, ſo unverkennbar iſt Crayer's Verdienſt in der Behandlung. Unmöglich konnte man einen Gegenſtand, der an ſich das Gefühl ſo fürchterlich verletzt, wie die Marter des menſchlichen Körpers, auf eine intereſſantere Weiſe darſtellen, ſo daß man über den Geiſt und den Adel der Charaktere beinahe die Gräßlichkeit des körperlichen Leidens und der vom Henker verzerrten Geſtalt vergißt.

Die St. Jakobskirche am Königsplatz, ſonſt auch die Kirche vom Kaudenberg genannt, überraſchte uns nach ſo vielen theils gothiſchen, theils in einem barbariſchen Geſchmack mit Kleinigkeiten und Spielereien überladenen Kirchen, auf eine ſehr ange-

nehme Art. Ihre äußere Facciate iſt edel und groß und hat nur den Fehler, daß ſie zu beiden Seiten zwiſchen Häuſern ſteckt, die zwar nicht übel gebaut, aber doch keinesweges an ihrem Platze ſind und den übrigen Bau der Kirche verſtecken. Die Basreliefs im Fronton und über der Thüre ſind unbedeutend; aber in der ſchönen korinthiſchen Architektur iſt Reichthum und Simplicität auf die glücklichſte Art verbunden. Noch mehr gefiel mir der Anblick des Inneren von dieſem höchſt regelmäßigen Tempel. Die Proportionen der korinthiſchen Säulen ſind untadelhaft, ihre Kapitäler ſchön geſchnitzt und die Dekorationen der Kuppel, der Bogen und der Soffiten von ausgeſuchter Schönheit und Eleganz. Die ganze Form des Schiffs und die Verhältniſſe des Kreuzes entzücken das Auge, und dieſe durch keine kleinliche, unnütze Zierräthen verunſtaltete, durch nichts Heterogenes geſtörte Harmonie wird durch die weiße Farbe, womit die ganze Kirche überzogen iſt, noch erhöhet. Hier ruhet das Auge und der Geiſt; hier fühlt man ſich wie zu Hauſe und glaubt an die Verwandtſchaft des Bewohners mit unſerm Geiſte; hier iſt nichts Finſtereres, nichts Schauerlicherhabenes. Größe iſt es, mit gefälliger Grazie, mit Schönheit und Liebe umfloſſen. Die Verſchwendung der köſtlichſten Marmorarten in den hieſigen Kirchen beklagten wir erſt recht lebhaft, nachdem wir dieſes ſchöne Gebäude betrachtet und uns vorgeſtellt hatten, welch einen herrlichen Effekt es machen würde, wenn man ſie hier angewendet und die Vollkommenheit der Form durch die Pracht und Vortrefflichkeit des Stoffs erhöhet hätte. Aber daß ſich nur niemand in Zukunft auf den Geſchmack der vermeinten Kunſtkenner verlaſſe! Dieſe Kirche und Crayer's Gemälde bei den Beguinen hatte man uns mit Achſelzucken genannt. Dafür loben ſie uns das Portal der Auguſtinerkirche und Landſchaften von Breughel!

Der Abbé Mann, ein alter Engländer, verſchaffte uns Gelegenheit das Gemäldekabinet des hieſigen Banquiers, Herrn Danhot, zu ſehen und ich kann nicht zu früh von dieſer vortrefflichen Sammlung ſprechen, die mich mitten in Brüſſel ſo angenehm an italieniſche Kunſt und ihre Vollkommenheit erinnerte. Ich ſage Dir nichts von dem ſchönen Lukas van Leyden, deſſen Verdienſt in ſeinem Alterthum beſteht; von den kleinen Stücken, worunter ein Miris befindlich iſt, der dem Eigen-

thümer viertauſend Gulden gekoſtet hat; von den meiſterhaften Landſchaften des wackern van Goyen; von dem Salvator Roſa, dem Baſſano, den Teniers groß und klein, fünf an der Zahl, ſo ſchön ich ſie je geſehen habe; von dem St. Franziskus von Guido und einer Jungfrau, angeblich von demſelben Meiſter, die ich aber beide für Kopien halte; von den zwei Obſt naſchenden Knaben des Murillo, die, wie alles von dieſem Künſtler, aus der Natur leibhaft ergriffen ſind; ich mag nicht von van Dyk's ſchönen Skizzen ſprechen, worunter beſonders die Abnehmung vom Kreuze ſo lieblich gedacht iſt, daß man den Tod des Adonis zu ſehen glaubte, wenn nicht ein Prieſter im Meßgewande vorn die Illuſion zerſtörte; nicht von Rembrandt's zwei unnachahmlichen Portraiten, dem Maler und dem Philoſophen; nicht von dem vermeintlichen Raphael, der dieſen Namen nicht verdient; nicht von Rubens Sabinerraub, von ſeiner Bürgerſchaft von Antwerpen vor Karln dem Fünften; nicht einmal von ſeiner Rückkehr aus Aegypten, mit Figuren in Lebensgröße, wo Gott der Vater ſehr gemächlich in den Wolken ſitzt, der Chriſtusknabe hingegen mit einem lieblichen Kopf, eine vorzügliche Leichtigkeit im Gange hat. Was konnte ich von dieſem Reichthum noch ſehen, nachdem ich eine Danaë von Tizian und ein Portrait der Frau des Malers Joconde, von Leonardo da Vinci's Hand geſehen und verſchlungen hatte? Die Danaë iſt eine köſtliche Figur; ſie liegt da und lebt. Mehr wird kein Menſch zu ihrem Lobe ſagen können. Farbe, Geſtalt der Muskeln, Friſche und Sammetweiche der Haut, ſind wahr bis zum Angreifen und in der Fülle der Reize. Es iſt nur Schade, daß der große Meiſter dieſem ſchönen Körper keine Seele ſchuf; der leere Kopf mit den geſchloſſenen Augen iſt auszeichnend häßlich; man möchte ihn aus dem Bilde herausſchneiden, damit er deſſen Harmonie nicht ſtörte. Frau Joconde erinnerte mich augenblicklich an mein Lieblingsbild in der landgräflichen Galerie zu Caſſel, wo dem Künſtler genau daſſelbe Geſicht zu einer himmliſchen Madonna gedient haben muß. Das Kolorit des hieſigen Stücks hat indeß vor jenem einen entſchiedenen Vorzug. Sie hält die eine Hand mit einer Aglaienblume ein wenig ſteif nach Art der älteren Maler empor; in der andern hat ſie blühenden Jasmin und im Schooße liegen noch einige Blumen. Ein wenig Härte und Trockenheit mag immer der Pinſel beibehalten haben; es iſt doch unmöglich eher daran zu denken, als bis man an den

Wundern der Zeichnung geſchwelgt hat und einen Vorwand ſucht, um endlich ſich loszureißen. Umſonſt! dieſe kleinen Unvollkommenheiten, die ſo innig mit der Schönheit und dem Seelenadel des Weibes verwebt ſind, werden bei ihr zu neuen Feſſeln für unſer Auge und für das Herz. Man überredet ſich gern, daß etwas ſo Vortreffliches nicht anders als wie es iſt, vortrefflich ſein könne und liebt den Flecken um des Platzes willen, den man ihm beneidet. Die Natur hat die Talente nicht vereinigen können, nicht Tizian's Sinn für den zarten Hauch des Lebens, mit unſeres Leonardo's leiſer Ahnung des Seelenausdrucks! Sie gehen alſo wohl nicht beiſammen und wir begnügen uns, — begnügen? ſo vermeſſen dürften wir vom Genuſſe der edelſten Schöpfungen des Genius ſprechen? — wir ſind überglücklich, uns in den Geſichtspunkt eines jeden einzeln zu verſetzen und ihre Seele in einer Sprache von unausſprechlichen Ausdrücken mit der unſrigen in Gemeinſchaft treten zu laſſen. Ein jeder wähle was ihm frommt! ich halte mich hier an den Zauberer, der Geiſter vor mir erſcheinen läßt; wohlthätige Erſcheinungen, die einmal geſehen, ewig unvertilgbare Spuren ihres Daſeins im Innern des Schauenden hinterlaſſen. Iſt das eines Malers Frau? dann werft eure Paletten weg, ihr anderen Maler, wenn ihr Madonnen und Engel, die ſeligen Bewohner des reinen Aethers, malen ſollt. Sie hat in ſich die Fülle alles deſſen, was Andern Regel und Muſter iſt; ihr ſelbſt unbewußt, denn ſie kennt weder Regel noch Muſter. Ihr Sinn iſt Jungfräulichkeit, ihr Thun lauter wie das Element, in dem eure Götter athmen; Sanftmuth und die äußerſte Feinheit umſchweben ihren wahren, zarten Mund; unbeſchreiblich leiſe ſinnt es nach in ihr, im Eindruck des Kopfs um die Gegend der Schläfe; heilig und rein iſt das große niedergeſchlagene Augenpaar, das die Welt in ſich aufnimmt und ſie ſchöner wiedergibt. Wer möchte nicht unſichtbar ſie umſchweben in ihrer dunkeln Grotte, deren Grund faſt nicht zu erkennen iſt, wo ſie einſam und in ſtiller Ruhe die Natur der Blüthen ergründet, ſie ſelbſt die zarteſte und ſchönſte der Blüthen! Die Mauerraute wuchert in den Ritzen der feuchten Felſenwand und die Ranken des Zimbelkrauts hangen üppig daran herunter und wollen gedrückt ſein von Ihr! Alles iſt vollendet und bis auf die zarteſten Merkzeichen ausgemalt, alles in ſeinen unbedeutendſten Umriſſen wahr und beſtimmt. O Carlo Dolce! wehe dem, der von

einem ſolchen Meiſter wie Leonardo da Vinci nicht lernte, die Sorgfalt der Natur von der ekelhaften Pinſelei der Manier unterſcheiden!

XV.

Brüſſel.

Niemand ſoll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatze kommen, den jetzt ſo mancher Apoſtel des Deſpotismus umherträgt und den ich ſchon zum Ekel von Nachbetern wiederholen hörte: daß die Aufklärung Schuld an politiſchen Revolutionen ſei. Hier in Brüſſel ſollen ſie mir ihren Satz einmal anwenden! Ja wahrlich, vollkommner war keine Unwiſſenheit, dicker keine Finſterniß, bleierner drückte nie das Joch des Glaubens die Vernunft in den Staub. Hier hat der Fanatismus Aufruhr geſtiftet; Aberglaube, Dummheit und erſchlaffte Denkkraft ſind ſeine Werkzeuge geweſen.

Was Revolutionen im Staat hervorbringt iſt gänzlich unabhängig von dem jedesmaligen Grade der Einſicht des revoltirenden Volkes. Wenn ſeine Leidenſchaften aufgeregt ſind (das geſchehe nun durch den unerträglichen Druck der Tyrannei oder durch die Aufwieglungskünſte boshafter und herrſchſüchtiger Menſchen), dann iſt die Revolution zur Reife gediehen; nur mit dem Unterſchiede, daß jene beſteht, weil ſie einen weſentlichen Grund, eine materielle Veranlaſſung hat, dieſe hingegen wieder in ihr Nichts zurückſinkt, ſobald die Täuſchung aufhört.

Die Kirchen und Klöſter in Brüſſel ſind zu allen Stunden des Tages mit Betenden angefüllt — und an den Thoren der Tempel lauert der Geiſt der Empörung ihnen auf. Hier läßt der Congreß ſeine Mandate und Verordnungen anſchlagen; hier leſen wir die täglich herauskommenden Aufforderungen an das Volk, gegen die ſogenannten Verräther des Vaterlandes, nämlich gegen die Demokraten, mit Feuer und Schwert zu wüthen; hier läſtert die Zunge der Verläumdung den braven Van der Merſch; hier ſtößt man Verwünſchungen aus gegen die holländiſchen Flüchtlinge, denen man die Freiheitsliebe zum Verbre-

chen macht; hier erdreiſtet man ſich ſogar den heftigſten Ausbrüchen der Wuth, womit die ariſtokratiſche Partei die andere verfolgt, den Anſtrich frommer Handlungen zu geben und die rechtgläubigen Einwohner im Namen ihrer Religionspflichten dazu anzuſpornen. Unverkennbar iſt der Geiſt, der in dieſen Anſchlagzetteln ſpukt; es gibt nur Eine Klaſſe von Menſchen, die auf ſolche Weiſe Menſchliches und Göttliches unter einander wirft, um die blöden Augen der Menge zu blenden und ihre ſchwache Vernunft durch kaſuiſtiſche Zirkelſchlüſſe zu hintergehen.

Das Siegel eines weit ärgeren Deſpotismus, als derjenige war, dem die Niederländer entronnen ſind, klebt noch an ihrer Stirn und ein Jahrhundert wird es nicht abwaſchen können. Mit ihrer neuerlangten Freiheit wußten ſie nichts anzufangen; ſie war ihnen läſtig: ſie können ohne Beherrſcher nicht beſtehen. Nous ne voulons pas être libres, „wir wollen nicht frei ſein,“ antworten ſie uns, wenn wir ſie um ihrer Freiheit willen glücklich preiſen; ohne doch vermögend zu ſein, uns nur etwas, das einem Grunde ähnlich geſehen hätte, zur Rechtfertigung dieſes im Munde der Empörer ſo paradoxen Satzes vorzubringen. Nous ne voulons pas être libres! Schon der Klang dieſer Worte hat etwas ſo Unnatürliches, daß nur die lange Gewohnheit nicht frei zu ſein, die Möglichkeit erklärt, wie man ſeinen tückiſchen Führern ſo etwas nachſprechen könne. Nous ne voulons pas être libres! Arme, betrogene Brabanter! das ſagt ihr ohne Bedenken hin; und indem ihr noch mit Entzücken euren Sieg über die weltliche Tyrannei erzählt, fühlt ihr nicht weſſen Sclaven ihr waret und noch ſeid? Schon recht! ihr könnt auch nicht mehr frei ſein; ihr ſeid geborene Knechte: Einem Herrn entlauft ihr; aber des andern Zeichen iſt euch eingebrannt, an welchem es jedem Klügeren ſpottleicht wird, euch wieder zu kennen und einzufangen, wähntet ihr gleich, ihr wäret frei!

Wie der Vogel, der den Faden bricht,
und zum Walde kehrt:
er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
noch ein Stückchen des Fadens nach;
er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht —!

Aberglaube heißt der Faden, der allerdings nur gar zu oft auch vom weltlichen Deſpoten ergriffen wird und an dem er die gefeſſelten Nationen lenkt. Ein gefährliches Unterfangen! denn

es darf ſich nur die Hierarchie an den Faden hängen, ſo ſchwingt ſie das Volk und den Herrſcher nach ihrer Willkür umher.

Brabant iſt ſeines Aberglaubens wegen berühmt, Dank ſei es Philipp's grauſamer Politik, die das Schwert in den Eingeweiden ſeiner ſelbſtdenkenden Unterthanen wühlen ließ und jedem Andersgeſinnten den Scheiterhaufen zuerkannte. Die Rechtgläubigen, die allein in dem entvölkerten Lande übrig blieben, mochten wohl erblaſſen über ihrer eigenen Hände Werk. Triefend vom Blut ihrer Brüder flohen ſie vor dem grellen Lichte ihrer ſtrafenden Vernunft und den Qualen einer vergeblichen Reue. Sie eilten die Bürde des verwundeten Gewiſſens im mütterlichen Schooße der Kirche abzuwerfen und die Zauberin verwandelte den Brudermord in ein gottgefälliges Opfer. So ziemte es ihr Verbrechen zu heiligen, die ſie zuerſt gebot. Zitternd vor ihr, die damals das Menſchengeſchlecht eher vertilgen als ihrem Herrſcherrecht entſagen wollte, huldigten ſie der unerforſchlichen Weisheit, womit die Kirche alle Widerſprüche vereinigte und ſchrieben der läſtigen Zweiflerin Vernunft einen ewigen Scheidebrief.

Das ſchöne Vorrecht einer Religion des Friedens, dem Verbrecher im Namen der verſöhnten Gottheit Verzeihung und Gnade darzubieten, erſtreckt ſich nicht bis zur Aufhebung der natürlichen Folgen des Uebels. Geiſtliche Zurechnung mag ſie dem Sünder erlaſſen, aber weder Reue noch Seligſprechung können ungeſchehen machen, was geſchehen iſt, können aus der Kette der Dinge ein einziges Glied reißen, das hier Wirkung war und dort wieder Urſache wird. In Brabant, wo die vorgeblichen Vertrauten der Götter nicht blos zu verzeihen, ſondern zu billigen, ja zu gebieten wagten, was die Natur als Verbrechen verabſcheuet — werden hier allein die Verirrungen der wider ſich ſelbſt wüthenden Menſchheit ohne Folgen geblieben ſein? Nimmermehr! Lieber läugne man allen Zuſammenhang und jede Beziehung in der Natur; man läſtre die unverbrüchliche Treue, womit ſie an ihren Geſetzen bekleibt, ehe man zweifelt ob das Verzichtthun auf den Gebrauch der Vernunft, und ob die Betäubung des moraliſchen Gefühls eine andere Wirkung haben könne, als immer zunehmende Entartung!

Seit jener unglücklichen Epoche, da hier die Philippe und die Albas mordeten, da das Blut der freien Edlen auf dem Richtplatze floß, erwähnt die Geſchichte dieſer Provinzen nur dann, wenn fremde Kriegesheere ſie zum Kampfplatz wählten,

oder wenn ſie als ein Erbgut aus einem Fürſtenhauſe in das andere übertragen wurden. Nie wieder erwachte in ihnen ein eigenthümlicher Geiſt, nie erhob ſich aus ihrer Mitte ein großer Mann! In Unthätigkeit verſunken behaupteten ſie nie die Rechte der Menſchheit gegen die übermüthigen Nachbaren, die ihrem Oberherrn das harte Geſetz vorgeſchrieben hatten, die Flüſſe ſeines Landes zu verſchließen und ſeinen Städten mit dem Handel auf dem Meere Wohlſtand, Volksmenge und Mittel zur Bildung des Geiſtes zu rauben. Bei Joſeph's Verſuche, dieſes widernatürliche Joch abzuwerfen, verhielten ſich die Brabanter leidend und die Flammänder ſträubten ſich; jene glaubten am Speditionshandel hinlänglichen Erſatz für die geſperrte Schelde zu beſitzen, oder hatten ſich ſchon gewöhnt in ihren angeerbten Schätzen unerſchöpfliche Quellen des eingeſchränkten, ſtillen, müßigen Genuſſes zu finden; dieſe wollten ihr Oſtende dem Flor von Antwerpen nicht opfern. Der Adel in beiden Provinzen befürchtete im vermehrten Wohlſtande des Bürgers Verminderung ſeines Einfluſſes und Anſehens; und die Geiſtlichkeit, die in einigen Provinzen zum Beſitz der Hälfte und in Brabant voller zwei Drittheile von dem ganzen Landeigenthum gelangt war, begnügte ſich an dem ſichern Ertrage des fruchtbaren Bodens.

Eine Zeitlang hatte zwar aus den Schutthaufen der Freiheit die Kunſt noch hervorgeblühet. Statt des Schwertes, das den Belgiern aus der Hand geſunken war, hatten ſie den Pinſel ergriffen; denn plötzlich erliſcht die Energie des menſchlichen Geiſtes nicht: in ihrem Wirken unterbrochen, wirft ſie ſich gern erſt in neue Kanäle. Der Luxus der Hauptſtadt, der gehemmte Umlauf ungeheurer Kapitalien in den Handelsſtädten, die Politik und die Hoffart der Kleriſei und der geiſtlichen Orden gaben anfänglich den Künſtlern Beſchäftigung; allein auch dieſe Periode war bald verfloſſen und alles neigte ſich unter dem narkotiſchen Fittig der Pfaffenerziehung zum langen Geiſtesſchlafe. Um Geſtalten hinzaubern zu können als lebten ſie, um Menſchen handelnd darſtellen, ja in Thaten groß auch nur ahnen zu können, müſſen frühzeitig die Bilder des Mannichfaltigen den unbefangenen Geiſt zur Thätigkeit wecken und die Begierde zu ſchaffen in ſeinem Innern hervorrufen. Das träge Blut des Belgiers vermochte dies nie von ſelbſt. Als der Rauſch, den ihm die kriegeriſchen Zeiten zurückgelaſſen hatten, ziemlich verdünſtet, als van Dyk nach England verpflanzt und zu früh ge-

ſtorben war, da welkte die niederländiſche Kunſt und jene ſogenannten Malerakademien, welche noch jetzt in Mecheln und Antwerpen beſtehen, ſanken in eine Geringfügigkeit, die ärger als Vernichtung iſt.

Die mechaniſchen Künſte haben ſich länger gehalten, weil die Art des Fleißes, welche kein Nachdenken erfordert, ſondern das Werk der Uebung und Gewöhnung iſt, phlegmatiſchen Völkern zur andern Natur werden kann. Ihre Exiſtenz in dieſer wie in jeder Rückſicht iſt maſchinenmäßiger, als die Exiſtenz der lebhafteren, geiſtreicheren Menſchen, deren unſtätes Weſen mehr von eigenen Antrieben abhängt und daher öfter die Erſcheinung des Müßigganges bewirkt. Noch gibt es in allen belgiſchen Provinzen anſehnliche Wollen- und Leinenfabriken, obwohl die erſteren in Vergleich mit ihrem Flor im vierzehnten Jahrhundert, als Löwen und Ipern jedes viertauſend, Mecheln über dreitauſend und Gent vierzigtauſend Weberſtühle beſchäftigen konnten, gleichſam nur armſelige Trümmer der ehemaligen Wirkſamkeit verrathen. Lange vor dem Ausbruche des Religionskrieges wanderten aber ſchon Tauſende von Fabrikanten nach England und während der Unruhen öffnete Eliſabeth ihre Häfen den fleißigen Flüchtlingen, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verließen. Andere Zweige des ſtädtiſchen Fleißes ſind durch das Emporkommen auswärtiger Fabriken in Verfall gerathen, wie die Seidenmanufakturen in Antwerpen; oder Wankelmuth der Mode hat ihren Abſatz vermindert, wie dies mit den brabantiſchen Spitzen und mit den geſtickten Teppichen von Brüſſel der Fall iſt an deren Stelle die Blonden und Papiertapeten gekommen ſind.

Der Landmann allein iſt geblieben was er war: der arbeitſame, geduldige Bauer des fetten ergiebigen Erdreichs. Seine Saaten füllen die Scheuren des Adels und der Klöſter; ſeine Heerden bedecken unüberſehbare Weiden, und ſeine Geſpinnſte, das Werk ſeiner Nebenſtunden, beſchäftigen ſowohl die noch übriggebliebenen einheimiſchen, als auch die benachbarten auswärtigen Fabrikanten. Aus dieſen Quellen des Reichthums, ſo ſchlecht man ſie auch benutzte, floſſen jährlich noch Millionen in die Schatzkammern des Hauſes Oeſtreich. Hätten weiſe Führer durch zweckmäßige Bildung der Jugend, hätten große Regenten durch Erweckung eines edlen Wetteifers den Einflüſſen der Sumpfluft und des nordiſchen Nebels entgegenarbeiten wollen; warum ſollte es ihnen weniger geglückt ſein als in dem benachbarten England? Allein die Vervollkommnung des dritten Standes

war jederzeit, bis auf Joſeph den Zweiten, dem ſtolzen Hofe zu klein, dem Adel und der Geiſtlichkeit ein Greuel.

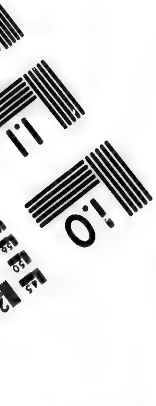
Oft indeſſen zwecken die unberechneten Folgen der Leidenſchaft mehr als abſichtliche Vorkehrungen auf die Hervorbringung des Guten. Nirgends treibt die Habſucht mit weniger Zurückhaltung ihr Spiel, nirgends häuft ſich die Zahl der Proceſſe ſo ins Unendliche, als in Ländern, wo ein ungebildeter, zahlreicher Adel und eine nicht minder zahlreiche Geiſtlichkeit den Beſitz des Landes unter ſich theilen. In den katholiſchen Niederlanden, wie in Polen und Ungarn, nehmen dieſe Streitigkeiten bei dem geſchwächten moraliſchen Gefühl, welches unausbleiblich die verſäumte Entwickelung der Vernunft begleitet, unter den Begüterten kein Ende. Daher ſchwang ſich endlich aus dem Bürgerſtande die unentbehrlich gewordene Klaſſe der Rechtsgelehrten empor und in dieſem, allerdings nicht erleſenen Haufen, entwickelten ſich gleichwohl die erſten Keime des belgiſchen Patriotismus. Unter der furchtbaren Kohorte von drei= bis vierhundert Advokaten, die dem Geiſte der Unverträglichkeit in Brüſſel das tägliche Opfer bringen, fanden ſich einige Männer, deren Studien und Amtsgeſchäfte den glücklichen Erfolg für ſie ſelbſt hatten, ihre Begriffe von Recht und Pflicht jenſeits des todten Buchſtabens der Geſetze zu berichtigen und aufzuhellen. Mit dem Lichte, das ihnen plötzlich zuſtrömte, und das ſie freilich weder in den Kreuzgängen der Jeſuitenſchulen, noch in der finſteren Univerſität zu Löwen je erblicken konnten, prüften ſie die Anſprüche des Fürſten, wenn er, ſelbſt in guter Abſicht, aus den Schranken heiliger Verträge trat und ſich nach ſeiner Ueberzeugung für berechtigt hielt, die Gemüther der Menſchen eigenmächtig zu ihrem wahren Vortheil zu zwingen. Mit demſelben Lichte erkannten ſie das Verhältniß des Volkes zu ſeinen Repräſentanten und vertheidigten die Rechte des Bürgers gegen die Eingriffe der Prälaten und Ritter. Der Enthuſiasmus, das Kind des Druckes und der verkannten Wahrheit, goß Feuer in ihre Reden und Entwürfe; allein ihre Beredſamkeit und ihr Beiſpiel waren verſchwendet an das Volk, das ſie nicht faſſen konnte und gewohnt war blindlings zu folgen. Joſeph durfte die Joyeuse entrée vernichten und den Ständen ihre Vorrechte ſchmälern; das Volk hatte ſich nicht geregt. Er nahm dem geweihten Müßiggänger ſeine überflüßigen Schätze — und das Volk ſtieß ihn vom Thron.

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



XVI.

Brüſſel.

Seitdem das Haus Oeſtreich in engere Verbindung mit Frankreich getreten war, hatten die ſchönen belgiſchen Provinzen von den ehemaligen feindlichen Ueberzügen ausgeruhet und, eingeſchränkt wie ihr Handel blieb, blos durch ihren inneren Reichthum einen hohen Wohlſtand erreicht. Karl von Lothringen, der eine lange Reihe von Jahren als Generalgouverneur ſeinen Hof zu Brüſſel hielt, ward von den Niederländern ſo enthuſiaſtiſch geliebt, wie es faſt immer bei Fürſten der Fall iſt, die ſich an der Bereitwilligkeit der Nation zur Erlegung großer Subſidien genügen laſſen, ohne ſich durch Neuerung und Reform einen Namen erwerben zu wollen, ohne durch ſtetes Mißbilligen deſſen, was Andere thaten, ihre Einſicht auf Koſten der Selbſtachtung ganzer Millionen von Menſchen geltend zu machen, ohne Macht und Gewalt blicken zu laſſen, wo die Geſetze allein entſcheiden ſollten, oder wo Alles durch Güte auf dem gebahnten Wege zu erlangen war.

Der Miniſter Stahremberg theilte mit dem Prinzen die Zuneigung des Volkes und beide wußten ſeine Vorurtheile zu ſchonen, ſeinem Geſchmacke zu ſchmeicheln und ſeine Gutwilligkeit ohne Geräuſch zu benutzen. Der glänzende Hof des Fürſten, ſeine Liebhabereien, der ſo leicht und um ſo geringen Preis zu erkaufende erhabene Name eines Beſchützers der Wiſſenſchaften und Künſte, die von ihm angefangene Verſchönerung der Stadt und ſeine Sorgfalt für die Unterhaltung und die Vergnügungen des Volks: das waren ſeine Anſprüche auf eine Liebe, die ihm Bildſäulen zu Fuß und zu Pferde, an öffentlichen Plätzen und auf den Giebeln öffentlicher Gebäude erwarb. Die Belgier zogen ruhig auf der breiten Heerſtraße der Gewohnheit fort und verrichteten willig und mechaniſch ihr Tagewerk, ohne ſich um die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern. Ihr Vertrauen in die weiſe Führung der höhern Stände ging ſo weit, daß verſchiedene brabantiſche Städte von ihrem Recht, Abgeordnete zur Verſammlung zu ſchicken, keinen Gebrauch machten und der dritte Stand folglich zuletzt wenig mehr

als dem Namen nach exiſtirte. Die Geiſtlichkeit hatte beinahe in allen Provinzen, als erſter und zahlreichſter Landſtand, ein entſchiedenes Uebergewicht. Ihre treue Ergebenheit gegen den Hof beruhete auf einem gemeinſchaftlichen Intereſſe. Die ſüße Herrſchaft über die Gemüther, in deren Beſitz man ſie nicht ſtörte, war immer einige dem Landesherrn gezollte Millionen werth. Man verſichert daß Maria Thereſia während des ſiebenjährigen Krieges an wirklich bewilligten Subſidien und an negoziirten Darlehen gegen hundert Millionen Gulden aus den Niederlanden gezogen habe; und noch kurz vor dem Ausbruche der Unruhen ſchätzte man den jährlichen Ertrag der kaiſerlichen Einkünfte aus dieſen Provinzen auf die unglaubliche Summe von ſieben Millionen.

Der Kaiſer hatte ſeine Niederlande ſelbſt beſucht und mit ſeinem Kennerblicke die tief eingewurzelten Mißbräuche ergründet, die ſich dem größeren Flor derſelben widerſetzten. Er fand das Volk ungebildet, in Aberglauben verſunken, träge und ungelehrig im Gebrauche ſeiner Geiſteskräfte; übrigens aber mit phyſiſchen Vorzügen ausgeſtattet, ſtark und arbeitſam, und geneigt zum frohen, groben Sinnengenuſſe. Dem angeborenen Phlegma war Gutmüthigkeit zugeſellt, eine glückliche Eigenſchaft, durch die ſich auf den Charakter noch wirken ließ; gleichſam wie ein ſchwerer Körper Beweglichkeit bekommt, wenn man ihn mit einem leichten verbindet. Allein die bisherigen Erzieher dieſes Volkes bedurften ſelbſt einer ſorgfältigeren Bildung. Mit dem deutſchen und franzöſiſchen Klerus war der belgiſche nicht fortgeſchritten; er war um mehr als ein Jahrhundert zurück und der Abſtich auffallend zwiſchen ſeinen, auf die Blindheit des Volkes berechneten Anmaßungen und der Lichtmaſſe in dem übrigen Europa, vor welcher kein erkünſtelter oder unächter Heiligenſchein beſtehen kann.

Hier war indeß Beides, die hierarchiſche und die politiſche Macht des Staates in den Händen der Geiſtlichkeit. Ihre Häupter herrſchten in den Verſammlungen der Stände, ihre Schlauköpfe wußten in Schulen und Akademien die Dummheit methodiſch fortzupflanzen, und Alle, vom Höchſten bis zum Geringſten, lenkten das Gewiſſen der Einwohner nach ihrer Willkür. Es forderte Joſeph's ganze Thatkraft und ſeinen Herrſchergeiſt, um hier nicht an Läuterung zu verzweifeln, ſondern ſie wirklich anfangen und durchſetzen zu wollen.

Er fing zuerſt mit Erſparniſſen an, auf welche man unter der vorigen allzumilden Regierung nicht geachtet hatte. Durch ſeine Bündniſſe mit Frankreich geſichert und durch den Augenſchein überzeugt, daß der Verfall der Grenzfeſtungen den Barrierentraktat von 1715 weſentlich ſchon aufgehoben habe, vermochte er im Jahr 1781 die Republik der vereinigten Niederlande dahin, dieſen Traktat auch förmlich aufzuheben und ihre Beſatzungen aus allen darin benannten Feſtungen zurückzuziehen. Sobald er dieſen Punkt gewonnen hatte, der die Generalſtaaten im Grunde nur von einer unnützen und läſtigen Ausgabe befreite, wurden alle niederländiſche Feſtungswerke, ausgenommen die von Luxemburg, geſchleift und die Summen, die ihr angeblicher Unterhalt dem Staate jährlich gekoſtet hatte, in Zukunft für das Aerarium gewonnen. Aehnliche Reformen bedurften und erhielten jetzt alle Theile der Adminiſtration und ſelbſt die Gouvernantin der Niederlande, eine Schweſter des Kaiſers, wurde nebſt ihrem Gemahl, dem Herzoge von Teſchen, in ihren Einkünften auf eine beſtimmte Summe eingeſchränkt.

Von dem Charakter des Volkes ließen ſich vortheilhafte Veränderungen hoffen, wenn man es in eine neue Thätigkeit verſetzte; es war vielleicht nur eine äußere Veranlaſſung nöthig, um in demſelben ſchlummernde Kräfte zur Wirkſamkeit zu berufen. Schon die Eröffnung der Schelde allein hätte dieſen Erfolg haben müſſen, da die Erſcheinungen, die ihre Verſchließung hervorbrachte, für ganz Europa ſo wichtig geweſen ſind. Aber die eiferſüchtige Politik der Nachbaren vereitelte dieſe glänzende Ausſicht um ſo viel leichter, da die belgiſche Nation nicht einen Funken der Begeiſterung blicken ließ, womit jedes andere Volk, das fähig geweſen wäre ſeinen eigenen Vortheil zu erkennen, bei einer ſolchen Veranlaſſung dem Landesherrn alle Kräfte dargeboten hätte.

Dieſe Fühlloſigkeit mußte der Kaiſer tief empfinden; ſie mußte ihn auf die Wurzel des Uebels zurückführen und ihn in der ihm nur allzugegenwärtigen Ueberzeugung befeſtigen, daß ſeiner höheren Einſicht das große Werk, ſeine Unterthanen wieder zu beſeelen, allein aufbehalten ſei. Wenn er wenig Achtung für die Vernunft des großen Haufens beſaß, wenn er den Beruf in ſich fühlte, ſeine Unterthanen, die ihm unmündige Kinder ſchienen, mit der ganzen Autorität des Vaters zu ihrem Beſten anzuführen: wer findet den Irrthum nach ſolchen Beiſpielen nicht verzeihlich? wer bedauert nicht den Monarchen, deſſen

Volk ſo weit hinter ihm zurückgeblieben war, daß er ſich zu ſeinen Bedürfniſſen nicht mehr herablaſſen konnte? Die Gleichgültigkeit der Belgier gegen die Maßregeln des Kaiſers, die keinen andern Zweck als den größeren Flor ihres Vaterlandes hatten, und bald hernach die ſtörrige Widerſetzlichkeit, die ſie gegen ſeine vorgenommenen Neuerungen äußerten, erklären auch ein anderes Phänomen, welches ſonſt bei einem Fürſten, der ſo ſtrenge Begriffe von Regentenpflicht hatte, befremdend ſcheinen möchte; ich meine das bekannte Projekt von einem Ländertauſche, wodurch er dieſe ſo ſehr verwahrloſeten Menſchen ihrem Schickſal überlaſſen wollte. Wenigſtens iſt es einleuchtend, daß einem Monarchen, der die unüberwindlichen Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Vervollkommnungsplane in den Weg legen würden, jetzt ſchon anfing zu ahnen, der Gedanke nahe liegen mußte, dieſe Bürde von ſich zu werfen, um ſeine unermüdete Thätigkeit mit mehrerem Vortheil und vielleicht mit glücklicherem Erfolge anderen, ihm näher liegenden Provinzen zu widmen. Erſt als dieſer große Plan vereitelt ward und der deutſche Bund ſogar in Zukunft ſeine Ausführung unwahrſcheinlich machte, gewannen die Reformen des Kaiſers in den Niederlanden ein ernſtlicheres Anſehen.

Wie weit ging denn nun des Kaiſers Befugniß und Recht, ſeine Neuerungen durchzuſetzen? Ueber dieſe Frage ward bereits lange und wird auch noch geſtritten. Du weißt, was ich von ſolchen Fragen halte, wobei jede Partei gewiſſe Poſitionen, als ausgemacht, zum Grunde legt und keine bis auf die letzten Vernunftgründe zurückgeht. Denkende Männer, nicht blos die maſchinenmäßigen Aktenleſer, denkende Männer, die ſich ſonſt von den Feſſeln des Vorurtheils frei zu erhalten wiſſen, können ſich doch in einem ſolchen Falle, wo das Glück eines Volkes von den Maßregeln eines Fürſten abhängt, vor einer kaltblütigen Erörterung ſcheuen und wohl verlangen, daß das Herkommen, die Gewohnheit, das Anſehen der Perſon und die einmal beſtehende Autorität als unantaſtbare Heiligthümer gelten ſollen. Das Gefühl, welches ſie zu dieſer Forderung verleitet, macht ihrem Herzen Ehre; indeß freilich nur auf Koſten des Verſtandes. Sie verwechſeln nämlich handeln und denken, und ohne es ſelbſt zu wollen, begünſtigen ſie dadurch einen ärgeren Deſpotismus, als denjenigen, den ſie beſtreiten. Die Folge der kaiſerlichen Reformen war Widerſtand, Aufruhr, Krieg; das Blut von Tau=

ſenden mußte fließen, die Ruhe von Millionen ward geopfert — für wen? — für den Einfall eines Monarchen. Rühmlich und gut war ſeine Abſicht; aber bei einem zweifelhaften Erfolg, und wenn ſo vieler Menſchen Wohl auf dem Spiele ſteht, darf niemand ſelbſt das Gute nicht durch gewaltſame Mittel erzwingen, dem Volke die gewiſſen oder eingebildeten Vortheile, die es ſchon genießt, nicht eigenmächtig entreißen, ſo lange es in demjenigen, was man ihm an ihrer Stelle darbietet, keinen Gewinn erkennt. Im Gegentheil, man ſoll die goldene Regel des frommen Bonafides befolgen:

Wenn an das Gute,
das ich zu thun vermeine, gar zu nah
was gar zu Schlimmes grenzt: ſo thu' ich lieber
das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
ſo ziemlich zuverläßig kennen, aber
bei weitem nicht das Gute. —

Noch mehr: der Thron ſchützt ſo wenig vor Irrthum, daß er unter gleichen Umſtänden oft eine Quelle deſſelben wird. Der Kaiſer konnte wirklich irren, er konnte wohl gar in guter Abſicht etwas wollen, das an ſich ungerecht und in allen ſeinen Folgen ſchädlich war. Wohlan! jene Maximen wollen wir einſtweilen gutheißen, dieſe Möglichkeit zugeſtehen. Allein, wenn gleich der Kaiſer in den Niederlanden nichts hätte ändern ſollen, ſo durfte er darum doch einſehen, was recht und gut, was der Beſtimmung des Menſchen und ſeiner ganzen Natur gemäß ſei oder nicht. Mehr fordern wir auch nicht für uns; aber dies Wenige darf man uns nicht verweigern, wenn man nicht allen Fortſchritt der Erkenntniß hemmen und uns dem Rechte des Stärkeren unterwerfen will. Ein anderes iſt es, erkennen und öffentlich bekennen, was wahr, gut und recht genannt zu werden verdient, die Vernunft dort anwenden, wo ſie am unentbehrlichſten iſt, zur Prüfung der wichtigſten Verhältniſſe des Lebens; ein anderes, die Welt nach dieſer Erkenntniß, die ſich nur allmälig einimpfen, nur langſam mittheilen und verbreiten läßt, plötzlich umſchaffen und mit Gewalt vervollkommnen wollen.

Ueberdies ließe ſich auch noch manches gegen die Allgemeinheit der Regel des guten Kloſterbruders in Leſſing's Nathan einwenden. Sie iſt an ihrer Stelle in der Sittenlehre des einfachguten, ſtillen, beſchränkten Menſchen, der ſich vom Geräuſche der Welt zurückgezogen hat, in ihre Händel ſich nicht miſchen

mag und den Reſt des Lebens frommen Uebungen widmen will. Allein wer darf behaupten, daß dieſe Regel für alle Klaſſen von Menſchen, nach der jetzigen Lage der Sachen, zur Richtſchnur tauge? Andere Kräfte, andere Gaben, andere Erfahrungen und Ausbildungen haben auch eine andere Sittenlehre, wie einen ganz verſchiedenen Beruf. Leſſing ſagt an einem anderen Orte ſehr ſchön, ſehr wahr und edel: was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth; allein man würde ſeinem Geiſte unrecht thun, wenn man ihm die Folgerung andichten wollte, daß er alles Blutvergießen für entbehrlich gehalten habe. Sein durchdringender Verſtand wußte zu wohl, daß alles, was geſchehen iſt, hat ſein müſſen. Für Meinungen ward ja von jeher Blut vergoſſen; und können wir läugnen, daß ohne die gewaltſamen Mittel ſie fortzupflanzen, wir vielleicht in unſern Wäldern noch Eicheln fräßen und Menſchen, wie die Thiere, jagten? Der ſanftmüthige Stifter des Chriſtenthums ſah voraus, daß er nicht den Frieden, ſondern Schwert und die Zwietracht brächte, und dennoch folgte er ſeinem inneren Berufe. Wer wollte auch eines Luthers Feuereifer nach Bonafides' Sanftmuth richten! Allerdings gibt es Fälle, wo man den Blick über die etwanigen Nachtheile hinaus, die im gegenwärtigen Augenblicke aus einer Reform entſpringen können, auf die guten Folgen richten darf, welche die Zukunft erſt reifen und offenbaren wird. Allerdings darf man ſäen auf Hoffnung der zukünftigen Ernte. Die Frage iſt nur, welches ſind die privilegirten Menſchen, die es wagen dürfen, ſich über die vorhin erwähnte Einſchränkung hinwegzuſetzen und ihrem eigenen Blicke in die Zukunft zu trauen? Wer darf die jetzige Ruhe in Erwartung der zukünftigen Wohlfahrt ſtören? Gibt es Merkmale, an welchen ſich dieſe überlegenen Geiſter im voraus erkennen laſſen? oder bleibt es nicht immer in der Welt bei der alten Einrichtung, daß ein jeder nach ſeiner Einſicht und ſeinem Gefühle handeln müſſe, auf ſeine Gefahr?

Wenn die Speculation einen Grundſatz aufſtellt, ſo gibt ſie ihm eine Allgemeinheit, die er in der Anwendung nicht behalten kann, wo unaufhörlich entgegengeſetzte Tendenzen von Principien, die an ſich gleich richtig, gleich gut und gleich allgemein ſind, den Handelnden wo nicht in Verlegenheit ſetzen, doch zu Rückſichten nöthigen, die ſeine abſolute Wirkſamkeit einſchränken. So mag es denn auch mit dem Begriffe von Volksglück=

ſeligkeit beſchaffen ſein, den man zuweilen ſo feſt an die Erhaltung einer ruhigen Exiſtenz zu knüpfen pflegt. Kein Bewegungsgrund — ſo will man behaupten — ſoll ſtark genug ſein, den Vortheil zu überwiegen, der aus dem ungeſtörten Genuſſe der phyſiſchen Befriedigung entſpringt. Auf die Gefahr, den Menſchen in ſeiner einförmigen Lebensweiſe zu ſtören, ſoll es nicht erlaubt ſein, ihn in neue Verhältniſſe zu verſetzen, die er blos der Neuheit wegen haßt. Wie aber, wenn jemand einſähe, daß, indem alles jetzt beim Alten ſein Bewenden hätte, das Mißverhältniß bald zu einer Höhe ſteigen müßte, wodurch die Bande des Staats gewaltſam aufgelöſt würden? Wie, wenn das ungeſtörte Beharren in einem Zuſtande der unvollkommenen Bildung, die den Menſchen der Thierheit näher läßt als jenem Ziele, welches ihm in der Perfektibilität ſeiner Geiſteskräfte geſteckt iſt; wenn dieſes ſchläfrige, träge Vegetiren endlich Unfähigkeit zur Vervollkommnung bewirkte; eine ſolche Erſtarrung der Organe, die zur Vervollkommnung dienen, zuwege brächten, daß die ſinnliche Maſchine keinen ſittlichen Werth mehr erlangen, keiner ſubjektiven Ausbildung mehr fähig ſein, ſondern blos zu thieriſchen Funktionen tauglich bleiben könnte? Dann dürfte doch einem Manne, der große Macht in Händen hat und den Beruf in ſich fühlt, mächtig in die Schickſale der Menſchheit zu wirken, die Pflicht näher liegen, den Menſchen Fähigkeit und Würdigkeit zum Genuß ihres Daſeins zu verſchaffen, als jene, ihnen einen Genuß zu ſichern, der ihnen den Weg zum Ziele ihrer höheren Beſtimmung abſchneidet. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Iſt die innere, ſittliche Freiheit die wahre Grundlage menſchlicher Glückſeligkeit; iſt alles Glück unſicher, außer demjenigen, welches in dem Bewußtſein der moraliſchen Unabhängigkeit beſteht: ſo hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zuſtandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menſchen Veranlaſſung gab, durch ungehemmte Wirkſamkeit der Geiſteskräfte ſich zu jenem Bewußtſein emporzuſchwingen.

Die ariſtokratiſche Partei ſchreit über Entweihung ihrer Rechte. Allein „in einem Staate, wo das Volk nicht wirklich repräſentirt wird“, erwidert die Gegenpartei, „dort exiſtirt, ſtrenge genommen, keine rechtmäßige Gewalt; alles iſt Uſurpation, und ſelbſt die freiwillige Ergebung des Volkes in den höchſten Willen der Ariſtokraten ſetzt eine ſchon früher an ſeinem Verſtande

verübte Gewalthätigkeit voraus, iſt ein Beweis von gekränkter Menſchenwürde und verletztem Menſchenrechte.“ Alle ſogenannte Souverainitätsrechte, behaupten die Demokraten ferner, ſind ihrer Natur zufolge allen Menſchen unveräußerlich eigen und jede unwiderrufliche Uebertragung derſelben, wann und wo ſie auch erſchlichen ward, iſt nur ein Kennzeichen von menſchlicher Ohnmacht und Unwiſſenheit. Dieſe beiden Eigenſchaften ſind allerdings ſo allgemein durch unſere Gattung verbreitet, daß ſie gleichſam ihre charakteriſtiſche Bezeichnung ausmachen und allen Herrſchern der Erde, ſtatt des wirklichen Rechtes, welches ſie nimmermehr erweiſen können, ein im verjährten Beſitz und in fortdauernder Schwäche der Völker gegründetes, der Vernunft ſogar furchtbar gewordenes Scheinrecht ertheilen. So lange die große Maſſe des Menſchengeſchlechts in einem Zuſtande der Unmündigkeit bleibt — und es hatte noch unlängſt den Anſchein, daß ſie es ewig bleiben würde — ſo lange kann dieſer Unterſchied ſubtil und überflüſſig ſcheinen; für denkende Menſchen aber und für Völker, welche anfangen ſich zu fühlen, iſt er ohne Zweifel ſehr gegründet und ſehr erheblich zugleich. Nach dieſen Vorausſetzungen wäre es demnach offenbar: wer Joſeph's Recht, in den Niederlanden nach ſeiner Erkenntniß des Beſſern zu herrſchen, in Zweifel zieht und ſeine Reform gewaltthätig nennt, der darf ihm wenigſtens nicht das uſurpirte, im Stumpfſinn und im Aberglauben des Volkes geſchöpfte Recht der Stände entgegenſetzen.

Doch die Frage von Recht bei Seite, ſo läßt ſich allerdings noch bezweifeln, ob es der Klugheit des Regenten gerathen war, im gegenwärtigen Falle den Deſpotismus der Ariſtokratie entgegenzuſtellen und es darauf ankommen zu laſſen, auf weſſen Seite das Volk ſich neigen würde. — Das Volk? Trägt es nicht überall die Feſſeln der Gewohnheit als einen angeerbten Schmuck, den zu veräußern oder gegen eine ſchönere und nützlichere Zierde zu vertauſchen, es für ein Verbrechen hält! War es nicht in den Niederlanden insbeſondere gleichgültig gegen jede Neuerung, auch wenn ſie ihm, wie die Eröffnung der Schelde, mit keinem Umſturz ſeiner Verfaſſungen drohte und vielmehr reinen Gewinn zu bringen verſprach? Konnte man vergeſſen, daß es in der Hand ſeiner Beichtväter ein blos leidendes Werkzeug iſt? Vielleicht verachtete der Kaiſer die wirklich auffallende Erſchlaffung ſelbſt dieſer Theokraten, die dicke Finſterniß, in welcher

ihre Geiſteskräfte ſchlummern, die Feigheit, die ſo oft die Gefährtin eines böſen Gewiſſens iſt; er glaubte vielleicht, die Sybaritenſeelen würden zittern vor dem Ernſt eines Mannes. Dieſe Ueberzeugung wäre dann ein neuer Beweis des Scharfblicks, womit Joſeph die Menſchen durchſchaute. Wirklich zitterten ſie, ſo oft er ihnen in furchtbarer Herrſchergewalt erſchien. Erſt nach dem unglücklichen Feldzuge wider die Türken im Jahre 1788 wuchs ihr Muth gegen den ſterbenden Kaiſer, und ſelbſt dann bedurfte es genau des ganzen Zuſammenfluſſes von Begünſtigungen des Schickſals, um ihnen das Zeichen zum Aufruhr zu entlocken.

Die Lieblingsidee des Kaiſers, eine völlige Gleichförmigkeit des Adminiſtrationsweſens und der Geſetzgebung in allen ſeinen Staaten einzuführen, iſt ebenfalls nicht frei von Tadel geblieben. Es ſcheint in der That natürlicher, die Formen nach dem verſchiedenen Genie der Völker abzuändern, als alle Völker in eine Form zu zwängen. In Italien, Deutſchland, Böhmen, Ungarn und Belgien ſind die Menſchen viel zu weit von einander verſchieden in phyſiſchen und moraliſchen Anlagen, in Sitten und Gewohnheiten, um gleichen Handlungen denſelben Werth oder Unwerth beizumeſſen. Die Verſchiedenheit des Bodens, der Lage, des Himmelsſtrichs beſtimmt dieſe Mannigfaltigkeit im Menſchengeſchlechte, wie in der ganzen organiſchen Schöpfung, die nur durch ſie deſto reicher und ſchöner unſeren Augen und unſerm Verſtande entgegenglänzt. Sie durch irgend einen Mechanismus einſchränken wollen, ſcheint beinah eine Verſündigung an der Natur. Allein zur Rechtfertigung des Kaiſers muß man ſich erinnern, daß er am Rhein und an der Donau, am Po wie an der Maas und Schelde, eine weit unbegreiflichere Gleichförmigkeit als die war, die er einführen wollte, wirklich errungen ſah: eine Gleichförmigkeit des Glaubens an unſichtbare, die Vernunft und ihre Formen weit überſteigende Dinge, eine allgemeine, unbedingte Gleichförmigkeit, die ſich bis auf die individuellſten Beſtimmungen erſtreckt, die ſich ein Recht der unumſchränkten Herrſchaft über alle Gemüther des Erdkreiſes anmaßt und keinen Widerſpruch erträgt. Die Entſtehung eines ähnlichen Syſtems in politiſcher Hinſicht, in dem Verſtande eines Monarchen, iſt alſo leicht begreiflich, wenn man gleich bedauert, daß er es für ſo wichtig halten konnte. Ein ſolches Maſchinenwerk hätte ſeinen Stolz beleidigen, es hätte ſeinem Geiſte zu klein

ſein müſſen. Der groſse Mann nimmt die Menſchen wie ſie ſind, und indem er ihnen den Glauben an ihre Spontaneität und Selbſtbeſtimmung läßt, weiß er ſie, unfühlbar wie die Gottheit, nach ſeinem Willen und zu ſeinem Zwecke zu lenken.

Bereits im Jahre 1785 fing der Kaiſer an, dieſes Syſtem, welches er in ſeinen deutſchen Staaten zum Theil ſchon gegründet hatte, auch in den Niederlanden einzuführen. Das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate und der Ausfuhr der rohen inländiſchen Produkte fiel dem Speditionshandel dieſer Provinzen ſehr zur Laſt, indem es die Transportkoſten durch die Erhebung ſtarker Tranſitozölle um ein merkliches erhöhte. Die Eintheilung des Landes in neun Kreiſe, nach dem Muſter der öſterreichiſchen, die Ernennung der Intendanten in den Kreishauptmannſchaften, die Einführung des neuen Gerichtsſyſtems durch den Freiherrn von Martini, der dieſes Geſchäft in den italieniſchen Beſitzungen des Kaiſers bereits glücklich beendigt hatte und die Abſtellung verſchiedener in den Privilegien zwar gegründeten, aber durch die Länge der Zeit in Mißbräuche ausgearteten Einrichtungen, bedrohte den Adel und die höheren Stände überhaupt mit einer großen Schmälerung ihrer bisher genoſſenen Vorrechte und des überwiegenden Einfluſſes, den ſie ſeit undenklichen Zeiten im Lande behauptet hatten. Es war des Kaiſers Abſicht, allen ſeinen Unterthanen, ohne Anſehen des Ranges, des Standes und der Perſon, gleichen Schutz des Geſetzes angedeihen zu laſſen und von allen einen gleichförmigen Beitrag zu den Bedürfniſſen des Staats zu fordern. Dieſen gerechten und billigen Vorſatz konnte er aber nicht anders bewerkſtelligen, als indem er den bisherigen Gang der Geſchäfte in den Gerichtshöfen abänderte, wo derſelbe zu verwickelt war und ihm gar zu viele Schwierigkeiten in den Weg legte, die Tribunale ſelbſt aufhob und zur Erhebung der neuen Steuern andere Beamten, mit anderen Vorſchriften und Vollmachten als die vorigen, einſetzte.

Beinahe noch wichtiger war derjenige Theil ſeiner Reform, welcher die Diener der Religion betraf. In ihrer Perſon wollte er dem Volke beſſere Erzieher und Führer bereiten, und ſtiftete zu dem Ende überall in ſeinen Landen, mithin auch in den belgiſchen Provinzen, ein Generalſeminarium, ein Erziehungsinſtitut für künftige Prieſter und Pfarrer, wo ſie nach beſſeren Grundſätzen als bisher gebildet und in den Pflichten nicht blos des

hierarchiſchen Syſtems, ſondern auch der Menſchheit und des Bürgers, zweckmäßig unterrichtet werden ſollten. Löwen, dieſe alte, einſt berühmte, durch die Freigebigkeit ihrer Stifter vor allen andern begüterte Univerſität, die jetzt in den Pfuhl des ultramontaniſchen Verderbens geſunken war, erheiſchte die ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt des Monarchen und ſeiner Studiencommiſſion. Die beinahe uneingeſchränkten Gerechtſame dieſer hohen Schule hatten daſelbſt in den Händen herrſchſüchtiger Prieſter ein Syſtem von Mißbräuchen, eine Verſchwörung wider die Menſchheit und was ſie adelt, die Denkkraft, erzeugt, deſſen ſchauderhafte Wirkungen ohne gänzliche Umſchmelzung der Univerſität nicht vertilgt werden konnten. Es wurden anfänglich vier Direktoren in den vier Fakultäten ernannt, um die Studien nach einem neuen Plan daſelbſt einzurichten; allein dieſe Vorkehrung, welche bei einem von der Geiſtlichkeit und dem päpſtl. Nuntius unter den Studenten angezettelten Tumult, und in der Folge bei jeder Veranlaſſung, den heftigſten Widerſpruch erlitt, ward zuletzt unzulänglich befunden.

Die Erziehung des Volkes, der Hauptgegenſtand von Joſeph's väterlicher Fürſorge, konnte nicht ohne große Koſten auf einen beſſern Fuß geſetzt werden; die neuen Beſoldungen der Schullehrer und Seelſorger beliefen ſich auf anſehnliche Summen, zu deren Beſtreitung der Fond erſt ausgemittelt werden mußte. Den Kaiſer führte ſein Plan hier wie in Oeſterreich, Ungarn und der Lombardei, zu den todtliegenden oder gemißbrauchten Schätzen der Klöſter. Die frommen Gaben und Stiftungen, womit die Vorzeit der Heiligkeit des monaſtiſchen Lebens fröhnte, zugleich aber ſie wahrſcheinlich auf die Zukunft hin untergrub und in wollüſtigen Müßiggang verwandelte, ſollten nunmehr ihre bisher verfehlte Beſtimmung erreichen und, in einen allgemeinen Religionsfond geſammelt, dem Bedürfniſſe des Volkes, geläuterte, einfache Begriffe von Gottesdienſt und Chriſtuslehre zu empfangen, heilig ſein. Die Klöſter erhielten alſo den Befehl, den Betrag ihres Vermögens anzugeben; zugleich beſtimmte man die Dörfer, wo neue Pfarren angelegt werden ſollten: und um den Anfang der Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt und Reinheit des Chriſtenthums zu begründen, erſchien das Verbot der Proceſſionen und Wallfahrten, die den Müßiggang, den Aberglauben und die Immoralität im Volke unterhielten; die Andächtelei der Brüderſchaften verſchwand; die über-

ſlüſſigen Feiertage wurden abgeſtellt, und ſolchergeſtalt ward mancher Faden zerſchnitten, durch welchen es der römiſchen Seelentyrannei vor Zeiten gelungen war, ihr weites Reich auch in den Niederlanden zu begründen. Endlich ſchritt der Kaiſer zur Aufhebung der entbehrlichſten Klöſter und ließ die Güter der erledigten Prälaturen für Rechnung des Religionsfonds adminiſtriren. Alle dieſe Neuerungen brachten die Geiſtlichkeit in den Niederlanden mehr als in allen übrigen Provinzen ſeines Reiches wider ihn auf, und da ſich alle Volksklaſſen zu gleicher Zeit für gekränkt und in ihren Rechten angegriffen hielten, alle nur erſt das Unbequeme und die Laſt der Reformen empfanden, ohne in die Zukunft, wo ihnen wahre Vortheile winkten, hinausblicken zu wollen oder zu können, ſo erhob ſich hier gleichſam eine allgemeine Stimme der Mißbilligung, der Weigerung und des Unwillens.

Dieſe Uebereinſtimmung gab den Vorſtellungen, welche die Stände gegen die Verordnungen ihres Landesherrn einſchickten, einen kühnen, zuverſichtlichen, trotzigen Ton. Geduld und Güte waren die Beruhigungsmittel, deren ſich der Kaiſer anfänglich dagegen bediente. Den Nuntius Zondadari, als den Urheber der Unruhen in Löwen, hatte man aus dem Lande gejagt; aber den Kardinal von Frankenberg, der ſich dabei nicht minder thätig bewieſen, behandelte Joſeph, nachdem er ihn vor ſich nach Wien hatte berufen, mit ausgezeichneter Langmuth, und dem Biſchofe von Namur verzieh er ſein noch gröberes Vergehen. Die neue gerichtliche und politiſche Verfaſſung nahm mit dem 1. Januar 1787 ihren Anfang; der Staatsrath, der geheime und der Finanzrath wurden abgeſchafft und an ihre Stelle ein einziges Generalgouvernement mit einem dazu gehörigen Rath eingeſetzt, worin der bevollmächtigte Miniſter des Kaiſers den Vorſitz führte und über die ſämmtlichen politiſchen und ökonomiſchen Angelegenheiten des Landes entſchied. Alle Deputationen oder immerwährende Ausſchüſſe der Stände in den Niederlanden hob der Kaiſer mit einem Federſtriche auf und ließ dagegen einige Abgeordnete von den Ständen als Beiſitzer in den Gouvernementsrath eintreten. Alle bis dahin ſubſiſtirende Gerichtshöfe, den hohen Rath von Brabant mit einbegriffen, alle Gerichtsbarkeiten der Gutsbeſitzer auf dem platten Lande, alle geiſtliche Tribunale und nicht minder die Gerichte der Univerſität Löwen annullirte er zu gleicher Zeit, um einem ſouverainen Juſtizhofe (conseil souve-

rain de justice) Platz zu machen, der in Brüſſel reſidiren und als höchſte Inſtanz in erforderlichem Falle die Reviſion der ebenfalls zu Brüſſel oder zu Luxemburg in den dortigen Appellationsgerichten entſchiedenen Proceſſe übernehmen ſollte. Die Eintheilung der ſämmtlichen öſterreichiſchen Niederlande in neun Kreiſe war mit der Aufhebung aller bisherigen Grands-Baillis, Kaſtellane und anderer Beamten verbunden, und ſchien berechnet, um die vorige Eintheilung nach den Provinzen gänzlich aufzulöſen. Die Gubernialräthe oder Intendanten und ihre Kommiſſarien erhielten die Oberaufſicht über alle Magiſtratsperſonen und alle Adminiſtratoren der öffentlichen Einkünfte, nebſt einer Jurisdiktion, welche ihnen die ſummariſche Juſtiz anvertraute.

Dieſes furchtbare Heer von neuen Verfügungen drohte den Ständen augenſcheinlich mit dem Verluſte ihrer ganzen Autorität; einer Autorität, die, ſo ſehr ſie mit dem wahren Intereſſe des belgiſchen Volkes ſtritt, ihnen gleichwohl durch langwierigen Beſitz und durch die feierliche, eidliche Bekräftigung aller ihrer Privilegien, von jedem neuen Thronbeſteiger, und namentlich auch von Joſeph dem Zweiten im Jahre 1781, zugeſichert worden war. Der Adel nebſt dem dritten Stande, deſſen Zuſtimmung unter den jetzigen Umſtänden leicht gewonnen ward, verbanden ſich mit der Geiſtlichkeit zu gegenſeitigem Beiſtande; ſie wurden einig, zuerſt das politiſche und gerichtliche Syſtem des Kaiſers anzugreifen, und ſobald ihnen dies gelungen ſein würde, mit vereinigten Kräften von neuem auf die Zurücknahme aller Verordnungen zu dringen, welche die geiſtliche Reform zum Ziele hatten.

Eine betrügliche Ruhe ging dem Ausbruche dieſer verabredeten Bewegungen vorher. Der Kaiſer hatte ſeinen Entſchluß bekannt gemacht, ſeine erhabene Freundin, Katharina die Große, auf ihrem Zuge nach Taurien zu beſuchen, und die Niederländer warteten den Zeitpunkt ſeiner Entfernung ab, um ihr Vorhaben auszuführen. Am 11. April hatte der Kaiſer ſeine Reſidenz verlaſſen; am 17. verſammelten ſich die brabantiſchen Stände und am 26. weigerten ſie ſich, die gewöhnlichen Subſidien zu bewilligen, es ſei denn, daß alle neue Einrichtungen, als unverträglich mit ihren Vorrechten, wieder aufgehoben würden. Das vom Kaiſer abgeſetzte Conſeil von Brabant erklärte am 8. Mai die neuen Gerichte für verfaſſungswidrig und alle ihre Proceduren für nichtig. In Flandern, Hennegau, Tourneſis,

Mecheln und Geldern folgte man dieſem Beiſpiele; nur Limburg und Luxemburg blieben ruhig und äußerten ihre Zufriedenheit mit der neuen Verfaſſung. Das Vorrecht der Niederländer, nur in ihrem Vaterlande gerichtet zu werden, war in der Perſon eines Seifenſieders, de Hout, verletzt worden. Er ſollte Betrug an einer landesherrlichen Kaſſe verübt haben; man hatte ihn in Verhaft genommen und nach Wien geliefert. Das Volk, geſtimmt und gereizt durch die Widerſetzlichkeit der Stände gegen das Gouvernement, bediente ſich dieſes Vorwandes, um mit einem allgemeinen Aufruhr zu drohen. Schon umringte es das Rathhaus und ſchickte zu den verſammelten Ständen hinauf, um anzufragen, ob es zu den Waffen greifen ſolle; ſchon ſah man Vornehme und Geringe, ohne Unterſchied des Geſchlechts, ſich unter dieſen Pöbel miſchen, um ihn zu Gewaltthätigkeiten anzufeuern; ſchon ſchleppte man Strohmänner mit dem daran befeſtigten Namen „Kreishauptmann" durch die Straßen und verbrannte ſie auf öffentlichem Markte; man warf dem Miniſter, Grafen von Belgiojoſo, und anderen kaiſerlichen Beamten die Fenſter ein und bewog dadurch den Präſidenten des ſouverainen Juſtizhofes, von Crumpipen, ſeinen Poſten zu reſigniren. Die Conceſſionen, wozu ſich die Erzherzogin Chriſtine nebſt ihrem Gemahle, genöthigt ſah, ſchienen das Volk und die Stände nur beherzter zu machen. Am 30. Mai erfolgte in Brüſſel ein neuer Auflauf, der mit den fürchterlichſten Symptomen ungezügelter Wuth im Pöbel und mit einer ungeſtümen Forderung von Seiten der Stände an die Generalgouverneurs begleitet war. Die peremptoriſch verlangte und noch denſelben Abend erfolgte Entſchließung, von der man ſchwerlich erfahren wird, wie viel davon erzwungen und wie viel freiwillig oder abſichtlich zugeſtanden war, enthielt die Verſicherung, die Privilegien, Freiheiten, Herkommen und Gebräuche, wie ſie ſeit zweihundert Jahren beſtanden hätten, unverändert aufrecht zu erhalten und alles zu annulliren, was dawider geſchehen ſei. Das Volk ging am andern Morgen von einem Extrem zum andern über, von aufrühriſcher Wuth zu ausgelaſſener Freude. Sechshundert junge Brabanter, aufs prächtigſte gekleidet, zogen die Generalgouverneurs in ihrem Wagen unter Begleitung der Muſik in die Komödie; die Stadt war erleuchtet, man löſte die Kanonen und läutete mit allen Glocken.

Des Kaiſers beſchleunigte Rückkehr nach Wien verwandelte die ſchönen Hoffnungen, womit man ſich ſchon wiegte, in Trauern und Zagen. Er berief die Generalgouverneurs und den Miniſter Belgiojoſo zurück und forderte von den Ständen eine Deputation, die ihm ihre Beſchwerden vorlegen ſollte. Die Stände ſowohl als auch der Magiſtrat von Brüſſel machten Miene, die Erzherzogin und den Herzog zurückzuhalten; ſie weigerten ſich ſogar, die Deputirten abzuſchicken. Der Kaiſer erneuerte ſeinen Befehl und man gehorchte. Nach der Abreiſe der Generalgouverneurs und des Miniſters vereinigte Graf Murray auf Verfügung des Kaiſers in ſeiner Perſon die Befehlshaberſtelle über die Truppen mit der Würde eines Interimsgouverneurs. Er ließ die Beſatzungen der verſchiedenen Städte ausmarſchiren, Lager im Felde beziehen und ſich mit Munitionen und Artillerie verſehen. Dieſe Maßregeln hielten die Bürgercorps, die ſich hier und dort zu formiren und zn bewaffnen angefangen hatten, in einiger Furcht, welche ſich auf die gewiſſe Nachricht, daß der Kaiſer ein beträchtliches Kriegsheer nach den Niederlanden beordert habe, noch um ein Merkliches vermehrte. Die von Wien zurückgekommenen Deputirten bewogen endlich die Stände, ſich dem Willen des Kaiſers zu unterwerfen und alles wieder auf den Fuß herzuſtellen, wie es vor dem erſten April geweſen war. Alle Provinzen fügten ſich einer Verordnung, welche die beleidigte Monarchenehre als befolgt wiſſen wollte, und bewilligten endlich die noch immer vorenthaltenen Subſidien. Die Bürgerſchaft in Brüſſel allein hatte ſich in ihre Uniformen und Kokarden verliebt und weigerte ſich, ſie abzulegen. Murray ließ am 19. September Truppen einmarſchiren, und der Schwindel der Einwohner ging wirklich ſo weit, daß ſie ſich zur Gegenwehr ſetzten. Die ganze Stadt war eine Scene des wüthendſten Aufruhrs. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke entwarf ein kaiſerlicher General den Plan einer allgemeinen Plünderung und Verheerung der Stadt. Das Schwert würde Joſeph den Zweiten fürchterlich an den Einwohnern von Brüſſel gerächt haben, fürchterlicher als ſein im Grunde menſchliches Herz es je ertragen hätte, wenn nicht der Herzog von Urſel, ſchon damals der eifrigſte Gegner deſpotiſcher Maßregeln, ins Mittel getreten wäre. Sein Anſehen und ſeine Geiſtesgegenwart retteten die Stadt. Nachdem der Auflauf zwei Perſonen das Leben gekoſtet hatte, gelang es

dem Herzog am 20., die Bürgerſchaft zu ruhiger Folgeleiſtung zu bereden.

Die Nachgiebigkeit der Generalgouverneurs hatte jedoch den Kaiſer zu ſehr kompromitirt, als daß er im Ernſt daran hätte denken können, ſeinen Reformationsplan durchſetzen zu wollen. Kaum war alſo jeder Widerſtand beſiegt und der Nacken der Sträubenden unter das Joch gebeugt, als bereits am 21. September, vermöge einer zu dieſem Behufe ſchon fertig liegenden Depeſche, den Ständen alle ihre Forderungen zugeſtanden wurden, und die alte Landesverfaſſung bis auf wenige, zu näherer Verſtändigung aufgehobene Punkte, in ihre ehemaligen Rechte trat. Ohne Zweifel hatte der zwiſchen Rußland und der Pforte jetzt ausgebrochene Krieg, woran der Kaiſer thätigen Antheil nehmen mußte, einen nicht geringen Einfluß auf dieſe Entſchließung. Damit indeß künftighin die Güte und Sanftmuth der Generalgouverneurs vor ähnlichem Mißbrauche geſichert werden möchte, ſchickte der Kaiſer den Grafen von Trautmannsdorf mit einer erweiterten Vollmacht als ſeinen Miniſter nach den Niederlanden; und wie der Erfolg zeigte, ſo lag ein Theil dieſer Sicherung in der Art des Verhältniſſes, welches der Kaiſer zwiſchen ſeiner Schweſter, ihrem Gemahl und dieſem Miniſter feſtgeſetzt hatte. Der General d'Alton erhielt zu gleicher Zeit das Kommando aller in den Niederlanden befindlichen Truppen, an der Stelle des zurückberufenen Grafen von Murray. Gegen das Ende Januars 1788 kehrten der Herzog Albert und die Erzherzogin Chriſtine in ihr Generalgouvernement nach Brüſſel zurück.

Die Stände der belgiſchen Provinzen hatten nunmehr in politiſcher Rückſicht ihren Endzweck völlig erreicht, und es wäre ungerecht, ihnen ſo viel Einſicht abzuſprechen, als dazu gehörte, ſich an dieſen Vortheilen zu begnügen und die vorbehaltenen Punkte, nämlich die Einrichtung des Generalſeminariums und die Angelegenheiten der Univerſität Löwen, des Kaiſers Willkür zu überlaſſen. Unter den edeln Familien von Brabant und Flandern gab es unſtreitig auch einzelne gebildete und aufgeklärte Perſonen, denen die Reformen des Kaiſers im geiſtlichen Fache in ihrem wahren, wohlthätigen Lichte erſchienen, und die es folglich gern ſahen, daß das Erziehungsweſen eine beſſere Einrichtung bekam. Allein die Geiſtlichkeit erinnerte jetzt ihre Verbündeten an den vorhin mit ihnen abgeſchloſſenen Vertrag; ſie forderte von ihnen unbedingte Unterſtützung zur Wiedererlangung

aller ihrer Privilegien, und wußte es dahin zu bringen, daß man ſich verpflichtet glaubte, dieſe treue Bundesgenoſſin, die ſich zur Aufwiegelung des Volkes ſo geſchäftig erwieſen hatte, nicht zu verlaſſen.

Auf dieſen Beiſtand trotzten die Biſchöfe, indem ſie auf die Erhaltung ihrer Prieſterſeminarien drangen und ſich jeder Neuerung, die der Kaiſer zu Löwen vornehmen wollte, muthig widerſetzten. Bei der Eröffnung ſeines Generalſeminariums am 15. Januar 1788 fanden ſich keine Zuhörer ein, um die Vorleſungen der neuen Profeſſoren zu hören. Das Gouvernement ließ hierauf die biſchöflichen Seminarien verſchließen und den Lehrern bei Strafe verbieten, daſelbſt Vorleſungen zu halten; allein der Kardinal-Erzbiſchof von Mecheln wagte es, gegen dieſes Verbot einen förmlichen Proceß anhängig zu machen. Schon einige Zeit vorher hatte auch der Univerſitätsmagiſtrat verſucht, ſich als einen unmittelbaren Landſtand anerkennen zu laſſen, eine Anmaßung, welche in den Privilegien keinen Grund hatte und daher auch bald durch ernſte Maßregeln zurückgewieſen ward. Deſſen ungeachtet äußerten viele der vorigen Univerſitätsglieder eine ſo halsſtarrige Widerſetzlichkeit, daß man ſie in Verhaft nehmen mußte, andere entfernten ſich, um dieſem Schickſal zu entgehen, und die Studenten zogen haufenweiſe fort. Dies bewog den Kaiſer am 17. Julius eine neue Verordnung ergehen zu laſſen, vermöge deren er die mediciniſche, juriſtiſche und philoſophiſche Fakultäten nach Brüſſel verlegte, die theologiſchen hingegen ſammt dem Generalſeminarium zu Löwen ließ, und dem Kardinal, der ſeinen Proceß mittlerweile verloren hatte, nebſt den anderen Biſchöfen anbefahl, ſich dorthin zu begeben und die daſelbſt vorgetragene Lehre zu prüfen, um ſich von ihrer Orthodoxie zu überzeugen. Die allgemeine Bewegung, welche dieſe Verfügungen in Brabant verurſachten, ließ ſich leicht auf ihre Quelle zurückführen, und die militairiſche Gewalt dämpfte die Unruhen, welche darüber in Brüſſel, Mecheln und Antwerpen entſtanden.

Dieſe Tumulte waren indeß nur das Vorſpiel zu wichtigeren Auftritten. In Hennegau und Brabant hatte die Geiſtlichkeit alle Gemüther geſtimmt, mit dem Adel und den Ständen alles gekartet. Wenige Monate zuvor hatten dieſe letzteren dem Kaiſer in den unterwürfigſten Ausdrücken ihre gänzliche Rückkehr zu ſeiner väterlichen Huld bezeugt und ihn angefleht, die Spur aller vorhergegangenen Irrungen durch die Wiederkehr ſeines Zu-

trauens zu vernichten. Jetzt bewilligten die beiden höhern Stände die Subſidien, von denen ſie jedoch voraus wußten, daß der ſogenannte dritte Stand, der nur aus den Abgeordneten der drei Städte Brüſſel, Mecheln und Antwerpen beſteht, der Abrede gemäß, die Zahlung verweigern würde. Den Vorwand zu dieſer Verweigerung ſchämte man ſich nicht von der unterbliebenen Herſtellung der Proceſſionen und Brüderſchaften zu entlehnen; man forderte die Zurückgabe aller aufgehobenen Klöſter und die unbedingte Zurücknahme aller Neuerungen im geiſtlichen Erziehungsweſen. Der Kaiſer ſetzte dieſer muthwilligen Forderung am 26. Januar 1789 eine ſehr ernſthafte Erklärung entgegen, wodurch er ſich von allen ſeinen übernommenen Verpflichtungen wegen der ohne Grund verweigerten Subſidien loszuſagen drohte. Die Stände von Brabant, denen es noch nicht Ernſt war, den Klerus bei einer ſo frivolen Veranlaſſung in Schutz zu nehmen, beugten ſich von neuem unter den Zepter, bewilligten die Steuern und flehten um Verzeihung und Gnade. Zu Mons hingegen im Hennegau, wo die Entlaſſung des Herzogs von Aremberg von ſeinem Ehrenpoſten als Grand-Bailli und die Wiederbeſetzung dieſer Stelle durch einen Ausländer, den verhaßten General von Arberg, die Erbitterung ſchon weiter getrieben hatte, beharrten die Stände auf ihrer Weigerung, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als die Caſſation ihrer Verſammlung und ihrer Privilegien und die Gefangennehmung der vornehmſten Mißvergnügten.

Bei dem Kreislaufe der Kenntniſſe, welcher ſeinen Einfluß über alle Gegenden von Europa erſtreckt, bei der Menge von ſtatiſtiſchen Begriffen, welche durch die fortwährenden Mißverſtändniſſe von mehreren Jahren zwiſchen dem Volke und dem Monarchen immer genauer entwickelt werden mußten, wäre es in der That eine beiſpielloſe, unbegreifliche Höhe und Allgemeinheit der Unvernunft geweſen, wenn unter zwei Millionen Menſchen die gute Seite der kaiſerlichen Reformen keinem eingeleuchtet hätte. So wenig Nachdenken im Allgemeinen unter den Niederländern ſtattfinden mochte, ſo tief ſie auch gebeugt waren unter das Joch der Vorurtheile und des Aberglaubens, ſo gewiß mußten ſich dennoch einzelne Menſchen finden, die in eigener Thätigkeit des Geiſtes zu reinen, unumſtößlichen Reſultaten gelangten, und Andere, die einer beſſern Ueberzeugung, ſobald ſie ſich ihnen darbot, offen und empfänglich waren. Solche Einzelne

fanden ſich wirklich, wie ich ſchon erwähnt habe, unter dem zahlreichen Heere der niederländiſchen Rechtsgelehrten. Die Bürger, wenigſtens die wohlhabendſten unter dieſer Klaſſe, blieben nicht durchgehends ohne Empfänglichkeit für ihren Unterricht. In den Maßregeln des Kaiſers — ſo ſehr ſie einen deſpotiſchen Geiſt verriethen und aus der Vorausſetzung zu fließen ſchienen, daß der Zweck in des Monarchen Hand die Mittel heiligen könne — erkannte man dennoch ein Beſtreben, den ariſtokratiſchen ſowohl, als den hierarchiſchen Einfluß einzuſchränken und dem Volke ein größeres Gewicht beizulegen, mithin eine gewiſſe Annäherung zu dem Ziele der kleinen Anzahl von Patrioten, die eine vollkommnere Repräſentation für die einzige Grundfeſte der Volksfreiheit hielten. Man hatte ſich geſchmeichelt, daß der Kampf zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen dieſe vortheilhafte Wendung nehmen würde; allein durch die plötzliche Wiederherſtellung der alten Verfaſſung ging dieſe verloren und es blieb nur noch der ſchwache Schimmer einer Möglichkeit, jene demokratiſchen Grundſätze im Stillen unter dem Volke zu verbreiten. So entſtanden von jener Zeit an die patriotiſchen Verſammlungen, wo die Advokaten Vonk, Verlooy und verſchiedene andere auf ihre Mitbürger zu wirken ſuchten. Es gab ſogar einzelne Perſonen vom höchſten Adel aus den erſten und berühmteſten Häuſern, denen die Abſichten dieſer Demokraten nicht unbekannt blieben, und die ſie unter der Hand begünſtigten; entweder weil ſie ſelbſt, von einem viel zu richtigen Gefühle geleitet, den Gedanken verwarfen, Theilnehmer an der ariſtokratiſchen Tyrannei zu werden, oder weil ihr Ehrgeiz bei der Demagogenrolle beſſer ſeine Nahrung fand.

Das Schickſal arbeitete indeſſen für dieſe Partei noch früher, als ſie es erwarten konnte. Die Unterwürfigkeit der Stände bei der letzten Veranlaſſung war ſo weit gegangen, daß ſie ſich ſogar zu einiger Abänderung der Grundverfaſſung geneigt erklärt hatten. Dem Kaiſer blieb es noch in friſchem Andenken, daß die fehlerhafte Conſtitution des dritten Standes Schuld an der neulichen Verweigerung der Subſidien geweſen war. Er benutzte daher den günſtigen Augenblick, um eine neue Verfaſſung dieſes Standes in Vorſchlag zu bringen, die ihn vor dem überwiegenden Einfluſſe der beiden andern ſicher ſtellen und den Stolz der drei bisher allein repräſentirten Städte herabſtimmen ſollte. Einen Vorſchlag von dieſer Art hatte man nur erwartet, um das vorige

Mißtrauen in ſeiner ganzen Stärke zu äußern und die Larve des guten Vernehmens mit dem Monarchen wieder abzuwerfen. Da der Kaiſer zu gleicher Zeit die Abſicht zu erkennen gab, die Bewilligung der Subſidien auf ewige Zeiten, wie man ſie bereits im Jahre 1754 in Flandern ein- für allemal zugeſtanden hatte, auch in Brabant durchzuſetzen, und da er ſich für berechtigt hielt, von dem hohen Rath (Conseil) oder Juſtizhofe von Brabant die Promulgation ſeiner Edikte, wenn ſie nicht mit den beſchwornen Privilegien ſtritten, unverweigerlich fordern zu können: ſo verſagten die verſammelten Stände ihre Einwilligung zu allen dieſen Zumuthungen und beharrten auf ihrem Entſchluſſe, ſelbſt nachdem der Kaiſer, zum höchſten Zorn gereizt, das Conſeil von Brabant und die Deputationen der Stände kaſſirt und alle Rechte und Privilegien der ſogenannte Joyeuse Entrée oder des Grundvertrags zwiſchen ihm und den Belgiern, förmlich widerrufen und vernichtet hatte. Hierauf erfolgte noch am 18. Junius 1789 die Aufhebung der Stände ſelbſt, wie im Hennegau.

Eine ſo ſchnelle, ſo plötzliche Umſtimmung der Gemüther konnte nicht blos einem Anfalle von übler Laune beigemeſſen werden; vielmehr mußte ſie ſchon von fern her vorbereitet geweſen ſein. In der That hatte die Prieſterſchaft ſeit der Verſchließung der biſchöflichen Seminarien das Volk zur Aufkündigung alles Gehorſams unabläſſig angefeuert. Ueberall hörte man jetzt gegen die Perſon des Kaiſers die gehäſſigſten Beſchuldigungen des Unglaubens und der Ketzerei. Der Erzbiſchof und Kardinal von Mecheln fuhr fort, das Generalſeminarium als irrgläubig zu verdammen und den Profeſſoren verfängliche Fragen vorzulegen. Dieſem Trotz folgte endlich die vom Miniſter dem Prälaten angedrohte Strafe, ihn von allen ſeinen Würden zu entſetzen und die Zurückforderung der Ordenszeichen, womit die verſtorbene Kaiſerin ihn beſchenkt hatte. Noch ungleich gefährlicher und ahndungswerther mußte dem Generalgouvernement das Betragen des Biſchofs von Antwerpen erſcheinen, indem es dieſem ſogar Hausarreſt ankündigte. Wie kräftig die Ermahnungen dieſer Friedensapoſtel geweſen ſein müſſen, zeigt die faſt unmittelbar darauf im Volk hervorgebrachte Gährung. Der Pöbel in Tirlemont, Löwen und Dieſt rottete ſich zuſammen, plünderte die Häuſer der Kaiſerlichgeſinnten nebſt den landesherrlichen Kaſſen, und feuerte, unter Anführung der Mönche, die ihnen das Beiſpiel gaben, auf die daſelbſt in Beſatzung liegenden Truppen.

Unſtreitig trug die Fortdauer des Krieges gegen die Türken, die den Kaiſer nöthigte, ſeine ganze Macht an den öſtlichen Grenzen der Monarchie zuſammen zu ziehen, nicht wenig dazu bei, die Niederländer ſo beherzt zu machen. Der unvermuthete Umſturz der monarchiſchen Verfaſſung in Frankreich, welcher genau in dieſen Zeitpunkt traf, vermehrte ebenfalls den Schwindel dieſes mißgeleiteten Volkes. Endlich hatte auch die Eiferſucht gewiſſer europäiſchen Mächte gegen Joſeph und ſeine große Bundesgenoſſin ſichtbaren Antheil an der Verwegenheit, womit die Unterthanen des Kaiſers in allen ſeinen Staaten ſich gegen ſeine Verordnungen auflehnten. Der Advokat Heinrich van der Noot negocirte heimlich im Namen des belgiſchen Volkes, deſſen bevollmächtigten Agenten er ſich nannte, an einigen benachbarten Höfen und körnte ſeine angeblichen Committenten mit erdichteten oder auch wirklich erhaltenen Verſprechungen.

Unter allen dieſen mitwirkenden Urſachen, die das Feuer der Empörung heimlich anfachten, war keine dem Kaiſer ſo wichtig und ſo bedenklich, als die unbedingte Macht der Geiſtlichkeit über die Meinungen des Volkes. Er erkannte jetzt zu ſpät, daß, die Zeit allein etwa ausgenommen, nichts vermögend ſei, den nachtheiligen Eindruck auszulöſchen, den der Fanatismus in einem abergläubiſchen Volke gegen ihn heraufzaubern konnte. So lange die Reformen nur die bürgerlichen Verhältniſſe des Staats und ſeiner Glieder betrafen, hatte man ſich zwar widerſetzt, jedoch nicht aufgehört, den Landesherrn zu ehren und alle Pflichten gegen ihn zu erfüllen. Hingegen von dem Augenblicke an, wo die Prieſterſchaft ſeinen Glauben verdächtig machen und ſeinen Einrichtungen den Anſtrich gotteslaͤſterlicher Eingriffe in die Myſterien der Religion geben konnte, verwandelte ſich die Achtung ſeiner Unterthanen in Abſcheu und Haß. Die furchtbare Beſchuldigung der Ketzerei hatte noch jetzt in den Niederlanden dieſelbe Kraft, wie vor dreihundert Jahren im übrigen Europa; ſie löſte alle Bande der Pflicht und der Menſchheit und raubte dem Beſchuldigten alle Rechte. Joſeph empfand alſo noch am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die ganze unwiderſtehliche Gewalt der theologiſchen Zauberformeln, die vor Alters ſeine Vorfahren auf dem Kaiſerthrone ſo tief gedemüthigt hatten. Er empfand vielleicht noch mehr; vielleicht ſchmerzte ihn wirklich, in dem zerrütteten Zuſtande, worin ſich ſeine ganze Organiſation ſo kurze Zeit vor ihrer Auflöſung befand, die ver-

lorne Liebe dieſes verblendeten Volkes. Das Glück der Unterthanen hatte ihn bei allen ſeinen Reformen am Herzen gelegen; ſie hatten dieſes Ziel verfehlt und er nahm ſie zurück. Am 14. Auguſt erſchien wirklich ein neues Edikt, wodurch die Univerſität zu Löwen in alle ihre Gerechtſame wieder eingeſetzt und die biſchöflichen Seminarien von neuem eröffnet wurden. Allein der Zeitpunkt, worin dieſe Handlung die Gemüther hätte beſänftigen können, war verſtrichen, das Zutrauen des Volkes war dem Monarchen entriſſen, eine leidenſchaftliche Erbitterung hatte ſich aller Klaſſen bemächtigt und ſie alle gegen ihn unempfindlich gemacht. Man ſchrieb der Ohnmacht, der Furcht, der Verſtellung eine Nachgiebigkeit zu, woran diesmal die Güte wirklich Theil gehabt haben konnte; und im Taumel der Freude über dieſen Triumph fing man an zu glauben, das Volk dürfe nur wollen, um von ſeinem Herzoge unabhängig zu ſein.

Die demokratiſche Partei blieb bei dieſer Lage der Sachen nicht unthätig. Der Advokat Vonk entwarf den berühmten Plan einer Aſſociation, die er pro aris et focis nannte, und wozu er ſich nur mit ſieben anderen Verſchworenen (Verlooy, Torfs, Kint, Wenmals, Daubremez, Fisco und Hardi) verband. Dieſe beeidigten jeder anfänglich ſieben bis zehn neue Mitglieder, welche wieder andere aufnahmen, und ſo ging es fort ins Unendliche. Jeder Verſchworne gab ſich einen Namen, den er auf eine Karte ſchrieb; derjenige, der ihn aufgenommen hatte, ſchrieb den ſeinigen dazu, und ließ die Karte auf dieſe Art an die urſprünglichen Häupter des Bundes gelangen. Solchergeſtalt überſahen dieſe auf einen Blick die Anzahl der Verbündeten, und außer ihnen wußte Niemand den ganzen Zuſammenhang der Verſchwörung. Städte und Dörfer wurden auf dieſem Wege zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke vereinigt; man leitete alles dahin ein, zu gleicher Zeit im ganzen Lande durch eine gewaltſame und plötzliche Anſtrengung die Macht des Kaiſers zu bezwingen, ohne zuvor das geringſte von dieſem Vorhaben ahnen zu laſſen. So wurden zu Mecheln dreitauſend Menſchen in drei Tagen für die Aſſociation gewonnen; ganz Löwen gehörte in acht Tagen dazu; in den anderen Städten von Brabant und Hennegau warb man ebenfalls die Majorität der Einwohner an.

Faſt zu gleicher Zeit beſchloß die patriotiſche Verſammlung in Brüſſel, an den Grenzen der Niederlande ein kleines Heer zu verſammeln. Wer für das Vaterland die Waffen ergreifen

wollte, ward heimlich in die Gegend von Haſſelt im lütticher Gebiete geſchickt und dort aus einer Kaſſe, wozu die reichen Klöſter und Abteien, die Kaufleute von Antwerpen und andere Privatperſonen große Summen gaben, bis zur gelegenen Zeit unterhalten. In der holländiſchen Grenzſtadt Breda und ihrer Nachbarſchaft verſammelte ſich ein zweiter Haufe von Flüchtlingen, den die patriotiſche Verſammlung zu Brüſſel in der Folge ebenfalls in Sold nahm. Van der Noot, deſſen Vollmacht einige Mitglieder des Prälaten- und des Bürgerſtandes unterzeichnet hatten, fuhr noch lange fort, ſich zu ſchmeicheln, daß eine auswärtige Macht den Niederländern Hülfstruppen bewilligen würde; doch endlich verſchwand ſowohl dieſe Hoffnung, als die noch weniger gegründete auf franzöſiſchen Beiſtand.

So kühn und wohlerſonnen dieſe Maßregeln ſcheinen mögen, ſo wenig hätten ſie gleichwohl gegen ſechzehntauſend Mann regulärer Truppen vermocht, welche d'Alton in den Niederlanden kommandirte. Allein zu den Unglücksfällen, welche die letzten Monate von Joſeph's Regierung bezeichneten, gehörte vorzüglich auch dieſer, daß unter ſeinen Bevollmächtigten der Geiſt der Zwietracht herrſchte. Die unumſchränkte Macht des Miniſters Trautmannsdorf mußte ihn bei denen verhaßt machen, die ſich durch ihn von einem wirkſamen Antheil an der Regierung ausgeſchloſſen fühlten; es konnte ſogar das Intereſſe einiger Mitglieder des Gouvernements geworden ſein, den Unternehmungen der Niederländer den glücklichſten Erfolg zu wünſchen, ſo lange nicht die gänzliche Unabhängigkeit, ſowohl der Sache als dem Namen nach, der letzte Endzweck der Inſurgenten war. Das Mißverſtändniß zwiſchen dem Generale und dem Miniſter hatte den Punkt erreicht, wo man ſo leicht die Pflichten gegen den Staat und den Landesherrn aus den Augen ſetzt, um den Eingebungen des Haſſes und der Privatrache zu folgen. Trautmannsdorf erhielt beſtändig die freundſchaftlichſten Miniſterialverſicherungen von dem Geſandten der Generalſtaaten, daß ſeine Souveraine keinen Antheil an den Bewegungen der Niederländer nähmen, und affektirte daher, die bedenklichen Nachrichten, die ihm d'Alton von Zeit zu Zeit einſchickte, für unbedeutend zu halten. Es war indeß nicht zu läugnen, daß die belgiſchen Flüchtlinge zu Breda unter der Hand allen Vorſchub erhielten, der nicht für einen offenbaren Friedensbruch gelten konnte. Die Generalſtaaten weigerten ſich auch, den niederländiſchen Emiſſar

van der Noot, der ſich im Haag aufhielt, auf Anſuchen des kaiſerlichen Geſandten auszuliefern. Allein ſo lange die ganze Gefahr eines Angriffs nur von einem ſo kleinen, ſo ſchlecht gekleideten und bewaffneten, ſo gänzlich undisciplinirten Haufen, wie der zu Breda, herrühren ſollte, war der Miniſter zu entſchuldigen, daß ſie ihm verächtlich ſchien. Vielleicht ſchmeichelte auch ſeinem Selbſtgefühl der Gedanke, alles noch ohne Zuthun des Feldherrn beilegen und beruhigen zu können. So begreift man wenigſtens, warum er den Kaiſer von dieſer Möglichkeit bis auf den letzten Augenblick zu überzeugen und ihn zu gütigen Maßregeln zu ſtimmen ſuchte, indeß er die kritiſche Lage der Sachen entweder verhehlte oder ſelbſt nicht in ihrem ganzen gefahrvollen Umfang überſah. Der Mann, der, im Gefühl ſeiner ihm anvertrauten Vollmacht, zu ſeinen eigenen Kräften leicht ein großes Zutrauen faſſen mochte, gab auch wohl eine Seite ſeines Charakters preis, die man benutzen konnte, um ihn in ſeiner Täuſchung zu erhalten. Die doppelte und ſchwer zu vereinigende Abſicht, dem Kaiſer ſeine Provinzen und ſich ſelbſt den ganzen Einfluß ſeines Poſtens zu ſichern, ward unausbleiblich eine Quelle ſchwankender, unzuſammenhängender, widerſprechender Handlungen, welche nur dazu dienten, der Nation die Schwäche und innere Zerrüttung des Gouvernements noch deutlicher zu verrathen.

Die Auswanderungen wurden indeſſen immer häufiger und erregten endlich die Aufmerkſamkeit der Regierung. Am 30. September wurden ſie bei Strafe des Todes und der Einziehung der Güter verboten. Bald darauf marſchirte der General Schröder mit einem anſehnlichen Detaſchement nach Haſſelt, um die daſelbſt verſammelten Inſurgenten zu zerſtreuen; allein bereits am 6. October hatten ſich dieſe nach den Städten und Dörfern des holländiſchen Brabants gezogen und machten nunmehr mit dem zwiſchen Breda und Herzogenbuſch entſtandenen Haufen ein Heer von vier bis fünftauſend Mann aus. Um die Geiſtlichkeit außer Stand zu ſetzen, dieſe Truppen fernerhin zu beſolden und mit Kriegsmunitionen zu verſehen, erſchien am 13. Oktober ein Edikt, welches die Einkünfte von zwölf begüterten Abteien, Tongerloo, St. Bernhard, Affligem, Gembloux, Villers, Vlierbeek, St. Gertrud, St. Michael, Diligem, Grimbergen, Everboden und Heyliſſem, ſequeſtrirte und einer kaiſerlichen Adminiſtration unterwarf. Von allen Seiten liefen jetzt Denunciationen gegen viele verdächtige Perſonen von allen Ständen bei der Regierung

ein. Vonk und Verlooy entkamen aus Brüſſel in dem Augenblicke, da man ſich ihrer bemächtigen wollte; einige von ihren Verbündeten waren nicht ſo glücklich und geriethen in die Hände ihrer Verfolger. Allmälig wurden ſogar die erſten Familien im Lande verdächtig gemacht. Fünf Mitglieder der Staaten von Brabant, die Grafen von Spangen, Lannoy, Duras, Coloma und Prudhomme d'Hailly, kamen in Verhaft; man bewachte die Herzoginnen von Aremberg und von Urſel in ihren Palläſten und warf ſowohl den Schriftſteller Linguet, als den kaiſerlichen Fiskal le Coq und den Schweizer Secretan, Hofmeiſter der Söhne des Herzogs von Urſel, ins Gefängniß. Ganz Brüſſel erbebte von dem Gerüchte einer Verſchwörung, welche in ihren Wirkungen der Sicilianiſchen Veſper geglichen hätte; eine Anzahl Häuſer, hieß es, ſollten in die Luft geſprengt, die Officiere der Beſatzung, die Glieder der Regierung und der Rechnungskammer zu gleicher Zeit ermordet werden. Wie viel Wahres oder Erdichtetes in dieſer Beſchuldigung lag, könnten nur die Protokolle jener Zeit erweiſen; allein was auch immer die Urſache geweſen ſein mag — dem Schweizer Secretan ward die Todesſtrafe zuerkannt; man ſchleppte ihn in das finſtre Behältniß, wo überwieſene Miſſethäter die Vollziehung ihres Urtheils abwarten müſſen, und erſt nach einer zweimonatlichen Gefangenſchaft rettete ihn endlich die Revolution. Alle Gefängniſſe in Brüſſel waren jetzt mit Perſonen aus allen Ständen, mit Prieſtern, Kaufleuten und Adelichen angefüllt, die man insgeſammt irgend eines Verbrechens wider den Staat beſchuldigte. Alles verkündigte die allgemeine Gährung, das gänzlich verlorne gegenſeitige Zutrauen und die nahe Entſcheidung.

Die patriotiſche Armee ſetzte ſich nun den 20. Oktober wirklich in Bewegung. Vonk hatte ihr in der Perſon ſeines Freundes, des ehemaligen kaiſerlichen Obriſten van der Merſch, einen geprüften Führer erworben. Ihre erſten Unternehmungen waren gegen gegen Turnhout und die unbeſetzten Schanzen Lillo und Liefkenshoek an der Schelde gerichtet. Der General Schröder, der ihnen am 27. nach Turnhout entgegenkam, hatte anfänglich einigen Vortheil; als er aber in die Stadt einrückte, empfing man ſeine Truppen mit einem heftigen Feuer aus den Fenſtern und von den Dächern, welches ihn nach einem blutigen Gefechte zum Rückzuge nöthigte. Die Inſurgenten verließen jedoch freiwillig alle dieſe Poſtirungen wieder, um von einer

andern Seite, jenſeits der Schelde, einen Verſuch auf Flandern zu wagen. Ueberall, wo ſie erſchienen, verbreiteten ſie ein kühnes Manifeſt, welches van der Noot entworfen und unterzeichnet hatte, worin ſie den Kaiſer der Herzogswürde verluſtig erklärten und ihm allen Gehorſam förmlich aufkündigten. Um dieſe Zeit hatte ſich ein Ausſchuß oder Comité der Stände von Brabant nach Breda begeben und dirigirte von dort aus die Operationen des Patriotenheeres. Hierher hatte eine ſtreifende Partei auch den Kanzler von Crumpipen gefangen geführt, den jedoch die Generalſtaaten, auf Anſuchen des kaiſerlichen Chargé d'Affaires, wieder in Freiheit ſetzen ließen.

Am 13. November ward Gent von den Inſurgenten beſetzt, die ſich nach einem fürchterlichen viertägigen Kampfe, wobei ein Theil der Stadt eingeäſchert ward, in dieſer Hauptſtadt von Flandern behaupteten. Zu gleicher Zeit erklärten ſich alle Städte dieſer Provinz gegen den Kaiſer. Die Wirkungen der Vonkiſchen Verbrüderung äußerten ſich plötzlich in allen Gegenden von Flandern, Brabant und Hennegau; Bürger und Bauern griffen zu den Waffen und vertrieben oder vertilgten die kaiſerlichen Beſatzungen. Van der Merſch rückte jetzt zum zweiten Male an der Spitze von fünftauſend Mann aus den holländiſchen Grenzen bei Hoogſtraaten in Brabant ein. Die Beſtürzung über die von allen Seiten drohende Gefahr war bei den Anhängern der kaiſerlichen Partei in Brüſſel ſo groß, daß die Generalgouverneurs bereits am 18. November die Stadt verließen und ſich über Namur und Luxemburg nach Koblenz flüchteten. Verſchiedene kaiſerliche Beamte, nebſt einigen Perſonen vom hohen Adel, folgten dieſem Beiſpiele. Der Miniſter ließ alle Gefängniſſe in Brüſſel, Antwerpen, Löwen und Mecheln öffnen und die Verhafteten, die ſich in die Hunderte beliefen, von welchem Range und Stande ſie auch waren, ohne alle Bedingung in Freiheit ſetzen; er vernichtete am 20. das Generalſeminarium zu Löwen, den Stein des Anſtoßes der niederländiſchen Geiſtlichkeit; er widerrief am 21. im Namen des Kaiſers das Edikt vom 18. Junius, ſtellte am 25. alle Privilegien von Brabant in ihrem ganzen Umfange wieder her, verſprach eine allgemeine Amneſtie, dehnte ſie am 26. auf alle Provinzen der Niederlande aus, und verbürgte ſich mit ſeiner Ehre, daß der Kaiſer den ganzen Inhalt aller dieſer Deklarationen genehmigen würde. Allein dieſe Maßregeln brachten jetzt auch nicht die ge-

ringſte Wirkung hervor und änderten nichts in dem entſchloſſenen Gange der Gegenpartei. Schon am 23. November verſammelten ſich zu Gent die Stände von Flandern, und am 25. beſchloſſen ſie vor allen übrigen Provinzen, daß der Kaiſer aller Hoheitsrechte über die Grafſchaft Flandern verluſtig ſei, und daß den ſämmtlichen Provinzen der Vorſchlag zu einer niederländiſchen Union gethan werden ſolle.

Nachdem van der Merſch über Dieſt nach Tirlemont gegen Löwen vorgerückt war und den General d'Alton genöthigt hatte, daſelbſt Vertheidigungsanſtalten zu treffen, nahm er am 29. ſeine Stellung bei Leau, woſelbſt noch an eben dem Tage der Oberſte de Brou mit Friedensvorſchlägen eintraf. Am 2. December ward auf zehn Tage ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, den van der Merſch auf zwei Monate zu verlängern verſprach, wofern die Stände von Brabant zu Breda dieſe Verlängerung genehmigen würden. Der Miniſter ſchmeichelte ſich umſonſt, auf dieſe Art zu neuen Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; weder die Stände von Flandern, noch der Comité von Breda wollte ſeine Vorſchläge hören. Der ganze Vortheil des Waffenſtillſtandes blieb auf der Seite der Patrioten; ſie hatte man dadurch gleichſam förmlich anerkannt, man hatte ihnen in dem deshalb aufgeſetzten ſchriftlichen Vergleiche dieſen ehrenvollen Namen zugeſtanden, und man ließ ihnen Zeit, ihre Armee durch Freiwillige und vor allem durch die ſchaarenweiſe einkommenden Ueberläufer aus dem kaiſerlichen Lager zu verſtärken.

Die Entfernung der Generalgouverneurs, die Nähe der patriotiſchen Armee, die Wichtigkeit, die man ihr durch einen erbetenen Waffenſtillſtand gegeben hatte, endlich die täglich auf einander folgenden Conceſſionen des Miniſters mußten der Gegenpartei Muth machen, alles zu unternehmen. Selbſt die Vorkehrungen, welche d'Alton zur Erhaltung der Ruhe in der Stadt getroffen hatte, dienten den Patrioten zur Erreichung ihres Endzweckes.

Die Klöſter, in denen die Truppen einquartirt lagen, boten die beſte Gelegenheit dar, ſie zum Ueberlaufen zu gewinnen; man drückte ſogar den Schildwachen Geldſtücke in die Hand, nahm ihnen ihre Waffen ab und ſchaffte ſie heimlich zur Stadt hinaus. Das Mißverſtändniß zwiſchen ihrem General und dem Miniſter ward den öſtreichiſchen Kriegern ein dringender Bewegungsgrund, ihre Fahnen zu verlaſſen und dahin überzugehen,

wo die Freigebigkeit der Patrioten ihnen außerordentliche Vortheile und die Klugheit der Maßregeln größere Sicherheit für ihr Leben bot. Am 7. December hatte Trautmannsdorf den Einwohnern die Außenwerke Preis gegeben, welche d'Alton kurz zuvor hatte aufwerfen laſſen, um die Stadt vertheidigen und zugleich in Furcht halten zu können. Von dieſem Augenblick an verwandelte ſich die Feigheit des Pöbels in das entgegengeſetzte Extrem des tollkühnen Muths. Am 10. December ward in der Hauptkirche zu St. Gudula für das Glück der patriotiſchen Waffen eine feierliche Meſſe celebrirt. Gegen das Ende des Gottesdienſtes ſteckte jemand die Nationalkokarde an ſeinen Hut und hob ihn, allen Anweſenden zum Signal, auf ſeinem Stocke in die Höhe. In wenigen Minuten trug Alles in der Kirche, in wenigen Stunden Alles in der Stadt die Kokarde.

In dieſem furchtbaren Zeitpunkt der allgemeinen Ungebundenheit konnte nur Ein Gegenſtand die Vorſorge des Gouvernements erheiſchen; man mußte Brüſſel vor ſeinem eigenen Pöbel retten. Dahin war es aber zwiſchen d'Alton und dem Miniſter gekommen, daß dieſer die Stadt in den Händen der Bürger ſicherer glaubte, als unter dem Schutz eines Militairs, deſſen Treue durch wiederholte Deſertion von einer Stunde zur andern verdächtiger, deſſen Macht auch aus demſelben Grunde immer unzulänglicher ward. Am Abend gab daher Trautmannsdorf den Bürgern ihre Waffen wieder; die Bürgerkompagnien zogen noch in derſelben Nacht auf die Wache und am folgenden Tage verlegte der General, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln, alle ſeine Truppen in die höhere Gegend der Stadt. Der Waffenſtillſtand war jetzt verſtrichen; der Ausſchuß zu Breda hatte ſich ſtandhaft geweigert, die vorgeſchlagene Verlängerung zuzugeſtehen und d'Alton mußte befürchten, wenn er noch länger in Brüſſel zögerte dem General van der Merſch in die Hände zu fallen. Ein ſchneller Abzug rettete ihn vor einem allgemeinen Aufſtand und Angriffe des Volkes. Er eilte ſo ſehr, daß ſeine Kriegeskaſſe und drei Millionen an baarem Gelde im königlichen Schatze zurückblieben. Die Flucht des Miniſters verrieth dieſelben Symptome der Uebereilung; erſt als er ſchon zwei Meilen von Brüſſel entfernt war, erinnerte er ſich ſeines Verſprechens an die auswärtigen Miniſter, ihnen den Tag ſeiner Abreiſe zu notificiren. Der Abend dieſes merkwürdigen Tages, des 12. Decembers, ward in Brüſſel mit Freudenfeuern, Erleuchtungen und

andern Feierlichkeiten begangen, und bereits am folgenden Morgen ſtellte man den hohen Juſtizhof von Brabant wieder her. An eben dieſem Tage räumten die Kaiſerlichen die Stadt Mecheln und am 14. zog van der Merſch wie im Triumph zu Löwen ein. Namur ward von den Patrioten beſetzt und das ſehr verminderte Heer des Kaiſers concentrirte ſich, nachdem es alle zerſtreute Kommandos und alle Beſatzungen an ſich gezogen hatte, in Luxemburg und der umliegenden Gegend. Die mißlungenen Verſuche der Patrioten, etwas in freiem Felde gegen dieſe geübten und disciplinirten Veteranen auszurichten, beſtätigten die Vermuthung, daß die bisherigen Fortſchritte der Niederländer nicht ſowohl ihrer Tapferkeit als vielmehr der Uneinigkeit unter den kaiſerlichen Anführern und ihren widerſprechenden Maßregeln zugeſchrieben werden müßten.

Am 18. December intonirte der Kardinal-Erzbiſchof von Mecheln, der während der letzten Unruhen, indeß man ihn in Frankreich glaubte, bei einem Krämer in Brüſſel verſteckt geblieben war, ein feierliches Te Deum in der Gudulakirche. Die Stände von Brabant waren zugegen; der Advokat van der Noot ward überall, als Befreier des Vaterlandes, vom Pöbel im Triumph umher geführt und bald hernach zum Miniſter der brabantiſchen Stände ernannt. In allen Städten der abgefallenen Provinzen publicirte man ſein Manifeſt und der ehrwürdigſte Name, den das achtzehnte Jahrhundert ausgeſprochen hat, der Name Franklin, ward entheiligt, indem man dieſen Prieſterſclaven damit ſchmückte. Jetzt eilten Deputirte aus allen Provinzen nach Brüſſel, um einen allgemeinen niederländiſchen Congreß zu bilden, welcher ſich an die Stelle des Souverains ſetzte und das große Werk der Union am 11. Januar 1790 vollendete. Die Vorſchläge, die der Graf von Cobenzl vom Kaiſer mitbrachte, wurden ungehört verworfen und die neue Macht der vereinigten belgiſchen Staaten ſchien einen Augenblick ihre Unabhängigkeit vom habsburgiſchen Stamme behaupten zu können.

XVII.

Brüſſel.

In Paris, wo das Bedürfniß mit dem Publikum zu ſprechen ſo allgemein, und der leidige Autortrieb ſo unüberwindlich iſt, wird nach Verhältniß der Größe des Orts kaum mehr geſchrieben, als während der jetzigen Periode in den Niederlanden. Die Preſſen überſchwemmen täglich die Stadt mit einer Ladung von Pamphlets und fliegenden Blättern, die man, ſo lange das Revolutionsfieber währt, in allen öffentlichen Häuſern begierig verſchlingt; und obgleich die herrſchende Partei nur ſolche Schriften duldet, die ihrer eigenen Sache das Wort reden, ſo werden dennoch unter der Hand von den Colporteurs auch die Aufſätze der ſogenannten Vonkiſten verbreitet. Seitdem wir uns in Brüſſel aufhalten iſt kein Tag hingegangen, der nicht etwas Neues in dieſer Art hervorgebracht hätte; allein unter dem ungeheuren Wuſte von neuen politiſchen Controversſchriften, den wir in den Buchläden anſehen müſſen, gibt es auch nicht ein einziges Blatt, das den Stempel eines höheren, über das Gemeine und Alltägliche auch nur wenig erhabenen Geiſtes trüge. Plumpheit im Ausdruck, der gewöhnlich bis zu Schimpfwörtern hinunterſteigt, ein ſchiefer oder vollends eingeſchränkter Blick, ein mattes, oberflächliches, einſeitiges, abgenutztes Raiſonnement, und auf der ariſtokratiſchen Seite noch zu dieſem allen ein blinder Fanatismus, der ſeine Blöße ſchamlos zur Schau trägt — das iſt die gemeinſchaftliche Bezeichnung aller niederländiſchen Hefte des Tages. Der Styl dieſer Schriften iſt unter aller Kritik; ein Franzoſe würde in dem Schwall von Barbarismen kaum ſeine Sprache wiedererkennen. Ich wüßte nicht, was hier eine Ausnahme verdiente; gewiß nicht das Manifeſt der Stände von Hennegau, das immer noch vor anderen gerühmt zu werden verdient; nicht Linguets Vertheidigung der Ariſtokratie, die ſo ſchal und dürftig iſt, wie der Gegenſtand es mit ſich bringt; nicht die unzähligen Addreſſen an das Volk und die Briefe der verſchiedenen Demagogen, endlich auch nicht die Manifeſte, Edikte und Staatsſchriften des Congreſſes, der Stände und ihrer Miniſter.

Unter dem Neuen von dieſer Art, das mir eben in die Hände fällt, iſt aber eine ſehr ernſthafte Vorſtellung bemerkenswerth, wodurch man bei dem Congreß auf die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens in den Niederlanden anträgt. (Mémoire à leurs hautes et souveraines Puissances, Nosseigneurs les Etats-unis des Pays Bas Catholiques, sur le rétablissement des Jésuites. 1790. 8. 48 S.) Ihr Verfaſſer rügt die Illegalität der Proceduren bei der Aufhebung des Ordens und erklärt das päpſtliche Breve für nichtig und null, ſowohl was das göttliche, als das natürliche, peinliche und geiſtliche Recht betrifft. Dieſen Satz führt er ſehr weitläufig und bündig aus; denn im Grunde iſt wohl nichts leichter als der Beweis, daß Macht und Gewalt in dieſem Falle die Stelle des Rechts vertreten haben, wie wohlthätig auch immer die Folgen für die Fortſchritte der Erkenntniß geweſen ſind. Merkwürdig iſt die Stelle, wo der Verfaſſer dieſen Ausſpruch von Pius VI. anführt: „indem man die Jeſuiten zerſtörte, hat man alles zerſtört; dieſe umgeſtürzte Säule iſt die Hauptſtütze des heiligen Stuhls geweſen.“ (S. 41.) Wenn dieſe Aeußerung ſo gegründet wäre, als ſie auffallend iſt, ſo hat der heilige Stuhl in der That ſchon lange ſehr unſicher geſtanden; denn dieſer Orden, ſo viel Verdienſt auch einzelne beſſere Mitglieder deſſelben beſaßen, war doch im Grunde, wie alle übrige Mönchsorden, einzig und allein auf die Dummheit der Nationen berechnet und ſein Sturz ſelbſt iſt der überzeugendſte Beweis von der Geringfügigkeit der in ihm vereinigten moraliſchen Kräfte, von dem Mangel an Geiſt und an Ausbildung im großen Haufen ſeiner Glieder. Nichts kann daher den traurigen Zuſtand der Gemüthskräfte in den Niederlanden anſchaulicher und nachdrücklicher ſchildern, als dieſes ſo lebhaft und dringend geäußerte Bedürfniß des jeſuitiſchen Unterrichts. Man möchte hier wirklich mit einem bibliſchen Ausdruck ausrufen: „wenn das Licht, das in euch iſt, finſter iſt, wie groß wird denn die Finſterniß ſein!“

Hier habe ich noch einen ähnlichen Fang gethan. Ein gewiſſer Abbé Ghesquière hat eben eine Notion succincte de l'ancienne constitution des Provinces Belgiques drucken laſſen, die ich Dir doch bekannt machen muß. Er iſt in der That einzig, dieſer Abbé; denn er findet die Vorrechte der niederländiſchen Kleriſei ganz klar im Tacitus aufgezeichnet. Tacitus ſagt im ſiebenten Capitel ſeines Aufſatzes über die Sitten der Deut-

ſchen, daß ihre Könige nicht unumſchränkte Herrſcher waren (nec regibus infinita aut libera potestas.) Alſo hatten die Belgier damals einen geiſtlichen, adeligen und dritten Stand, deren Repräſentanten die königliche Macht in Schranken hielten! Wer wollte die Bündigkeit dieſes Schluſſes antaſten? Wer wollte noch in Zweifel ziehen, was ein gelehrtes Mitglied der ſeeländiſchen Akademie, vermöge ſeiner ſeltenen Gewandtheit in der Auslegungskunſt, ergründet hat? Den Unglauben hat er indeß vorausgeſehen und tritt mit einem zweiten Citat auf, hinter welchem er unüberwindlich iſt. Nicht erſt im Tacitus, im Julius Cäſar ſteht ſchon der Beweis, daß die Staaten von Brabant die rechtmäßigen Souverains dieſes Landes ſind. Der König der Eburonen, Ambiorix, ſagt der erhabene Ueberwinder des Pompejus, hatte nicht mehr Antheil an den öffentlichen Entſchlüſſen und Unternehmungen, als die Menge des Volkes. (Suaque ejusmodi esse imperia, ut non minus haberet in se juris multitudo, quam ipse in multitudinem.) Die Eburonen waren bekanntlich Belgier; die Belgier haben jetzt Biſchöfe und Prälaten; alſo hatten die Eburonen einen Klerus, der zugleich erſter Landſtand war! Das iſt klar wie die Sonne! Und wer es nicht glaubt, der ſei Anathema zu Löwen und Douai und überall, wo man Beweiſe führt wie der fromme Bollandus!

Wenn es wahr wäre, daß die Bataven und Eburonen bereits vor Chriſti Geburt ſo chriſtliche Zuchtmeiſter hatten, ſo müßte man aufhören ſich über ihren treuherzigen Glauben zu wundern und vielmehr erſtaunen, daß ihnen doch noch mancher Zug von Menſchlichkeit geblieben iſt. Im Ernſt, je mehr ich die Brabanter kennen lerne, deſto mehr ſöhne ich mich auch mit ihrer indolenten Gutmüthigkeit aus. Was Gutes an ihnen iſt, könnte man mit dem Dichter ſagen, iſt ihnen eigen; ihre Fehler und Mängel fallen ihren Erziehern zur Laſt. Das Volk iſt beſcheiden, gefällig, höflich und ſelbſt dann, wenn es gereizt wird, in ſeinen leidenſchaftlichen Ausbrüchen noch menſchlich und ſchonend. Die Revolution hat dieſen Charakter in vielfältigen Beiſpielen bewährt. Als die Generalgouverneurs flohen, der Miniſter und der Feldherr des Kaiſers durch bewaffnete Bürger vertrieben wurden, blieben ihre Häuſer unberührt; niemand verſuchte, niemand drohete ſie zu zerſtören, oder auch nur auszuplündern. So oft man es auch dahin zu bringen wußte, daß die niedrigſten Volksklaſſen in der furchtbaren Geſtalt von Auf-

rührern erſchienen und mit allgemeiner Zerſtörung droheten, ſo ſelten ſind gleichwohl die Fälle, wo ihrer Wuth ein Menſch geopfert ward. In dem Aufruhr vom 16. März dieſes Jahres erbrach der Pöbel fünf Häuſer von der demokratiſchen Partei und plünderte ſie; dies war das einzige Beiſpiel von Zügelloſigkeit ſeit dem Anfange der belgiſchen Unruhen. Allein dies veranſtaltete ein geringer Haufe von etwa dreihundert zuſammengerafften Menſchen aus den Hefen der Stadt; keinen von ihnen trieb ein lebhaftes Gefühl von vermeintlichem Unrecht dazu an, ſondern liſtige Anführer hatten ſie durch Beſtechungen und Verheißungen bewogen, eine Plünderung zu unternehmen, wobei für ſie ſehr viel zu gewinnen und wenig oder nichts aufs Spiel zu ſetzen war. Dieſer verworfene Haufe hätte dennoch die Wohnung des Kaufmanns Chapel gänzlich verſchont, wenn nicht in dem Augenblick, da eine beredte Stimme ſich zu ſeinem Vortheil hören ließ, an ſein Verdienſt um ſeine Mitbürger erinnerte und bereits Eindruck zu machen anfing, drei Franciskanermönche, die ſich in der Mitte des Tumults befanden, die Umſtehenden angefeuert hätten, den Mann, der ihre Partei nicht hielt, zu beſtürmen. Ein Aelteſter von einer der neun Gilden, Chapels Nachbar, fiel jetzt über deſſen Vertheidiger her, warf ihn zu Boden und ließ das Volk, nach ſeinem Beiſpiel, ihn zertreten.

Vor den Schreckbildern des gegenwärtigen Zeitpunktes verfärben ſich allerdings die Sitten; ſie bekommen einen Anſtrich von Mißtrauen, Zurückhaltung und Strenge. Die Unſicherheit der politiſchen und bürgerlichen Exiſtenz bringt dieſe Erſcheinungen da hervor, wo ſonſt die Ueppigkeit ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben ſcheint. Die Freuden der Tafel ſind verſchwunden, alle Arten von Pracht und Aufwand eingeſtellt; genau, als ob man zu wichtigeren Bedürfniſſen Mittel aufſparen müßte oder durch eitles Gepränge die Augen des Volkes jetzt nicht auf ſich ziehen möchte. Nur Ein Artikel der hier im Schwange gehenden Ausſchweifungen konnte keine Verminderung leiden, weil die einzige Subſiſtenz einer allzu zahlreichen Klaſſe von Unglücklichen darauf beruhet. Auch die Folgen der gar zu ungleichen Vertheilung der Güter, Armuth und Bettelei, mußten in ihrer ganzen Widrigkeit ſichtbar bleiben; die Zahl der Bettler ſteigt, wie die Zahl der Mädchen, die ihre Reize feil bieten, bis in die Tauſende. Wahrſcheinlich auch in Beziehung auf jene deſpotiſchen Naturtriebe, die ſich durch eine politiſche

Revolution nicht ſo leicht wie andere Gattungen des Luxus bannen laſſen, iſt die Zahl der Modehändlerinnen hier ſo außerordentlich groß; ich erinnere mich nicht einen Ort geſehen zu haben, Paris nicht ausgenommen, wo die zum Verkauf und zur Verfertigung des Putzes dienenden Kramläden in allen Straßen ſo zahlreich wären. Das ſchöne Geſchlecht in Brüſſel verdient vielleicht auch den Vorwurf, daß es ſich durch öffentliche Unruhen und Calamitäten in den wichtigen Angelegenheiten der Toilette und des Putzes nicht irre machen läßt. Allein ich fange jetzt an unter der wohlhabenden Klaſſe einige hübſche Geſichtchen zu entdecken, denen man dieſe Schwachheit verzeiht; ich ſehe einige ſchlankere Taillen, einige Blondinen von höherem Wuchs. Nur vermißt man den prometheiſchen Feuerfunken in ihrem Blick; dieſe ſchönen Automaten können nur ſündigen und beten.

Phlegma und überall Phlegma! Ich behaupte ſogar, daß ſich dieſes charakteriſche Phlegma in den Spielen der Kinder auf den Straßen wahrnehmen läßt. Wenigſtens iſt es merkwürdig, daß wir bisher in allen brabantiſchen Städten, wo wir geweſen ſind, ohne Ausnahme, die Mädchen von ſieben bis dreizehn Jahren jeden Abend denſelben Zeitvertreib vornehmen ſahen; es war das bekannte Hüpfen über ein Seil, welches man ſich im Kreiſe über den Kopf und unter den Füßen wegſchwingt. Bald ſchwang jede ihr Seil für ſich allein; bald waren es zwei, die ein längeres Seil um eine dritte bewegten. Dieſe lebhafte Bewegung iſt vermuthlich eine Wirkung des Inſtinkts, der für die Erhaltung eines Körpers wacht, in welchem ſonſt die Spontaneität faſt gar nicht bemerklich iſt. Eine weit allgemeinere Erfahrung lehrt, daß gerade die trägſten Kinder, wenn ſie einmal in Bewegung ſind, am längſten und heftigſten toben. Ich erinnere mich nicht in Brabant einen Knaben bei dieſem Spiele geſehen zu haben, und auch das iſt eine Beſtätigung meiner Hypotheſe.

Bei den Erwachſenen iſt dieſe Langſamkeit des Temperaments nicht zweifelhaft, allein ſie äußert ſich am ſtärkſten in Abſicht auf den Gebrauch der Vernunft. Oft haben wir uns über die gleichgültige Ruhe gewundert, womit die Brabanter in die Zukunft ſehen. Die Möglichkeit eines öſtreichiſchen Angriffs ſcheint ihnen verborgen zu ſein, und faſt durchgehends werfen ſie jetzt den Gedanken von der Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Beiſtandes ſehr weit weg. Vorgeſtern, als ein Gerücht ſich ver=

breitete, daß preußiſche Truppen von Lüttich nach Huy marſchirten, in der ſcheinbaren Abſicht, ſich Luxemburg zu nähern, entſtand eine allgemeine Mißbilligung dieſes Schrittes; ſo wenig Begriff hatte man von der Wichtigkeit einer Cooperation dieſes mächtigen Nachbars mit ihnen gegen ihren ehemaligen Landesherrn. Von den politiſchen Geſprächen der hieſigen geſellſchaftlichen Kreiſe läßt ſich nach dem bisher Geſagten wenig mehr als Ungereimtheit erwarten. Die franzöſiſche Dreiſtigkeit, über ſolche Gegenſtände ein eignes Urtheil zu fällen, zeigt wenigſtens, auch wenn es ungehirnt genug klingen ſollte, von einer gewiſſen eigenthümlichen Beweglichkeit der Geiſteskräfte. Hier hingegen merkt man es jedem Wort und jeder Wendung an, daß dieſe Kräfte bisher brach gelegen haben. Könnte man die verſchiedenen Urtheile jedesmal bis an ihre Quelle verfolgen, ſo würde ſichs ausweiſen, daß ſie alle in drei oder vier Köpfen von der einen oder der andern Partei, ja, was noch merkwürdiger iſt, zum Theil in fremden Köpfen entſtanden ſind. Die gewöhnliche Gewandtheit in Vertheidigung ſelbſt angenommener Meinungen, die von einigem Nachdenken unzertrennlich iſt, vermiſſen wir hier in einem kaum glaublichen Grade. Die Eingebungen ſind ſo kenntlich, daß man den Hauch zu bemerken glaubt, mit dem ſie aus einem Kopf in den andern übergingen. Die Verfechter der Stände, bei weitem die zahlreichſte Partei, führen nur die alte Verfaſſung und Joyeuse Entrée im Munde; ſie ſträuben ſich heftig gegen die Freiheit und kennen kein größeres Uebel, als eine Nationalverſammlung. Umſonſt verſucht man es ihnen begreiflich zu machen, daß zwiſchen einer oligarchiſchen Tyrannei und einer franzöſiſchen Demokratie noch ein drittes, eine verbeſſerte Repräſentation des Volkes, möglich ſei: ſie denken nichts bei den Ausdrücken, auf welche ſie geſchworen haben, und deſto gewiſſenhafter beharren ſie darauf. Allein man glaube ja nicht daß es der blinden Nachbeter in der andern Partei wenigere gibt. Neulich hörte ich einen eifrigen Demokraten ſehr ernſthaft behaupten: die neuen belgiſchen Staaten könnten das ariſtokratiſche Syſtem nicht behalten, — weil es ſchon in Holland angenommen ſei. Alſo hätte ſein Vaterland nach dieſer Logik am Ende gar keine Regierungsform bekommen müſſen; denn unter den angrenzenden Staaten gibt es auch ſchon Demokratien und Deſpotien! In dem heftigen Wortſtreit, den man faſt täglich an öffentlichen Orten hören kann, werfen die Parteien einander

und wie es ſcheint mit Recht, gänzlichen Mangel an Grundbegriffen vor; das heißt: aus Erfahrung kennen ſie einander genau; doch damit iſt dem Uebel nicht abgeholfen. Es iſt indeß unläugbar ein gewiſſer Enthuſiasmus vorhanden, der nur darum fremden Impulſionen folgt, weil er mit einer ſo ungewöhnlichen Leere der Phantaſie und einer gänzlichen Unfähigkeit, ſich nach eigener Einſicht zu beſtimmen, verbunden iſt.

Dieſer Mangel an Spontaneität iſt nirgends offenbarer, als in dem entſchiedenen Siege der Ariſtokraten über die demokratiſche Partei. Van der Noot, der auch in Brabant den Ruf eines mittelmäßigen Kopfes hat, war gleichwohl ſchlau genug, gleich bei der Gründung der belgiſchen Unabhängigkeit dieſe Wendung vorauszuſehen. Seine Talente machten ihn dort unentbehrlich, wo ſie wie er wußte, immer noch ohne Rivalität hervorleuchteten; allein ſie hätten ihn nicht gerettet, wenn er es gewagt hätte, ſich dem alles hinreißenden Strome des geiſtlichen Einfluſſes zu widerſetzen. Um an der Spitze zu ſtehen und alles, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That zu lenken, mußte er alſo zu dieſer Fahne ſchwören. Der Großpönitenziar von Antwerpen, der ſo berüchtigte van Eupen, ein Bonze vom gemeinſten Schlage, deſſen ganze Superiorität in niedriger Verſchmitztheit und heimlichen Ränken beſteht, ward ſein Vertrauter und Gehülfe. Der ſchwache Kardinal war alles was man wollte in jedermanns, und blieb es folglich auch in ihren Händen. Die einzelne Stimme des Biſchofs von Antwerpen, eines Prälaten, dem man Einſicht und Feſtigkeit des Charakters zuerkennt, verhallt ungehört im Fauxbourdon einer Majorität von Mönchen, die im Gefühl ihrer Talentloſigkeit Alles der Anordnung ihrer Miniſter überlaſſen und nur dafür ſorgen, daß ihr heiliges Intereſſe auf jedem Votum zuoberſt ſchwimmt.

Bei allen Vortheilen, in deren Beſitz die Partei der Stände ſich behauptet hat, bietet indeß dieſes unglückliche Land und vorzüglich die Hauptſtadt dennoch das Schauſpiel der innerlichen Zerrüttung dar. Das mannichfaltig verſchiedene Intereſſe der Einwohner, die Verbitterung, die bei den Siegern vom Widerſtand, bei den Beſiegten vom Gefühl des erlittenen Unrechts herrührt, die Eiferſucht, womit ein Nachbar den andern belauſcht, die Hinterliſt, wovon die Stände ſelbſt das Beiſpiel geben, die Hoffnung endlich, welche den Bedrückten noch immer neuen Zunder gibt und ſie auf eine glücklichere Zukunft vertrö-

ſtet: — dies Alles wirkt zuſammen, um den Niederländern die Früchte ihrer Anſtrengung zu rauben und vielleicht in kurzem wieder den Schatten einer Unabhängigkeit zu entreißen, deſſen Weſen ſie noch nicht beſitzen. So empörend auch die Anmaßung der brabantiſchen Stände ſcheinen mußte, die ſich die geſetzgebende und die ausübende Macht zugleich zugeeignet haben, ſo unglücklich ſcheint der Zeitpunkt gewählt, die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen zu unterſuchen oder die Verfaſſung neu zu organiſiren. Innere Einigkeit und feſtes Zuſammenſtimmen zum gemeinſchaftlichen Zwecke der Erhaltung konnte ganz allein das Zutrauen der auswärtigen Mächte gewinnen und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit beſchleunigen. Trennung und Zwietracht können allein dem öſtreichiſchen Hofe den Weg zur Wiedereroberung der Niederlande bahnen. Nicht umſonſt bemerkt man hier noch geheime Emiſſarien von verſchiedenen mächtigen Höfen, ſtatt der öffentlich akkreditirten Geſandten, die mit den Generalgouverneuren faſt zu gleicher Zeit verſchwunden ſind. Von einigen Mächten gehen ſogar mehrere Perſonen mit verſchiedenen und zum Theil entgegengeſetzten Aufträgen herum; Kanzelliſten, Kaufleute, Juden korreſpondiren auf verſchiedenen Wegen mit demſelben Miniſter, inſofern er hier die ariſtokratiſche Partei, dort die Patrioten und noch an einem dritten Orte eine dritte Klaſſe von politiſchen Sektirern ſondiren läßt. Die Vereinbarung der Moral mit der Politik der Kabinette, deren Möglichkeit ich nicht bezweifeln will, iſt wenigſtens bis jetzt noch immer Spekulation geblieben, wenn man nicht etwa in dem hohen Grade Neuling iſt, die öffentlichen Proteſtationen von Redlichkeit der Abſichten, und die Lobſprüche, die mancher Hof, mancher Fürſt, manches Departement ſich ſelbſt ertheilt, für baare Münze zu nehmen. Thöricht wäre es alſo glauben zu wollen, daß irgend ein europäiſches Kabinet die Ausnahme machen und allen in einem Spiele, wo es darauf ankommt nach der Regel zu gewinnen, eine zweckloſe und ihm ſelbſt nachtheilige Großmuth ausüben werde. Ich erhalte hier Winke und Aufklärungen, die es außer allem Zweifel ſetzen, daß ſowohl von einem auswärtigen Erbſtatthalter des katholiſchen Belgiens, als auch von einem unabhängigen belgiſchen Herzoge, aus der Mitte des niederländiſchen Adels, zu ſeiner Zeit ſehr ernſthaft die Rede geweſen iſt. Allein die Auftritte vom 15. bis 19. März, zuſammengenommen mit dem, was eben jetzt bei der Armee in

Namur vorgeht, müſſen für den gegenwärtigen Zeitpunkt wenigſtens, den Eifer der Nachbaren, ſich in die belgiſchen Angelegenheiten zu miſchen, bis zur Gleichgültigkeit abkühlen.

Außer den Anhängern der Stände und der Geiſtlichkeit, außer den Freunden der Demokratie, die aber durch die vorgeſtern erfolgte Entwaffnung des Generals van der Merſch den empfindlichſten Stoß erlitten haben, gibt es hier noch eine ſtarke kaiſerliche Partei, wozu beſonders die reichſten Banquiers und Handlungshäuſer gehören. Bisher blieben ſie hinter der Larve der Demokratie verſteckt; allein jetzt iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſelbſt die eifrigſten Freunde der Volksfreiheit lieber mit den Royaliſten die Wiederkehr des alten Syſtems zu befördern ſuchen, als unter dem eiſernen Zepter der Stände länger geduldig leiden werden. Dieſe Geſinnung iſt wenigſtens bei allen Freunden der hohen Häuſer Aremberg und Urſel offenbar; ſie geben ſich kaum noch die Mühe, ſie zu verhehlen. Dieſe beiden Häupter des niederländiſchen Adels haben ſich jederzeit ſtandhaft gegen die Uſurpation der Stände erklärt und die Volkspartei mit Enthuſiasmus ergriffen; nie haben ſie den Ständen den Huldigungseid, wozu man ſie bereden wollte, abgelegt und der flüchtige Gedanke einiger Patrioten, dieſer Familie den belgiſchen Fürſtenhut zu ertheilen, ſo fern er auch von der Ausführung war, beruhte wenigſtens auf einer wirklichen Anerkennung ihrer perſönlichen ſowohl, als ihrer angeſtammten Vorzüge.

Der Herzog von Urſel diente im kaiſerlichen Heere vor Belgrad und Orſova. Als die Revolution ausbrach ſuchte der Kaiſer ihn durch die ſchmeichelhafteſte Begegnung zu gewinnen; allein umſonſt. Der Herzog ſchlug alle Gnadenbezeigungen aus, eilte nach Brüſſel, entſagte allen ſeinen militairiſchen Verhältniſſen und ſchickte ſeinen Kammerherrnſchlüſſel zurück. Die Stände übergaben ihm das Kriegsdepartement, indem ſie ihm den Vorſitz darin ertheilten; ſobald er aber merkte, daß ihre Miniſter es ſich anmaßten, auch hier ohne ſein Vorwiſſen Verfügungen zu treffen und ihn von aller eigenen Wirkſamkeit auszuſchließen (wovon die Ernennung des Generals von Schönfeld zum zweiten Befehlshaber der Armee das auffallendſte Beiſpiel war;) reſignirte er ſogleich ſeinen Poſten und erklärte ſich bald hernach, wie ſein Schwager, der Herzog von Aremberg, für die demokratiſche Partei. Am 8. März, bei der Ablegung des Eides, deſſen Abfaſſung die Parteien heftig erbittert hatte, bis end=

lich eine von beiden Seiten gebilligte Formel angenommen ward, erwählten die Freiwilligen von Brüſſel den Herzog von Urſel mit einſtimmiger Akklamation zu ihrem Generaliſſimus und zum Zeichen des Friedens umarmte ihn van der Noot auf öffentlichem Markte. Allein am 16., als der Herzog in die Verſammlung der Stände ging und Vollmacht forderte, um die Ruhe in Brüſſel wieder herzuſtellen, erhielt er die ſtolze Antwort, es würde ſchon ohne ſein Zuthun geſchehen; und als er vor etlichen Tagen mit dem Grafen la Marck nach Namur reiſete, um die Armee unter van der Merſch zu beſänftigen, wurden beide in Verhaft genommen, ſobald es dem General von Schönfeld gelungen war, ſich Namurs zu bemeiſtern. Man iſt noch ungewiß, ob er ſie mit dem General van der Merſch hieher nach Brüſſel ſchicken werde, oder nicht.

Dies iſt ein Beiſpiel der Eiferſucht, die es den beiden Freunden van der Noot und van Eupen zur wichtigſten Angelegenheit macht, jeden größeren Mann, es koſte was es wolle, vom Ruder entfernt zu halten. Der Wettſtreit mit der demokratiſchen Partei, in welchem ſie die Oberhand behielten, gibt hiervon noch einen vollſtändigeren Begriff und beweiſet zugleich, wie tief das Volk geſunken ſein muß, dem bei einer allgemein bekannten Ruchloſigkeit in der Wahl der Mittel, die Augen über das Betragen dieſer herrſchſüchtigen Menſchen dennoch nicht aufgegangen ſind. Die Unionsakte war kaum unterſchrieben, die Unabhängigkeit der Provinzen kaum feierlich angekündigt worden, als der Ausſchuß der Stände ſchon die Verſammlungen der patriotiſchen Geſellſchaft, der man den glücklichen Erfolg der Revolution faſt einzig verdankte, unter dem Vorwande der Gehäſſigkeit und Gefahr geheimer Zuſammenkünfte verbieten wollte. Allein damals trotzte die Geſellſchaft auf ihre gute Sache: „Den Tag und die Stunde,“ ließ man dem Comité zur Antwort ſagen, „wird öffentliche Sitzung gehalten; alle ruhige Bürger, alle Freunde des Vaterlandes dürfen zugegen ſein und die Berathſchlagungen mit anhören, die nur das allgemeine Wohl zum Ziele haben.“ Der Vorwurf des Geheimniſſes traf alſo nicht eine Geſellſchaft, welche aus den Banquiers und reichen Kaufleuten, aus dem ganzen nicht repräſentirten Adel, aus den Bürgern mehrerer Städte, verſchiedenen Mitgliedern des dritten Standes von Brüſſel und den vornehmſten Advokaten dieſer Stadt beſtand.

Allerdings hatte die Ariſtokratie wohl Urſache, gegen dieſe Geſellſchaft die heftigſten Maßregeln zu ergreifen, wenn ſie ſich in ihrer angemaßten Oberherrſchaft behaupten wollte. Den Patrioten gnügte es nicht, den Kaiſer vertrieben zu haben; ſie wollten Freiheit in den Niederlanden, nicht die alte Tyrannei unter einem neuen Namen. In dieſer Abſicht entwarfen ſie eine Bittſchrift an die Stände, welche bald von zwölfhundert der angeſehenſten Männer in der Provinz unterzeichnet ward. Sie ſtellten ihnen darin die Nothwendigkeit vor, nach dem Beiſpiele der Stände von Flandern die Souverainität des Volkes feierlich anzuerkennen, die Finanzadminiſtration zu verbeſſen und die Laſten des Volkes zu erleichtern, das Kommerz zu beleben, die Armee zu organiſiren, die Preßfreiheit zu bewilligen und alle Stellen und Aemter nur ad interim, bis zur Verſammlung der Nation, zu beſetzen.

Nie hatten die Forderungen Joſephs des Zweiten dem Anſehen der Stände furchtbarer gedrohet, als dieſe Bitten jetzt zu drohen ſchienen, denen Vonk in ſeinen Considérations impartiales sur la position actuelle du Brabant durch unumſtößliche, mit Beſcheidenheit und Mäßigung vorgetragene Gründe, den größten Nachdruck verlieh. Der erſte und fruchtbarſte Gedanke, den van der Noot und ſeine Gehülfen dieſem patriotiſchen Vorhaben entgegenſetzten, war natürlicher Weiſe der, daß man ſuchen müßte, den Eindruck jener billigen und vernünftigen Vorſtellungen durch den Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Gemüther zu verwiſchen, indem man jede Neuerung unter den jetzigen Umſtänden als gefährlich und feindſelig gegen das Vaterland ſchildern ließe. Es ward ſogleich ein Cirkularſchreiben an alle Pfarrer im ganzen Lande erlaſſen, worin man ihnen anbefahl, eine Gegenaddreſſe an die Stände, welche auf Beſtrafung der Neuerer und Störer der öffentlichen Ruhe drang, in ihren Kirchſpielen unterzeichnen zu laſſen. Zwei brabantiſche Officiere reiſeten mit dieſer Addreſſe im ganzen Lande umher und bedienten ſich allerlei unerlaubter Mittel und ſogar der Gewalt, um Unterſchriften zu erzwingen. Der Kanonikus du Vivier, Sekretair des Kardinals, arbeitete mit einem frommen Eifer zu demſelben Zweck; und ſolchergeſtalt brachte man in kurzer Zeit die Namen von viermal hunderttauſend Brabantern zuſammen, welche dieſe Gegenaddreſſe unterſtützten.

Durch dieſe Spiegelfechterei ließ ſich indeß die patriotiſche

Geſellſchaft nicht irre machen, vielmehr ſetzte ſie ihre Verſammlungen fort und bemühte ſich, ihre republikaniſchen Grundſätze in ein helles Licht zu ſtellen. Die ſechs Kompagnien von Freiwilligen, welche zu den fünf ſogenannten Sermens oder Bürgerinnungen von Brüſſel gehörten, und keinesweges die Oberherrſchaft der Stände begünſtigten, waren vielleicht den Ariſtokraten vor allen übrigen Einwohnern furchtbar, weil ſie die Waffen trugen und die Sicherheit der Stadt ihnen allein anvertrauet war. Sie durften nur wollen und die ganze oligarchiſche Tyrannei verſchwand. Um ſich ihrer zu verſichern, ward ihnen am 6. Februar ein Eid deferirt, den ſie den Ständen, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn, leiſten ſollten. Eduard von Walkiers, ein reicher Banquier, der unter der vorigen Regierung den Titel eines Vicomte erhalten hatte, widerſetzte ſich dieſer Zumuthung als Aelteſter (doyen) der Innung von St. Sebaſtian und Chef der einen zu dieſer Innung gehörigen Kompagnie von Freiwilligen. Auch die übrigen Kompagnien weigerten ſich dieſe Eidesformel anzunehmen, die ihre Abſicht gar zu deutlich an der Stirne trug. Van der Noot ſah ſich alſo genöthigt, einen günſtigeren Zeitpunkt abzuwarten.

Mittlerweile kehrte der Herzog von Aremberg aus dem ſüdlichen Frankreich in ſein Vaterland zurück und nahm am 10. von den ſämmtlichen Freiwilligen, die auf dem großen Platze vor dem Rathhauſe verſammelt waren, den Ehrennamen ihres Élu des élus (Erwählten der Erwählten) unter lauten Freudensbezeugungen des Volkes an. Am folgenden Tage leiſtete er in dieſer Eigenſchaft den Bürgerinnungen einen Eid, aber nicht, wie man auch von ihm gefordert hatte, den Ständen, deren Rechtmäßigkeit er zu gleicher Zeit in Zweifel zog. Ohne der patriotiſchen Geſellſchaft förmlich beizutreten, billigte er nebſt ſeinem Bruder, dem Grafen de la Marck, nicht nur alle ihre Schritte, ſondern äußerte auch bei mehreren Gelegenheiten ſeine ausgezeichnete Hochachtung für verſchiedene Mitglieder dieſes demokratiſchen Bundes und namentlich für den Advokaten Vonk, den eifrigen Verfechter der Volksfreiheit.

Von dieſem Augenblick an erhob die demokratiſche Partei das Haupt und ſchien ſich mit großen Hoffnungen zu ſchmeicheln. Die patriotiſche Geſellſchaft wählte Herrn Vonk zu ihrem Präſidenten, ſie wählte einen Sekretair, ſie führte nach dem Beiſpiel ähnlicher Clubs in England und Frankreich eine gewiſſe

Ordnung ein, nach welcher ihre Verſammlungen gehalten wurden, ſie entſchied über die vorkommenden wichtigen politiſchen Fragen durch Mehrheit der Stimmen und ließ die Generale van der Merſch, de Roſières und Kleinberg durch eine Deputation feierlich zum Beitritt einladen. Alles ſchien zu erkennen zu geben, daß ſie ſich für eine Kopie der franzöſiſchen Nationalverſammlung und vielleicht ſogar für das Vorbild einer niederländiſchen angeſehen wiſſen wollte. Deſto unglücklicher war es für ſie, wenn ihre Abſichten wirklich rein und auf das wahre Wohl des Vaterlandes gerichtet waren, daß ein unreifer Enthuſiasmus in einigen Köpfen brauſte, und am 25. Februar, an dem Tage nachdem der General van der Merſch ganz unverhofft in Brüſſel von der Armee eingetroffen war, einen Auflauf bewirkte, wobei es auf nichts geringeres als eine Gegenrevolution angeſehen ſchien. Ein dunkles Gerücht verbreitete ſich am Abend des 21. durch die ganze Stadt, daß man eine neue Kokarde — die Kokarde der Freiheit wurde ſie emphatiſch genannt — in der Kirche zu St. Gudula aufſtecken wolle, und dabei ſagte man ſich die Abſicht ins Ohr, — die Stände müſſe man vom Ruder des Staats entfernen. Am folgenden Morgen ſtrömte alles nach St. Gudula und Eduard Walkiers verſammelte, auf allen Fall, ſeine Kompagnie. Diesmal zitterten die neuen Miniſter für ihre politiſche Exiſtenz. Die ehrwürdige Stimme des Prieſters war nochmals ihre einzige Zuflucht; ſie ſchickten dem Pfarrer der Hauptkirche dieſe ſchriftlich abgefaßte Erklärung: „Wir Unterzeichneten verſichern, daß das Manifeſt des brabantiſchen Volkes nach allen Stücken ſeines Inhaltes befolgt werden ſoll; daß alles was vorgeht, im Namen des Volkes geſchieht, in welchem die Souverainität inwohnend iſt und wogegen die Stände ſich nie etwas haben anmaßen wollen.“ Van der Noot und van Eupen hatten dieſen Aufſatz eigenhändig unterſchrieben und der Pfarrer las ihn von der Kanzel ab. Eine ſo unerwartete Nachgiebigkeit von Seiten der Stände veränderte plötzlich die Stimmung des zuſammengerotteten Volkes, und beim Weggehen aus der Meſſe, anſtatt die Ariſtokratie zu beſtürmen, fielen einige fanatiſche Köpfe über einen demokratiſchgeſinnten Officier her, den Walkiers aber mit ſeinen Freiwilligen ſogleich aus ihren Händen riß. In der Kirche hatte hier und dort einer verſucht, die neue Kokarde aufzuſtecken, und einige wurden in Verhaft genommen, bei denen man ſie in der Taſche fand. Noch jetzt iſt

es daher gefährlich, ſich mit einer andern, als der ächten brabantiſchen dreifärbigen Kokarde ſehen zu laſſen; und es iſt uns ſelbſt widerfahren, daß ein Freiwilliger uns höflich anredete: wir wären vermuthlich Fremde und wüßten nicht, daß das weiße Bändchen an unſerer Kokarde verboten ſei.

Niemand in Brüſſel wollte etwas um dieſen Auflauf gewußt haben; man ſetzte ihn auf Rechnung der Royaliſten, denen man die Abſicht beimaß, ſie hätten dadurch alles in Verwirrung bringen wollen; als ob durch dieſe Verwirrung, zu einer Zeit, wo keine öſtreichiſche Truppen ſie benutzen konnten, etwas für die Sache des Kaiſers wäre gewonnen worden? Den Ständen und ihren Miniſtern ſchien der Schlag von einer ganz andern Seite her zu kommen; allein ohne die deutlichſten Beweiſe war jetzt eine öffentliche Beſchuldigung von dieſer gehäſſigen Art nicht rathſam. Zudem ſtand ihnen Walkiers mit ſeinen Freiwilligen und ſeinem thätigen, unternehmenden Geiſt überall im Wege. Gern hätte man ihm dieſen Auftritt vom 25. Februar Schuld gegeben; es wurden ſogar in dieſer Abſicht Briefe zwiſchen dem Kriegsdepartement und ihm gewechſelt; allein dieſe Korreſpondenz ſchlug ganz zu ſeinem Vortheil aus, indem er den Winken und Anſpielungen der Miniſterialpartei den Ton eines beleidigten Mannes, der ſeiner guten Sache gewiß iſt, mit allem Trotze dieſes Bewußtſeins entgegenſetzte. Die eben bekannt gewordene nachdrucksvolle Remonſtranz der demokratiſchen Partei an die Stände, worin man ihnen nochmals vorhält, daß die geſetzgebende und die vollziehende Macht ohne Gefahr für den Staat nicht länger in einer Hand vereinigt bleiben dürfen, geſtattete jetzt keine andere als indirekte Maßregeln gegen einen ſo mächtigen Feind. Man wußte den Stadtmagiſtrat dahin zu bewegen, daß er am 28. Februar die Kompagnie von Walkiers aufhob, unter dem Vorwande, daß jeder Serment deren nur Eine haben könne; allein die Freiwilligen eilten am folgenden Morgen mit Ungeſtüm auf das Rathhaus, und auf ihre Vorſtellung nahm der Magiſtrat ſeine Verordnung zurück. Walkiers, an dem die Reihe war, zog mit den Seinen auf die Wache und triumphirte im lauten Beifall des Volkes.

Es war nunmehr nöthiger als jemals, die Freiwilligen beeidigen zu laſſen. Man berathſchlagte ſich über die zu adoptirende Formel und van der Noot bot die Hände zu einem Vergleiche mit der patriotiſchen Societät. So wichtig ſchien dieſe

Ceremonie in den Augen Aller, daß man nicht Behutſamkeit genug anwenden zu können glaubte, um keine Zweideutigkeit übrig zu laſſen, hinter welche ſich die eine oder die andere Partei flüchten könnte. Endlich, nachdem man mehr als Einen Vorſchlag verworfen, nachdem van der Noot vergebens die verſammelten Freiwilligen auf dem großen Platze haranguirt hatte, ward eine ganz kurze Formel in allgemeinen Ausdrücken adoptirt, die Alles ſo unbeſtimmt ließ, wie beide Parteien es wünſchen konnten, um bei einer ſcheinbaren Uebereinkunft ſich zu überreden, man habe auf keinen Anſpruch Verzicht gethan. Dieſe Feierlichkeit, wobei ſich, wie ich Dir ſchon erzählt habe, der Herzog von Urſel und van der Noot zum Zeichen der Verſöhnung beider Parteien umarmten, ward am 9. März vollzogen und gleich darauf wies auch der hohe Rath oder Juſtizhof von Brabant die Bitte um Aufhebung der patriotiſchen Geſellſchaft als unſtatthaft zurück. Dagegen aber kaſſirte der Congreß, als Souverain der Niederlande, bereits am 13. März ein Regiment von beſoldeten Truppen, welches den Einfall gehabt hatte, nach dem Beiſpiele der Freiwilligen, dem Volke den Eid der Treue ſchwören zu wollen.

Walkiers hatte indeſſen den Ehrgeiz der Miniſter und der Stände zu tief beleidigt und ſein hochfliegender Patriotismus war ihnen zu furchtbar geworden, als daß ſie nicht vor allem ſeinen Sturz hätten beſchließen ſollen. Man griff ihn von der einzigen Seite an, wo er verletzbar blieb, das iſt: man wirkte durch eine Ueberſchwemmung von fliegenden Blättern und durch öffentlich ausgeſtreute Beſchuldigungen auf die Leichtgläubigkeit des unwiſſenden und immer noch von Prieſtern beherrſchten Volkes. Es gelang den Emiſſarien der Geiſtlichkeit und der Ariſtokratie den Saamen des Mißtrauens unter die Bürger von Brüſſel und ſogar unter die Freiwilligen auszuſtreuen; es gelang ihnen ſie zu trennen, indem man den Grund einer verabſcheuungswürdigen Verſchwörung, wodurch eine geringe Anzahl von Ehrgeizigen, unter dem Vorwande, das Volk in ſeine Souverainitätsrechte einzuſetzen, ſich ſelbſt der Regierung zu bemächtigen gedächten. Walkiers, ſagte man, ſei das Haupt des Komplots; die Officiere der Freiwilligen wären ſeine Verbündeten und eine Nationalverſammlung, die man berufen wolle, würde nur als Werkzeug ihrer Tyrannei, nach dem Beiſpiel der Franzöſiſchen,

alle Rechte der Bürger umſtoßen, die Altäre berauben und die heiligen Diener der Religion mißhandeln.

Hatte denn, wirſt Du fragen, das Volk von Brüſſel in einer ſo langen Periode von politiſcher Gährung noch nicht gelernt, gegen Verläumdungen auf ſeiner Hut zu ſein und ſeinen Verdacht aus reineren Quellen als den Brochüren des Tages zu ſchöpfen? hatte es noch nicht Gelegenheit genug gehabt, den Charakter der verſchiedenen Häupter der Parteien zu ergründen, und ein Urtheil über ſie zu fällen, welches nicht von jedem Hauche verändert werden konnte? Unſtreitig muß ſich jedem Unparteiiſchen bei einer ſo plötzlichen Umſtimmung der Gemüther der Gedanke lebhaft vergegenwärtigen, daß gerade die Wahrſcheinlichkeit der Beſchuldigung dieſe große Wirkung hervorgebracht habe. Auch ohne etwas von wirklich vorhandenen geheimen Abſichten, von einem trüglichen dessous des cartes zu ahnen oder zu glauben, konnte gleichwohl die Schilderung wahr und treffend ſein, die man im voraus von einer niederländiſchen Nationalverſammlung entwarf. Sie mußte, wenn ſie Gutes bewirken wollte, die bisherige Verfaſſung vernichten und die Mißbräuche ausrotten, welche der moraliſchen Freiheit, dieſer einzig wahren Quelle der bürgerlichen, entgegen wirkten; ſie wäre folglich dem Klerus und beſonders der Ordensgeiſtlichkeit furchtbar geworden. Nach dem Zuſtande der Aufklärung in den belgiſchen Provinzen und nach der Seltenheit gründlicher Einſichten und großer Talente zu urtheilen, war endlich auch, ohne dem Patriotismus der Demokraten zu nahe zu treten, die Prophezeihung, daß die Nationalverſammlung nur ein Inſtrument in den Händen weniger Demagogen werden könne, die unverdächtigſte Lobrede aus des Feindes Mund auf das Verdienſt und die Fähigkeiten eines Walkiers, eines Vonk und der übrigen Häupter der patriotiſchen Geſellſchaft.

Unter den jetzigen Umſtänden war die ausgeſtreute Beſorgniß, daß die Religion in Gefahr ſei, gleichſam eine Loſung für die Majorität der Bürger von Brüſſel, die demokratiſche Partei zu verlaſſen und für die Erhaltung des einmal beſtehenden Regierungsſyſtems zu eifern. Kaum war van der Noot dieſer Stimmung gewiß, ſo ſprang die Mine, die er ſeinen Nebenbuhlern bereitet hatte. Es kam jetzt darauf an, welche Partei der andern zuvorkommen würde, und er hatte ſeine Maßregeln ſo gut berechnet, daß er ſein Vorhaben ausführte, ehe die Ar-

mee die Bewegungen in Brüſſel unterſtützen konnte. Am 15. März überreichte die patriotiſche Geſellſchaft den Ständen eine Bittſchrift, worin ſie zwar ſehr beſcheiden, jedoch mit Ernſt auf eine neue Organiſation der Verfaſſung antrug und den Ständen gleichwohl, wegen ihres bekannten Widerwillens gegen eine Nationalverſammlung, die Art der Zuſammenberufung der Volksrepräſentanten gänzlich anheimſtellte. Dieſe Bittſchrift war kaum überreicht und geleſen, ſo verbreitete man im Publikum ein Verzeichniß der Störer der öffentlichen Ruhe, deren ganzes Verbrechen in der Unterzeichnung jenes Aufſatzes beſtand, welchen man ſich indeß wohl hütete, durch den Druck bekannt zu machen. Dagegen aber las man an den Kirchthüren überall einen Anſchlagzettel, worin man das Volk aufforderte, ſich am folgenden Morgen um neun Uhr zu verſammeln, indem eine Verſchwörung wider den Staat und die Religion im Werke ſei. Aehnliche Zettel verurtheilten die Herzoge von Aremberg und Urſel, den Grafen la Marck, Eduard Walkiers, Vonk, Herries und Godin zum Laternenpfahl. Früh am 16. erſchien der Pöbel und insbeſondere die Bootsknechte, Träger und anderes Geſindel, welches ſich in der Nähe des ſogenannten Hafens aufhält und unter dem Namen capons du rivage bekannt iſt, vor dem Rathhauſe, unter Anführung der beiden Ehrenmänner, die vor einiger Zeit ſo viele Unterſchriften für die berüchtigte Gegenaddreſſe eingetrieben hatten. Die Gildemeiſter ſtanden auf den Stufen und ſchwenkten dem Haufen, der den Staaten und van der Noot ein Vivat über das andere brachte, mit Hüten und Schnupftüchern Beifall zu. Auf dieſes Signal ging die Plünderung der Häuſer an, welche man zuvor zu dem Ende gezeichnet hatte. Der Kaufmann Chapel kam mit eingeworfenen Fenſtern und Thüren davon; hingegen fünf andere Häuſer wurden nicht nur erbrochen und gänzlich verwüſtet, ſondern auch in einem der Beſitzer tödtlich verwundet. Walkiers mit ſeinen Freiwilligen gab verſchiedentlich Feuer auf dieſe Banditen; allein die anderen Kompagnien, anſtatt ihn zu unterſtützen, droheten vielmehr, ihre Waffen gegen ihn zu kehren.

Am 17. erkaufte van der Noot die Ruhe der Stadt von den Plünderern mit einem Verſprechen von dreitauſend Gulden, die ihnen richtig ausgezahlt wurden; allein noch nicht zufrieden mit dieſem Opfer und ihrer Inſtruktion getreu, forderten ſie den Kopf ihres Widerſachers, Walkiers. Man lud ihn in der Däm-

merung vor die verſammelten Stånde, ſtellte ihm vor, ſeine Kompagnie habe den Haß des Volkes auf ſich gezogen und bewog ihn durch dieſe bloße Vorſtellung, ſie abzudanken. Van der Noot geleitete ihn mitten durch den aufgebrachten Pöbel nach Hauſe. In derſelben Nacht verließ er Brüſſel und mit ſeiner Abreiſe erloſch die letzte Hoffnung der Demokraten. Der hohe Rath von Brabant publicirte noch an demſelben Tage das Aufhebungsdekret der patriotiſchen Geſellſchaft, und ihre Håupter entflohen theils zur Armee in Namur, theils nach Lille im franzöſiſchen Flandern. — So gewaltſam dieſes Mittel auch war, wodurch die Stånde über die Freunde der Volksfreiheit den Sieg behielten, ſo håtte man es ihnen dennoch in einer ſolchen Kriſe verziehen, wenn nur auch ihre Regierung von nun an die wohlthåtigen Wirkungen geåußert håtte, um derentwillen es ſich verlohnte, dem Kaiſer die Oberherrſchaft zu entreißen. Allein von einer ſo übel organiſirten Verſammlung durfte man ſich keinen edlen Gebrauch der Kråfte verſprechen. Sie benutzte den erſten Augenblick, in welchem ſie ſich ohne Nebenbuhler fühlte, um vermittels tyranniſcher Maßregeln die Möglichkeit eines abermaligen republikaniſchen Kampfes zu verhüten. Die Preßfreiheit, das Palladium freier Völker, ward unverzüglich abgeſchafft; eine ſtrenge Büchercenſur wachte über die Erhaltung politiſcher und geiſtlicher Finſterniſſe, und das Verbot aller auswårtigen Zeitungen, welche demokratiſche Grundſåtze begünſtigten, krönte dieſe des achtzehnten Jahrhunderts unwürdige Verordnungen. Der Schleier des Geheimniſſes deckt alle Berathſchlagungen der geſetzgebenden Macht; feindſeliger Haß verfolgt die Ueberreſte der patriotiſchen Geſellſchaft; aus Furcht vor ſtrenger Ahndung werden die Namen Vonk, Walkiers, Urſel und la Marck an öffentlichen Orten nicht ausgeſprochen, und der Enthuſiasmus, der noch glühet und noch zuweilen ein paar hitzige Disputanten an einander bringt, wird allmålig erkalten und in jene todte Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beſte ausarten, welche überall herrſchen muß, wo nicht von den Geſetzen, ſondern von der Willkür und den Leidenſchaften der Regenten das Leben und das Eigenthum des Bürgers abhångt.

XVIII.

Brüſſel.

Gewöhnlich bedaure ich nicht die unterjochten Völker; ihre Sclaverei ſei auf ihrem eigenen Haupte! Gegen die Löwenkräfte des freien Menſchen, der ſeine Freiheit über alles liebt, ſind alle Höllenkünſte der Tyrannei unwirkſam. Der Uebermuth der römiſchen Eroberungsſucht konnte ja nicht einmal das kleine Saguntum bezwingen. Heldentod in den Flammen und unter den Schutthaufen ihrer einſtürzenden Gebäude war der letzte und edelſte Sieg dieſer ächten Republikaner!

Heute dauert mich gleichwohl das Schickſal der Brabanter. Unter beſſeren Führern wären Menſchen aus ihnen geworden; der Stoff liegt da in ihrem Weſen, roh, vom Gift einer allzu üppigen Kultur noch nicht durchdrungen, ſondern nur das Opfer des unüberwindlichen Betrugs. Heute haben wir ſie in einer Aufwallung von republikaniſchem Geiſte geſehen, die gänzlich unvorbereitet und nur deſto rührender war. Wir kamen von Schooneberg, dem Landhauſe der Generalgouverneurs, zurück und in allen Straßen ſahen wir ganze Schaaren von Menſchen in die Buchläden ſtürzen und mit unbeſchreiblicher Ungeduld nach einem Blatte greifen, das eben jetzt die Preſſe verließ. Es war ein Brief des Generals van der Merſch an die Staaten von Flandern, worin er ihnen ſeine Ankunft in Brüſſel meldet und auf die ſtrengſte Unterſuchung ſeines Betragens dringt. Die Neugier des Publikums ſpannte um ſo mehr auf dieſes Blatt, da ſeit einigen Tagen die wüthendſten anonymiſchen Affichen und Handbillets gegen den General ausgeſtreuet werden, worin er ein Verräther des Vaterlandes genannt und abſichtlich zum Gegenſtande der allgemeinen Indignation aufgeſtellt wird. Die lebhafte Theilnahme an ſeinem Schickſal, die, ſo verſchieden auch der Beweggrund ſein mochte, durch alle Klaſſen der Einwohner zu gehen ſchien, hatte wenigſtens mehr als Neugier zum Grunde und verrieth einen Funken des Freiheitsgefühls, wovon man ſich in Deſpotien ſo gar keine Vorſtellung machen kann. Es war ein erfreulicher Anblick, Alles, Alt und Jung, Männer, Weiber, Kinder, Vornehme und Geringe hinzu ſtrömen zu

ſehen, um die erſte Sylbe der Rechtfertigung eines Angeklagten zu leſen! Dieſe Bewegung dauerte mehrere Stunden; die Druckerei konnte nicht ſchnell genug die hinlängliche Anzahl Exemplare liefern; man riß einander den Brief aus der Hand, man ſtritt ſich, wer das erſte von dem neuankommenden Vorrathe beſitzen ſollte, man drang den Buchhändlern das Geld im Voraus auf, man bot doppelte, zehnfache Zahlung und wartete, wie dies unter andern unſer eigener Fall war, Stundenlang auf einen Abdruck. So ging es fort bis ſpät in die Nacht.

Van der Merſch iſt geſtern Abend hier eingetroffen; dies iſt der vollendende Schlag, welcher das Gebäude der Ariſtokratie in den Niederlanden befeſtigt. Die Armee in Namur war bisher noch immer eine Stütze der Volkspartei geblieben; mit den Waffen in der Hand hatte ſie die Bittſchrift der patriotiſchen Geſellſchaft gebilligt. Sie war in ihrem Eifer noch weiter gegangen. Eine unbegreifliche Gleichgültigkeit der brabantiſchen Stände ſowohl, als des mit ihnen einſtimmigen, ebenfalls von van der Noot inſpirirten Congreſſes, hatte die Armee an allen Bedürfniſſen, an Pferden und Geſchütz, an Geld, an Lebensmitteln und Kleidungsſtücken den äußerſten Mangel leiden laſſen; ein großer Theil der in Namur liegenden Truppen hatte weder Uniformen noch Schuhe. Vielleicht empfanden die vereinigten Provinzen ſchon jetzt die große Schwierigkeit, zu den Vertheidigungsanſtalten, die ihre Lage erforderte, die nöthigen Summen herbeizuſchaffen; vielleicht war auch die verdächtige Treue dieſes Heeres die Urſache, daß die Stände ſäumten und zögerten, um es nicht wider ſich ſelbſt zu bewaffnen. Wahr iſt es indeſſen, daß ein allgemeines Mißvergnügen unter den Truppen zu Namur ausgebrochen war, daß der Mangel häufige Veranlaſſung zu den größten Unordnungen und zur Deſertion gab und daß van der Merſch, nachdem ſeine wiederholten Vorſtellungen an den Congreß nichts gefruchtet, den Entſchluß gefaßt hatte, ſeine Befehlshaberſtelle niederzulegen. Bei dieſen Umſtänden verſammelten ſich am 31. März alle Officiere der dortigen Beſatzung und äußerten einmüthig das Verlangen, daß van der Merſch den Oberbefehl der Armee behalten, der Herzog von Urſel wieder an die Spitze des Kriegsdepartements geſetzt werden, und der Graf la Marck zum zweiten Befehlshaber ernannt werden möchte. Zugleich ſchrieben ſie an alle Provinzen um ihre Mitwirkung zur Abſchaffung der Mißbräuche und Wiederherſtellung der guten

Ordnung. Dieſe Wünſche mit der am 1. April von dem General erhaltenen ſchriftlichen Zuſtimmung, überſchickten die Officiere dem Congreß in einem Briefe, worin ſie ohne Umſchweif behaupten, das einzige Rettungsmittel für den kranken Staat darin gefunden zu haben, daß ſie einigen Ehrgeizigen ihre über die ganze Nation uſurpirte Macht zu entreißen beſchloſſen hätten. Um zu gleicher Zeit das Schreckbild einer Nationalverſammlung zu entfernen, erſchien am folgenden Tage eine Erklärung, welche die nach Namur geflüchteten Patrioten Vonk, Verlooy, Daubremez und Weemaels unterzeichnet hatten, worin ſie nochmals verſicherten, daß ſie in der Bittſchrift vom 15. März auf eine Verſammlung dieſer Art keinesweges angetragen hätten, ſondern im Gegentheil auf die Verfaſſung der drei Stände feſt zu halten geſonnen wären, und lediglich eine mehr befriedigende Repräſentation als die jetzige, nach dem Beiſpiele von Flandern, verlangten. Dieſer Erklärung ertheilte die Armee am 3. April ihre Zuſtimmung. Sie war um ſo merkwürdiger, da das Projekt des Congreſſes, oder wie er ſich ſelbſt nannte, der belgiſchen Generalſtaaten, vom 31. März mit ihr gleichen Inhalt hatte, den einzigen Umſtand ausgenommen, daß der Congreß behauptete: noch ſei es zu früh an eine verbeſſerte Repräſentation zu denken, indem auf die Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind alle Kräfte und alle Sorgen gerichtet werden müßten; wenn aber der Zeitpunkt gekommen ſein würde, wolle man ſelbſt die Nation dazu auffordern, und mittlerweile wünſche man die Zuſtimmung und Garantie aller Provinzen zu dieſem Entwurfe. Die Stände von Flandern ſäumten nicht dieſem Vorſchlag ihren Beifall zu ertheilen, indem ſie ſich zugleich vorbehielten in ihrer Provinz mit der bereits angefangenen Verbeſſerung der Konſtitution fortzufahren und ſie zu vollenden, ohne die Aufforderung des Congreſſes abzuwarten. Dieſe Aeußerung war um ſo ſchicklicher, da es mit dem ganzen Vorſchlage des Congreſſes nur darauf angeſehen war, dem Volke Staub in die Augen zu werfen und die Stände von Brabant nicht die geringſte Rückſicht darauf nahmen, ſondern fortfuhren ihre vermeinten Anſprüche auf die Souverainität dieſer Provinz geltend zu machen.

Die Nachricht von den demokratiſchen Geſinnungen der Armee erſchütterte nicht nur die Stände von Brabant, ſondern auch die bisher ſo eifrigen Freunde des Generals van der Merſch, die Stände von Flandern. Sie forderten den Congreß auf, alle

Kräfte anzuſtrengen, um die Gefahr abzuwenden, die von dort her dem Vaterlande drohte, und ſie waren es auch, welche den Vorſchlag thaten, den General nach Brüſſel vor den Congreß fordern zu laſſen, damit er von ſeiner Aufführung Rechenſchaft gäbe. Im Weigerungsfalle wollten ſie ihm die noch kürzlich bewilligte Zulage von zweitauſend Gulden zu ſeiner Beſoldung entziehen *). Von einer andern Seite erboten ſich die beiden patriotiſchen Freunde, der Herzog von Urſel und der Graf de la Marck, in einem Schreiben an den Congreß, ſich nach Namur zu begeben, und vermittels des Vertrauens, welches ihnen die Armee bezeigt habe, den Ausbruch des Unglücks zu verhüten. Da ſie gleich bei ihrer Ankunft das vorhin erwähnte Projekt des Congreſſes vom 31. März der Armee bekannt machten, ſo gelang es ihnen, eine Erklärung unter dem 5. April von derſelben und von dem General van der Merſch zu erhalten, worin ſie ihre völlige Zufriedenheit mit dem Inhalt dieſes Projekts in Abſicht auf die künftige Reform der Verfaſſung zu erkennen gaben. Allein van der Noot wußte ein zuverläſſigeres Mittel, für die Erhaltung ſeiner Partei zu ſorgen. Er ließ ein Korps von fünftauſend Mann, welches bisher in Löwen geſtanden hatte und den Ständen von Brabant ergeben war, unter Anführung des Generals von Schönfeld nach Namur marſchiren. Van der Merſch, der von dieſer Maßregel keine Nachricht aus Brüſſel erhalten hatte, rückte mit ſeiner in drittehalbtauſend Mann beſtehenden Beſatzung dem andern Korps entgegen. Bald erfuhr er indeß durch die an ihn geſchickten Adjutanten, daß der Congreß nicht nur dieſe Truppen beordert habe, ſondern daß ſich auch deputirte Mitglieder des Congreſſes an ihrer Spitze befänden, vor denen er ſich ſtellen müſſe. Er begab ſich ſogleich zu ihnen, und da er inne ward; daß der ganze Anſchlag hauptſächlich auf ſeine Perſon gemünzt war, ſo beſchloß er auf der Stelle, vor dem Congreß in Brüſſel zu erſcheinen. So vermied er den Ausbruch eines Bürgerkrieges, in welchem Brüder gegen Brüder hätten fechten müſſen. Der Herzog von Urſel und der Graf la Marck haben nur wenige Stunden lang Arreſt gehabt und ſind wieder auf freien Fuß geſtellt. Das iſt die Geſchichte jenes merkwürdigen Tages, die heute die ganze Stadt beſchäftigt.

*) Die Provinzen hatten ihm ein jährliches Gehalt von funfzehntauſend Gulden nebſt zehntauſend Gulden Tafelgelder zugeſtanden.

Geſtern und vorgeſtern waren die Nachrichten über dieſes Ereigniß noch zu unbeſtimmt und widerſprechend.

Ich kann es der demokratiſchen Partei nicht verdenken, daß ſie hier noch einen Verſuch wagte, ſich wieder emporzuſchwingen. In dem leidenſchaftlichen Zuſtande, den der Parteigeiſt vorausſetzt, den die Treuloſigkeit der Gegner unterhält und den die getäuſchte Hoffnung ſo leicht bis zur Wuth erhöht, wäre es unbillig, ganz überlegte, mit kalter Beſonnenheit nach dem richtigen Maßſtabe der Bürgerpflicht abgemeſſene Handlungen, ſelbſt von edleren und beſſeren Menſchen zu erwarten. Im Gegentheil, je reiner und herzerhebender das Bewußtſein der Demokratenhäupter war; je inniger ſie ihre moraliſche Ueberlegenheit über einen van der Noot und einen van Eupen fühlten: deſto flammender mußte ihr Eifer ſie begeiſtern, das bethörte Volk von Brabant aus den Händen ſolcher Anführer zu erretten. Dies vorausgeſetzt, laſſen ſich auch gewiſſe Unregelmäßigkeiten leichter entſchuldigen, die bei dieſer Gelegenheit vorfielen und deren Verhütung nicht allemal in der Gewalt der Gutmeinenden iſt, die ſich an die Spitze einer Partei ſtellen. Unſtreitig wagte die Armee einen dreiſten Schritt als ſie einige Mitglieder des Congreſſes, die mit Depeſchen nach Namur gekommen waren, gefänglich einzog, ihre Briefe las und ſie öffentlich im Drucke erſcheinen ließ, wenn es gleich die Abſicht dieſer Emiſſarien war, ihnen eine Eidesformel hinterliſtigerweiſe aufzudringen, welche die Freiwilligen in Brüſſel längſt verworfen hatten. Van der Merſch ſelbſt, im Vertrauen auf den Beiſtand ſeiner Truppen, ſprach am 3. April aus einem Tone, der den Ständen von Brabant feindſelig klingen mußte, und es iſt noch die Frage, ob er nicht am 5. das Schwert zur Entſcheidung gezogen haben würde, wenn nicht van der Noots Emiſſarien den Augenblick ſeines Auszuges aus Namur benutzt hätten, um den Magiſtrat dieſer Stadt umzuſtimmen und den Pöbel mit einer anſehnlichen Summe, die einige auf funfzigtauſend Gulden angeben, zu erkaufen. Daher fand der General, als er wieder in die Stadt ziehen wollte, die Thore gegen ſich und ſeine Truppen verſchloſſen, und dieſer Umſtand, ſagt man, bewog ihn zum gütlichen Vergleich. Eben ſo wenig läßt es ſich läugnen, daß die Reiſe des Herzogs von Urſel und ſeines Freundes, in einem Zeitpunkte, wo Bonk und ſeine Verbündeten ſich wirklich ſchon zu Namur aufhielten, den Anſchein hatte, daß es ihnen mehr darum zu thun war, die Gährung der dortigen Ar-

mee zu benutzen, als ſie ſtillen zu helfen. Nehmen wir aber an, daß ſie gegen die Uſurpation der Stände die gute und gerechte Sache zu haben wähnten, wer könnte ſie tadeln, wenn ſie ſich der Mittel bedienten, welche das Schickſal ihnen darbot, um ſie geltend zu machen?

Weit ſchwerer, ich glaube ſogar unmöglich, wird es ſein, ſie in einer andern Rückſicht zu entſchuldigen. Das Vorurtheil des Volkes mußte ihnen ehrwürdig ſein, wenn es unheilbar war, wenn ſie vorausſehen konnten, daß ſeine Anhänglichkeit an die Stände ſich weder durch Gründe noch durch Gewalt bezwingen ließ; in dieſem Falle war folglich ihre Widerſetzlichkeit zwecklos und ungerecht. Hatten ſie hingegen die Möglichkeit in Händen, durch eine große Anſtrengung die ariſtokratiſche Tyrannei zu ſtürzen, ſo bleibt ihnen ewig die Reue, aus Kleinmuth die Gelegenheit verfehlt zu haben, das Vaterland zum zweiten Male zu befreien. Alle abſolute Beſtimmungen ſind Werke der Spekulation und nicht von dieſer Welt; hier hängt alles von Verhältniſſen und Umſtänden ab; das Wahre und Gute entlehnt, wie Recht und Gerechtigkeit, ſeine Farbe von der Zeit und den Dingen. Die Beiſtimmung der Welt zu unſeren Grundſätzen können wir daher nicht erzwingen; allein die Schuld iſt an uns, wenn ſie unſerm Charakter keine Hochachtung zollt. Beſſer iſt es, die Waffen für eine gute Sache nicht ergreifen, als wenn man ſie einmal ergriffen hat, nicht lieber mit den Waffen in der Hand zu ſiegen oder zu ſterben.

Wenn uns da noch Unvollkommenheiten betrüben, wo größere und edlere Menſchheit uns anzieht, wie werden wir den Blick mit Widerwillen wegwenden von jenen Unglücklichen, deren ſittliche Mißgeſtalt kein Zug von guter Bedeutung mildert? Der glückliche Erfolg ihrer Unternehmungen kann aus ihrem Namen die Brandmale nicht tilgen, womit die Wahl der niedrigſten Mittel, Doppelzunge, Argliſt, Beſtechung, Verrath, Aufwiegelung und Mißbrauch der Gottesfurcht des Pöbels, Plünderung und Mord der Bürger, ſie gezeichnet hat. Gewiß, die Brabanter ſind bedauernswerth, daß Menſchen von dieſer Gattung ihre Führer geworden ſind und ihr ganzes Vertrauen beſitzen. Sie waren es, die dem Volke einen ſo tödtlichen Haß gegen die ganze Verwandtſchaft ſeines ehemaligen Fürſten einflößten, daß Joſeph's Tod und Leopold's ſtrenge Mißbilligung aller ſeiner Neuerungen noch keinen Eindruck auf die Herzen haben machen können, ſo

empfänglich ſonſt die unverdorbne Natur des Menſchen für ſanftere Empfindungen zu ſein pflegt, wenn der Tod des Beleidigers Genugthuung gibt und alle ſeine Schulden tilgt. Die großen Anerbietungen des Königs von Ungarn und Böhmen haben zwar hier in Brüſſel und noch mehr in Flandern die Partei der ſogenannten Royaliſten verſtärkt; allein die Maſſe Volkes hat von ſeinen Seelſorgern gelernt, den Namen Leopold mit Abſcheu zu nennen und mit demſelben, wie mit Joſeph's Namen, den furchtbaren, dunkeln Begriff der Irrgläubigkeit zu verbinden. Dieſe Schreckbilder mögen hinreichend ſein, um den Ständen den Gehorſam der Brabanter zuzuſichern; werden ſie ihnen aber auch einſt Kraft und Muth einflößen, Leopold's Krieger zurückzuſchlagen? In der That, der Anblick der Freiwilligen, die wir hier täglich aufziehen ſehen; und was wir von dem Zuſtande der Disciplin und der Taktik bei der Armee vernehmen können, läßt dieſe Vermuthung nicht aufkommen. Die einzige gegründete Hoffnung der Stände von Brabant und der übrigen Provinzen auf die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit, liegt in der Eiferſucht der Mächte Europens gegen das Haus Oeſterreich.

Auf eine oder die andere Art iſt dieſem zerrütteten Lande die Wiederkehr der Ruhe zu wünſchen. Es iſt betrübt zu ſehen, wie verſcheucht und verwildert alles in wiſſenſchaftlicher Hinſicht hier ausſieht. Zwar hatte der fromme Eifer von jeher geſorgt, daß des Guten in dieſem Fache nicht zu viel werden möchte; allein unter dem Prinzen Karl hatten wenigſtens die Erfahrungswiſſenſchaften ihre erſten unverdächtigen Blüthen gezeigt. Man hatte wohl etwas von wunderbaren Baſtarden zwiſchen Kaninchen und Hühnen gefabelt; indeß war doch die Menagerie vorhanden, wo dieſes Monſtrum, das im Grunde nur das bekannte japaniſche friſirte Huhn war, unter vielen andern Thieren vorgezeigt ward. Dieſe Menagerie, das Naturalienkabinet des Prinzen, ſeine Gemäldeſammlung, ſein phyſikaliſcher Apparat, ſeine Bibliothek; von dem allen iſt kaum noch eine Spur geblieben. Wir beſuchten eine ſogenannte königliche Bibliothek unter Aufſicht des Abbé Chevalier, die höchſtens in zwölftauſend Bänden beſteht. Die Eintheilung in Theologia, Humaniora, Jurisprudentia, Historia, Scientiae et Artes, mag zur Beurtheilung der Ordnung und ſelbſt des Inhalts dienen. In demſelben Hauſe zeigt man auch ein öffentliches Naturalienkabinet, in einem dunkeln, einäugigen Zimmer. Es beſteht in etlichen Pe-

trefakten und Kryſtalldruſen, einigen ausgeſtopften Schlangen und Vögeln, einigen Schubkaſten voll Konchylien, Schmetterlingen und Mineralien ohne Ordnung und Auswahl, einem Scharlachrock mit Gold, den einſt ein König getragen hat, und einem grönländiſchen Canot. Dies und einige phyſikaliſche Inſtrumente, die wir in des Abbé Mann's Behauſung fanden, ſind die Reſte der großen Sammlung, die Prinz Karl hier angelegt hatte. Die Akademie der Wiſſenſchaften, bei welcher derſelbe Abbé Mann der Sekretär iſt, verhält ſich bei den jetzigen Zeitläufen ganz ſtill, wie es Philoſophen geziemt; allein ſie war immer von friedliebender Natur und hat wenig Aufſehen in der Welt machen, am wenigſten durch ein zu ſchnell verbreitetes Licht der Vernunft den Glauben gefährden wollen. Herr Mann iſt ein Mitglied der erloſchenen Geſellſchaft, um deren Wiederherſtellung man ſich in den belgiſchen Staaten ſchon ſo viele Mühe gegeben hat, und außer ſeinen phyſikaliſchen Arbeiten auch durch die Bekehrung des Lord Montague berühmt.

Von dem Verfalle der hieſigen Manufakturen habe ich ſchon bei einer andern Gelegenheit etwas erwähnt. Die engliſchen und franzöſiſchen Kamelotte haben dem Abſatz der hieſigen, die ehemals ſo berühmt waren, ſo ſtarken Abbruch gethan, daß es jetzt keine große Unternehmungen in dieſer Gattung von Waaren mehr gibt. Die Quantität der Kamelotte, die jährlich fabricirt werden, iſt daher nicht mehr ſo beträchtlich wie ehedem. Von den nicht minder berühmten, brüſſeler gewirkten Tapeten exiſtirten vor wenigen Jahren noch fünf Fabriken; jetzt iſt die des Herrn van der Borght nur noch allein im Gange, und es arbeiten nur noch fünf Fabrikanten darin. Dennoch klagt man über die großen Vorräthe, die dem Eigenthümer auf den Händen bleiben. Die Arbeiter ſitzen zwei und zwei an einem Stuhl, wie es bei der Baſſe-liſſe gewöhnlich iſt. Die Tapeten waren ſchön gezeichnet und mit ungemeiner Präciſion ausgeführt. Man zeigte ein vortreffliches Stück nach Teniers, ein anderes nach le Brün u. ſ. f. Die Elle von ſolchen Tapeten koſtet zwei Karolin. Von den zwei großen Zuckerraffinerien der Herren Rowis und Danhot, die in ihrer Art gut eingerichtet ſind, will ich nichts ſagen; aber eine in Europa wahrſcheinlich einzige Kutſchenfabrik verdient, daß ich ſie Dir näher beſchreibe. Herr Simon, ihr Eigenthümer, hat gewöhnlich hundert bis hundert und zwanzig Arbeiter, die in weitläufigen, durch große Fenſter ſchön

erleuchteten Sälen ſitzen und einander in die Hand arbeiten. Die Höhe des Saals erlaubte ihm, eine Galerie oben rund herum zu führen, auf welcher, ſo wie unten, die Arbeiter um ihre Tiſche ſitzen. Die gegenwärtigen Unruhen haben indeſſen die Zahl der Arbeiter bis auf die Hälfte vermindert. Alles was zu einer Kutſche gehört, das Eiſenwerk, Leder, Holz, der Lack, die Vergoldung und Farbe, alles wird hier innerhalb des Bezirks dieſer einen Fabrik verfertigt. In den Sälen hangen Tafeln, auf welchen die Geſetze geſchrieben ſtehen, denen ſich jeder Handwerker, wenn er hier arbeiten will, unterwerfen muß. Es wird darin beſtimmt, wenn man ſich einfinden, wie lange man arbeiten ſoll; auf das Ausbleiben, auf überlautes Plaudern bei der Arbeit u. ſ. w. ſtehen Geldſtrafen; aber dem geſetzmäßigen Betragen wird dagegen auch eine Belohnung zu Theil. Der Holzvorrath, den wir hier ſahen, ward allein auf achtzigtauſend Gulden geſchätzt; er beſtand unter andern in einer großen Menge Ahorn aus der Schweiz und einer anſehnlichen Quantität Mahagony, welches Herr Simon ſchon deswegen ſo ſtark verbraucht, weil er ſeinen guten Lack auf kein anderes Holz ſetzt. Die Faſern unſeres Büchen- und Rüſterholzes werden unter dem Lacke immer wieder ſichtbar und machen ihn riſſig. Die Schmiede hatte ſechs Eſſen, wovon jetzt aber nur zwei noch brannten. Mit dieſen Vorkehrungen verbindet der Eigenthümer die höchſte Solidität und Eleganz, ja, was mehr als alles mit Bewunderung erfüllt, einen erfinderiſchen Scharfſinn, einen mechaniſchen Inſtinkt möcht' ich es nennen, entwickelt und vervollkommnet durch wirkliches Studium der Naturgeſetze und der angewandten Mathematik, wodurch die Vertheilung der Laſten zu einem hohen Grade der Vollkommenheit getrieben und der enge Raum einer Kutſche auf eine faſt unglaubliche Weiſe benutzt wird. Für einen Mann, der öfters lange Reiſen machen muß, wüßte ich nichts Unentbehrlicheres als einen Reiſewagen, wie ich ihn hier geſehen habe, worin man Tiſch und Bett und alle erſinnliche Bequemlichkeiten vereinigt hat. Wenn der arme Li-Bu aus den Pelew-Inſeln ſich ſchon über eine Londoner Miethskutſche extaſiiren und ſie ein Haus zum Fahren nennen konnte — was hätte er nicht beim Anblicke dieſes Wunderdinges geſagt. Es iſt in der That ein angenehmes Schauſpiel, den menſchlichen Geiſt auch auf dieſe Art glücklich gegen Schwierigkeiten kämpfen und ſie beſiegen zu ſehen. Herr Simon pflegt zwanzig bis drei-

ßig Wagen vorräthig zu haben, und alle europäiſche Höfe beſtellen ihre Gallawagen bei ihm. Sein Name ſtand auf der berüchtigten Proſcriptionsliſte vom 15. März; denn auch er hatte die Addreſſe an die Staaten unterzeichnet und war ein ſo eifriges Mitglied der patriotiſchen Geſellſchaft, daß er bereits unter des Kaiſers Regierung hatte die Flucht ergreifen müſſen. Die Zerſtörung ſeines Hauſes und ſeiner Fabrik war ihm zugedacht; allein er machte die ernſtlichſten Vertheidigungsanſtalten, und ließ in der Stadt bekannt werden, er habe Pulverminen gelegt und wolle auf den Fall eines Angriffs ſeine Feuerſpritzen mit Scheidewaſſer laden. Dieſe ſchreckliche Drohung war hinreichend, van der Noots Myrmidonen die Luſt zum Plündern hier zu vertreiben. Gleichwohl iſt Herr Simon, um ſeiner perſönlichen Sicherheit willen, vor einigen Tagen, nach dem Beiſpiel anderer Demokraten, aus dem Lande gegangen.

Es kann nicht fehlen, daß nicht auch der Handel unter der gegenwärtigen Tyrannei der Stände und der gewaltſamen Anſtrengung, wozu die Selbſterhaltung ſie zwingt, weſentliche Einſchränkungen leiden ſollte. Die Entfernung eines Partikuliers wie Eduard Walkiers, deſſen Vermögen man auf dreißig Millionen Gulden ſchätzt, muß auf die Aktivität ſeiner Handelsgeſchäfte, mithin auf die ganze Cirkulation in den Niederlanden, einen nachtheiligen Einfluß haben. Man rechnet, daß Walkiers, um die Revolution in Brüſſel am 11. und 12. December vorigen Jahres zu bewirken und d'Alton's Truppen durch Beſtechung zu entwaffnen, beinahe eine halbe Million verwendet haben ſoll. Nächſt ihm ſind die Herren Overmann und Schumaker die reichſten Kaufleute in Brüſſel. Sie bewieſen dem Kaiſer, daß ſie ihm jährlich gegen funfzigtauſend Gulden Abgaben zahlten und den inländiſchen Fuhrleuten beinahe ſechzigtauſend Gulden zu verdienen gäben. Romberg, der den Speditionshandel von Brüſſel nach Löwen zu verlegen ſuchte, beſteht noch ebenfalls als einer der vermögendſten niederländiſchen Bankiers. Unſer Aufenthalt iſt viel zu kurz geweſen, als daß er uns geſtattet hätte, in dieſe merkantiliſchen Verhältniſſe und ihre Verwickelung mit dem politiſchen Intereſſe einen tieferen und mehr ins Detail dringenden Blick zu thun. Morgen verlaſſen wir Brüſſel; doch zuvor will ich Dir, ſo müde ich auch bin, von unſerer heutigen Spazierfahrt ein paar Worte ſagen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt, an dem Kanal von

Mecheln, liegt das Luſtſchloß Schooneberg, bei Laken, welches wir heute in Augenſchein nahmen. Vor acht Jahren erntete man auf dem Platze, den jetzt ein Pallaſt und ein Park mit hohen Bäumen und geſchmackvollen Tempeln zieren, noch den herrlichſten Weizen. Der Herzog Albert von Teſchen und ſeine Gemahlin, die Gouvernantin der Niederlande, die Lieblingstochter der Kaiſerin Maria Thereſia, kauften gleich nach ihrer Ankunft das Landgut, welches dieſen Platz okkupirt, mit dem alten darauf befindlichen Schloſſe, das ihnen zum Abſteigequartier diente, ſo oft ſie herauskamen, um den Bau zu dirigiren. Die ganze neue Anlage iſt ein Werk des Herzogs, ein herrliches Denkmal ſeines Geſchmacks, ſeines Kunſtgefühls und ſeines ordnenden Geiſtes. Nach ſeinen eignen Handzeichnungen ward das Schloß in allen ſeinen Theilen aufgeführt. Es iſt ein ſchön proportionirtes Gebäude mit einer Kupole in der Mitte, die über einem prächtigen Periſtyl von zwölf korinthiſchen Säulen ſteht. Dieſer ſchöne Saal iſt ganz von weißem Stein erbaut, mit Verzierungen nicht überladen, wohl aber reich geſchmückt und von den entzückendſten Verhältniſſen. Der Fußboden iſt mit vielfarbigem Marmor ausgelegt und die Kamine von karrariſchem Marmor, mit Basreliefs nach den ſchönſten antiken Muſtern, meiſterhaft verziert. Die Einrichtung und das Ameublement der übrigen Zimmer iſt eben ſo ſchön als prächtig und geſchmackvoll; beſonders ſind die Spiegel aus den pariſer Gobelins von ungeheurer Größe. Was mir am meiſten gefiel, war die edle, elegante Simplicität der kleinen Privatkapelle; ſie iſt ein Viereck mit einer halben Kuppel zur Niſche, worin eine mit ſehr viel Geiſt gearbeitete und ſehr ſorgfältig nach einem römiſchen Original vollendete Muſe oder Göttin von karrariſchem Marmor, mit Krone und Zepter zu ihren Füßen, unter dem Namen der heiligen Chriſtina, die Hausgottheit vorſtellt. Der Bildhauer le Roy in Namur iſt der Urheber dieſes ſchönen Kunſtwerkes. Ueber ihrem Haupte iſt ein leuchtender Triangel im Plafond angebracht, und in der Mitte des Zimmers ſchwebt eine Taube an der Decke, ſchön gearbeitet und den übrigen reichen, palmyreniſchen Verzierungen gar nicht heterogen. Man glaubt wirklich in einem Tempel des Alterthums zu ſein und die Illuſion wird noch vollkommner werden, wenn erſt ſtatt des hölzernen, angemalten Sarkophags, der den Altar vorſtellt, einer von Porphyr daſtehen wird. Die Stühle und Schirme in mehreren Zimmern

hat die Erzherzogin ſelbſt mit reicher Stickerei geſchmückt. Nie ſah ich eine glücklichere Anwendung der japaniſchen oder chineſiſchen Porzellantöpfe, die man gewöhnlich in fürſtlichen Palläſten antrifft, als hier. Eine große Urne war in herrlich vergoldetes Bronze gefaßt, daß ſich in ein antikes dreifüßiges Untergeſtell vom ſchönſten Geſchmack endigte. Ueber derſelben ſtand ein langes, cylindriſches Porzellangefäß, mit dem unteren durch die Einfaſſung verbunden, welche ſodann als ein prächtiger Leuchter mit vielen Aermen emporſtieg und in der Mitte ſich in ein Bündel Thyrſusſtäbe endigte.

Der Park hat ſchöne Partien und gab uns einen angenehmen Vorſchmack des Vergnügens, welches wir in England, dem Vaterlande der wahren Gartenkunſt zu genießen hoffen. Ein gegrabener Kanal, der mit dem ſchiffbaren Kanal von Villvoorden zuſammenhängt, hat völlig das täuſchende Anſehen eines ſich ſchlängelnden Fluſſes. Die Kaskade, die freilich nur vermittels einer Feuermaſchine von der neuen Bolton'ſchen Erfindung ſpielt, iſt kühn und wild, und ſteht mit einer eben ſo ſchönen unterirdiſchen Felſengrotte in Verbindung. Der Cylinder der Feuermaſchine hat vierundvierzig Zoll im Durchmeſſer, und wenn die Kaskade anderthalb Stunden laufen ſoll, werden ſechzig Centner Steinkohlen verbrannt. Die botaniſchen Anlagen zeichnen ſich durch Koſtbarkeit, vollkommene Erreichung des Zweckes und Seltenheit der exotiſchen Pflanzen aus. Ein Botaniker würde davon urtheilen können, wenn ich ihm nur einige nennte, die ich in den Treibhäuſern ſah *). Die Orangerie, die

*) Unter andern bemerkte ich im Grünhauſe: Cycas circinalis, Yucca filamentosa, Dracaena Draco, Phyllis Nobla, Gardenia Thunbergia, Cerbera Manghas, Aucuba japonica, Myrtus pimentosa et Pimenta (latifolia), Taxus elongata, Ficus racemosa, Mesembryanthemum Aitonis, Plumbago undulata, Illicium anisatum, Elate sylvestris, Chamaerops humilis, Tamarindus indica, Ficus benghalensis, Melia Azedarach, Cassia occidentalis, Jatropha urens et Manihot, Sterculia platanifolia, Aletris uvaria et hyacinthoides, Camellia japonica, Ilex asiatica, Achras Sapota, Arum pictum, Columnea scandens, Agave foetida, Crescentia Cujete, Carica Papaya, Polypodium aureum et lusitanicum. — Im heißeſten Treibhauſe: Mimosa nilotica. glauca, farnesiana, Hura crepitans, Bixa orellana, Ficus indica, maxima, religiosa, lucida, pumila et malabarica, Passiflora maliformis, quadrangularis, et suberosa, Erythrina Corallodendron, Cassia Fistula, Annona muricata et squamosa, Hibiscus Rosa sinensis, Dracaena terminalis, ferrea et Störkia, Costus arabicus, Phyllanthus Epi-

Blumenbeete, die Officen, die Menagerie, der chineſiſche Thurm, ſind in ihrer Art zweckmäßig und ſchön. Der Thurm hat in elf Etagen zweihunderteinunddreißig Stufen und iſt über hundertundzwanzig Fuß hoch. Die Ausſicht auf den oberſten Gipfel iſt unermeßlich: wir ſahen den Thurm von St. Romuald in Mecheln, ſo trübe auch das Wetter war; wenn aber der Horizont heiter iſt, ſieht man Antwerpen.

Alles in dieſer Lage verräth nicht blos das Kunſtgefühl und den Geſchmack der erhabenen Beſitzer, ſondern auch ihre beſondere Liebe für dieſes Werk ihrer ſchönſten Stunden, wo ſie ausruhten von der traurigen Geſchäftigkeit eines politiſchen Verhältniſſes, welches ſie großentheils zu blinden Werkzeugen eines fremden und von ihren Herzen wie von ihrer Einſicht nicht immer gebilligten Willens herabwürdigte. So manche Eigenthümlichkeit in dem Detail der hieſigen Gärten führt ganz natürlich den Gedanken herbei, daß je mehrere von ihren Ideen ſich hier realiſirten, deſto werther auch dieſer ländliche Aufenthalt ihnen werden mußte, deſto vollkommener und inniger der Genuß eines von den Feſſeln der Etiquette und der falſchen Freundſchaft entbundenen Lebens, das ihrem edleren Sinne angemeſſen war. Ich läugne daher nicht, daß es mich ſchmerzte, hier ſowohl, als im Schloſſe zu Brüſſel, die Dienerſchaft der ehemaligen Generalgouverneurs in voller Arbeit anzutreffen, um alle Mobilien, mit Inbegriff der Tapeten, einzupacken und zufolge einer von den Ständen erhaltenen Erlaubniß außer Landes zu ſchicken. Der Lieblingswiſſenſchaft der Erzherzogin, der Kräuterkunde, der ſie

---

phyllanthus, Hernandia sonora, Hamellia coccinea, Solanum verbascifolium, Tradescantia discolor, Guaiacum officinale, Cestrum nocturnum et vespertinum, Plumaria alba, Ehretia tinifolia, Bignonia scandens, Nyctanthes Sambac, Juglans baccata, Duranta Ellisia, Heliocarpus americana, Portlandia hexandra, Plumbago rosea, Trollius asiaticus, Malpighia glabra, Spigelia marilandica, Psidium pyriferum, Callicarpa americana, Laurus Borbonia, Murraya exotica, Petiveria alliacea, Vinca rosea, Justicia hyssopifolia, Asclepias nivea et fruticosa, Calophyllum Calaba, Thea viridis et Bohea, Alströmeria peregrina, Geranium laevigatum, Senecio populifolius, Iberis gibraltaria, Arum seguinum, Olea fragrans, Atragene indica, Lycium japonicum, Crinum americanum et zeylanicum, Pancratium amboinense et caribaeum, Amaryllis Belladonna, aurea, radicans, regina, crispa et vittata, Lychnis coccinea, Abrus precatorius, Smilax Sarsaparilla, Columnea humilis, Nerium gardenifolium.

hier mit ſo großer Freigebigkeit ihre Pflege hatte angedeihen laſſen, ſollte nun auch dieſer Schutz entzogen werden; dergeſtalt, daß in kurzem keine Spur von dem ſchöpferiſchen Geiſte übrig ſein wird, auf deſſen Geheiß dieſe Steinmaſſen ſich im ſchönſten Ebenmaße der griechiſchen Baukunſt erhoben und tauſendfaches Leben aus allen Welttheilen in dieſen Gärten blühte! — Dies iſt das Schickſal der allzuzarten Blume der Geiſteskultur; die Sorgfalt und Mühe von ganzen Menſchenaltern ſie groß zu ziehen, zerſtört ein Hauch der Unwiſſenheit. Wie viele Jahrhunderte würden wohl hingehen müſſen, ehe dieſe feiſten Mönche von Sankt Michel, von Tongerloo und Everbude, von Gembloux, Grimbergen, Sankt Bernard, Vlierbeck und wie die dreizehn Abteien heißen, den ächten Menſchenſinn wieder erlangten, daß es etwas mehr in der Welt zu thun gibt, als den Leib zu pflegen und das Gebet der Lippen zu opfern? Ehe ſie erkennen lernten, daß — .... Nein! wozu ſollt' ich die Danaidenarbeit fortſetzen und berechnen, wann die Unmöglichkeit möglich werden kann? Wer den Genuß kennt, wo Gefühl und Verſtand, durch täglichen Kampf und täglichen Sieg bereichert, einander unaufhörlich berichtigen, der darf nicht rechten mit dem Schickſal, welches oft die Völker mitten in ihrer Laufbahn aufhält und ihre Entwickelung zu höheren Zwecken des Daſeins eigenmächtig verſpätet. Die Menſchheit ſcheint hier nicht reif zu ſein zu dieſer Entwickelung. Sie iſt nicht unempfänglich für das Gute; allein ihr Wille wankt und ihr Geiſt iſt gebunden. Ganz Brabant vergötterte den Herzog Albert; es war nur eine Stimme über ſeine Tugend; mitten in den heftigſten Ausbrüchen des Aufruhrs blieb die Liebe des Volkes ihm treu und äußerte ſich im lauten Zuruf: Albert lebe! Aber nie dachte dieſes Volk ohne eigene Energie den Gedanken, ſich den Fürſten, den es liebte, ſtatt der Tyrannen zu wählen, die ſeine Prieſter ihm gaben.

XIX.

Lille.

In ein paar regnigen Tagen ſind wir von Brüſſel durch das Hennegau nach dieſer Hauptſtadt des franzöſiſchen Flanderns gekommen. Einige unbedeutende, wogige Erhöhungen des Erdreichs abgerechnet, läuft die Heerſtraße überall in einer ſchönen, ebenen Gegend fort, und iſt auch überall ſo vortrefflich und dauerhaft, wie jenſeits Brüſſel gebaut; der Boden hat völlig daſſelbe Anſehen von Ergiebigkeit und der Anbau verräth eben den Fleiß. Mehrentheils ſind die Wege mit hohen Eſpen bepflanzt; ſtellenweiſe zeigen ſich ziemlich große Waldungen und verſchönern den Aufputz der Landſchaft. Die kleinen Städte folgen ſo nahe auf einander, als wenn ſie hingeſäet wären, und wir freueten uns des Anſcheins von Wohlſtand, der darin herrſchte.

Wenige Stunden brachten uns nach Enghien, wo der Herzog von Aremberg ſich jetzt aufhält. Sein Schloß iſt alt und baufällig, aber mit weitläufigen Nebengebäuden verſehen und mit einem Park von ſehr großem Umfang umgeben, der zum Theil im Geſchmack von Le Notre, zum Theil im engliſchen Geſchmack angelegt iſt und einen ſchönen Fluß oder eigentlich einen Kanal enthält, der zu Luſtſchiffahrten dient. Auf einer von dieſem Waſſer gebildeten Inſel überraſchte uns eine Kolonnade mit einer Menge Bildſäulen und Bruſtbilder von Marmor. Die Treibhäuſer, wohin uns der Herzog ſelbſt führte, ſind ebenfalls von der neueſten engliſchen Einrichtung. Wir wanderten lange Zeit unter ſchönen Kirſchbäumen, die mit ihren reifen Früchten prangten und neben denen die Erdbeerbeete ihren Ueberfluß zur Schau legten. Ein engliſcher Gärtner, ein Schüler des allgemein berühmten Browne, war der Zauberer, der hier im April den Reichthum des Julius hervorzubringen gewußt hatte. Faſt noch vollkommner in ihrer Art ſind die Ställe des Herzogs, wo wir eine Anzahl vorzüglich ſchöner Reitpferde ſahen, die ihr Eigenthümer mit Namen kannte und deren beſondere Plätze er zu finden wußte, obgleich ein unglücklicher Schuß auf der Jagd ihn vor mehreren Jahren beider Augen beraubt hat.

Dieſes harte Schickſal dünkt einen zehnfach härter, wenn man den liebenswürdigen Mann perſönlich kennt, den es betroffen

hat. Seine Geſichtsbildung gehört zu den ſeltneren, wo Zartheit und Harmonie des Edlen den Ausdruck einer höhern Empfänglichkeit hervorbringen; er iſt noch jetzt ein ſchöner Mann. Die Moralität ſeines Charakters entſpricht, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dieſen Zügen. Was man ſchon ſo oft an Blinden bemerkte, jene innere Ruhe und eine Fähigkeit zum frohen Genuſſe des Lebens, fand ich in ihm wieder bis zur Vollkommenheit erhöht; man möchte ſagen, die Einbildungskraft der Blinden ſei unabläſſig ſo geſchäftig, wie es die unſrige nur in den Augenblicken iſt, wo wir die Augen freiwillig ſchließen, um, von äußeren Eindrücken ungeſtört, die Bildervorräthe des innern Sinnes ſchärfer zu faſſen. Dieſer glückliche Blinde hat mich wiederholt verſichert, daß ihn keine Langeweile und kein Unmuth verfolgt; er iſt immer von der heiterſten Laune und hat ſeine übrigen Sinne gewöhnt, ihm den Verluſt des zarteſten und edelſten erträglich zu machen. Ohne ihn genau anzuſehen wird man in ſeinen Handlungen nicht leicht gewahr, daß er ſeines Geſichts beraubt iſt; er ſpielt alle Kartenſpiele, er reitet ſogar auf die Jagd, und ſeine Phantaſie ſcheint ihm Geſtalten und Farben mit ihrem ganzen mannigfachen Spiel ſo lebhaft zu malen, daß er mit Wärme, als von einem gegenwärtigen Genuſſe, davon ſprechen kann. Ich glaube, man thut dem Manne unrecht, deſſen Geiſtesauge ſo hell ſieht und alles mit einem ſo heitern Strahle beleuchtet, wenn man ihm einen Ehrgeiz andichtet, der nur mit einer allzuſchlechten oder allzuguten Meinung von den Menſchen beſtehen kann. Erſt müßte man ihm ſeine Augen wiedergeben; dann dürfte es verzeihlicher ſcheinen, zu zweifeln, ob er eine angebotene Krone ausſchlagen könne. Allein die meiſten Köpfe finden es unbegreiflich, wie man eine Krone ausſchlägt; ſo fern iſt man noch in unſeren vermeintlich erleuchteten Zeiten von einer richtigen Schätzung der Dinge. Sollen wir es den Völkern verdenken, daß ſie ſich von der Fürſtenwürde verkehrte Begriffe machen? Die Geſchichte iſt Schuld daran. Sie lehrt, daß, bis auf wenige ſeltene Ausnahmen, Mißbrauch und Nichtgebrauch der Sinne das begleitende Kennzeichen gekrönter Häupter war. Wie unvermeidlich führt nicht dieſe Thatſache auf die Folgerung, daß man auch ohne Sinne gar wohl eine Krone tragen könne.

Wir fanden hier den Bruder des Herzogs, Grafen la Marck, und verſchiedene eifrige Anhänger der demokratiſchen Partei; ins-

beſondere den feinen, beſonnenen und zugleich kühnen Secretan, der beinahe das Opfer ſeines Patriotismus geworden wäre. Der feurige Graf la Marck, der im vorigen Kriege an der Küſte Koromandel gegen die Engländer gefochten hatte, weckte durch ſeine Erzählungen manches ruhende Bild von meiner Reiſe mit Cook. In dieſem geiſtvollen Cirkel, wo jeder ſo viel galt, als er ſeinem innern Gehalte nach werth iſt, eilten die Stunden ſchnell vorüber; es war Mitternacht ehe wir das gaſtfreie Schloß verließen.

Die Einwohner des Hennegaus gefielen uns auf den erſten Blick, zumal die Männer, mit ihren geſunden, feſten, muskulöſen Geſichtern und der ſtarkgezeichneten Naſe und Mund, die wir im Limburgiſchen ſchon geſehen hatten, die uns aber in Brabant wieder verſchwunden waren. Ihr Charakter iſt lebhaft, gutmüthig und feſt; ſo lautete das einſtimmige Zeugniß des Herzogs und ſeiner Geſellſchaft. Allein woran mag es liegen, daß wir auch in dieſer Provinz noch keine ſchönen Weiber ſahen? Ueberall herrſcht die vollkommenſte Ruhe, und der Landmann wie der Städter läßt ſich in der Ausübung ſeines gewohnten Fleißes nicht ſtören. Das kleine Städtchen Ath und das noch kleinere Leuze, durch welche wir kamen, handeln mit Leinwand und Wollenzeugen von ihrer eignen Arbeit. Leinwand iſt auch das Hauptprodukt des Städtchens Enghien, wo der Herzog von Aremberg, wie er uns ſelbſt erzählte, von jeder Elle Leinwand, die dort verkauft wird, eine Abgabe erhebt, die in einem halben gigot, das iſt, dem Sechzehntheil eines sol, beſteht. Dieſe Abgabe iſt für jährliche funfzehnhundert Gulden verpachtet, wobei der Pächter wahrſcheinlich noch eben ſo viel wie der Herzog gewinnt. Nach dieſer Berechnung würden aus Enghien allein 960,000 Ellen Leinwand verkauft, welches wirklich übertrieben zu ſein ſcheint. Die flandriſche Leinwand, ſowohl die grobe als die feine (toile au lait) wird wenig oder gar nicht kalandert; ſie iſt feſter und dichter als die ſchleſiſche und geht hauptſächlich nach Spanien. Die Wollenzeuge, die man in Leuze verfertigt, ſind meiſtentheils Kamelotte; auch werden daſelbſt viele wollene Strümpfe gewebt und in der umliegenden Gegend von dem fleißigen Landmanne in ſeinen Nebenſtunden geſtrickt.

Durch die Ruinen der weitläufigen Feſtungswerke von Tournai, kamen wir um Mittag in dieſe große, aber wenig bevölkerte Hauptſtadt des Ländchens Tourneſis, welches eine eigene

belgiſche Provinz ausmacht. Die Gegend hier herum ſchien uns nicht ſo ſorgfältig angebaut, wie es gewöhnlich in den Niederlanden der Fall iſt, und ſelbſt die Demolition der Feſtungswerke trug etwas dazu bei, das Bild der Verwüſtung greller zu zeichnen. Wenn man ſich freuen ſoll, daß dieſe unnatürlichen Denkmäler der zügelloſen Leidenſchaft unſerer barbariſchen Voráltern endlich als unnütz abgeſchafft werden, ſo muß wenigſtens das ſchöne Schauſpiel des Fleißes und der emſigen Betriebſamkeit uns für den angenehmen Eindruck entſchädigen, den der Anblick aller großen, durch Menſchenhände ausgeführten Werke uns gewährt. Lieber laſſe man uns die alten Baſtionen und Gräben, als dieſe öden Schutthaufen, welche die Ohnmacht und das Phlegma der Nation ſo widrig bezeichnen. Dieſe Eigenſchaften drangen ſich uns indeß in einer noch ungleich verächtlichern Geſtalt auf, als wir in Erwartung unſeres Mittagsmahls einen Spaziergang in der Stadt machten und auf dem großen Markte die Freiwilligen exercieren ſahen. Es iſt nicht möglich, das Lächerliche dieſer grotesken Gruppe in Worten zu ſchildern; ſelbſt Hogarth's Talent hätte verzweifeln müſſen bei dieſer trägen, charakterloſen Unordnung. Was ich ſah, war eine übelgewählte, buntſchäckige und zum Theil wirklich abentheuerlich gekleidete Wachtparade, aber ohne alle Einheit, ohne dieſe Anziehungskraft, dieſen Geiſt des Ganzen, der die Beſtandtheile bindet und zu einem lebendigen Körper beſeelt. Man ſah augenſcheinlich, nicht nur, daß Soldat und Soldat nichts gemein hatten, ſondern daß der Menſch, ſein Rock und ſein Gewehr heterogene Theile waren, die blos der Zufall zuſammengehäuft, nicht das Geſetz der innern Nothwendigkeit zu einer unzertrennlichen Individualität erhoben hatte. Die Officiere waren ſo unanſehnlich wie die Gemeinen und trieben ihr Handwerk mit einer Läſſigkeit und Lauigkeit, die uns vom Lachen bis zum Unmuthe brachte. Unter vier bis fünfhundert Menſchen ſahen wir nicht einen von anſehnlicher Statur; dagegen eine Menge Knaben von funfzehn Jahren. Der einzige Menſch, der einen Begriff von ſeiner Pflicht zu haben ſchien, und folglich der einzige, der dieſe todte Maſſe noch ein wenig zu beleben vermochte, war der Regimentstambour.

Tournai hat einige ſchöne Plätze und Gebäude, aber nicht über 24,000 Einwohner, bei einem Umfange, der eine ungleich größere Volksmenge verſpricht. Die vortheilhafte Lage der Stadt

an der ſchiffbaren Schelde hat ihren Handel dennoch nicht empor bringen können; dagegen gedeihen hier die Prieſter, Mönche und Nonnen von allen Benennungen und Farben und geben das bekannte gute Beiſpiel ihrer nützlichen Thätigkeit. Auch wimmelte hier alles von Bettlern, bis Joſeph der Zweite ihr einträgliches und dem Staate ſo vortheilhaftes Gewerbe verbot. Verhältnißmäßig iſt indeß mehr Leben auf den Straßen von Tournai als in Mecheln und in den brabantiſchen Städten, durch welche wir gekommen ſind, wenn gleich der größte Theil der Einwohner ſich von Fabrikarbeiten nährt. Die hier verfertigten Kamelotte und Berkane ſieht man überall; die Weiber gehen nie ohne einen langen Mantel von dieſem Zeuge aus, der bis an die Knöchel hinunter geht, mit einem großen Capüchon verſehen iſt und in Schmutz und Regen ſo gute Dienſte leiſtet, wie im Sommer gegen den Staub. Dieſe graue Tracht hat zwar nichts Zierliches; ſie iſt aber viel erträglicher als die ſchwarzen Kappen, womit man die Weiber in Brüſſel geſpenſterähnlich umherſchleichen ſieht. Ich glaubte mich an die Ufer des Kocytus verſetzt, als ich zum erſten Male dieſe ſcheußlichen ſchwarzen Hüllen auf dem Markte erblickte, wo ſie in allen Graden der Vortrefflichkeit, ganz abgenutzt und zerlumpt oder ganz neu, von wollenem oder halbſeidenem Stoffe oder gar vom beſten Gros de Tours neben mir hinzogen. Ein ſolcher Anblick läßt wenigſtens für den Kunſtſinn des Landes, wo man damit überraſcht wird, nicht viel hoffen.

Zu Pont à Treſſan, auf dem halben Wege zwiſchen Tournai (Doornik) und Lille, betritt man die franzöſiſche Grenze und vertauſcht das niederländiſche Phlegma mit franzöſiſcher Leichtigkeit. Unſer Poſtillon ſchwatzte unaufhörlich und brachte uns in einem Jagen nach der Stadt. Vor drei Tagen war hier alles in der fürchterlichſten Unordnung. Die Beſatzung in der Citadelle, die aus den Dragonern von Colonel-Général und den Chasseurs à cheval de Normandie beſteht, hatte mit den beiden Infanterieregimentern in der Stadt, Royal Vaisseaux und la Couronne, einen heftigen Streit angefangen, wobei es zu offenbaren Feindſeligkeiten gekommen war. Den 8. und 9. April waren wirklich einige Dragoner auf dem Platze geblieben, und die Infanterie hatte wegen der engen Gaſſen augenſcheinlich den Vortheil. Die Reiter zogen ſich in die Citadelle zurück und ließen durch einen Anſchlagezettel vom 11. April, der jetzt

an allen Ecken der Straßen zu leſen iſt, den Bürgern kund thun. ſie würden ſich ruhig verhalten, aber ohne Befehl vom König und der Nation die Citadelle an Niemand, am wenigſten an Truppen von der Miliz, abliefern. Die Bürgerſchaft, die am ganzen Handel keinen Antheil genommen, ſondern nur ſorgfältig ihre Kramläden und Thüren verſchloſſen hatte, ſchickt jetzt Deputirte nach Paris, um Verhaltungsbefehle einzuholen, und vermuthlich werden die verdächtigen Dragoner an einen andern Ort verlegt werden müſſen. Die Officiere von Colonel-Général ſind als Feinde der neuen Conſtitution bekannt und man verſichert allgemein, daß ſie nichts unverſucht gelaſſen hätten, um ihre Leute zum Streite mit der Infanterie, die ſich entſchieden für die Volkspartei erklärt hatte, zu reizen. In allen Vierteln von Lille waren die Schenken offen, und die Dragoner konnten darin unentgeltlich zechen. Ein Infanteriſt fiel einem Haufen der Betrunkenen in die Hände und ward von ihnen ermordet. Dies brachte die andern Regimenter auf. Wo ſich Dragoner blicken ließen, gab man Feuer auf ſie, und da dieſe zuletzt mit Wuth gegen die Infanterie anrückten, ſo entſtand ein ordentliches Scharmützel. Ein Garde national ſoll ums Leben gekommen ſein, weil ſeine Uniform ihn einem Dragoner ähnlich machte. Nunmehr aber ſind zwölftauſend Bürger in den Waffen und auf viele Meilen weit iſt keinem Hahn eine Feder übrig geblieben, denn man hat die panache mit drei Livres bezahlt.

Das Gerücht hatte dieſe Schlägerei ſo ungeheuer vergrößert, daß Niemand in den Niederlanden uns rathen wollte, die Reiſe nach Lille fortzuſetzen. Wenn man den muthvollen Anhängern der brabantiſchen Stände hätte glauben beimeſſen wollen, ſo war es nichts Geringeres als die offenbare Gegenrevolution, die in jener Grenzfeſtung zuerſt ausgebrochen ſein ſollte; man malte uns ganz Frankreich in Flammen und Paris in einen Schutthaufen verwandelt. Wir verſicherten, es ſei uns darum zu thun, das Schauſpiel großer Begebenheiten mitzunehmen, wo es ſich auf unſerm Wege fände, und eine Gegenrevolution ſei nun eben unſere Sache. Je näher wir Lille kamen, deſto unbedeutender wurden die Berichte, die wir von dem Tumulte einziehen konnten, und als wir uns nun hier innerhalb der Thore befanden, hatte alles das Anſehn der tiefſten bürgerlichen Ruhe: alle Läden waren offen, alle Straßen wimmelten, des Regenwetters ungeachtet

von geſchäftigen Menſchen, und nur das Schauſpielhaus blieb heute noch verſchloſſen, um nicht zu neuen Händeln Veranlaſſung zu geben. Du wirſt alſo wiſſen, woran Du Dich zu halten haſt, wenn die Zeitungen, wie gewöhnlich, von einem ſchrecklichen Blutbade ſchreiben und die politiſchen Kannegießer von Verwirrung und Anarchie ſprudeln werden. Es iſt der Mühe nicht werth, die Armſeligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftſteller unter uns die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine große Revolution nothwendig mit ſich bringen mußte, als Enormitäten der erſten Größe und als Schandflecken der Geſchichte darzuſtellen bemüht ſind, indeß ſie den ſyſtematiſchen Mord von Tauſenden, durch den Ehrgeiz kriegführender Deſpoten und die langſame Vergiftung der Freuden von Hunderttauſenden, durch die Erpreſſungen unerſchwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluche der gegenwärtigen und kommenden Generationen zu ſichern hoffen.

Es war ſchon ſpät als wir hier eintrafen, wir haben aber doch noch einen Gang durch die Stadt gemacht und uns ihres ſchönen, wohlhabenden Anblicks erfreut. Ganze Straßen haben ein regelmäßiges Anſehen, als wären alle Häuſer Theile eines Ganzen. Die Häuſer ſind durchgehends drei und mehr Stockwerke hoch und von maſſiver Bauart. Die öffentlichen Gebäude, wie das Hôtel oder Bureau des Comptes, und ſelbſt das große, ganz iſolirte Theater, ſind neu und ſchön, wenn gleich nicht fehlerfrei. An der Esplanade zwiſchen der Stadt und der Citadelle läuft eine ſehr ſchöne, breite Allee längs der Stadt hin und bietet den Einwohnern einen herrlichen Spazierweg dar. Das Gewühl auf den Straßen war uns nach dem todten Brabant ein erfreulicher Anblick; allein man rechnet auch, daß Lille hunderttauſend Einwohner hat, und es iſt bekannt, daß es einen ſtarken Handel treibt. Auch die Vorſtadt (Fauxbourg aux malades) iſt weitläufig und die Gegend ohne Erhöhungen dennoch bewundernswürdig ſchön und gleichſam einem Garten ähnlich. Außerhalb dieſer Vorſtadt zählten wir gegen hundert Windmühlen, und vielleicht verbarg uns der Wald eben ſo viele andere. Der Rübſamen, den wir hier und ſchon durchgehends in Brabant und Hennegau mit ſeinen goldgelben Blüthen große Strecken Landes prächtig ſchmücken ſahen, wird auf dieſen Mühlen gepreßt, und das Oel iſt ein wichtiger Handelsartikel für Lille,

indem es ſowohl zum Eſſen als zum Brennen in Lampen gebraucht wird. Die frühzeitigen Blüthen dieſer Oelpflanze beweiſen ſchon die Anweſenheit ihres innerlichen Wärmeſtoffs, der ſich noch deutlicher im Oel offenbart. Dieſe Eigenſchaft ſichert die Pflanze gegen den Froſt.

Auf unſerm ſchnellen Fluge haben wir nicht Zeit, die hieſigen Kirchen zu beſehen, wo noch manche gute Stücke von flammändiſcher Kunſt aufbewahrt werden. Eben ſo wenig können wir uns aufhalten, die Spiegelfabriken, die Tabaksfabriken u. ſ. f. zu unterſuchen, die hier nebſt ſo manchen andern viele tauſend Arbeiter beſchäftigen. Merkwürdig iſt es indeß, daß in der hieſigen Gegend faſt gar kein Tabak gebaut wird, ſo geſchickt auch der Boden dazu zu ſein ſcheint, und ſo zahlreich auch die Fabrikorte hier herum, nämlich Lille, Dünkirchen, St. Omer, Tournai, Ath, Leuze u. ſ. f. ſind, wo man dieſe Pflanze verarbeitet. — Morgen eilen wir weiter.

XX.

Antwerpen.

Endlich haben wir erfreuliche Sonnenblicke ſtatt des ewigen Nebels und Regens, der uns das Vergnügen unſerer Küſtenfahrt ein wenig ſchmälerte. Nur in Dünkirchen lächelte die Sonne einmal zwiſchen den Wolken hervor, und dieſen heitern Zwiſchenraum ließen wir nicht unbenutzt. In den fünf Tagen, die wir auf der Reiſe von Lille hierher zugebracht haben, ſind uns indeß ſo viele Gegenſtände von mancherlei Art vor dem äußern und innern Sinne vorübergegangen, daß Du Dich auf einen langen Bericht gefaßt halten mußt. Wir ruhen hier aus, ehe wir von neuem unſere Augen und unſern Geiſt zur Beobachtung dieſer großen Stadt anſtrengen, die ihren Ruhm überlebt hat. Es gibt vielleicht keine Arbeit, welche ſo die Kräfte erſchöpft, als dieſes unaufhörliche, mit aufmerkſamer Spannung verbundene Sehen und Hören; allein wenn es wahr iſt, daß die Dauer unſeres Daſeins nur nach der Zahl der erhaltenen Senſationen

berechnet werden muß, ſo haben wir in dieſen wenigen Tagen mehrere Jahre von Leben gewonnen.

Der Weg von Lille nach Dünkirchen führte uns über Armentieres, Bailleul, Caſſel und Bergen. Es regnete beinah unabläſſig den ganzen Tag; allein ob uns gleich die Ausſicht dadurch benommen ward, bemerkten wir doch, daß ſie im Durchſchnitt denen im Hennegau ähnlich bleibt. In Armentieres hielten wir uns nicht auf, ſo gern wir auch die dortigen Leinwandbleichen in Augenſchein genommen hätten, wo man bereits die wichtige Erfindung des franzöſiſchen Chemikers Bertholet, mit dephlogiſticirter Salzſäure ſchnell, ſicher und unübertrefflich ſchön zu bleichen, in Ausübung gebracht haben ſoll. Die preußiſchen Bleichanſtalten im Weſtphäliſchen folgen bereits dieſem Beiſpiel, und ſelbſt in Spanien wird dieſe Methode ſchon angewendet.

In Bailleul hörten wir das Volk auf dem Markte ſchon wieder Flämmiſch ſprechen, und dieſe Sprache geht bis Dünkirchen fort. Das Franzöſiſche in dieſer Gegend iſt ein erbärmliches patois oder Kauderwelſch; es iſt nicht ſowohl ein Provinzialdialekt als eine Sprache des Pöbels, der nicht ſeine eigene Mutterſprache, ſondern eine erlernte ſpricht. Die hieſige Menſchenrace iſt groß und wohlgebildet; vielleicht bezieht ſich die franzöſiſche Redensart, un grand flandrin, auf dieſe Größe, wiewohl ſie auch den Nebenbegriff des Tölpiſchen oder Ungeſchickten mit ſich führt. In allen dieſen Städtchen tragen die Weiber jene langen Kamelottmäntel, wie im Hennegau; nur daß wir unter vielen grauen auch einige ſcharlachfarbene ſahen.

Wir hielten unſere Mittagsmahlzeit zu Caſſel (Mont-Caſſel), das wegen ſeiner romantiſchen Lage auf einem Berge ſo berühmt, übrigens aber ein unbedeutender, kleiner Ort iſt. Im Sommer, an einem hellen Tage, wäre es faſt nicht möglich, ſich von dieſem Anblicke loszureißen. Die nächſten Hügel haben maleriſche Formen und ſind ganz mit Wald gekrönt. Die unabſehlichen Gefilde von Flandern, Hennegau und Artois liegen ausgebreitet da und verlaufen ſich in die dunkelblaue Ferne, wo nur die hohen Kirchthürme von Bergen, Dünkirchen, Fürne, Ipern und anderen Städten wunderbar hinausragen und ein Gefühl von Sicherheit und ruhiger Wohnung in dieſer ſchattigen, mit unendlichem Reichthum abwechſelnder Formen geſchmückten Gegend einflößen. O dies iſt das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begrenzen die hochbewipfelten, ſchlanken Ulmen, Eſpen,

Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal; hier laufen ſie meilenweit fort in majeſtätiſchen Alleen, bekleiden die Heerſtraßen, oder ſammeln ſich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerſtreuten Hütten und um die ſtillen Dörfer. Die Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Pracht dieſer hohen, ſchön geſtalteten Bäume verleiht den hieſigen Landſchaften einen eigenthümlichen Charakter. Der Teppich der Wieſen iſt in dieſen naſſen Tagen herrlich grün geworden; die Weizenäcker ſchimmern mit einer wahrhaften Smaragdfarbe; die Knoſpen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauche der Nordwinde ihren Reichthum nicht länger verſchließen; die Kirſch- und Birn- und Aepfelbäume in den Gärten, die Pfirſich- und Aprikoſenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüthen. Bei dieſer üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidiſch verhüllte. Jener unermeßliche blaue Horizont, der ſich an die Wölbung des azurnen Himmels anſchließt, muß der hieſigen Ausſicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unſerer Erde erreicht werden kann. — Der Hügel, von welchem wir dieſen Anblick genoſſen, ſcheint ein bloßer Sandhügel zu ſein, deren es hier mehrere gibt, die weiter durch das Artois in die Picardie hinein fortſetzen und vermuthlich auf Kalk ſtehen. Vor Lille und in der dortigen Gegend findet man ſehr weißen Kalkſtein, und in der Picardie bekanntlich, wie in England, Kreide.

Die Schönheit der Landſchaft war plötzlich, wie durch einen Zauber, verſchwunden, ſobald wir die kleine Feſtung Bergen (oder St. Winoxbergen) hinter uns gelaſſen hatten. Wir befanden uns auf einer niedrigen, offenen Fläche, wo, außer einigen Reihen von abgekappten Weiden in allerlei Richtungen, ſonſt kein Baum und keine Hecke zu ſehen war. Die ganze ungeheure Ebene beſtand aus Wieſen und Viehtriften und war längs dem Seeufer von nackten, weißen Sandhügeln, den ſogenannten Dünen, umgeben. An einigen Stellen ſtach man Lehm zu Ziegeln, die ſich gelb brennen laſſen; übrigens aber ſchien uns alles öde und leer, zumal nach dem Anblick einer ſolchen Gegend, wie wir eben verlaſſen hatten. Der Steindamm, auf welchem wir fuhren, war indeß unverbeſſerlich, und bald erreichten wir das kleine, geſchäftige Dünkirchen, welches, wie ſein

Name deutlich zu erkennen gibt, in den Dünen angelegt worden iſt. Durch die Länge der Zeit und durch den Anbau iſt aber alles dergeſtalt weggeebnet und abgetragen worden, daß man keine Erhöhung mehr gewahr wird und nur in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Stadt die Hügel fortſtreichen ſieht.

Die unregelmäßige Geſtalt dieſer Sandhaufen, die ſich wie die ſtürmiſchen Wellen des Meeres, das ſie bildete, dem Auge darſtellen, höchſtens aber vierzig Fuß in ſenkrechter Linie über die Waſſerfläche hinausragen und mit einigen Pflänzchen ſpärlich bewachſen ſind, gibt der Gegend etwas Befremdliches, Verödetes, Abſchreckendes. Ihre Veränderlichkeit verurſacht den Einwohnern dieſer Küſten manche Beſorgniß; die Winde können den Flugſand, woraus die Dünen beſtehen, ſtellenweis ganz verwehen und eine Lücke machen, wo das Meer bei außerordentlichen Fluthen leicht durchbricht, ſich in die niedrige Fläche ergießt und den lebendigen Geſchöpfen ſowohl, als dem Lande ſelbſt das Daſein raubt. Wo dieſe fürchterlichen Kataſtrophen auch nicht erfolgen, ſind wenigſtens die angrenzenden Aecker und Wieſen dem Verſanden ausgeſetzt, welches ſie auf ganze Jahrhunderte hinaus unbrauchbar macht. Nicht weit von Dünkirchen, auf der flandriſchen Grenze, zeigte man uns ein merkwürdiges Beiſpiel von der Wirkung der Stürme. Ein Kirchthurm ſtand im Sande vergraben und nur ſeine Spitze ragte noch hervor. Das Pfarrhaus war gänzlich verſchwunden, und man hatte ſich genöthigt geſehen, weiter öſtlich von den Dünen das ganze Dorf neu anzulegen. Auch die Kaninchen, die in dieſen Sandhügeln häufig graben und wühlen, tragen zur Schwächung dieſer Vormauer gegen die See das ihrige bei.

Wir hofften vergebens beim erſten Anblick von Dünkirchen den Gegenſtand der Eiferſucht einer großen Nation an irgend einem auffallenden Zuge zu erkennen. Die Stadt iſt nichts weniger als glänzend, ob ſie gleich dreißigtauſend Einwohner zählt, die mehrentheils von der Schiffahrt leben. Allein die Nähe der engliſchen Küſte begünſtigt hier den Schleichhandel und in Kriegszeiten die Kaperei ſo ſehr, daß England mehr als einmal auf die Vernichtung des Ortes bedacht geweſen iſt und in ſeinen Friedenstraktaten mit Frankreich die Demolition des Hafens und der Feſtungswerke bedungen hat. Von Seiten Frankreichs aber hat man dieſe Bedingung jederzeit unerfüllt gelaſſen, und im Grunde gibt es auch kein wirkſames Mittel gegen den Schleich-

handel, das einzige ausgenommen, deſſen ſich der Miniſter Pitt durch den Comerztraktat bedient hat, die Herabſetzung der Zölle, wodurch der rechtmäßige Kaufmann einen reichlicheren Abſatz gewinnt, indem das Riſico des Contrebandiers zu groß wird.

Dieſer Traktat ſcheint wirklich ſchon auf den Wohlſtand von Dünkirchen einige nachtheilige Wirkungen zu äußern, wiewohl die vielen Fabrikanſtalten es noch aufrecht erhalten. Es ſind hier verſchiedne anſehnliche engliſche Handlungshäuſer etablirt und das reichſte Comptoir im ganzen Orte gehört der irländiſchen Familie Conolly. Auch ſieht man mehrere engliſche Kaffeehäuſer, wo alles nach der in England üblichen Art eingerichtet iſt und nichts als Engliſch geſprochen wird. Eine der größten Fabriken, die Gerberei vor der Stadt, iſt ebenfalls eines Engländers Eigenthum. Gleich daneben liegt ein großes Glashaus, welches Flaſchen von grünem Glaſe liefert.

Einer von den wichtigſten Handelsartikeln in Dünkirchen iſt der Wachholderbranntewein (genièvre), wovon anſehnliche Quantitäten nach England gehen, und, weil noch immer eine ſehr ſchwere Abgabe darauf haftet, mehrentheils auf verbotenem Wege hineingeführt werden. Dort, wie in den Niederlanden hält man dieſes Getränk für eine Panacee in Magenbeſchwerden; ein Vorurtheil, das ſchon manches Leben verkürzt hat. Vor dieſem zog man allen Wachholderbranntewein aus Holland; jetzt deſtilliren ihn die Einwohner von Dünkirchen ſelbſt, ſeitdem ſie einige Holländer, die ſich darauf verſtanden, zu ſich herüber gelockt haben.

Nicht minder wichtig für Dünkirchen iſt die Raffinerie des Kochſalzes, welche gegen zwanzig Siedereien beſchäftigt. Eine übelverſtandene Geheimnißkrämerei ſcheint jedoch bei den Eigenthümern obzuwalten; denn man wies uns von zweien ſogar mit einiger Ungefälligkeit zurück, wiewohl das ganze hieſige Geheimniß vermuthlich nur darin beſteht, daß man ſtatt der viereckigen Pfannen runde braucht. Das Salz wird aus franzöſiſchem Steinſalz bereitet und iſt verhältnißmäßig ſehr wohlfeil. Man leitet das Seewaſſer unmittelbar in die Behälter, wo jenes Salz aufgelöſt wird; allein dieſe Bequemlichkeit der Lage wird durch das Ungemach, an gutem Trinkwaſſer Mangel zu leiden, gar zu theuer erkauft. Keiner von den Brunnen iſt nur erträglich, und die Einwohner müſſen ſich kümmerlich genug mit Regen-

waſſer behelfen. Im Sommer iſt daher Dünkirchen ein ungeſunder Aufenthalt.

Das Portal der Pfarrkirche hat mir dort gefallen. Ein ſchönes Fronton von richtigen Verhältniſſen ruht auf einer Reihe prächtiger korinthiſcher Säulen, und wäre nicht die Füllung mit häßlichen, pausbackigen Engelsköpfen und ſteinernen Wolken verunſtaltet, und ſtänden nicht über den Ecken des Frontons ein paar verunglückte paſtetenähnliche Thürmchen, ſo wäre es wirklich mit dem einfachen Deo S. ſtatt aller Aufſchrift, eins der der ſchönſten, die ich geſehen habe. Die Gemälde von Reyns, Porbus, Elias, Leys und Claaßens, die das Innere der Kirche verzieren, kann ich füglich mit Stillſchweigen übergehen. Daß aber eine Stadt mit dreißigtauſend Einwohnern nur eine Pfarrkirche hat, iſt ein trauriger Beweis von dem verkehrten Einfluß der Mönche, denen es hier an Klöſtern nicht gebricht.

Seit zwölf Jahren zum erſten Male begrüßte uns hier wieder das Meer. Ich werde Dir nicht ſchildern können, was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlaſſen, den dieſer Anblick auf mich machte, ſank ich gleichſam unwillkürlich in mich ſelbſt zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte und die mein ganzes Schickſal beſtimmten, ſtand vor meiner Seele. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finſtrer und tiefer als die des geſtirnten Himmels. Dort an der ſtillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöſchliche Lichter. Hier hingegen iſt nichts weſentlich getrennt: ein großes Ganze und die Wellen nur vergängliche Phänome. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbſtſtändigkeit des Mannigfaltigen zurück; ſie entſtehen und thürmen ſich, ſie ſchäumen und verſchwinden; das Unermeßliche verſchlingt ſie wieder. Nirgends iſt die Natur furchtbarer als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Geſetze; nirgends fühlt man anſchaulicher, daß, gegen die geſammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle iſt, die aus dem Nichtſein durch einen Punkt des abgeſonderten Daſeins wieder in das Nichtſein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit ſich fortwälzt. — —

Der Hafen von Dünkirchen iſt klein, beinahe gänzlich durch Menſchenhände gebildet und ſo ſeicht, daß er nur kleine Schiffe aufnehmen kann. Innerhalb deſſelben iſt ein vortrefflich eingerichtetes Baſſin, wo die Schiffe ausgebeſſert und neue vom Werft hineingelaſſen werden. Wir ſahen und bewunderten die

mechaniſchen Kräfte, wodurch man eine von dieſen großen Holzmaſſen auf die Seite legte und ihr einen neuen Boden ſtatt des ganz vermoderten gab. Die Sandbänke vor dem Eingang des Hafens und ſeine Krümmungen zwiſchen den Steindämmen (jetées) zu beiden Seiten, gewähren den Schiffen vollkommene Sicherheit, ſo ſehr ſie ihnen auch das Ein- und Auslaufen erſchweren. Die Dämme erſtrecken ſich weit ins Meer hinaus und beſtehen aus eingerammelten Pfoſten, die mit verflochtenem Strauchwerk oder ſogenannten Faſchinen verbunden ſind und zwiſchen deren Reihen man alles mit Granit- und ſchwarzen Jaspisblöcken ausgefüllt hat. Auf jeder Seite des Hafens liegt eine kleine Schanze, welche den Eingang beſtreicht. Es war jetzt Ebbezeit und auf dem entblößten Sande lagen Seeſterne, Meerneſſeln, Korallinen, Madreporen, Muſcheln, Seetang, kleine Krebſe, kurz allerlei, was in den Fluthen Leben hat, in Menge angeſchwemmt. Insbeſondere erſtaunten wir über die vielen viereckigen, gehörnten kleinen Beutelchen, von einer glatten, ſchwarzen, faſerigen, lederartigen Subſtanz, die man Seemäuſe nennt, ob ſie gleich eigentlich die Hülſen oder Eierſchalen der jungen Rochen ſind. Wir beſchäftigten uns einige Zeit mit der Einſammlung dieſer Naturalien. Plötzlich umleuchtete uns die Sonne. Die düſtre graue Farbe des Waſſers verwandelte ſich in durchſichtiges, dunkelbläuliches, auf den Untiefen blaſſeres Grün; die Brandung an den äußerſten Sandbänken ſchien uns näher gerückt und brauſte ſchäumend daher wie eine Schneelavine; große Strecken des Meeres glänzten ſilberähnlich im zurückgeworfenen Licht und am fernen Horizonte blinkten Segel, wie weiße Punkte. Eine neue Welt ging uns auf. Wir ahneten in Gedanken das gegenüber liegende Ufer und die entfernten Küſten, die der Ocean dem kühnen Fleiße des Menſchen zugänglich macht. Wie heilig iſt das Element, das Welttheile verbindet!

Die wiederkehrende Fluth, die allmälig alle Sandbänke bedeckte, rief uns von unſerm Staunen in den engern Kreis der menſchlichen Geſchäftigkeit zurück. Wir trockneten unſere eingeſammelten Schätze am Feuer und machten uns zur Abfahrt nach Fürnen (Veurne) fertig. Ehe ich aber mit meiner Erzählung weiter eile, will ich Dir mit zwei Worten das Theater beſchreiben, das wir noch am Abend unſerer Ankunft in Dünkirchen beſuchten. Truppe, Orcheſter und Publikum — alles ſchien nns Karrikatur. Das Parkett, der Balkon und faſt alle Logen wa-

ren mit Officieren angefüllt; denn es liegen hier zwei Regimenter in Beſatzung. Von der lärmenden Konverſation, die uns in den Ohren gellte, hat man keinen Begriff; man hätte denken ſollen, morgen würde den Herren ewiges Stillſchweigen auferlegt und hier bedienten ſie ſich zum letztenmal der Ungebundenheit ihrer Zunge. Sobald die Vorſtellung anging ward es noch ärger; der ganze Schwarm ſang oder heulte alle Arien der Operette nach. Zum Glück waren die Schauſpieler ſo ſchlecht, daß es ziemlich gleichgültig ſein konnte, wer uns die Zeit vertriebe. So urtheilte aber das hieſige Publikum nicht; vielmehr ſchien es an dem Geplärr, den Geſtikulationen und dem ziemlich derben Scherz ſeiner Hiſtrionen großes Wohlbehagen zu finden. Ich glaube, dieſer ungebildete Geſchmack bezeichnete nicht blos den Unterſchied zwiſchen der Provinz und der Hauptſtadt; die Verſchiedenheit der Abſtammung trägt gewiß auch das ihrige dazu bei. Die flämmiſchen Organe ſind um einige Grade gröber als die franzöſiſchen, und bekanntlich je roher der Menſch, deſto plumper muß die Erſchütterung ſein, die ſeine Sinne befriedigt. Mozart's und Paeſiello's Kunſt wird an die Midasohren verſchwendet, die nur für Ditter's Gaſſenhauer offen ſind. Eben ſo unempfänglich bleibt ein ſchlaffes, ungebildetes Publikum für das Talent des Schauſpielers, der die Natur in ihren zarteſten, verborgenſten Bewegungen erforſcht und ihre Beſcheidenheit nie überſchreitet; wenn hingegen der Kasperl mit lautem Beifall Poſſen reißt, oder, was noch ärger iſt, ein mittelmäßiger Akteur die abentheuerlichſten Verzerrungen und die ſchwülſtigſten Deklamationen als ächte dramatiſche Begeiſterung geltend macht. Irre ich indeß nicht, ſo ſind die hieſigen Einwohner von manchem franzöſiſchen Nationalfehler frei, ob ſie gleich in Geſellſchaft weniger glänzen; die ungezwungene Artigkeit ihrer ſüdlichen Nachbarn gattet ſich ſehr angenehm zu ihrer eigenen Simplicität und Bonhommie, und bildet zwiſchen den Flämmingern und Franzoſen eine Zwitterrace, der man leicht die gute Seite abgewinnt.

Die Barke nach Fürnen geht täglich um drei Uhr Nachmittags auf dem Kanal von hier ab, durch eine ärmliche, wenig bebaute und faſt gar nicht beſchattete Fläche, über welche diesmal ein ſcharfer, kalter Wind hinſtrich, der uns, trotz unſeren Mänteln, ganz durchdrang. Dazu trug freilich die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges viel bei. Der innere Raum deſſelben ſtand voll Waſſer und erhielt den Fußboden beſtändig angefeuch-

tet; auch waren in der Kajüte alle Fenſter zerſchlagen und der Wind hatte überall freies Spiel. Deſto mehr bewunderten wir den Fleiß unſerer Geſellſchafterinnen, einer reichen Kaufmannsfrau aus Dünkirchen und ihrer achtzehnjährigen Tochter, die in einem fort ſtrickten. Bei dem Dorfe Hoyenkerken befanden wir uns wieder auf flandriſchem Boden und wurden von den Zollbedienten viſitirt. Abends gegen neun Uhr traten wir zu Fürnen im Stadthaus oder vielmehr in der Conciergerie ab, welche faſt durchgehends in allen flandriſchen Landſtädten ein Wirthshaus vorſtellt. Wir hatten diesmal Urſache mit unſerer Bewirthung vollkommen zufrieden zu ſein, und bezahlten die Ehre, auf dem Schlafzimmer unſerer Reiſegefährtinnen zu ſpeiſen, blos mit der geduldigen Aufmerkſamkeit, die wir ihrer Familiengeſchichte widmen mußten.

Das kleine Städtchen hatte am Morgen ein freundliches Anſehen; die Häuſer verkündigten, ihrer altmodiſchen Bauart ungeachtet, einen gewiſſen Wohlſtand, und die Straßen waren ſo breit und reinlich gehalten, daß man es ihnen nicht anmerkte, welcher Handelszweig die Einwohner bereichert. Fürnen iſt der größte Viehmarkt in Flandern, der die angrenzenden Provinzen von Frankreich mit fetten Ochſen verſieht, und die Kaſtellanei, der dieſer Ort ſeinen Namen gibt, hat die vortrefflichſten Weiden im ganzen Lande. Die umliegende Gegend wird von Kanälen nach allen Richtungen durchſchnitten und auf einem derſelben ſchifften wir uns wieder nach Nieuport ein. Unſere Barke war jedoch nicht beſſer, als die von Dünkirchen und ſelbſt der Kanal hatte ein vernachläßigtes Anſehen, woraus man ziemlich ſicher ſchließen darf, daß dieſe Reiſeroute nur ſelten beſucht wird.

Der ärmliche Anblick von Nieuport führte uns nicht in die Verſuchung, ſo lange da zu bleiben, bis die Barke nach Oſtende abginge; wir mietheten lieber ein kleines Fuhrwerk mit einem Pferde, das unbehülflichſte Ding, in dem ich je gefahren bin, und ſetzten unſere Reiſe zu Lande fort. In dem kleinen Hafen zählten wir nur funfzehn Fahrzeuge von ganz unbedeutender Größe, die jetzt während der Ebbe insgeſammt auf dem Sande trocken lagen. Der hieſige Handel iſt übrigens ſo geringfügig, daß ſich mitten am Tage faſt niemand auf der Straße regte. Unter den Fiſcherhütten, aus denen das kleine Städtchen beſteht, bemerkten wir kaum ein gutes Gebäude. Jetzt fuhren wir alſo über eine weite, kahle Ebene, wo die Viehtriften, die Gräſereien

und Wieſen mit einigen Aeckern abwechſelten. Die große Anzahl der umherliegenden, mit Gemüſe- und Obſtgärten umgebenen Dörfer bezeugte gleichwohl die ſtarke Bevölkerung dieſer Gegend von Flandern. Allein ſo nahe an den unfruchtbaren Dünen waren die Kühe auf der Weide ſehr mager und klein, die Pferde kurzbeinig und von plumper Geſtalt. Die kümmerliche Nahrung dieſes Sandbodens ſcheint dem genügſamen Eſel angemeſſener zu ſein; auch ſahen wir dieſe Thiere überall haufenweis am Wege und zu mehreren Hunderten auf den Marktplätzen in Dünkirchen und Oſtende, mit den Erzeugniſſen des Landes beladen.

Wir hatten gelacht, als man uns in Brüſſel erzählte, daß, wenn die Niederländer ihre Unabhängigkeit nicht mit Würde behaupten könnten, ſowohl England als ein anderer Nachbar die Gelegenheit wahrnehmen dürfte, um ihnen das Schickſal ohnmächtiger und uneiniger Republiken zu bereiten, wovon dieſes Jahrhundert ſchon mehr als Ein Beiſpiel ſah. Bei unſerer Ankunft in Oſtende aber ſchien uns der Anfang zur Ausführung ſchon gemacht und dieſer Ort in eine engliſche Seeſtadt verwandelt. Das dritte oder vierte Haus iſt immer von Engländern bewohnt und nicht etwa nur Kaufleute und Mäkler, ſondern auch Krämer und Profeſſioniſten von dieſer Nation haben ſich hier in großer Anzahl niedergelaſſen. Daher bemerkt man auch in den Sitten und der Lebensart der hieſigen Einwohner eine ſichtbare Uebereinſtimmung mit denen der brittiſchen Inſeln, die ſich auf den Hausrath, die Zubereitung der Speiſen und die Lebensmittel ſelbſt erſtreckt. So wahr iſt es, daß dieſe unternehmende Nation, die bereits den Handel der halben Welt beſitzt, keine Gelegenheit unbenutzt laſſen kann, um ſich eines jeden neuen Zweiges, der etwa hervorſproßt, zu bemächtigen. Wo ihre Schiffe nicht unter ihrer eigenen Flagge fahren, müſſen fremde Namen ſie decken. Mit ihren Kapitalen und unter ihrem Einfluß handelt Schweden nach Indien und China, und indeß Holland durch die Auswanderung ſo vieler reichen Familien, durch die nachtheilige Verbindung mit Frankreich und eine Reihe von zuſammentreffenden Unglücksfällen einen unheilbaren Stoß erlitten hat, indeß Frankreichs Handel wegen ſeiner inneren Gährung danieder liegt, indeß Dänemark ungeachtet eines funfzigjährigen Friedens von ſeinen Adminiſtratoren zu Grunde gerichtet iſt und Spanien und Portugal durch Piaſtern und Dia-

manten weder reich noch mächtig werden können, blüht Englands Handel überall, umfaßt alle Welttheile und hat ſeit dem heilſamen Verluſt der Kolonien einen unglaublich großen Zuwachs erhalten. Dieſe bewundernswürdige Thätigkeit iſt ſo augenſcheinlich das Reſultat der bürgerlichen Freiheit und der durch ſie allein errungenen Entwickelung der Vernunft, daß ſelbſt die äußerſte Anſtrengung der Regierungen in anderen Ländern, dem Handel aufzuhelfen, blos an den Gebrechen der Verfaſſungen hat ſcheitern müſſen. Was ein Monarch für die Aufnahme des Handels thun kann, hat Joſeph der Zweite hier großmüthig geleiſtet. Der Hafen von Oſtende iſt ein Denkmal ſeiner thätigen Verwendung für die Wohlfahrt der Niederlande. Doch Vernunft und vernünftige Bildung konnte die Regentenallmacht nicht ſchaffen; das Gefühl von eigener Kraft und eigenem Werth, das nur dem freien Menſchen werden kann, vermochte ſelbſt Joſeph nicht herauf zu zaubern.

Oſtende iſt übrigens nur ein ſchlechter Erſatz für die geſchloſſene Schelde. Die Küſte läuft in gerader Richtung, ohne Einbucht fort und der Zugang zu dem Hafen wird durch viele Untiefen erſchwert und unſicher gemacht. Zwiſchen zwei Dämmen ſieht man die kleine, enge, unbequeme Oeffnung, die nur bei gewiſſen Winden und nur mit der Fluth zugänglich iſt. Daher ſteht am Eingang, auf der Batterie, die ihn beſtreicht, ein hoher Flaggeſtock errichtet, wo man eine Flagge ganz zu oberſt wehen läßt, ſo lange es hohes Waſſer iſt; bei halber Ebbe läßt man ſie am halben Stocke herunter und ſobald das Waſſer den niedrigſten Standpunkt erreicht, wird ſie ganz eingezogen. Alsdann liegen die Schiffe beinahe trocken im Hafen. Wir zählten in allem nur vierzig Fahrzeuge, obgleich der Hafen eine weit größere Anzahl aufnehmen kann. Eigentlich iſt er nur ein tief ausgegrabener Kanal mit einem dauerhaften pilotis zu beiden Seiten, zwiſchen welchem ein feſtes Geflecht von Strauchzäunen in vielen Reihen über einander fortläuft. Dadurch ſucht man zu verhindern, daß die Ebbe und Fluth den Hafen nicht verſande, indem ſie den Sand vom Ufer mit ſich fortreißt. Ueber jeder jetée ſtehen Baaken aufgepflanzt und links an der Mündung des Hafens dient eine Säule mit großen, klaren Laternen den Schiffenden des Nachts zum Merkzeichen. In den Hafen öffnen ſich mehrere geräumige Baſſins; allein bei allen dieſen koſtbaren Einrichtungen kämpft man vergebens mit den Schwie-

rigkeiten der Lage, mit der geringen Tiefe, mit der unvermeidlichen Verſchlemmung und mit der Veränderlichkeit der Sandbänke längs der Küſte.

Oſtende hatte nur einen glänzenden Augenblick; den nämlich, als es der einzige neutrale Hafen an der Küſte war, als während des amerikaniſchen Krieges England, Frankreich und Holland wechſelſeitig ihren Handel der feindlichen Kaperei Preis geben mußten und des Kaiſers Flagge allein unangefochten den Ocean beſchiffte. Die Geſchäftigkeit und der Wohlſtand jenes Zeitpunkts verſchwanden aber mit dem Friedensſchluſſe um ſo plötzlicher, da ſie nicht ſowohl Wirkungen der eigenen belgiſchen Betriebſamkeit, als vielmehr täuſchende Erſcheinungen waren, welche fremde Kaufleute hier zuwege gebracht hatten. Auch die freie Schifffahrt nach Oſtindien, welche Joſeph der Zweite dieſem von ihm ſo ſehr begünſtigten Hafen trotz der holländiſchen Reklamation zuſicherte, blieb ſo unbedeutend, daß ſie auf den Flor von Oſtende keinen Einfluß hatte.

Iſt es nicht erlaubt bei jener widerſinnigen Einſchränkung des belgiſchen Handels, bei dem Verbot nach Indien zu ſchiffen, bei der Verſchließung der Schelde, über den Ton mancher Publiciſten zu lächeln, die das heilige Wort Recht noch auszuſprechen wagen? Dieſe unnatürliche Forderung der Holländer an ihre Nachbarn iſt der ſiegreichſte Beweis, daß die Eiferſucht der Staaten, wo ſie ſich zur Uebermacht geſellen kann, ohne Bedenken alle, ſelbſt die evidenteſten Rechte der Menſchheit, verletzt und alle Grenzen des Völkerrechts willkürlich überſchreitet. Joſeph's Vorfahren mußten ſich dieſe, durch keinen Vorwand zu beſchönigende Gewaltthätigkeit gefallen laſſen, weil das Schickſal es ſo wollte. Und wer forderte dieſes unbillige Opfer? wer verbot den Brabantern auf ihren eigenen Flüſſen in See zu fahren? Daſſelbe Volk, das über Ungerechtigkeit ſchrie, als Englands Häfen ihm nicht offen blieben, das über Cromwells berühmte Navigationsakte, dieſes Bollwerk des engliſchen Seehandels, die Welt mit ſeinen Wehklagen erfüllte. Die Geſchichte iſt ein Gewebe von ähnlichen Inkonſequenzen und Widerſprüchen; die Verträge der Nationen unter einander, wie die der Fürſten mit ihren Untergebenen, ſind faſt nirgends auf natürliches Recht, auf Billigkeit, die der Augenſchein und der gerade Verſtand zu erkennen geben, gegründet; überall zwingt der Uebermuth des Mächtigeren dem Schwachen eine Aufopferung ab, die

kein Menſch von dem andern zu fordern berechtigt iſt und die dann auch nicht länger gelten kann, als die Gewalt fortdauert, welche ſie ertrotzte. Wir wundern oder ärgern uns, daß jedes Jahrzehend uns immer wieder daſſelbe Schauſpiel gibt, welches bereits ſeit Jahrtauſenden die Völker entzweite; daß die Grenzſtreitigkeiten, die man längſt beigelegt glaubte, immer von neuem ausbrechen; daß die Federn der Diplomatiker und Staatsmänner unaufhörlich mit Deduktionen beſchäftigt ſind, worin man ſich auf beſchworene Verträge, auf anerkannte Vergleichspunkte und darin gegründete Anſprüche beruft; daß die ſtreitenden Höfe zu einer ſubtilen Auslegungskunſt, zu bequemen Reticenzen, zu ſchwankenden, vieldeutigen Ausdrücken ihre Zuflucht nehmen und endlich doch den verworrenen Knoten mit dem Schwerte löſen. Allein die fruchtbare Quelle ihrer Mißhelligkeiten ſtrömt unvermindert fort; und wer begreift nicht, daß ſie nie verſiegen kann, ſo lange man von Friedenstraktaten, Verfaſſungen und Geſetzen ausgeht, die, weil ſie nicht auf dem unerſchütterlichen Grunde der allgemeinen vernünftigen Natur des Menſchen ruhen, ſondern Convenienzen des Augenblickes oder Blendwerke politiſcher Sophismen ſind, die Feuerprobe der Wahrheit nicht beſtehen können? Keiner Nation, keiner Macht, keinem Stande wird tauſendjähriger Beſitz ein unveräußerliches Recht übertragen; die Anſprüche der Vernunft auf alle Menſchenrechte dauern ewig und werden durch gewaltthätige Uebertäubung eher verſtärkt als verjährt. Nach tauſend und zehntauſend Siegen der räuberiſchen Uebermacht, die nur das Maaß ihrer Ungerechtigkeit häufen, kehrt der wahre, dauernde Friede dann erſt zurück, wenn jeder Uſurpation geſteuert worden und jeder Menſch in ſeine Rechte getreten iſt.

Wir würden den Tyrannen verwünſchen hören, der dem einzelnen Menſchen das freie Verkehr auf offener Heerſtraße, außer den Mauern ſeines Hauſes oder den Grenzen ſeines Erbſtückes, unterſagte; unſer Gefühl empört ſich wirklich, wenn wir nur von Vorboten dieſer Art leſen, die ein aſiatiſcher Herrſcher ergehen läßt, ſo oft es ihm gefällt, ſeine Heerde von Beiſchläferinnen friſche Luft ſchöpfen zu laſſen. Wer indeß zugeben will, daß eine deſpotiſche Gewalt rechtmäßig ſein könne, dem ließe ſich auch dieſe willkürliche Anwendung derſelben als geſetzmäßig erweiſen. Die Verordnungen der japaniſchen und chineſiſchen Kaiſer, die von ihren Reichen alle Fremden entfernen, ſcheinen uns

zwar elende Verwahrungsmittel einer feigen, mißtrauiſchen, kurzſichtigen Politik; allein wir beſtreiten nicht das Recht dieſer Deſpoten, innerhalb der Grenzen ihres Landes jedem Ausländer den Zutritt zu wehren oder zu geſtatten. Hingegen das ausſchließende Eigenthumsrecht irgend eines Volkes zum Ocean iſt eine ſo lächerliche Abſurdität, daß der Uebermuth gewiſſer Seemächte, ſtatt einer Anerkennung ihrer Anmaßungen, nur den Haß, den Neid und Groll der Nebenbuhler hat erregen können. Wo bleibt alſo nun der Schatten des Rechts, kraft deſſen die Holländer ihren Nachbarn die Schelde verſchließen und den Handel auf dem Meere verweigern durften? Der allgemeine Kongreß des Menſchengeſchlechtes müßte allenfalls einſtimmig beſchloſſen haben, daß die Belgier ihre Flüſſe von der Natur umſonſt empfangen, daß der Ocean vergebens ihre Küſten beſpült — — doch, was ſage ich? auch dieſer Ausſpruch würde noch ungerecht ſein, wenn nicht zugleich ein Nationalverbrechen erwieſen werden könnte, das jene Ausſchließung als Strafe oder vielmehr als Nothwehr nach ſich zöge. Ein ſolches Verbrechen aber, einer ganzen Nation gegen die geſammte Menſchengattung — worin anders könnte es beſtehen, als in einer gänzlichen Verkennung aller Rechte der Nachbarn? Das ſtrafbare Volk müßte ſelbſt, entweder aus eigener Willkür oder im gemißbrauchten Namen der Gottheit, die Welt unterjochen und ihre Bewohner unumſchränkt beherrſchen wollen — es müßte ein Volk von Eroberern oder von Prieſtern ſein. Wie man einen Raſenden bindet, um nicht das Opfer ſeiner Wuth zu werden, ſo ſind auch alle Maßregeln erlaubt, welche die Selbſterhaltung gegen eine Geſellſchaft von ſolchen Grundſätzen heiſcht; ſobald ſie fremdes Recht mit Füßen tritt, iſt ſie alles eigenen verluſtig.

Gegen die Römer, als ſie nach der Alleinherrſchaft über die bekannte Erde dürſteten, gegen Philipp den Zweiten, gegen die Hildebrande und die Borgia ſollte der allgemeine Völkerbund aufgeſtanden ſein, ihre Schwerter und Zepter zerbrochen und ihren Mörderhänden Feſſeln angelegt haben. Spaniens Ohnmacht zur Zeit des münſteriſchen Friedens drohte ja den europäiſchen Mächten mit keiner Univerſalmonarchie; die ſchwache Seele Philipps des Vierten durfte und konnte dieſen Rieſengedanken nicht denken. Allein das Schlimmſte vorausgeſetzt, ſo hatten doch die Belgier nicht verdient, ſtatt ihres Herrſchers zu büßen. Wenn alſo die unerbittliche Nothwendigkeit ihnen damals eine ſtillſchwei-

gende Einwilligung in die Verſchließung ihrer Flüſſe abdrang — wird heute etwas anderes, als dieſelbe Furcht vor feindlicher Ueberlegenheit, ihre Enkel abhalten können, ihr angebornes, nie zu veräußerndes Recht zurückzufordern und den ſchimpflichen Vergleich zu zerreißen? Ein zerriſſener Vergleich! ein Riß im weſtphäliſchen Frieden! Das ſind freilich gräßliche Worte am Ohr des Aktenleſers, der über dieſes Leſen ſeine Menſchheit verwelken und verdorren ließ; allein wie mancher Schwertſtich hat nicht ſchon das alte Pergament durchlöchert? Was die Potentaten von Europa einander garantirten, ſollte freilich ewig dauern müſſen; nur Schade daß die Erfahrung hier die Theorie ſo bündig widerlegt und jedem Fürſtenvertrage keine längere Dauer verſpricht, als bis zur nächſten Gelegenheit, wo er mit Vortheil gebrochen werden kann. In der Seele der Politik iſt ein Friedenstraktat vom Augenblick der Unterzeichnung an vernichtet; denn in dieſem Augenblick hatte ſie ihren Endzweck durch ihn erreicht.

Gegen die Theorie ſelbſt möchte der geſunde Verſtand auch wohl erhebliche Einwendungen machen. Wie? es hätte nur der Uebereinkunft etlicher hohlen oder ſchiefen Köpfe bedurft, um einem Volke den Gebrauch eines untheilbaren Elements einzuräumen und ihn dem andern abzuſprechen? Dann könnte es wohl auch einem Friedenskongreß einfallen, dieſem oder jenem Volke Luft und Feuer zu verbieten, oder ihm vorzuſchreiben, wo und wenn es athmen ſolle? Doch es iſt unmöglich die Anmaßungen der Politiker hypothetiſch weiter zu treiben, als ſie wirklich in der Ausübung getrieben worden ſind. Hat man ſich doch allem, was der Menſchheit heilig iſt, zum Hohn, nicht entblödet, in Friedensſchlüſſen vorzuſchreiben, welche Modifikationen des Denkens und Glaubens erlaubt ſein ſollen! Es mag ein köſtliches Ding um das Bündniß von 1648 ſein, das doch bekanntlich den Ausbruch von zehn oder mehr blutigen Kriegen nicht verhindert hat; es mag einer gewiſſen Klaſſe von Menſchen bequemer ſein, den Krüppelbau der Politik auf ſeinem morſchen Grunde fortzuſetzen, als die ewigen Pfeiler, Natur und Vernunft, zu Stützen eines unerſchütterlichen Friedenstempels zu wählen; einträglicher, den Stoff zu neuem Zwiſt und Kriege beizubehalten und die Beſchlüſſe der Unwiſſenheit und der Deſpotenarroganz für Quellen des Rechtes und Geſetzes auszuſchreien, als jenes unſelige Joch der Autoritäten abzuſchütteln: nur hoffe

man nicht, daß eine Geſetzgebung, der es an innerer Gerechtigkeit gebricht, aus Ueberzeugung befolgt werden könne; nur beſchuldige man die Völker nicht des Mangels an Moralität, wenn ſie Traktate verletzen, deren Erhaltung einzig und allein auf Furcht und Eiferſucht beruhte. Der Ocean iſt keines Menſchen Eigenthum; er iſt und bleibt Allen gemein, die ihn benutzen wollen. Mit dieſem Refrain will ich Oſtende verlaſſen.

Wir fuhren zu Lande nach Brügge. Bis an das Dorf Geſſel ſieht man immerfort jene kahle Fläche, die mit wenig Abwechſelung für das Auge von den Dünen bis an die etwas höher gelegene Ebene von Flandern reicht. Zwiſchen Geſſel und Jabick wechſeln große Strecken Heide mit Eichen= und Buchengebüſch, nebſt einigen Fichten und einem reichlichen Vorrath von Pfriemen (Spartium scoparium); näher hin nach Brügge verdichtet ſich der Eichenwald. Die Stadt iſt von mittlerer Größe und nach altflämmiſcher Art, zum Theil ſehr gut gebauet. Allein umſonſt bemühten wir uns in ihr die Spur des berühmten Handels=Emporiums zu erblicken, das im vierzehnten Jahrhundert alle nordiſchen Nationen mit Waaren des Luxus verſorgte. Wir beſtiegen die mit Recht geprieſene Barke, welche die Staaten von Flandern für die Fahrt nach Gent unterhalten. Hier vergaßen wir das Ungemach der bisherigen Reiſe; denn bequemer iſt Kleopatra auf dem Cydnus und Katharina auf dem Dnipr nicht gefahren. Sowohl im Hintertheil als im Vordertheil dieſes ſehr geräumigen Fahrzeuges findet man eine ſchön getäfelte Kajüte mit großen Fenſtern und weich gepolſterten Bänken. Die Reinlichkeit grenzt hier überall an Pracht und Eleganz. Eine dritte noch geräumigere Abtheilung in der Mitte diente den Reiſenden aus der geringen Volksklaſſe zum Aufenthalt; daneben ſind Küchen, Vorrathskammern und Bequemlichkeiten aller Art zur Verpflegung der Paſſagiere angebracht. Das Kaminfeuer in unſerer Kajüte verbreitete eine wohlthätige Wärme, bei welcher wir in Erwartung der Mittagsmahlzeit unſere Anzeichnungen über das am vorigen Tage Geſehene ins Reine brachten.

Die Tafel wurde ſehr gut und um billigen Preis ſervirt. Die Geſellſchaft, die zuweilen funfzig Perſonen ſtark ſein ſoll, war diesmal zufälligerweiſe ſehr klein und beſtand aus einem Prieſter, einem Officier der Freiwilligen von Brügge, einem franzöſiſchen Nationalgardiſten und Kaufmann aus Lille, und einer Spitzenhändlerin aus Gent. Am Ton des flämmiſchen Of=

ſiciers konnten wir ſogleich abnehmen, daß er nicht zur ariſtokratiſchen Partei gehörte, die überhaupt in Flandern weder ſo viele noch ſo eifrige Anhänger als in Brabant haben ſoll. Die Ungezogenheit ſeiner Ausfälle gegen die Geiſtlichkeit in Gegenwart eines dem Anſchein nach beſcheidenen Mannes von dieſem Stande, konnte nur durch die Erbitterungen des Parteigeiſtes entſchuldigt werden. Der Franzoſe hinterbrachte uns die Neuigkeit, daß der König von England nach Deutſchland reiſen würde, um ſeine Güter unweit Straßburg zu beſehen. Wir verſuchten es ihm begreiflich zu machen, daß vom Kurfürſtenthum Hannover die Rede ſei; allein es war verlorne Mühe, ſeine geographiſchen Kenntniſſe berichtigen zu wollen: Hamburg und Straßburg galten ihm gleich; genug, beide lagen jenſeits der Allemagne françoiſe. Dieſe Unempfänglichkeit darf man indeſſen nicht geradezu Beſchränktheit nennen; vielmehr iſt ſie nur die Folge jenes, Alles vor ſich hinwerfenden Leichtſinnes, dem es ſo lächerlich ſcheint in der Beſtimmtheit gewiſſer, für den jetzigen Augenblick nicht intereſſirender Begriffe ein Verdienſt zu ſuchen, als wir die Verwirrung finden, die aus ſolchen Vernachläſſigungen entſpringt. Wir wiſſen freilich mehr und thun uns viel darauf zu gute; allein iſt es wohl eine Frage, wer von beiden an dem, was er hat, durch ſchnelle Verarbeitung und mannigfaltige Verbindung, der reichſte iſt?

Der Kanal iſt ſehr breit und wohl unterhalten; ſeine Ausgrabung zwiſchen den hohen Ufern muß große Summen gekoſtet haben. Anſtalten dieſer Art, die zuerſt die Erhaltung des trocknen, dem Ocean abgewonnenen Landes, demnächſt den Handel und zuletzt die Bequemlichkeit zur Abſicht hatten, können nur nach und nach zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gediehen ſein. Fünf Pferde zogen uns in den ſtillen Gewäſſern dieſes Kanals, ohne daß wir die leiſeſte Bewegung ſpürten. Der Wind begünſtigte uns überdies, ſo daß wir ein großes Segel führten und in etwas mehr als ſechs Stunden Gent erreichten. Hier ſtanden ſchon mehrere Miethskutſchen in Bereitſchaft, um die Reiſenden in ihr Quartier zu bringen.

Gent iſt eine große, ſchöne, alte Stadt. Ihre Straßen ſind ziemlich breit, die Häuſer maſſiv, zum Theil von guter Bauart, die Kirchen zahlreich und mit großer Pracht geſchmückt. Alles ſcheint hier den ehemaligen Wohlſtand der Einwohner und Spuren von dem jetzigen zu verrathen; doch iſt die Volksmenge,

wie in allen niederländiſchen Städten, nach Verhältniß des Umfanges zu gering und es fehlt überall an Betrieb. Der erſte Anblick einer Stadt, wobei man ſo lebendig in verfloſſene Jahrhunderte und ihre Begebenheiten verſetzt wird, hat gleichwohl etwas Einnehmendes, das zuweilen bis zur Erſchütterung gehen kann. Ich wurde recht lebhaft an den Stolz Karls des Fünften auf ſein blühendes Gent und zugleich an die Tyrannenleidenſchaft erinnert, womit er ſelbſt dem Wohlſtande deſſelben den tödtlichſten Streich verſetzte, als ich ſein Standbild auf einer hohen Säule am Marktplatz erblickte. Als Kunſtwerk betrachtet macht es keinen vortheilhaften Eindruck. Der Kaiſer ſteht wirklich ſehr unſicher auf dieſer gefährlichen Höhe; das Zepter und der Reichsapfel von ungeheurer Größe ſcheinen ihn völlig aus dem Gleichgewichte zu bringen; ſeine Kniee ſind gebogen und bald möchte ich fürchten, er ſei im Begriff herabzugleiten. Im Glanz der Abendſonne, welche dieſen vergoldeten Koloß beſtralte, konnte ich mich einer Reminiscenz aus Blumauer's traveſtirter Aeneis nicht erwehren; ich dachte an jenes Backwerk, wo der fromme Held zuoberſt „ganz von Butter" ſtand. Es hat ſchon etwas Unnatürliches, Statuen auf den Dächern unſerer Häuſer anzubringen, die nicht, wie im Orient, zum Aufenthalt der Menſchen eingerichtet ſind; allein noch ungleich widerſinniger ſcheint es, einen Menſchen auf den Gipfel einer Säule zu ſtellen, den nur ein Verrückter oder ein Phantaſt, wie Simeon Stylites, bewohnen kann. Wenn gleich die Alten uns das Beiſpiel ſolcher Denkmäler gegeben haben, ſo bin ich doch nicht der Meinung, daß wir ihrem Muſter jederzeit blindlings folgen ſollen. Auch war bereits der gute Geſchmack in Verfall gerathen als man z. B. in Alexandrien auf die ſchöne Porphyrſäule die Statue des Kaiſers Severus ſtellte. Die Aufmerkſamkeit, die ein großer Mann blos durch die Höhe ſeines Standorts erregen kann, iſt ſicherlich ſeiner nicht werth. Allerdings gibt es aber auch Fürſten in Menge, die man nicht hoch genug ſtellen kann, damit ſich nur jemand ihrer erinnere. Die Nachwelt vergißt die Wohlthaten, ſie vergißt aber auch die Ungerechtigkeit der Regenten; wie wäre es ſonſt möglich, daß Kaiſer Karl auf dieſer Säule noch über den Köpfen einer ſo tief beleidigten Geſammtheit ſicher ſteht? Für den philoſophiſchen Geſchichtsforſcher verwandeln ſich freilich unter ſolchen Umſtänden die Ehrenſäulen in Denkmäler der Schande.

Der Brand vom 14. und 15. November des vorigen Jahres hat in der Gegend des Schloſſes fürchterlich gewüthet. Viele der ſchönſten und prächtigſten Gebäude ſind ein Raub der Flammen geworden, womit die Kaiſerlichen damals die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln drohten und ihren Vorſatz auch ausgeführt hätten, wenn das Regenwetter ihnen nicht ſo ungünſtig geweſen wäre. Wenn es im Kriege erlaubt iſt, ſich aller Mittel ohne Unterſchied gegen den Feind zu bedienen; (ein Satz, der doch auch ſeine vielfältige Einſchränkung leidet) ſo gehörte es gleichwohl zu den unglücklichen Verkettungen des Schickſals, welches den verſtorbenen Kaiſer ſo raſtlos verfolgte, daß ſich unter den Befehlshabern ſeines niederländiſchen Heeres ein Mann befinden mußte, der eine entſchiedene Neigung äußerte, die härteſten Maßregeln zu ergreifen und dem das Blut ſeiner Mitbürger ziemlich feil zu ſein ſchien. Jene ſchauderhafte Vernichtung von Brüſſel, welche der Herzog von Urſel am 20. September 1787 ſo glücklich verhütet hatte, wollte jetzt der Erfinder dieſes grauſamen Anſchlags mit Gent wirklich beginnen. Es war nicht etwa ein zügelloſer Pöbel, wie der Pariſiſche, der ſich einen Augenblick vergaß und an einzelnen Opfern die tauſendjährige Schuld ſeiner Unterdrücker rächte; deutſche Soldaten, denen die Flammänder noch vor kurzem die gaſtfreieſte Pflege hatten angedeihen laſſen, wurden hier von ihren Officieren angeführt zur Plünderung ihrer Wohlthäter, zur Einäſcherung der Stadt und zum nächtlichen Kindermord. Die Ereigniſſe jener zwei ſchrecklichen Nächte ſind von der gräßlichen Art, daß ſie in die Geſchichte der feudaliſchen Zerrüttungen, nicht in das achtzehnte Jahrhundert zu gehören ſcheinen, daß ſie neben den übrigen Atrocitäten, welche das Ungeheuer der willkürlichen Gewalt ausgebrütet hat, ihre Stelle verdienen *). Neunundſiebzig Kinder und Erwachſene wurden von den Soldaten theils getödtet, theils mit ihren Häuſern verbrannt. Die Unmenſchlichkeiten, die dabei vorgingen, mag ich nicht nachſchreiben; aber ſie gehören

*) Ich habe vor mir das Bulletin officiel van wege het Comité Generael aengesteld binnen de stad Gant, unterzeichnet G. B. Schellekens, Greffier van het Comité-Generael der Nederlanden, d. 25. November 1789. 15 S. in Octav, welches über die verſchiedenen Vorgänge bei der Einnahme von Gent und der Vertreibung der Kaiſerlichen einen umſtändlichen Bericht abſtattet.

der Geſchichte, welche der Nachwelt die folgenſchwere Wahrheit beurkunden muß, daß, wenn gleich die Aufwallungen der Ungebundenheit in einem lange gemißbrauchten Volke zuweilen in blutige Rache ausarten können, ſie gleichwohl von der barbariſchen Fühlloſigkeit des rohen Söldners weit übertroffen werden. Traurig iſt die Wahl zwiſchen zwei groſſen Uebeln; allein es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß die Folgen der Anarchie, wie ſchwarz die Miethlinge des Deſpotismus ſie auch ſchildern mögen, nur Kinderſpiele ſind gegen die Schandthaten beleidigter Sclaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrſcherrechte; ihr Zweck iſt nicht blos Unterjochung, ſondern zugleich Rache und Strafe; ſie ſind immer Krieger und Henker zugleich; ſie zerſtören und verwüſten aus Grundſatz und nach einem vorher bedachten Plan.

Ich begreiſe jetzt wie der Anblick ſolcher Greuel den Muth der Bürger und Freiwilligen bis zur Tollkühnheit entflammen muſte. Arberg verfehlte gänzlich ſeinen Endzweck und ſah ſich genöthigt, unter Begünſtigung der Nacht das Schloß zu räumen und ſeinen Rückzug anzutreten. Das kleine Patriotenheer, verſtärkt durch die junge Mannſchaft, die aus Courtray den Gentern zu Hülfe gekommen war und die Kaiſerlichen von einem Thore vertrieben hatte, ſtürzte am 16., nachdem es, unter den Waffen ſtehend, dem im Portal der Nikolauskirche gefeierten Hochamte beigewohnt und ſich durch die allgemeine Abſolution zu ſeinem Unternehmen geſtärkt hatte, mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Kaſernen los und erſtieg die dort befindlichen Batterien. Buben von ſiebzehn Jahren ſtachen die Kanoniere über den Haufen, die mit brennender Lunte in der Hand das Geſchütz gegen ſie löſen wollten. Schon hatten ſie das Thor erreicht und ſchleppten Stroh zuſammen, um die Kaſernen in Brand zu ſtecken, als die öſtreichiſchen Officiere unbewaffnet und mit entblöſstem Haupt ihnen entgegen gingen und ſich zu Kriegsgefangenen ergaben. Die Flammänder waren in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick beſonnen genug, ihrem Unwillen, der ſo hoch gereizt worden war, zu gebieten. Sie nahmen ihre Feinde in Schutz, als hätten dieſe mit erlaubten Waffen und nur gegen Männer gefochten.

Die Einwohner haben das Schloß demolirt, weil es nicht länger haltbar war; dagegen erfreute uns der Anblick vieler neuen Häuſer, die bereits überall aus den Ruinen hoch emporſtiegen

und vom Reichthum der hieſigen Bürgerſchaft ein gutes Vorurtheil bei uns erweckten. Ich weiß nicht, war es dieſe zufällige Scene der Geſchäftigkeit, oder lag es vielmehr wirklich im Charakter der Flammänder, daß wir uns gleich auf den erſten Blick einen günſtigeren Begriff von ihnen als von ihren brabantiſchen Nachbarn abſtrahirten. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß dieſe Provinz, ob ſie gleich weit ſpäter als Brabant gegen die Bedrückungen der Regierung reklamirte, dennoch früher und mit mehr Entſchloſſenheit zu entſcheidenden Maßregeln griff; daß ſie zuerſt ſich zu Gunſten des Comité von Breda und der Unabhängigkeit öffentlich erklärte, bei der Errichtung der freiwilligen Corps den größten Eifer bewies und an der völligen Vertreibung der öſtreichiſchen Armee den ſtärkſten Antheil hatte. Eine Spur von Seelenadel konnte wirklich den Flammändern ihre freiere Verfaſſung aufbewahrt haben. In der Verſammlung ihrer Stände ſind der Geiſtlichkeit zwei, dem Adel zwei, den Städten drei und dem platten Lande ebenfalls drei Stimmen zugetheilt; dergeſtalt, daß der dritte Stand allemal ſicher auf die Mehrheit rechnen kann, ſobald es ihm ein Ernſt iſt, ſich dem ariſtokratiſchen Einfluß zu entziehen. Die Wiederherſtellung des Adels, als eines votirenden Standes in der Staatenverſammlung, iſt ein Werk der Revolution. Seit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte der flandriſche Adel Sitz und Stimme verloren, weil er eine Zeitlang die ganze Macht der Stände uſurpirt hatte. Da es ihm nicht gelungen war, unter der öſtreichiſchen Regierung ſeine Rechte wieder zu erlangen, ſo hatte er ſich auf einem andern Wege zu behaupten und ſein Intereſſe dadurch zu ſichern geſucht, daß er ſo viele ſeiner Mitglieder als nur möglich war, zu Deputirten der größeren und kleineren Städte wählen ließ. Dieſe Einrichtung dauert noch fort und erklärt die eifrige Theilnahme der Staaten von Flandern an der in Brabant gegen die demokratiſche Partei ſo glücklich ausgeführten Verfolgung. Das Volk und die Bürger murren indeſſen über die Gefangenſetzung des Generals van der Merſch und fordern laut von ihren Ständen, daß ſie ſich ſeiner gegen den Kongreß annehmen ſollen.

Das Raſchere, das Entſchiednere im Charakter dieſes Volkes iſt auch in den Geſichtszügen ausgedrückt, und wohlgebildete Männer ſind uns in dieſem Theile von Flandern häufiger als in Brabant vorgekommen; allein ihre Erziehung iſt der Braban-

tiſchen zu ähnlich, um uns hoffen zu laſſen, daß ſie mit ihrem Jahrhundert weiter als jene Nachbarn vorgerückt ſein könnten. Auch hier gibt es keinen Namen, den man im übrigen Europa mit Achtung oder mit Bewunderung nennt. Zwar können ganze Völker bei dieſer Mittelmäßigkeit glücklich ſein, ſo lange ſie ruhig bleiben; doch wehe den Empörern, an deren Spitze kein größerer Menſch einhergeht!

Auch unter den hieſigen Frauenzimmern habe ich manches hübſche flämmiſche Geſicht bemerkt und in einem Buchladen glaubte ich an der Frau vom Hauſe das Ebenbild einer von Rubens' Frauen zu ſehen; nur Schade daß dieſe ſchönen und zum Theil auch feinen Züge, dieſes völlige Geſicht mit den großen, offenen braunen Augen, den ſtarken Augenbrauen, der kleinen, geraden Naſe, den zarten roſenrothen Lippen und der durchſchimmernden Röthe auf dem lebendigen Weiß des Teints — ſo ſtumm und ſeelenlos erſcheinen und von jener Empfänglichkeit, die überall das Erbe des Weibes ſein ſollte, nichts verrathen. Ferne ſei es, daß ich hier die ausgebildeten Reize des ideenreichen Weſens fordern ſollte, die nach den Umſtänden unmöglich hier anzutreffen ſind; aber Seele könnte doch das Auge ſtralen, leiſe, ſanft und innig könnten auch ungebildete Mädchen empfinden. Von dieſem allen zeigt das Aeußere der Flammänderinnen keine Spur. Eine Schlaffheit des Geiſtes, die ſich in Europa kaum abgeſpannter denken läßt, ſcheint ſie für jeden Eindruck, der außer dem Bezirk des mechaniſchen Hausregiments und der eben ſo mechaniſchen Religionsübungen liegt, durchaus unempfindlich zu machen. Wenn nicht die Nähe von England und Frankreich, der Handel von Oſtende und die Fabriken, die aus jener beſſeren Zeit im Lande noch übrig geblieben ſind, franzöſiſche und engliſche Moden einführten, würde man es hier kaum merken, daß der Begriff des Putzes auf den Begriff des Schönen eine Beziehung hat.

Die Beſchreibung der öffentlichen Gebäude und Kirchen, die man aus ſo vielen Reiſebeſchreibungen kennt, wirſt Du mir gern erlaſſen; ich ſchweige alſo von dem ungeheuern Rathhauſe, von den dreihundert Brücken, die alle Theile dieſer von Kanälen durchſchnittenen Stadt verbinden und ſelbſt von der großen gothiſchen Maſſe der Kathedralkirche zu St. Bavo, mit den daran geklebten Stücken von griechiſcher Architektur, die den Eindruck ihrer Größe ſtören. Die Verſchwendung von weißem und von

ſchwarzem Marmor in dem Innern dieſes Tempels würde mir indeß aufgefallen ſein, wenn mich nicht auf eine weit angenehmere Art die Kunſt beſchäftigt hätte. Die zahlreichen Kapellen enthalten einen Schatz von flämmiſchen Gemälden der erſten Klaſſe, von denen ich Dir wenigſtens ein Paar bekannt machen muß, die für mich etwas Merkwürdiges hatten. Zuerſt nenne ich die Auferſtehung Lazari, ein Meiſterwerk von Otto Venius, einem Lehrer des geprieſenen Rubens. Dieſes in Abſicht auf die Compoſition ſehr fehlerhafte Stück, deſſen Umriſſe zum Theil verzehrt, deſſen Schatten ſchon ein wenig ſchwarz geworden und deſſen Farben trocken ſind, hat dennoch einzelne ſchöne Partien. Die Hauptfigur, der in der Mitte ſtehende Chriſtus, iſt wie gewöhnlich verfehlt; er iſt kalt, jüdiſch und unintereſſant, ſeine Draperie iſt ſchwer und ungeſchickt geworfen, ſeine aufgehobene Hand ruft nicht, winkt nicht, ſegnet nicht. Lazarus liegt halb im Schatten, wirklich ſchön von Angeſicht und Geſtalt; er blickt edel und ſeelenvoll zu ſeinem Retter auf und iſt ungleich beſſer als alles übrige kolorirt. Seine Schweſter Maria ſitzt an ſeiner Gruft im Vordergrunde. Ihr Geſicht und die ganze Figur machen mit dem übrigen Bilde den merkwürdigſten Kontraſt; denn ihre Züge, ihre Kleidung und das ganze Koſtume ſind gänzlich aus der römiſchen Schule entlehnt. Man glaubt eine Madonna von Raphael kopirt zu ſehen, ſo ruhig und doch ſo edel gerührt iſt dieſer ſchöne Kopf. Martha und Magdalena ſind dagegen hübſche Flammänderinnen im kurzen buntſeidenen Korſett. Petrus bückt ſich, um dem Lazarus herauszuhelfen; ſein blaues Gewand über dem breiten Rücken thut vortreffliche Wirkung. Die übrige Gruppe von Köpfen iſt gar zu gedrängt voll und geht zu hoch in dem Bilde hinauf; auch fehlt es ihr an Auswahl.

Du erinnerſt Dich des ſchönen Sebaſtian von van Dyk in Düſſeldorf. Hier iſt einer von Hondhorſt, der viel Verdienſt hat. Aus dem ſchönen Körper zieht eine ſchwarz gekleidete weibliche Figur die Pfeile aus. Sehr leicht ruht ihre Hand auf dem zarten, verwundeten Körper; aber ihr Geſicht iſt ohne Ausdruck und mit eben den Zügen würde ſie Spitzen waſchen. Die Alte, ebenfalls ein gemeines Geſicht, empfiehlt Behutſamkeit mit Blick, Stellung und Hand. Das leidende Geſicht Sebaſtian's iſt edel und voll unbeſchreiblicher Milde; ſein Auge iſt ſchön, ſanft redend und voll Vertrauen. Die Farbengebung iſt zwar nicht ganz natürlich, aber weich und von einem harmoniſchen

modeſten Ton. Doch die Stellung des angebundenen, auseinander gedehnten Körpers zieht zuerſt den Blick des Zuſchauers auf ſich und man muß in der That unparteiiſch das Verdienſt hervorſuchen wollen, wenn dieſer erſte Eindruck nicht wegſcheuchen und alle nähere Unterſuchung verhindern ſoll. Daß die Künſtler es nicht fühlen, wie dieſe Marter den Zuſchauer leiden läßt und wie unmöglich es iſt, mit einigem Gefühl ein ſolches Kunſtwerk lieb zu gewinnen! Uebrigens hat es mir wohl gethan, hier das Studium italieniſcher Meiſter und Hondhorſt's langen Aufenthalt in Italien zu erkennen; wo ich nicht irre, habe ich ſchon etwas von Michel Angelo geſehen, woran mich die frei und feſt gezeichnete Figur dieſes Sebaſtian's erinnerte.

Der St. Bavo von Rubens hat mir ungleich weniger gefallen; das Stück iſt in zwei Gruppen über einander getheilt, wovon die unterſte aus vielen ziemlich ekelhaft durch einander gewundenen Figuren beſteht. Links im Vordergrunde ſtehen ein paar plumpe Dirnen von Fleiſch und Blut. Auch der Zeitgenoſſe von Rubens, der um den Ruhm eines großen Künſtlers mit ihm wetteifernde Crayer, leiſtete mir hier kein Genüge. Die Kreuzigung, die man von ihm in der Biſchofskapelle bewundert, iſt ſchön kolorirt, aber der Körper iſt verzeichnet. Sein Hiob iſt intereſſanter: er blickt auf voll Vertrauen, das ſogar an Extaſe und Freude grenzt; dagegen hört er auch nicht was ſein Weib, eine ſehr gemeine Hexe, ihm ſagt. Von den drei Freunden ſitzen zwei mit niedergebücktem Haupte und träumen, indeß der dritte mit den Fingern ſpricht. Noch ein geprieſenes Gemälde dieſes Meiſters iſt hier die Enthauptung des Täufers Johannes; aber welch ein Anblick! Eine zerriſſene, unzuſammenhängende Compoſition, verwiſchte Farben, ein ſcheußlicher Rumpf und ein Bologneſerhündchen, welches Blut leckt! Solch ein Gegenſtand und ſolch eine Phantaſie ſchicken ſich für einander, und um alles zu vollenden, gehört nur noch der Zuſchauer dazu, der mit uns zugleich vor dem Bilde ſtand und voll Entzücken ausrief: ah quelle superbe effusion de sang!

Unter einer großen Anzahl von Gemälden, wovon die beſten von Seghers, van Cleef, Rooſe und Porbus gemalt ſind, keines aber hervorſtechende Vorzüge beſitzt, halte ich ein uraltes Stück von den Gebrüdern van Eyk noch für nennenswerth, weil es vielleicht das erſte war, das in den Niederlanden mit Oelfarben gemalt wurde. Der Gegenſtand iſt aus der Offenbarung

Johannis entlehnt: die Anbetung des Lammes. Der Compoſition fehlt es, wie man es ſich von jener Zeit vorſtellen kann, ſowohl an Ordnung und Klarheit, als an Wirkung und Größe. Bei aller Verſchwendung des Fleißes bleibt die Zeichnung ſteif und inkorrekt; Perſpektive und Haltung fehlen ganz und gar; die Farben ſind grell und bunt und ohne Schatten. So malte man aber auch in Italien vor Perugino's Zeiten und was uns dieſes Gemälde merkwürdig macht, iſt daher nicht der Geiſt, womit es erſonnen und ausgeführt worden iſt, ſondern die wichtige Erfindung der Oelmalerei, die damals in den Niederlanden zuerſt an die Stelle des ſo lange üblich geweſenen al Fresco trat, wenn ſie auch in Deutſchland bereits weit länger bekannt geweſen ſein mag. Ich bin zwar weit entfernt, den Koloriſten einen Vorzug vor den richtigen Zeichnern einräumen zu wollen, allein ich halte es wenigſtens im Angeſicht der Meiſterwerke des flämmiſchen Pinſels für ein gar zu hartes Urtheil, die Erfindung, worauf der ganze Ruhm dieſer Schule beruht, mit Leſſing um des Mißbrauchs willen, der damit getrieben worden iſt, lieber ganz aus der Welt hinweg zu wünſchen. Der Vorwurf einer üblen Anwendung, ſelbſt einer ſolchen, welche völlig zweckwidrig iſt, trifft wohl mehr oder weniger eine jede menſchliche Erfindung; und wenn es nicht geläugnet werden kann, daß die Erlernung der beim Oelmalen erforderlichen Kunſtgriffe manchen wackern Künſtler mitten in ſeiner Laufbahn aufgehalten und in die Klaſſe der Mittelmäßigkeit geworfen oder gar vom rechten Ziel der Kunſt entfernt hat, ſo bleibt es doch auch unbeſtritten, daß mit Oelfarben manches unnachahmliche Bild auf die Leinwand hingezaubert worden iſt, deſſen Schönheiten bei jeder andern Behandlung verloren gegangen wären. Am Kolorit, als ſolchem, iſt freilich ſo viel nicht gelegen; aber durch die Verſchmelzung der Farbenſchattirungen, welche nur ihre Vermiſchung mit Oel möglich machte, ſind feine Nüancen des Ausdrucks erreicht worden, wodurch die Kunſt ſelbſt an Würde gewonnen hat und für den Pſychologen lehrreich geworden iſt.

Der Wunſch, in den übrigen Kirchen, Klöſtern, Prälaturen, auf dem Rathhauſe und in den Privatſammlungen zu Gent den Denkmälern der flämmiſchen Kunſtepoche nachzuſpüren, mußte für jetzt der Nothwendigkeit unſeres Reiſeplans weichen. Mit Tagesanbruch eilten wir durch die reichſte Gegend von Flandern hieher nach Antwerpen. Der Weg ging über eine herrlich be-

baute Ebene. Triften, Wieſen, Aecker und Heerſtraßen waren mit hohen Bäumen und Gebüſchen eingefaßt; der Steindamm war den größten Theil des Weges ſo gut, wie im übrigen Brabant und Flandern. Die Vegetation ſchien indeß kaum noch weiter vorgerückt, als wir ſie in unſerer milden mainzer Gegend verlaſſen hatten; die Saaten allein prangten mit ihrem friſchen Grün, und des Oelrettigs dichte, goldgelbe Blüthen bedeckten oft unabſehliche Strecken. Das Erdreich war an vielen Stellen leicht und mit Sand gemiſcht, mithin gewiſſen Gattungen von Getreide vorzüglich angemeſſen. Ueberall ſahen wir den Anbau zu derjenigen Vollkommenheit getrieben, wo bereits der Wohlſtand der Einwohner durch ihren Fleiß hervorſchimmert. Wie leicht müßte nicht hier, bei einer beſſern Erziehung des Landvolkes und gehöriger Anleitung von Seiten der Gutsbeſitzer, die Landwirthſchaft mit der ſchwediſchen und engliſchen wetteifern können! Allein es iſt ja alles hier gleichſam darauf angelegt, den alten Vorurtheilen einen Charakter heiliger Unfehlbarkeit aufzuprägen. Mit Erſtaunen und Freude mußten wir indeß einander bekennen, daß wir ſolche Flecken und ſolche Dörfer, als womit dieſer Weg und die ganze Gegend gleichſam beſäet iſt, auf dem feſten Lande noch nicht angetroffen hätten. Lockeren, St. Nikolas u. a. m. beſchämen die Städte vom dritten und vierten Range, die man in andern Ländern über ihres Gleichen rühmt. Sie ſind beinahe Viertelmeilen lang, durchaus von Backſteinen ſauber erbaut, mit breiten Straßen, gutem Pflaſter und Reihen von Bäumen wohl verſehen. Ordnung und Reinlichkeit, die unverkennbaren Begleiter des Wohlſtandes, herrſchten im Innern der Häuſer und der treuherzige Ton der Bewillkommnung, den wir von den Einwohnern vernahmen, beſtätigte uns in der guten Meinung von ihrer Wohlhabenheit. Wir fanden alle Hände mit der Verfertigung von grober Leinwand zu Segeltuch, Gezelten u. d. gl. aus ſelbſt gezogenem Hanf und Flachs beſchäftigt. Dieſer Anbau, nebſt den darauf beruhenden Manufakturen und dem reichlichen Ertrage des Getreidebaues, ſcheint die Hauptquelle des hieſigen Reichthumes zu ſein.

Eine halbe Meile vor Antwerpen verſchwanden die Bäume, Gebüſche und eingezäunten Felder; die Gegend verwandelte ſich in eine weit ausgebreitete Lande, eine kahle Ebene, wo Viehweiden und Wieſen an einander grenzten, und an deren Horizont wir ringsum beſchattete Dörfer, in der Mitte aber Ant-

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

werpen in ſeiner impoſanten Größe liegen ſahen. Ein Wald von Thürmen und vorzüglich der ungeheure gothiſche, wie Filigran gearbeitete Spitzthurm der Kathedralkirche ragte hoch empor; die Citadelle auf einer kleinen Erhöhung vergrößerte und verſchönerte dieſen Anblick, und die Bewegung auf- und abſegelnder Barken auf der Schelde, die wir zwiſchen ihren Ufern noch nicht ſehen konnten, hatte etwas Zauberähnliches. Bald erblickten wir ihre gedemüthigten Gewäſſer und ſeufzten von neuem über europäiſche Politik und europäiſches Völkerrecht. Der ſchöne, herrliche Fluß iſt, wie die Themſe, zum Handel gleichſam geſchaffen; die Fluth ſteigt darin zwanzig Fuß hoch vor den Mauern der Stadt und verdoppelt alsdann ſeine Tiefe. Hier iſt er nicht ſo breit, wie der Rhein vor Mainz; aber er trägt wegen des beträchtlichen Steigens und Fallens keine Brücke. Etliche Meilen weiter hinabwärts breitet er ſich aus zu eines Meerbuſens Weite. Wir ſahen einen Hafen, wo zweitauſend Schiffe Raum finden würden, mit einigen kleinen Fahrzeugen beſetzt. In wenigen Minuten führte uns ein kleiner Nachen von dem ſogenannten Haupt (oder der Spitze) von Flandern hinüber in die Stadt.

XXI.

Antwerpen.

Es koſtet eben keine große Mühe, in einer Stadt, die Raum für zweimalhunderttauſend Menſchen enthält, zwiſchen den übrig gebliebenen vierzigtauſend Einwohnern ſich hindurch zu drängen; das bloße Sehen iſt es, was uns am Abend ermüdet auf unſer Zimmer zurücktreibt, wo ich Dir heute noch erzählen will, welche Schätze der flammändiſchen Kunſt in dieſen paar Tagen vor uns die Schau und Muſterung haben aushalten müſſen. Was wir geſehen haben, iſt nur ein ſehr geringer Theil der in Antwerpen noch vorhandenen Gemälde; alle Kirchen, Abteien und Klöſter, deren es hier mehr als dreißig gibt, ſind über und über mit den Meiſterwerken niederländiſcher Maler behängt; das weitläufige Rathhaus, die Säle der Bürgerkompagnien und die Börſe

enthalten manches groſse und von Kennern geprieſene Werk, und außerdem zählt man verſchiedene erleſene Privatſammlungen von kleineren Stücken. Wenn die Menge dieſer Kunſtgebilde mit ihrem Werth in einem direkten Verhältniß ſtände, ſo müßten ſowohl Maler als Liebhaber der Malerei nach Antwerpen wie nach Rom wallfahrten und Jahre lang ſich an dem Fleiße, der Geſchicklichkeit und der Erfindungskraft der niederländiſchen Meiſter weiden; doch daß es wirklich nur zu ſelten geſchieht, das ſetzt die hieſigen Schulen tiefer unter die italieniſchen herab, als meine Lobſprüche ſie wieder heben können.

Die Malerei umfaßt einen ſo großen Kreis von Fertigkeiten und Kenntniſſen, daß unter Hunderten, die ſich ihr widmen, kaum Einer zu irgend einer auszeichnenden Stufe gelangt und folglich wahre Künſtlergröße auf dieſem Wege ſo ſchwer zu erringen iſt, wie in jener von Homer und Pindar betretenen Laufbahn. Ob ein Marmorblock, oder zerriebene Farben, oder die Elemente der Sprache den rohen Stoff ausmachen, den der Künſtler bilden ſoll: dies kann in ſo weit gleichgültig ſein, als nur die Arbeit den Werth des Kunſtwerks beſtimmt; und dieſe Arbeit nun — nach welchem andern Verhältniſſe läßt ſie ſich ſchätzen, als dem gedoppelten, des innern Werthes und Reichthumes der ſchaffenden Seele und des Grades der Vollkommenheit, in welchem ſie ſich mit ihrer Schöpfung identificirte? Oder ſollte es hier wirklich nicht auf das erſtere, nicht auf die Humanität des Künſtlers ankommen? ſollte nur die Gabe darzuſtellen, gleichviel was dargeſtellt würde, den Meiſter bezeichnen? Dann freilich gibt es keine größeren Maler als Douw, Miris und Metſü; dann könnte es ſich treffen, daß ein Harlekin der größte Schauſpieler genannt zu werden verdiente; dann hieße das Geklingel und Geklapper der Sylben und die, wie Paul Denner's Köpfe, bis auf jedes Härchen mühſam, ekelhaft und geſchwätzig nach dem Leben kopirten Sittengemälde unſerer Idyllenſchmiede das non plus ultra der Dichtkunſt.

Unſtreitig hat die bloße Nachahmung der Natur ihr großes Verdienſt; ſie iſt die unnachläßliche Bedingung zu weiteren Fortſchritten. Es ſetzt ſogar in allen drei Künſten, die ich eben erwähnte, ein weit getriebenes Studium, einen gewiſſen Umfang der Kenntniſſe, der Erfahrung und Uebung voraus, um nur den Mechanismus, ſo der Farbenmiſchung und Farbengebung, wie der metriſchen Bewegungen und ihrer Anwendung, oder end-

lich der Mimik und Deklamation, auf die höchſte Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Vielleicht aber liegt es ſchon in der Natur menſchlicher Anlagen, daß gemeinhin bei der Concentration aller Kräfte auf dieſe mechaniſchen Vorübungen, die Fähigkeit zu den höheren Zwecken der Kunſt hinanzuſteigen, verloren geht oder wohl gar von Grund aus ſchon fehlt. In der Mechanik der Kunſt konnten die Niederländer ſelbſt einen Raphael übertreffen; allein wer ſeine Formen ſieht, in ſeinen Gemälden Gedanken lieſt und Gefühle ahnet, den umfaſſenden, erſchöpfenden wählenden Sinn darin erkennt, womit der hohe Künſtler den Menſchen und ſein Treiben durchſchaute — wird ihm der nicht die kleinen Mängel ſeiner Palette gern erlaſſen? Ich möchte faſt noch weiter gehen, ich möchte mich überreden, daß den größten Meiſtern ſo viel von dieſem Machwerk zu Gebote geſtanden, als ſie gerade zur Vollkommenheit ihrer Darſtellung bedurften, daß die üppige, wollüſtige Vollendung eines Tizian den Eindruck hätte ſtören können, den Raphael's erhabener Ernſt hervorbringen ſollte. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Darſtellung der griechiſchen Gottheiten darum bereits außerhalb der Grenzen der Malerei zu liegen und ein ausſchließendes Eigenthum der Bildhauerei zu ſein ſcheint, weil das irdiſche Kolorit großentheils die Täuſchung vernichtet, welche das idealiſirte Ebenmaß allein bewirken kann; die vortrefflichſten gemalten Göttinnen und Götter ſind weiter nichts und machen keinen andern Eindruck, als ſchöne Frauen und Männer. Wenn ich dieſe Bemerkung auf ſolche Gegenſtände anwende, die der Malerei vorzüglich angemeſſen ſind und in deren Bearbeitung ſie eigentlich ihre höchſte Vollkommenheit erreicht, ſo dünkt es mich auch hier, daß der heroiſchen Natur, der idealiſchen Schönheit, der äſthetiſchen und ſittlichen Größe eine gewiſſe Täuſchung, nicht nur der Formen, ſondern auch der Farbengebung, nothwendig zugeſtanden werden müſſe, welche mit dieſer Einſchränkung noch gedenkbar und gleichwohl über jede gewöhnliche und bekannte Natur hinwegſchwebend, den Charakter des Erhabenen ausdrückt. Würde nicht zum Beiſpiel die Wärme, womit es erlaubt iſt eine Danaë, eine Leda oder eine Kleopatra zu malen, dem Bildniß einer Heiligen übel anſtehen? Oder dürfte ſich der Maler ſchmeicheln, wenn er die Himmelfahrt der Jungfrau ſchildert, die Phantaſie des Zuſchauers befriedigen und beſtechen zu können, wofern er nicht die Vorſtellung eines ſchweren, materiellen Kör-

pers von Fleiſch und Blut ſo viel als möglich durch die Illuſion des Kolorits zu entfernen ſuchte*)?

Den Künſtlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunſt, ſondern nur Mittel iſt; daß Wahrſcheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Weſen der Natur gehören, ſondern Schöpfungen des menſchlichen Verſtandes, Dichtungen ſind; daß die Vollkommenheit dieſer Geiſtesgeburten deſto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen iſt; endlich, daß Schönheit ihr vollendetes äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß. Vermittelſt dieſer Beſtimmungen erklärt man ſich leicht, warum in ächten Kunſtwerken die Darſtellung zuweilen ſo treu und wahr ſein kann, wie in bloßen Kopien nach der Natur; da hingegen umgekehrt der genieloſe Fleiß, auch wenn er täuſchend genau darſtellt, auf den Namen der Kunſt im höheren Verſtande keinen Anſpruch machen darf. So würde es ebenfalls die Scheidung des Weſentlichen in der Kunſt von dem Zufälligen ſehr erleichtern, wenn man erwöge, daß ſogar die roheſten Völker, die entweder einen höchſt unvollkommnen oder noch gar keinen Trieb zu materiellen Kunſtgebilden äußern, bereits wahre Poeſien beſitzen, welche, verglichen mit den geglätteten und künſtlich in einander gefügten dichteriſchen Produkten der verfeinerten Kultur, dieſen oft den Preis der Gedankenfülle, der Stärke und Wahrheit des Gefühls, der Zartheit und Schönheit der Bilder abgewinnen. Man begreift, wie dieſe Eigenſchaften das einfache Hirtenlied, die Klagen und das Frohlocken der Liebe, den wilden Schlachtgeſang, das Skolion beim Freudenmale und den rauſchenden Götterhymnus eines Halbwilden bezeichnen können; denn ſie gehen aus der ſchöpferiſchen Energie des Menſchen unmittelbar hervor und ſind unabhängig von dem Vehikel ihrer Mittheilung, der mehr oder minder gebildeten Sprache. Spröder iſt der todte, körperliche Stoff, welchen der bildende Künſtler außer ſich ſelbſt ſuchen muß, um ſeine Einbildungskraft daran zu offenbaren. Statt des conventionellen Zeichens, des leicht hervorzubringenden To-

*) Hiermit wäre alſo die Frage, welche Leſſing im Anhang zum Laokoon S. 380 aufwirft, vorläufig beantwortet und Richardſon's Hoffnung, daß Raphael übertroffen werden könne, vereitelt.

nes, muß er die Sache ſelbſt, die er ſich denkt, den Sinnen ſo darzuſtellen ſuchen, wie ſie ſich im Raum geberdet, und hiermit werden alle Einſchränkungen ſeiner Kunſt offenbar. Die mechaniſchen Vortheile in der Behandlung des rohen Materials, die aus dem inneren Sinne zur äußern Wirklichkeit zu bringende, richtige Anſchauung der Formen, die Erfahrung, welche den Künſtler lehren muß, ſeinen Tiefblick durch die Veränderungen der äußern Geſtalt bis in die Modifikationen der Empfindung zu ſenken und jene ſinnlichen Erſcheinungen als Zeichen dieſer inneren nachzubilden — dies alles fordert einen ungeheuren Aufwand von Zeit und vorbereitender Anſtrengung, wovon der Dichter, der ſich ſelbſt Organ iſt, nichts zu wiſſen braucht. Je ſchwerer alſo die Darſtellung und je längere Zeit ſie erfordert, deſto ſtrenger bindet ſie den Künſtler an Einfalt und Einheit; je einfacher aber irgend eine Geburt des Geiſtes, deſto mächtiger muß ſie durch die Erhabenheit und Größe des Gedankens auf den Schauenden wirken. Daher iſt die lebendige Ruhe eines Gottes der erhabenſte Gegenſtand des Meißels, und ein Augenblick, wo die Regungen der menſchlichen Seele ſchön hervorſchimmern durch ihre körperliche Hülle, iſt vor allen des Pinſels großer Meiſter würdig.

Wenn ich mit dieſen Vorbegriffen die Werke der niederländiſchen Schulen betrachte, ſo hält es, wie mich dünkt nicht ſchwer, das rechte Maß ihres Verdienſtes anzugeben. Ich ſehe große Anlagen, Rieſenkräfte, die unter einem glücklichern Himmel, in einem größern Wirkungskreiſe, bei einer andern Erziehung und anderen beſtimmenden Verhältniſſen Wunder der Kunſt hervorgebracht hätten. Hier verzehren ſie ſich im Kampfe mit den Schwierigkeiten des Mechanismus, und wenn ſie dieſe ganz beſiegt haben, iſt der Gedanke, den ſie darſtellen wollen, des Sieges nicht werth. Als Trophäen können wir indeß dieſe Werke nicht nur gelten laſſen, ſondern auch mit Dank und Bewunderung annehmen; Trophäen nämlich, wie der Menſch ſie auf ſeinen Zügen bis an die äußerſte Grenze ſeiner Herrſchaft über die ſinnliche Welt erbeuten kann. Das Geſetz der Mannigfaltigkeit ſcheint eine Zuſammenſchmelzung aller Gattungen der Vollkommenheit in einem Menſchen ſo wenig wie in einem Werke zu geſtatten; wo Licht und Schatten, Haltung, Effekt, wahre Färbung, treue Nachahmung gegeben werden, dort müſſen wir nicht allein Verzicht thun auf die hohe äſthetiſche Be-

geiſterung, die ſich bis zur Darſtellung der Harmonien zwiſchen dem ſinnlichen und dem ſittlichen Schönen emporſchwingt, ſondern wir müſſen uns auch zufrieden geben, wenn das ſehr löbliche Bemühen Effekt herauszubringen, zu dem ſehr anſtößigen Fehler falſcher Umriſſe verleitet, der gerade dann am unverzeihlichſten iſt, wenn er nicht durch Schönheiten einer höhern Ordnung vergütet wird. Die Niederländer haben gezeigt, was ſich mit Farben machen läßt, aber freilich nur mit niederländiſchem Geiſte und an niederländiſcher Natur. Iſt es nicht Rechtfertigung genug für ſie, daß auch unter den Italienern die Meiſter in der Farbengebung weder in der Compoſition, noch in der Zeichnung, noch in der Erfindung, und am wenigſten im Erhabenen Meiſter waren? Was können ſie dazu, daß eine reizende Venezianerin in der cypriſchen Rangordnung ſo hoch über einer handfeſten flämmiſchen Dirne zu ſtehen kommt? — Jetzt, dünkt mich, wären wir in der rechten Stimmung, um niederländiſche Bilderkabinette zu beſuchen.

Man führte uns zuerſt in die Privatſammlung des Herrn Huybrecht's der uns aber den Genuß ſeiner vaterländiſchen Kunſt beinahe verleidet hätte, indem er mit einem Corregio prunkte. Zwar er ſelbſt ahnte nichts von der gefährlichen Ueberlegenheit des Italieners; denn er beſaß gewiß eben ſo theure Stücke von niederländiſchen Meiſtern. Zum Glück hatte dieſes Gemälde ſo wenig von der belobten Anmuth des zarten Allegri, die Yorick in ſeiner Laune durch ein patronymiſches Wort, the Corregiescity of Corregio, ſo ſchön individualiſirt, daß die Flammänder noch mit heiler Haut davon kamen. Wenn das Stück ein Original iſt, wofür ich es doch nicht halte, ſo hat es ſich vortrefflich conſervirt. Es ſtellt eine Mutter vor, mit dem ſchlafenden Kinde. Sie ſcheint nach der Natur gezeichnet; allein vielleicht eben darum ſind die Züge ſo plump und haben die zurückſtoßende Bezeichnung der Dummheit. Auch dem Maler des ſeelenvollen Reizes iſt es alſo nicht immer gelungen, ihn zu haſchen im flüchtigen Augenblicke der Beobachtung, oder, daß ich es wahrer ſage, ihn einem Körper einzuhauchen, dem die Natur ihn verſagte. Das Kind hingegen iſt ein ſchlafender Amor, ſo ſchön und lächelnd im Schlafe, mit der Geſundheit Friſche auf den Wangen.

Unter den niederländiſchen Gemälden in dieſer Sammlung haben die Seeſtücke ein ausgezeichnetes Verdienſt. Backhuiſen

entwarf die ſegelnden Fahrzeuge mit vieler Wahrheit, und Bonaventura Pieters war vor andern glücklich, wenn er die durchſichtigen Wellen des aufgeregten Elements in ihrer großen Verbindung, gleichſam als belebte Theile eines unermeßlichen Ganzen, ſchilderte. Die ſchöne Ausſicht der Stadt Briel hatte vorzüglich dieſe Erhabenheit, welche mit der Idee von Leben und Bewegung in den Fluthen verbunden iſt. Die Darſtellung architektoniſcher Perſpektiven im Innern gothiſcher Kirchen iſt ebenfalls ein beſonderes niederländiſches Talent, und obwohl die Gebäude ſelbſt, die hier ſo zahlreich ſind, nur treu kopirt werden durften, ſo erhöht es doch den Werth der Gemälde und gereicht der künſtleriſchen Phantaſie zum Ruhme, daß ſie den Geſichtspunkt der Diagonallinie wählte, um die Einförmigkeit der parallel laufenden Pfeiler brechen und maleriſche Kontraſte hineinzaubern zu können. Insbeſondere gefiel mir hier ein kleines Stück in dieſer Gattung, von Flinck, wegen der vortrefflichen Vertheilung des Lichtes.

Von dem ſorgfältigen Gabriel Metſü zeigte man uns eine Violinſpielerin, an welcher außer ihrem Atlasrocke nichts Bewundernswürdiges war; der Rock hatte freilich die täuſchendſte Aehnlichkeit mit dem ſchönſten ächten Atlas. Wie gefährlich hätte der Künſtler mit dieſem Talent zum Nachahmen ſeinen berühmteſten Mitbrüdern werden können, wenn er es auf edlere Gegenſtände angewendet hätte. Allein das Schickſal, welches ihm dieſen beneidenswerthen Pinſel verlieh, feſſelte ſeine Einbildungskraft an einen Kleiderſchrank, oder legte den maleriſchen Bildungstrieb in die Seele eines Schneiders. — Die Kenner ſagen, daß die holländiſche Schule keinen größern Künſtler als Franz Miris, den ältern, hervorgebracht hat. Ein altes Weib mit einer halb ausgeleerten Weinflaſche rühmte hier die Kunſterfahrenheit dieſes Meiſters. Man könnte an dieſem Bilde die Transſubſtantiation ad oculum demonſtriren und im Geſicht der Alten genau angeben, wohin der fehlende Wein aus der Flaſche gekommen ſei. Die größte Empfänglichkeit, verbunden mit dem ſeltenſten Beobachtungsgeiſte und einer großen Kraft im Darſtellen, können folglich ohne alle Feinheit des Geſchmacks und der Empfindung beſtehen. An dieſem ekelhaften Gemälde iſt vorzüglich die ſichere Nachahmung der Natur zu bewundern, wobei ſich Miris ſo ganz auf ſein richtiges Auffaſſen und feſtes Zeichnen verläßt, und keinen Effekt, obwohl in einem ſo kleinen

Stücke, durch Manier hat erzwingen wollen. Das Gegentheil bemerke ich hier an einem Bauerngelage von Cuylenburg, das zwar in Teniers Geſchmack gemalt iſt, aber weder ſeine Leichtigkeit noch ſeine Wahrheit hat.

Zu den größeren Stücken in dieſer Sammlung gehört eine nackte, weibliche Figur, von ſchöner Farbengebung, von Peter van der Werff, einem Bruder des Ritters Adrian. Eine Königin von England und ein kühn ſkizzirtes Porträt des Bildhauers Feuherbe verdienen als Werke van Dyk's genannt zu werden. Auch leuchtete uns hier ein Strahl aus Rembrandt's Phantaſie in Geſtalt eines prächtigen Sultans entgegen. Die Tochter des Blumenmalers Seghers und eine Nonne (hospitalière) von Rubens, hatten ſeine bekannte Kraft im Porträt. Die Friſche der Farben in dem letztern Bildniß war unübertrefflich; man möchte glauben, es käme nur eben von der Staffelei. Daß dieſer wichtige Theil der Vorkenntniſſe, welche die Malerei vorausſetzt, die Wahl dauerhafter Farben, heutiges Tages ſo ſehr vernachläſſigt wird, gereicht unſern Künſtlern ſchon jetzt zum Vorwurf und bringt ſie einſt um den Ruhm, den ſie von der Nachwelt ernten könnten.

Das Kabinet des Herrn van Lancker enthält einen noch ungleich größeren Schatz von niederländiſchen Schildereien. Die Landſchaften von Both, van Goyen, Cuyp, Berghem, Wynants, Roos und Anderen, eine reicher, niedlicher, vollendeter als die andere, und jede mit dem eigenthümlichen Verdienſt ihrer Urheber bezeichnet, buhlen hier um den Beifall des Kenners. Unſtreitig hat die Phantaſie des Landſchaftsmalers ein großes, weites Feld; die allgemeine Lebenskraft des Weltalls, die regen Elemente des Lichtes, des Aethers, des Waſſers und der allgebärenden Erde geben ihr das begeiſternde Schauſpiel jenes größten, anbetungswürdigſten Wunders, einer immer jungen, aus ihrer Zerſtörung ſtets wieder erſtehenden Schöpfung. Das Verhältniß aber zwiſchen der Landſchaftsmalerei und ihrer älteren Schweſter, der Menſchenbildnerin, ſcheint mir am beſten dadurch bezeichnet zu werden, daß in der einen alles ſchon deutlicher, umgrenzter Gedanke iſt, was in der andern noch unbeſtimmbares, zartes, ergreifendes Gefühl bleiben muß. In der Landſchaft wirken allgemeine Harmonie, durchgeführte Einheit des Ganzen, große Kontraſte, zarte Verſchmelzungen, alles aber zu einem unnennbaren Effekt, ohne abgeſchnittenen, bleibenden Umriß. Weder Licht-

maſſen noch Wolken, Luft und Gewäſſer, noch Felſen, Gebirge und Unebenheiten des Bodens haben beſtändige, ihnen angeeignete Formen; ſelbſt Bäume und Pflanzen ſind in unendlich höherem Grade als die Thiere der Veränderlichkeit des Wuchſes und der Geſtalt unterworfen und ihre Theile, Blüthen und Laub verlieren ſich mit ihren beſtimmteren Formen in der Entfernung, aus welcher ſie dem Auge begegnen und fließen zuſammen zu Gruppen und Maſſen, denen der Künſtler kaum auf dem Vordergrunde die Beſtimmtheit der Natur mittheilen darf. In dämmernder Ferne hingeſtellt, kommen die Urbilder ſchon hieroglyphiſch bezeichnet an unſere Sehorgane; um ſo viel mehr iſt die Bezeichnung, womit wir ſie nachahmen können, in unſerer Willkür, wofern ſie nur ihren Zweck, nämlich den täuſchenden Effekt jener ſchönen Verwirrung der Umriſſe und jenes lieblichen Licht- und Schattenſpiels, hervorbringt. Auch in dieſer Gattung von Kunſtgebilden kann indeß die Phantaſie des Malers ihre Größe und Stärke zeigen; auch ſie iſt einer edlen, dichteriſchen Behandlung fähig, wenn nur das weſentliche Ziel der Kunſt, die Zuſammenſtellung des Schönen und die Belebung des geſammelten oder erfundenen Mannigfaltigen zur unauflösbaren Einheit, dem Künſtler immerfort vor Augen ſchwebt. Der Mangel unabänderlicher Formen hat zwar die Folge, daß es für die Landſchaft kein beſtimmtes Ideal geben kann; allein dagegen iſt die Freiheit des Künſtlers deſto unumſchränkter; das weite Reich des Natürlichen und Wahrſcheinlichen liegt vor ihm, und es hängt von ſeiner Willkür ab, gefällige Bilder, ſanfte Harmonien, erhabene Phänome, mächtige Bewegungen, erſchütternde Wirkungen daraus zu ſchöpfen. Etwas von dieſem unbeſtimmten Schönen der Natur findet man in den Werken aller vorhin genannten Landſchaftsmaler; aber wenn es auf die Feuerprobe der Kritik ankommt, haben wir nur einen Claude.

Dieſe Sammlung enthält auch einen unvergleichlich ſchönen Wouwermanns, den ich aber nicht mit der extatiſchen Bewunderung anſehen kann, die ihm der Kenner zollen mag. Iſt das Getümmel einer Schlacht, das Gewühl der Kämpfenden durcheinander, der Anblick entſeelter Leichname, ſind die unbändigen Roſſe, die durch den Dampf des Geſchützes hervorſtürzen — ſind dieſe gewaltigen Bilder nicht fähig, die Einbildungskraft zu ſpannen und ihr den ſchauervollen Gegenſtand, der dem Künſtler vorſchwebte, zu vergegenwärtigen? Dies alles gebe ich zu, und

dennoch, auf die Gefahr der Verwöhnung beſchuldigt zu werden, verweile ich auch bei keinem Kunſtwerke, das nur Verwirrung ſchildert. Was ſoll ich denn in dieſem Gedränge? Für wen wird hier geſtritten? Wer iſt der Sieger und weſſen die fliehende Fahne? Eine Schlacht kann uns intereſſiren, wenn wir um ihre Veranlaſſung wiſſen, wenn wir der einen Partei den Sieg wünſchen, oder wenn ſich etwas dabei ereignet hat, was mitten in dem unmenſchlichſten Geſchäfte an edlere Empfindungen, an die beſſere Seele im Menſchen erinnert. Daher wählen alle große Meiſter, wenn ſie eine Schlacht vorſtellen ſollen, eine hiſtoriſche Epiſode, wodurch ſie ſich von andern unterſcheiden läßt, und, was noch wichtiger iſt, wodurch ſie den Zuſchauer in Anſpruch nehmen kann. Ohne dieſe Charakteriſtik iſt die Schilderung des wilden Gemetzels ſo unintereſſant wie ein Zeitungsartikel, und ſich ſehe nicht ein, warum die Künſtler mehr als andere Leute gegen die Conventionen der guten Geſellſchaft ſollen verſtoßen dürfen. Dem wahren, ſchöpferiſchen Geiſte genügt es nicht, alles bilden zu können, was ihm einfällt; er will darſtellen, was Anderen zu denken gibt und womit ſich ihre Phantaſie vorzugsweiſe beſchäftigt. Könnte man doch auch unſeren Dichterlingen ſo etwas begreiflich machen.

Herr van Lancker beſitzt einen ſehr ſchönen Teniers. Wenn die Malerei die magiſche Kraft hätte, die man ihr wohl eher angedichtet hat, nicht blos äſthetiſch, ſondern auch moraliſch zu wirken, ſo möchte man jedem Fürſten den täglichen Anblick dieſes Gemäldes wünſchen; es ſollte ihn erinnern an das Bedürfniß des Volkes, nach vollbrachter Arbeit zu genießen und des Lebens froh zu werden, an den Beruf des Herrſchers, den Sinn für Freude zu erwecken und rege zu halten, an die große Erfahrung, daß die Menſchen mit leichten Ketten ſpielen, die ſchweren aber zerbrechen oder unter ihrer Laſt hinſinken. Außerdem nähmen ſich freilich die Beluſtigungen der zahlreichſten Klaſſe des Menſchengeſchlechts im Leben beſſer aus als auf der Leinwand, wenn der Künſtler (wie es hier der Fall iſt) nur Karrikaturen einer tölpiſchen Fröhlichkeit ſchaffen kann. — Oſtaden's Bauern ſind noch plumper, noch grotesker ungeſchickt als die von Teniers; in einem von ſeinen Gemälden zeigte man uns ſogar, als etwas Verdienſtliches, eine kleine menſchenähnliche Figur im Hintergrunde, die ihrer Unförmlichkeit ungeachtet, den Kennern ihren Urheber verräth.

Das vorhin erwähnte Weib mit der Weinflaſche ſoll nicht den zehnten Theil ſo viel werth ſein als hier der eingeſchlafene Leiermann von demſelben Meiſter. Er ſchläft ſo feſt, ſo ſüß über ſeinem Inſtrument, und alles um ihn und an ihm iſt mit ermüdender, ärgerlicher Treue, die nicht des kleinſten Striches vergißt, nicht mit engliſcher, ſondern was zum Glück etwas anderes bedeutet, mit holländiſcher Geduld vollendet. Wer noch mehr von dieſem Bilde wiſſen wollte, würde mich in Verlegenheit ſetzen; denn ich habe Dir in der That alles geſagt: es iſt ein ſchlafender Leiermann. In allen Künſten des Schönen bleibt es das unverkennbare Zeichen von Kleinlichkeit des Geiſtes, wenn ihr Gebilde ſo beſchaffen iſt, daß die Phantaſie nichts mehr hinzuſetzen, nichts weiter darin ſuchen und ahnen, ihr luſtiges Spiel damit nicht treiben kann. Ich beneide den ehrlichen Franz Miris nur um ſeine Zeit.

Was mag man wohl zu loben finden an dieſen kleinen, nackten Figürchen von Poelenburg, mit ihren eckigen, breiten Schatten, ihren bunten Gewändern und der todten Kälte, womit ſie die unintereſſanteſten Handlungen begehen, ſich baden oder nach dem Bade ſich ankleiden? Ich habe ſo wenig mit ihnen zu ſchaffen, wie mit dieſer Magdalena von Paul Veroneſe, deren Aechtheit ich nicht unterſuchen will, weil ſie der Unterſuchung nicht werth iſt. Lieber betrachtete ich daneben das ſchöne Porträt von van Dyk's vortrefflicher Arbeit; Du weißt, welch ein Lob dieſer Name einem Porträte geben kann.

Von Rubens iſt in dieſer Sammlung eine Madonna mit dem Kinde, genau dieſelbe, die auch in der Galerie zu Düſſeldorf befindlich iſt und die mein Freund Heſſe ſo ſchön geſtochen hat; nur ſind im hieſigen Gemälde noch einige Nebenfiguren, und die Ausführung iſt ſchlecht gerathen. Es waren noch ein paar andere Stücke von Rubens im Zimmer, nicht ohne das ihm eigenthümliche Verdienſt; allein ich hatte nur Augen für ſeine kleine, niedliche Skizze von Marien's Himmelfahrt. Die Stellung der zum chriſtlichen Olymp hinauffahrenden Göttin iſt wirklich ſchön; ſie hält die rechte Hand empor und ſenkt die linke halb, gleichſam bereit mit Entzücken zu umfangen. Ihr Blick iſt Wonne, ohne die Beſcheidenheit der Demuth, aber auch ohne die Arroganz der Selbſtſucht. Die Gruppe wäre gut gedacht, wenn nur die Engel fliegen könnten. Daß doch immer

etwas Unvollkommenes oder Unpaſſendes die Freude verderben muß, die Rubens geben kann!

Die Ausnahme von dieſer Regel fanden wir bei Herrn van Haveren; die drei unvergleichlichen Porträte von Rubens' Hand, die er beſitzt, gewähren in der That den reinſten Genuß des ganzen Umfanges ſeiner Kunſt. Zwei davon ſind die Frauen, das dritte, wenn ich recht verſtand, die Geliebte des Künſtlers. Unmöglich kann man der Natur mit mehr Gewandtheit ihre gefälligſten Züge ablauſchen und wieder geben. Dieſe drei wohlbeleibten, flämmiſchen Schönen ließen ſich mit dieſer durchſchimmernden Sinnlichkeit die Liebkoſungen des feurigen Künſtlers gefallen, und ihm genügten dieſe materiellen Reize, wenn er die Spannung vor der Staffelei durch eine andere ablöſen wollte. Die täuſchende Wahrheit der Kunſt, die ganz etwas anderes iſt als die knechtiſche Treue eines Denner, eines bloßen Abſchreibers der Natur, hat Rubens hier zur höchſten Vollkommenheit gebracht, es ſei im Kolorit oder beſonders in dem Farbenſpiel des Geſichts, oder in der beſtimmten Geſtalt einzelner Züge und ihrer zarten Verſchmelzung. Der wunderſchöne Schatten, den der Strohhut *) auf das ſchönſte von den drei Geſichtern wirft, und die küſſenswerthen Hände der beiden andern Huldinnen des Künſtlers haben ihres Gleichen nicht, und beweiſen unwiderſprechlich, daß er ſie mit Liebe malte.

Man brachte uns von hier zu Herrn Lambrechts, der nicht blos Liebhaber, ſondern zugleich Künſtler ſein will, indem er ſeine Muße damit hinbringt, die alten Stücke ſeines Kabinets mit einem glänzenden Firniß zu bepinſeln, welches oft die ſchlimmſte Wirkung thut. Er beſitzt einige gute Porträte von van Dyk, Rubens, Rembrandt und Jordaens; von dem Letztern insbeſondere den Kopf einer alten Frau, mit mehr Ausdruck und feineren Details, als man ihm zugetraut hätte. Auch ſahen wir einen italieniſchen, alten Kopf von Spagnoletto, ein paar große, köſtliche Berghems, einige Poelenburgs, Oſtaden und Teniers; eine Menge Landſchaften von verſchiedenen Meiſtern, eine Ausſicht von Antwerpen und der Schelde, das ſchönſte, was ich von Bonaventura Pieters noch geſehen habe, und ich weiß

---

*) Kunſtliebhaber kennen den chapeau de paille von Rubens; es bedarf aber kaum des Erinnerns, daß auf dergleichen zunftgerechte Benennungen hier weiter keine Rückſicht genommen wird.

nicht wie viel Herrlichkeiten mehr, die man angafft, um ſie gleich wieder zu vergeſſen. Auf einem großen Gemälde hafteten unwillkürlich unſere Blicke; es war nicht nur den Stücken dieſer Sammlung, ſondern überhaupt allem, was man uns in Antwerpen zeigen konnte, gänzlich fremd. Kein Niederländer konnte den weiblichen Körper ſo denken, denn keine Niederländerin war je ſo gebaut; in meinem Leben ſah ich nichts Schöneres als dieſe unbegreifliche Leda, bei einer ſo gewaltigen Figur; ſo denke ich mir die Geſpielin eines Gottes. Der unſelige Firniß hätte uns diesmal unwillig machen können, gern hätten wir uns die etwas ſchwärzeren Schatten gefallen laſſen, und der Schnee des Schwans wäre uns weiß genug geblieben, hätte man nur dem elaſtiſchen Leben dieſes Wunderwerks ſeine urſprüngliche Weiche und den reinen Ton der tizianiſchen Carnationen gelaſſen. Eine andere Unvollkommenheit mußte mich über dieſe äſthetiſche Sünde tröſten: der häßliche Kopf von widriger, zurückſtoßender Gemeinheit; derſelbe, den wir ſchon in Brüſſel an Tizian's Danaë ſo abſcheulich gefunden hatten. Wie mag es wohl möglich ſein, die Vorliebe für ein Modell ſo weit zu treiben? Wenn die Reize des Körpers blind machen können gegen die Mißgeſtalt des Geſichts, darf man denn nicht wenigſtens vom Künſtler fordern, daß er den Augenblick ſeiner Illuſſion nicht zum Augenblicke der Beurtheilung mache? Doch die wahre Urſache dieſes Gebrechens liegt wohl darin, daß Tizian's Phantaſie mit ſeiner Darſtellungsgabe im umgekehrten Verhältniſſe ſtand.

In der reichen Prämonſtratenſerabtei St. Michael, wo wir das Thor zum Zeichen des Hohns über den verſtorbenen Kaiſer, der ſie hatte einziehen wollen, mit den drei brabantiſchen Revolutionsfarben neu angeſtrichen fanden, zeigte man uns eine Menge Gemälde, die ich Dir nicht alle herzählen mag. In den Wohnzimmern des Abt hangen die kleineren Stücke; doch hat der Segen Melchiſedeck's, von Rubens, Figuren in Lebensgröße. Abraham ſteht ſeltſam mit einem Stück Teppich über dem Kopfe, verhüllt und gebückt vor dem Prieſter zu Salem. Könnte das Süjet dieſem bunten Stücke einen Werth verleihen, ſo müßte diesmal die Kunſt wirklich bei der Religion darum betteln. Van Dyk's Taufe Chriſti hat etwas mehr Anziehendes; Johannes wenigſtens iſt eine ſchöne, männliche Figur, und in ſeine jüdiſche Phyſiognomie hat der Künſtler etwas Feines und Großes gelegt. Die Stellung iſt graziös und der braune Farbenton trefflich be=

handelt, um den von der Sonne verbrannten Asceten in der Wüſte zu bezeichnen. Für den Maler hat auch das Mechaniſche der Ausführung in dieſem Gemälde, die Arbeit des Pinſels, einen unſchätzbaren Werth. Der Chriſtus hingegen iſt, wie gewöhnlich, verfehlt. Der Kopf wäre noch ſchön genug, allein ſeine Demuth iſt geiſtlos und ohne Würde; die Stellung hat etwas kläglich Zuſammengekrochenes und der ganze Körper iſt platt, ohne Haltung und Ründung. Die Nebenfiguren verdienen, wie die Anordnung des Ganzen, keine Erwähnung. Eine Abnahme vom Kreuz, ebenfalls von van Dyk, und die Ehebrecherin von Tintoret wollen wir übergehen, weil ſich nichts Gutes von ihnen ſagen läßt. Aber ein paar Blumenſtücke muß ich noch bewundern, die in ihrer Art vollkommen ſind. Der Meiſter, der ſie verfertigte, Peter Faes, iſt ein jetzt lebender Maler in Antwerpen. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er ſein Muſter, den berühmten van Huyſum, vollkommen erreicht, wo nicht gar noch übertrifft.

Das ungeheure Refektorium iſt mit fünf ungeheuer großen Schildereien von Erasmus Quellinus dem Jüngern tapezirt. Dieſe Stücke haben in einer gewiſſen Ferne erſtaunlich viel Effekt; die Figuren ſpringen gleichſam aus der Wand hervor und ſcheinen zu leben. In jedem Stücke iſt ein Aufwand von prächtigen Portalen, Hallen, Säulen, Treppen, und in jedem wird geſchmauſet, vermutlich um den Mönchen ein gutes Beiſpiel zu geben. Warum Quellin den reichen Mann des Evangeliums als Kardinal geſchildert hat, wird ſich wohl aus irgend einem Privathaß erklären laſſen. Mit dieſen gemeinen Figuren dürfte indeß wohl nur ein Heißhungriger ſympathiſiren, wenn ihm nicht Lazarus die Luſt zum Eſſen benimmt, der hier ſo ekelhaft erſcheint, wie die Parabel ihn beſchreibt. In der zur Abtei gehörigen Kirche hängt noch ein Bild von dieſem Meiſter, demſelben Geſchmack und von gleichem Verdienſt. Es ſtellt die Heilung des Gichtbrüchigen vor; allein die Figuren verlieren ſich in einer prächtigen Maſſe von Architektur, denn das Stück iſt vierzig Fuß hoch und nach Verhältniß breit. Einem Maler, der nach dieſem Maßſtabe arbeitet, fehlt es wenigſtens nicht an Feuer und gutem Muthe; von Feinheit und Ausbildung wollen wir ſchweigen.

Unſer Führer ließ uns in der Auguſtinerkirche drei Stücken huldigen, weil ſie von van Dyk, Rubens und Jordans gemalt

worden ſind. Das Gemälde des erſtern prangt mit ſchönen Engeln und einem heiligen Auguſtin, der in ſeiner Exſtaſe den Himmel offen ſieht; ich glaube indeß, ein ſo kläglicher Chriſtus, wie der über ihm ſitzende, hätte den ſtolzen Biſchof von Hippo bei aller ſeiner politiſchen Demuth außer Faſſung bringen können. Das große Altarblatt von Rubens ſagt mit allen ſeinen Figuren nichts, und könnte eine Olla potrida von Heiligen heißen. Jordaens, im Märtyrerthum der heiligen Apollonia, iſt abſcheulich, ekelhaft und verworren. Im Vorbeigehen beſuchten wir noch die Begräbnißkapelle von Rubens in der St. Jakobskirche; ſie iſt wegen des Gemäldes berühmt, wo er ſich ſelbſt und ſeine Familie als Heilige und Andächtige traveſtirt hat. Er ſelbſt iſt ein heiliger Georg und ſeine beiden Frauen ſtehen ihm zur Seite. Die Erfindung mag ihm nicht viel Kopfbrechens gekoſtet haben; man kann aber nichts Meiſterhafteres von Ausführung ſehen.

Ich komme endlich zur Kathedralkirche, deren Schätze, an Zahl und Werth der Gemälde, dieſſeits der Alpen mit nichts verglichen werden können. Der Kapellen und Altäre in dieſem einen Tempel iſt eine ungeheure große Anzahl, und alle ſind mehr oder weniger mit Schnitzwerk, Bildhauerei und Gemälden ausgeſchmückt, an denen man die Geſchichte und den Fortgang der Knnſt in den Niederlanden ſtudiren kann. Hier ſieht man die Werke der älteren Maler, eines Franz de Vrindt oder Floris und des in de Vrindt's Tochter verliebten Grobſchmiedes Quintin Matſys, den dieſe Liebe zum Maler ſchuf, des ältern und des jüngern Franck, des Martin de Vos, des Quillins, des Otto van Veene (Venius), der Rubens' Lehrmeiſter war, und einer großen Menge anderer aus ſpäteren Zeiten. Das Verdienſt der älteren Stücke iſt mehrentheils ihr Alterthum, denn an Compoſition, Gruppirung, Haltung, Perſpektive, Licht und Schatten, Stellung, Leben, Schönheit der Formen und Umriſſe, Wahl der Gegenſtände u. dergl. iſt nicht zu denken. Bei Martin de Vos fängt indeß ſchon eine gute Periode an; er wußte von allem dieſem etwas in ſeine Gemälde zu bringen, ob mir gleich ſeine witzige Erfindung, ſich ſelbſt als den Maler und Evangeliſten Lukas vorzuſtellen, wie er die vor ihm ſitzende Madonna mit dem Kinde malt, indeß ſein Ochſe hinter der Staffelei wiederkäuet, eben nicht gefallen wollte. Coeberger's Sebaſtian hat ſchon mehr Intereſſe; er wird eben erſt angebunden

und ſeine Figur iſt nicht übel gerathen, ſo fehlerhaft auch das Ganze iſt.

Von Rubens' Arbeit ſieht man hier die ſchönſten Stücke ſorgfältig hinter Vorhängen oder auch hinter übermalten Flügelthüren verwahrt. Wir drängten uns während der Meſſe vor den Hochaltar und knieten mit dem Haufen andächtiger Antwerper hin, um das große Altarblatt, welches die Himmelfahrt der Jungfrau vorſtellt, mit Muße anzuſehen, ohne Aergerniß zu geben. Ich rathe indeß jedem, der ſeinen Glauben lieb hat, dieſen Vorwitz nicht nachzuahmen, und vielmehr nach dem Beiſpiel der frommen Gemeine, die uns umgab, ſich an die Bruſt zu ſchlagen und den Blick auf die Erde zu heften, als den Gegenſtand ſeiner Andacht verwegen ins Auge zu faſſen. So lange man nicht weiß, was man anbetet, kann man ſich ſeine Gottheit ſo göttlich träumen wie man will; ein Blick in dieſes Empyräum, und es iſt um alle Täuſchung geſchehen. Die dicke Lady Rubens ſitzt zum Skandal der Chriſtenheit leibhaftig in den Wolken, ſo gemächlich und ſo feſt wie in ihrem Lehnſtuhl. Ob ſie ſich nicht ſchämen ſollte, eine Göttin vorzuſtellen — und eine Jungfrau dazu? Es ſcheint in der That nicht, als ob etwas vermögend wäre, ſie aus ihrer gleichgültigen, phlegmatiſchen Ruhe zu bringen und in Entzücken oder wenigſtens in Erſtaunen zu verſetzen; eine Himmelfahrt oder eine Fahrt auf der Treckſchuit, alles iſt ihr gleich. Was könnte denn auch Lady Rubens auf einer ſolchen Luftreiſe Merkwürdiges ſehen? Nichts als das blaue Firmament und einige Wolken, deren nähere Bekanntſchaft ſie nicht intereſſiren kann; ſodann eine Menge runder Kinderköpfe mit Flügeln und eine große Schaar von kleinen fliegenden Jungen in allerlei Poſituren, die am liebſten eine ungeheure, nicht allzu präſentable Partie zum beſten geben, womit die Dame wohl eher in der Kinderſtube bekannt wurde, die aber leider zum Fliegen gar nicht gemacht iſt. In Italien, ſagt man, hätten die Weiber Augen zu mehr als einem Gebrauch: dort ſind es die ſchönen Fenſter der Natur, hinter denen man die Seele lieblich oder göttlich hervorſtrahlen ſieht; aber in Antwerpen! hier iſt das Auge ja nur ein oeil de boeuf am Gewölbe des Schedels, um ein wenig Licht hineinzulaſſen!

Unter dieſer lieben Frau, die allen Geſetzen der Phyſik ſpottet, ſteht eine Gruppe von bärtigen, ernſthaften Männern, die mit der äußerſten Anſtrengung ihrer Augen auf ein weißes

Tuch ſehen, das vor ihnen liegt. Von dem, was über ihnen, in den Lüften vorgeht, ſcheinen ſie gar keine Ahnung zu haben; ſonſt hätte doch wohl einer hinaufgeguckt und noch größere Augen gemacht. Kein Menſch begreift, was ſie wollen; hätte man nur die Legende darunter geſchrieben, ſo wäre nichts in der Welt ſo leicht zu verſtehen geweſen. War es etwa ein politiſcher Kunſtgriff des Malers, die Geſchichte nur denen zu verrathen, die das Geheimniß ſchon wiſſen?

Dieſes prunkende Gemälde wird von allen Kennern bewundert, von allen Künſtlern mit tiefer Ehrfurcht angeſtaunt, von allen Reiſenden begafft und auf das Wort ihres Miethslakaien geprieſen. Ich ſetze noch hinzu: ſie haben alle Recht. Nicht nur die Ausführung eines Kunſtwerkes von ſolchen Dimenſionen iſt etwas werth, ſondern man verkennt auch an dieſem Meiſterwerke nicht den Genius des Künſtlers. Alles, was hier vorgeſtellt wird, findet man einzeln in der Natur: ſolche Menſchen, ſolche Kinder, ſolche Geſtalten und ſolche Farben. Die Wahrheit, Leichtigkeit und Zuverläſſigkeit, womit Rubens ſie, aus der Natur aufgefaßt, durch ſeine Hand verewigen konnte, bilden eine künſtleriſche Größe, worin er keinen Nebenbuhler hat. Auf dieſem uugeheuren Altarblatte umſchweben nicht etwa nur ein halbes Dutzend Engel, wie in Guido's Gemälde, die Jungfrau; ſie bleiben nicht halb im Schatten, nicht halb hinter ihr verborgen, um die einfache Größe des Eindrucks nicht zu ſtören; hier iſt ſie von einem ganzen himmliſchen Hofſtaat umringt; unzählige Kinderfiguren, immer in anderen Stellungen und Gruppen, Köpfe mit und ohne Körper flattern auf allen Seiten um ſie her und verlieren ſich in einem Meer von Glorie. In der zweiten, irdiſchen Gruppe ſieht man wieder eine Menge Figuren in Lebensgröße zu einem ſchönen Ganzen verbunden; und welche Varietät der Stellungen, welche Harmonie der Farbenſchattirungen, vor allem, welche Wahrheit und welcher Ausdruck herrſchen auch hier in allen Köpfen! Doch die große Ueberlegenheit des Künſtlers beſteht darin, daß er zur Verfertigung dieſes großen Gemäldes nur ſechzehn Tage bedurfte. Erwägt man den Grad der Thätigkeit und des Feuers, der zu dieſer erſtaunlichen Schöpfung gehört, ſo fühlt man ſich geneigt, ihr alle ihre Gebrechen und Mängel zu verzeihen.

In der Kapelle der Schützengilde wird die berühmte Abnehmung vom Kreuz aufbewahrt, die ſo allgemein für das höchſte

Kunſtwerk von Rubens anerkannt und um zwölf Jahre älter als die Himmelfahrt iſt. Ich kann mich auf keine detaillirte Beſchreibung dieſes ſo oft beſchriebenen, ohne Einſchränkung und mit ſo großem Rechte geprieſenen Gemäldes einlaſſen; doch Du kennſt es ſchon aus dem ſchönen Kupferſtiche. In Abſicht auf lebendige Darſtellung bleibt es ein Wunder; alles, was ich je geſehen habe, weicht zurück, um dieſem Ausdruck Ehre zu geben. Die Zeichnung iſt korrekter, als Rubens gewöhnlich zu zeichnen pflegte; die Compoſition einfach und groß, die Gruppe ſchön, ſo ſchön, daß man darüber das Kreuz vergißt, deſſen unbezwingbare Steifigkeit ſonſt aller maleriſchen Grazie ſo nachtheilig zu ſein pflegt. Die Stellungen, die Gewänder, die Falten, das Licht, der Farbenton und die Carnationen — alles iſt bis auf Kleinigkeiten meiſterhaft erſonnen und ausgeführt. Die Mutter und der Johannes ſind wahrhaft italieniſche Studien oder Reminiscenzen; bei dieſer edleren Natur wird man den Uebelſtand kaum gewahr, daß Petrus, zu oberſt auf dem Kreuze, im Eifer ſeiner Geſchäftigkeit, den Zipfel des Tuches, worin der Leichnam ruht, in ſeinen Zähnen hält. Vielleicht iſt die kalte Bewunderung, die der Anblick dieſes Bildes mir abnöthigte ein größeres Lob für den Künſtler, als der Enthuſiasmus, der darüber bei Andern durch Nebenideen entſtehen kann. Der Begriff des Erbaulichen darf ſchlechterdings bei der Beurtheilung eines Kunſtwerkes von keinem Gewichte ſein. Vergißt man aber einen Augenblick die Beziehung des vorgeſtellten Gegenſtandes auf die Religion, ſo wird man mir zugeben müſſen, daß die Wahl nicht übler hätte getroffen werden können. Die Hauptfigur iſt ein todter Leichnam, und die Verzerrung ſeiner Glieder, die keiner willkürlichen Bewegung mehr fähig ſind, ſondern der Behandlung der Umſtehenden gehorchen, iſt mit dem erſten Augenmerk des Malers, der Darſtellung des Schönen, ſchlechterdings nicht zu reimen. Doppelt ungünſtig iſt der Augenblick, wenn der Leichnam einen gekreuzigten Chriſtus vorſtellen ſoll; denn es iſt eben derſelbe, wo alles Göttliche von ihm gewichen ſein und der entſeelte Ueberreſt der menſchlichen Natur in ſeiner ganzen Dürftigkeit erſcheinen muß. Es gibt Momente in der Mythologie des Chriſtenthums, die dem Maler freie Hände laſſen: Scenen, die eines großen, erhabenen Styls, ohne Verletzung des Schönheitsſinnes, fähig ſind und zu der zarteſten Empfänglichkeit unſeres Herzens reden; allein weſſen mag die Schuld ſein, daß die

flämmiſchen Künſtler ſie nicht wählten? Liegt ſie an ihnen ſelbſt, oder an den Aufbewahrern dieſer Myſterien? Haben jene den feinen Sinn nicht mitgebracht, der zu einer ſolchen Behandlung nöthig iſt? oder haben dieſe den Gegenſtänden eine ſo plumpe Einkleidung gegeben, daß jedes Bemühen der Kunſt daran ſcheitern muß? Blos in dieſer einen Kathedralkirche habe ich zweimal die Viſitation der Jungfrau durch einen unverſchämten Fingerzeig der alten Eliſabeth bezeichnet geſehen, und eins von dieſen ſauberen Stücken war übrigens ein gutes Bild von Rubens. O der niederländiſchen Feinheit!

Hier breche ich ab. Es gibt noch unzählige Gemälde, ſowohl in Kirchen, als in Privatſammlungen, wovon ich nichts geſagt, es gibt ſogar viele, die ich nicht geſehen habe. Allein von dieſer Probe läßt ſich ein allgemeines Urtheil über den Geiſt und Geſchmack der flämmiſchen Schule abſtrahiren.

XXII.

Antwerpen.

Wie froh bin ich, daß unſere Pferde nach Rotterdam nun endlich auf morgen früh beſtellt ſind. Ein längerer Aufenthalt unter dieſen Andächtlern könnte wirklich die heiterſte Laune vergiften. Noch nie habe ich die Armuth unſerer Sprachen ſo tief empfunden, als ſeitdem ich hier von den Menſchen um mich her mit den bekannteſten Wörten eine mir ganz fremde Bedeutung verbinden höre. Man liefe Gefahr geſteinigt zu werden, wenn man ſich merken ließe, daß die Freiheit noch in etwas anderem beſtehen müſſe, als van der Noots Bildniß im Knopfloche zu tragen, daß Religion etwas mehr ſei, als das gedankenloſe Gemurmel der Roſenkranzbeter. Die traurigſte Abſtumpfung, die je ein Volk erleiden konnte, iſt hier die Folge des verlornen Handels. Selbſt im Aeußern zeigt die hieſige Race nichts Empfehlendes mehr. Am Sonntage ſah ich in den verſchiedenen Kirchen über die Hälfte der Einwohner verſammelt, ohne nur ein Geſicht zu finden, auf dem das Auge mit Wohlgefallen geruht hätte. Leere und Charakterloſigkeit, die in Brabant über-

haupt ſo durchgehends herrſchen, äußern ſich hier in einer noch unſchmackhafteren Geſtalt als anderwärts; und nicht einmal eine Varietät in der Kleidertracht zieht die Aufmerkſamkeit von dieſer Ausartung der menſchlichen Natur hinweg. Mit dem gehemmten Geldumlauf mußte die Induſtrie zugleich ins Stocken gerathen, und außer einigen Salz- und Zuckerraffinerien, einer Sammetfabrik und ein paar Baumwollenmanufakturen, enthält dieſe große Stadt keine hinreichende Anſtalt, um die Hände der geringen Volksklaſſe zu beſchäftigen. Die ſchönen, breiten Straßen ſind leer und öde, wie die zum Theil ſehr prächtigen, maſſiven Gebäude, nur an Sonn- und Feſttagen kriecht die träge Menge aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um an den zahlreichen Altären die Sünde des Müßigganges durch einen neuen abzubüßen. Die Kleriſei beherrſcht dieſes erſchlaffte Volk mit ihren einſchläfernden Zauberformeln; denn nur die Andacht füllt die vielen müßigen Stunden aus, die nach dem Verluſte des Handels ihm übrig blieben. Die Wiſſenſchaften, die einſt in Antwerpen blühten, ſind bis auf die letzte Spur verſchwunden. Die niederländiſchen Künſte, deren goldenes Zeitalter in die Periode der gehemmten merkantiliſchen Thätigkeit fiel, wurden nur auf kurze Zeit von dem brachliegenden Reichthume zu ihrer größten Anſtrengung gereizt; es währte nicht lange, ſo fand der Kapitaliſt, der ſeine Gelder nicht an auswärtige Spekulationen wagte, die Fortſetzung eines Aufwandes mißlich, der zwar gegen ſeine Millionen gerechnet mäßig ſcheinen konnte, aber gleichwohl ein todtes Kapital allmälig aufzehrte. Antwerpen alſo iſt nicht blos erſtorben in Abſicht des Handels, ſondern auch der ungeheure Reichthum, den einzelne Familien noch daſelbſt beſitzen, verurſacht nicht einmal die kleine Cirkulation des Luxus. Der reichſte Mann bringt ſeine Nachmittage, von Mönchen und Pfaffen umgeben, bei einer Flaſche von Löwen'ſchen Biere zu und bleibt jedem andern Zuge der Geſelligkeit verſchloſſen. Die Privatſammlungen von Gemälden ſchmelzen je länger je mehr zuſammen, indem viele der vorzüglichſten Meiſterwerke an auswärtige Beſitzer gekommen ſind, und ſelbſt der Ueberfluß an Diamanten und anderen Juwelen, weswegen Antwerpen ſo berühmt iſt, wird in Kurzem nicht mehr bedeutend ſein; denn man fängt an, auch dieſe Koſtbarkeiten zu Gelde zu machen.

Was der Eigennutz nicht mehr vermochte, das hat die Geiſtlichkeit noch bewirken können; ſie hat dieſen Klötzen Leben

und Bewegung eingehaucht und ſie bis zur Wuth und Tollkühnheit für das Hirngeſpinnſt ihrer Freiheit begeiſtert. Ein Hirngeſpinnſt nenn' ich es; nicht, daß ich vergeſſen könnte, im Empörer das Gefühl der beleidigten Menſchheit zu ehren, ſondern weil Joſeph's Alleinherrſchaft menſchlicher noch war, als die Oligarchie der Stände, und weil ſeit der Revolution die Befreiung des Volkes unmöglicher als zuvor geworden iſt. Wer die Räthſel des Schickſals löſen mag, der ſage mir nun, warum dieſer furchtbare Gährungsſtoff von unübertrefflicher Wirkſamkeit, warum die Religion, in den Händen der hieſigen Prieſter, das Wohl und die Beſtimmung ihrer Brüder immer nur hat vereiteln ſollen? Welch' eine wohlthätige Flamme hätte man nicht durch dieſes Zaubermittel anzünden und nähren können im Buſen empfänglicher, lehrbegieriger, folgſamer Menſchen. Wie reizend wäre das Schauſpiel geworden, wo Beiſpiel und Lehre zugleich gewirkt und in reiner Herzenseinfalt die zarten Keime des Glaubens gereift hätten zu vollendeten Früchten menſchlicher Sittlichkeit. Daß der Mißbrauch jener an Stärke alles übertreffenden Triebfeder, indem er endlich der Humanität mit gänzlicher Vernichtung droht, die hartnäckigſte Gegenwehr veranlaſſen, daß in dieſem Kampfe die kalte, unbeſtechliche Vernunft ſich aus ihren Banden freiwickeln und den menſchlichen Geiſt auf ihrer Kometenbahn mit ſich fortreißen muß, wo er nach langem Umherkreiſen zuletzt im Bewußtſein ſeiner Beſchränktheit, durch neue Reſignation ſich ſeinem Ziele wieder zu nähern ſtrebt — das rechne man den Prieſtern nirgends zum Verdienſt. Das Gute, was ihren Handlungen folgte, das wirkten ſie von jeher als blinde Werkzeuge einer höhern Ordnung der Dinge; ihre eigenen Abſichten, ihre Plane, alle Aeußerungen ihres freien Willens waren immer gegen die moraliſche Veredlung und Vervollkommnung ihrer Brüder gerichtet. Hier, wo ihr Werk ihnen über Erwartung gelungen iſt, wo der Aberglaube in dem zähen, trägen belgiſchen Temperament ſo tiefe Wurzel geſchlagen und jedem Reis der ſittlichen Bildung den Nahrungsſaft ausgeſogen hat, hier wird man einſt deſto kräftiger dem hierarchiſchen Geiſte fluchen. Je länger ſich die Erſchütterung verſpätet, um ſo viel zerrüttender dürfte ſie werden, ſobald die Sonne der Wahrheit auch über Brabant aufgeht. Die Hartnäckigkeit der Phlegmatiker bezwingt nur ein gewaltſamer Schlag, wo die Beweglichkeit

eines leichter gemiſchten Blutes gelinderen Berührungen ſchon gehorcht.

Mit geweihten Hoſtien, mit Sündenerlaſſungen und Verheißungen jenſeits des Grabes, mit der ganzen Uebermacht ihres Einfluſſes auf die Gewiſſen, und, um ihrer Sache ſicher zu ſein, auch mit jenem vor Oczakow erprobten Begeiſterungsmittel, mit reichlich geſpendetem Branntewein, haben die Mönche von Antwerpen ihre Beichtkinder zur Freiheitswuth berauſcht. Der Ausſchuß von Breda ward von hier aus mit großen Geldſummen unterſtützt, wozu theils die Kapitaliſten und Kaufleute, theils die reichen Prälaten ſelbſt das Ihrige dazu beitrugen. Schon dieſer Eifer gibt den Maßſtab für die Größe des Gegenſtandes, den ſie ſich erkämpfen wollten; einen noch beſtimmteren haben wir an der Summe, die ſonſt jeder neu ernannte Prälat bei ſeinem Antritte dem Kaiſer erlegen mußte: der Abt zu St. Michael, hier in der Stadt, opferte achtzigtauſend, der zu Tongerloo hundertunddreißigtauſend und der zu Everbude hundertundfunfzigtauſend Gulden. Dieſen Tribut hat die neue Regierung der Stände abgeſchafft; dem ſoeben erwähnten Abt zu St. Michael iſt bereits dieſes Erſparniß zu Gute gekommen, und wie er es anzuwenden wiſſe, beweiſt die prachtvolle, wollüſtige Meublirung ſeines Apartements. Der königliche Schatz, den man in Brüſſel bei Trautmannsdorf's Flucht erbeutete, und die Abgaben des Volkes, die ſeit der Revolution um nichts erleichtert worden ſind, haben den Prälaten ihre Vorſchüſſe mit Wucher erſetzt. Wenn alſo das Land von der neuen Staatsveränderung einigen Vortheil genießt, ſo kann er nur darin beſtehen, daß die ſieben, oder nach andern Nachrichten zwölf Millionen Gulden, die ſonſt jährlich nach Wien geſchleppt wurden, nun hier bleiben und wegen der Kriegsrüſtungen in Umlauf kommen müſſen. Wie viel indeß von dieſem Gelde auch noch jetzt auf Schleifwegen ins Ausland geht, wo diejenigen, die es ſich zuzueignen wiſſen, ihrem Patriotismus unbeſchadet, es ſicherer als in Brabant glauben, wage ich nicht ſo nachzuſprechen, wie ich es hier erzählen hörte. Schon allein die Einnahme der Citadelle von Antwerpen ſoll ungeheure Summen gekoſtet haben, die in Geſtalt eines goldenen Regens den Belagerten zu Theil geworden ſind.

Der Macht der belgiſchen Kleriſei hat dieſe Eroberung die Krone aufgeſetzt. Die Feſtung war mit allen Kriegsbedürfniſſen und mit Lebensmitteln auf Jahre lang reichlich verſehen, und

was ihre Mauern nicht in ſich faßten, hätte ſie zu allen Zeiten durch angedrohte Einäſcherung der Stadt erhalten können; denn ihre Batterien beſtrichen alle Quartiere, und ſachkundige Männer von beiden Parteien kommen darin überein, daß ſie nicht anders als durch eine regelmäßige Belagerung bezwungen werden konnte. Bei der allgemeinen Ueberzeugung von ihrer Unbezwinglichkeit war die Uebergabe ein Wunder in den Augen des Volks; Vornehme ſowohl als Geringe glaubten hier deutlich Gottes Finger und ſeine Begünſtigung der Revolution zu ſehen. Ihre Prieſter hatten ſie zu dieſem Glauben vorbereitet und geſtimmt; ſie beſtärkten ihn jetzt und fachten ihn an zur lodernden Flamme. Vom Tage der Capitulation an bemächtigte ſich ein Schwindel, der zum Theil noch fortdauert, aller Köpfe, und am Tage der Uebergabe liefen aus den umliegenden Dörfern mehr als zehntauſend bewaffnete Bauern zuſammen, um Augenzeugen des neuen Wunders zu ſein. Noch jetzt ſehen wir auf allen Straßen von Antwerpen hohe Maſtbäume ſtehen, mit den drei Farben der Unabhängigkeit, roth, gelb und ſchwarz angeſtrichen; von ihrer Spitze wehen Wimpel und Flaggen mit allerlei geiſtlichen Deviſen und bibliſchen Sprüchen, und ganz zu oberſt hängt der große, ſchimmernde Freiheitshut. Im Taumel der Freude über den glücklichen Erfolg der belgiſchen Waffen hatten die Antwerper dieſe Siegeszeichen errichtet und ausgelaſſen um ſie herumgetanzt; allein was halfen ihnen ihr Wunderglaube und ihr ſinnbildernder Rauſch? Statt des edeln Selbſtgefühls, ſtatt des Bewußtſeins angeborner Rechte, womit die Herzen freier Menſchen hoch emporſchlagen müſſen, regte ſich in ihnen nur blinde Vergötterung ihrer neuen Regenten; wo andere Völker aus eignem innerm Triebe kühn, ſtolz und freudig riefen: „es lebe die Nation!“ da lernten ſie erſt von den Mönchen ihre Loſung: „es lebe van der Noot!“

Unſern Wunſch, die Citadelle ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, konnte man für diesmal nicht befriedigen; ein Verbot der Stände macht ſie jetzt, wegen des dahin geführten Staatsgefangenen, van der Merſch, allen Fremden unzugänglich. Zwar verſprach uns ein hieſiger Kaufmann, der zugleich eine wichtige Demagogenrolle ſpielte, uns den Eingang zu geſtatten, wenn wir noch einige Tage länger bleiben wollten, bis er nämlich die Wache dort hätte; allein die Befriedigung der bloßen Neugier war ein ſo großes Opfer nicht werth. Uns hatte vielmehr alles,

was wir bisher in den Niederlanden geſehn und gehört und die Hunderte von politiſchen Zeitſchriften, die wir hier geleſen hatten, bereits die feſte Ueberzeuguug eingeflößt, daß in dieſer gährenden Maſſe, ſtatt aller Belehrung für den Menſchenforſcher, nur Ekel und Unmuth zu gewinnen ſei, und wir beneideten diejenigen nicht, die, um den Kreis ihres Wiſſens zu erweitern (mit einem apokalyptiſchen Ausdrucke), des Satans Tiefen ergründen mögen. Wenn in irgend einem Lande der Geiſt der Zwietracht ausgebrochen iſt, dann richtet die Vernunft, ohne alles Anſehen der Perſon, nach ihren ewig unumſtößlichen Geſetzen, auf weſſen Seite Recht, und was die gute Sache ſei; es darf ſie dann nicht irre machen, daß die erhitzten Parteien gemeiniglich ein verzerrtes Bild des moraliſchen Charakters ihrer Gegner mit ihren Gründen zugleich in ihre Schaale werfen. Auf einem weit größeren Schauplatz, im aufgeklärten Frankreich ſelbſt, iſt dieſer ſchlaue Unterſchleif nicht immer vermeidlich, obwohl auch dort die ſcheinheilige Verleumdung, der Meuchelmord des guten Namens, die allgemeine ſchwankende Beſchuldigung der Unſittlichkeit und des Unglaubens, die leidenſchaftliche Wehklage über Entweihung der Heiligthümer, Zernichtung der Vorrechte, Raub des Eigenthums nur von der einen Seite kommen, die jederzeit den ſtrengen, kaltblütigen Erörterungen der Vernunft durch dieſe Wendung ausgewichen iſt. Allein unter den Vorwürfen und Rekriminationen der belgiſchen Parteien verſchwindet ſogar die Frage von Recht. Die augenſcheinliche Unfähigkeit ſowohl der Kaiſerlich- als der Ständiſch-Geſinnten, mit ruhiger Darlegung der Gründe ihre Sache zu führen, erhellt aus ihren gegenſeitigen, größtentheils bis zur Evidenz dokumentirten, perſönlichen Invektiven, und zeugt von jenem allgemeinen Gräuel der Pfaffenerziehung, die hier alle Gemüther tief hinunter in den Pfuhl der Unwiſſenheit ſtürzte und in ihnen durch Sündentaxen alles moraliſche Gefühl erſtickte. Wo Verbrechen und Laſter nur ſo lange das Gewiſſen drücken, bis eine mechaniſche Büßung und das absolvo te es rein gewaſchen haben, da ſcheinen ſie nur ſchwarz, wenn man ſie an der Seele des Nächſten kleben ſieht; wo man durch jene Allen feil gebotene Mittel die Gottheit leicht verſöhnen kann, da nimmt man auf die beleidigte Menſchheit beim Sündigen keine Rückſicht; Ehre folglich und Schande hören dort auf, die Triebfedern des Handelns zu ſein, und bald verliert ſich ſogar jede richtige Beſtimmung dieſer Begriffe.

Was dieſe Menſchen einander ſein können, laſſe ich dahingeſtellt; aber ohne Geiſteskräfte, die man bewundern, ohne Ausbildung, die man ſchätzen, ohne Herzen, die man lieben darf, ſind ſie dem Wanderer todt, der trauernd eilt aus ihren Grenzen zu treten.

XXIII.

Haag.

Wir verließen Antwerpen, wie wir hineingekommen waren, ohne daß man uns die gewöhnlichen Fragen im Thore vorgelegt hätte; auch hatte man uns auf der ganzen Reiſe durch Brabant, Hennegau und Flandern nur einmal nach unſeren Päſſen gefragt. Ich will glauben, daß dieſe Sorgloſigkeit unſerm unverdächtigen Aufzuge Ehre macht; denn man hat Beiſpiele genug, daß die neuen Souveraine von Belgien gegen den Charakter der durchreiſenden Fremden nicht gleichgültig geblieben ſind.

Kaum waren wir eine Strecke gefahren, ſo befanden wir uns ſchon auf einer traurigen, weit ausgebreiteten Heide, wo das Auge nur am Horizont und in ſehr großen Entfernungen von einander etliche Kirchthürme entdeckte. Harte, dürre Gräſer, Heidekraut, einzelne zerſtreute Birken und kleine Gruppen von jungen Fichten waren die einzigen Pflanzenarten dieſer öden, ſumpfigen, verſandeten Ebene, die uns lebhaft an gewiſſe Gegenden des nördlichen Deutſchlands und Preußens erinnerte. In Zeit von ſieben Stunden befanden wir uns auf holländiſchem Gebiet. Die Einwohner eines Dörfchens, wo man unſere Pferde füttern ließ, hatten häßliche, ſcharfgeſchnittene Phyſiognomien, die aber viel Munterkeit und Thätigkeit verriethen, insbeſondere bemerkten wir einige flinke, raſche Dirnen, die ſich des Kutſchers und der Pferde mit gleichem Eifer annahmen und mit der brabantiſchen Schlaffheit ſehr zu ihrem Vortheile kontraſtirten.

Der ſandige Weg ging auf dem Rücken eines hohen Dammes bis nach dem kleinen Städtchen Zevenbergen, welches unweit des Buſens liegt, der hier den Namen Hollands-Diep erhält. Nach allen Seiten hin öffnete ſich uns jetzt eine freundliche Ausſicht: an einer Stelle war der Horizont ſeewärts unbe-

grenzt; die Menge der hin und her ſegelnden kleineren und größeren Fahrzeuge, die Fiſcherleute in ihren Kähnen, die Seevögel, die in großen Zügen über der Fläche des Waſſers kreuzten, die langen Weidenalleen, die darüber hinausragenden Kirchthurmſpitzen und rothen Dächer in der Ferne, machten zuſammen einen angenehmen Effekt. Zu Moerdyk, das nur aus wenigen Häuſern beſtand, fuhren wir über den Hollands-Diep und erinnerten uns an die furchtbare Ueberſchwemmung im funfzehnten Jahrhundert (1421), die hier einen Bezirk von zweiundſiebenzig Dörfern verſchlang, ein Meer an ihrer Stelle zurückließ und Dordrecht vom feſten Lande trennte. Auch an den jungen Prinzen von Oranien, Johann Wilhelm Friſo, erinnerten wir uns, der (1711) im vierundzwanzigſten Lebensjahre auf eben der Fahrt, die wir jetzt glücklich zurücklegten, ertrunken iſt.

Jenſeits des Buſens zerſtreute der Anblick des erſten ſaubern holländiſchen Dorfes dieſe trüben Erinnerungen. Reinliche, nette Häuſerchen, Straßen mit Kanälen durchſchnitten, an den Seiten mit Linden bepflanzt und überall mit Klinkern oder kleinen Backſteinen gleichförmig und niedlich, wie bei uns zuweilen der Boden des Vorſaals, gepflaſtert, und was dieſem Aeußern entſprach, geſunde, gut gekleidete, wohlhabende Einwohner, gaben uns in Stryen das Zeugniß, daß wir auf dem Boden der wahren, nicht der eingebildeten Freiheit, und im Lande des Fleißes angekommen wären. Drei ſtarke, wohlgenährte Pferde waren nöthig, uns auf dem ſchweren Wege fortzubringen, der an manchen Stellen ſo tiefe Gleiſe hatte, daß wir dem Umwerfen nahe waren. Als wir aber hernach durch das Dorf Haaringsdyk fuhren, das wenigſtens eine halbe Stunde lang und wie eine Tenne mit Klinkern gepflaſtert iſt, freueten wir uns wieder des reizenden Wohlſtandes, der uns auf allen Seiten anlachte, und des Landes, wo der Menſch ſeine Beſtimmung, des Lebens froh zu werden, erreicht, wo der gemeinſte Bauer die Vortheile einer geſunden und bequemen Wohnung genießt, wo er auf dem beneidenswerthen Mittelpunkte zwiſchen Noth und Ueberfluß ſteht. Kann man dieſe Menſchen ſehen und fragen, ob es beſſer ſei, daß mit dem Blut und Schweiße des Landmannes, der in elenden Hütten ſein kümmerliches Leben hinbringt, die ſtolzen Palläſte der Tyrannen zuſammengekittet werden?

Nachdem wir über die ſogenannte alte Maas, vermuthlich ihr ehemaliges einziges, jetzt aber zu einem ſchmalen Arm ge=

ſchwundenes Bett, gekommen waren, befanden wir uns gegen zehn Uhr Abends an dem Ufer der eigentlichen Maas, zu Kattendrecht, wo wir die Stätte von Rotterdam durch eine unendliche Reihe von Laternen längs dem jenſeitigen Ufer bezeichnet ſahen. Die ſpäte Stunde bewog uns indeß, dieſſeits in einem kleinen, ländlichen Gaſthofe zu bleiben, wo die einfache aber geſunde Bewirthung unſerm müden, hungrigen und vom Nordoſtwinde beinahe vor Kälte ſtarrenden Körper wohl zu ſtatten kam. Hier ſetzten wir uns um den gemeinſchaftlichen Feuerheerd und freueten uns der altmodigen Simplicität des Hausherrn und ſeiner Tiſchgenoſſen. Man bewillkommte uns mit Herzlichkeit, zog uns die Stiefeln ab und präſentirte jedem ein Paar Pantoffeln, die wenigſtens dreimal ſchwerer als die Stiefeln waren. Die treuherzige Güte des Wirthes bewog ihn, mir die beſondere Gefälligkeit zu erweiſen, ſeine Pantoffeln, weil ſie ſchon ausgewärmt wären, von den Füßen zu ziehen, um ſie meinem Gebrauche zu überlaſſen. Das geringſte, was ich thun konnte, war wohl, mich zu hüten, daß ich ihn nicht merken ließe, ſeine gut gemeinte Höflichkeit könne nach den Satzungen der feinen Welt ihm vielleicht gar zum Verſtoß ausgelegt werden. Was hatte ich auch zu befürchten in dieſem Wohnorte der Geſundheit und Reinlichkeit? Unſere ekeln Sitten zeugen oft nur von ihrem grenzenloſen Verderben. Die für lecker gehaltenen Kibitzeier, nebſt Seefiſchen und Kartoffeln, machten unſere Abendmahlzeit aus, wozu wir den Wirth ſeine Flaſche Wein, die übrige Familie aber gutes Bier trinken ſahen. Das Schlafzimmer, welches man uns einräumte, war zugleich das Prunkzimmer dieſer Leute. Auf allen Seiten und insbeſondere über dem Kamin, waren eine Menge zierlich geſchnitzter und bemalter Brettchen über einander befeſtigt, worauf die irdene Waare von Delft, ſauber und zierlich in Reihen geordnet, die Stelle der ſchlechten Kupferſtiche vertrat, womit man bei uns die Wirthsſtuben zu verzieren pflegt.

Daß ich den erſten ſchönen, warmen Frühlingsmorgen nicht vergeſſe, den wir auf unſerer Reiſe noch genoſſen haben, bedarf keiner Entſchuldigung bei den Vertrauten der heiligen Frühe. Könnte ich nur auch den Reichthum der Ausſicht beſchreiben, die wir, von der Morgenſonne beleuchtet, aus unſerm Fenſter über das kleine Gärtchen des Wirthes hinaus, erblickten. Der lebendige Strom, faſt eine engliſche Meile breit, floß ſanft vorbei in

leichten, verſilberten Wellen, und trug auf ſeiner Azurfläche das hundertfältige Leben der Schiffe, der Brigantinen, der Schnauen, der kleineren Fahrzeuge von aller Art, die hinauf- und hinabwärts, oder hinüber und herüber ſegelten und ruderten, mit mannigfaltiger Richtung, Schnitt und Anzahl ihrer Segel, langſam gegen die Fluth an, oder pfeilſchnell mit Wind und Strom und Fluth zugleich ſich bewegten, oder auch mit eingezogenen Segeln und ſchwanken Maſten, maleriſch gebrochen durch die Horizontallinie der Raaen und den Wald von Tauwerk, in des Fluſſes Mitte vor Anker lagen. Jenſeits, im Sonnenglanze, hoben ſich nah und deutlich die Gebäude von Rotterdam über dem Waſſer; der große, viereckige Pfarrthurm, die weitläufigen Admiralitätsgebäude, der herrliche, mit hohen Linden auf eine Stunde Weges beſetzte Damm, der das Ufer begrenzt, die Menge zwiſchen den Häuſern hervorragender Schiffsmaſten, die unzähligen Windmühlen in und neben und jenſeits der Stadt, zum Theil auf hohen, thurmähnlichen Unterſätzen errichtet, um den Wind beſſer zu fangen; endlich, die Vorſtädte von Landhäuſern und Gärten, die links und rechts in langer Reihe längs dem Strome ſich erſtrecken.

Wir eilten, uns über den Fluß ſetzen zu laſſen, und brachten den Tag damit zu, die Stadt kennen zu lernen und ſie ganz zu umgehen, welches einer der angenehmſten Spaziergänge iſt, die man ſich denken kann. Der Umfang von Rotterdam iſt mittelmäßig, und ſeiner reinlichen Schönheit und Niedlichkeit haben die Reiſenden nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wenn man ſich ſeinen Wohnort wählen könnte, ſo käme die Straße am Hafen und längs der Maas, die ſo breit und mit majeſtätiſchen Ulmen und Linden ſo köſtlich beſchattet iſt, gewiß unter die Zahl der Competenten, die mir die Wahl erſchweren würden. Die Ausſicht auf den Fluß iſt wirklich ſo anlockend, daß man ſich kaum daran ſatt ſehen kann. Nach der Landſeite hin bemerkten wir eine Menge Leinwandbleichen, eine größer und ſchöner als die andere, und in der Stadt ſelbſt freute uns das Gewühl am Hafen, auf den Straßen und in den Kanälen; abgehende, ankommende Schiffe, Hunderte von befrachteten Kähnen, große, ſogenannte Prahmen, reihenweis geſtellt, um den Schlamm der Kanäle aufzunehmen und ſie ſchiffbar zu erhalten; Karren, Schleifen, Schiebkarren, Träger, rollende Fäſſer, Ballen von Waaren, das Zeichen des Betriebes und der Handels-

geſchäftigkeit; dann auf der kleinen, netten Börſe und in den Kaffeehäuſern umher die ein- und ausſtrömenden Schaaren von Kaufleuten, Mäklern, Schiffskapitainen und Fremdlingen aus allen Welttheilen, ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menſchengeſchlechts zu gemeinſamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenuſſes!

Hier war es nicht leicht möglich an äußeren Merkmalen den tiefen, unheilbaren Verfall des holländiſchen Handels zu erkennen, der gleichwohl ſeit dem Jahre 1779 durch eine in ihrer Art einzige Reihe von Unglücksfällen beſchleunigt worden iſt. In den hundert Jahren, die ſeit der Ermordung der beiden großen de Wits (1672) verfloſſen ſind, hatten die wiederholten Kriege mit Ludwig dem Vierzehnten, und die unter Wilhelm dem Dritten und ſeinen Nachfolgern ſo ſchnell empor wachſende Handelsgröße von England, die Einſchränkung des holländiſchen Handels allmälig bewirkt und ſeinen jetzigen Verfall unmerklich vorbereitet. Die Neutralität der Niederlande während des ſiebenjährigen Krieges eröffnete ihnen eine Zeitlang vortheilhaftere Ausſichten, die ſich mit noch größeren Hoffnungen beim Ausbruch der Streitigkeiten zwiſchen England und ſeinen Kolonien erneuerten. Als Frankreich und Spanien ſich für die Unabhängigkeit von Nordamerika erklärten und Rußland ſeine bewaffnete Neutralität erſann, der die Mächte des europäiſchen Nordens ſo folgſam beitraten, ſtieg der Handelsflor der vereinigten Provinzen plötzlich auf eine Höhe, wo ſie das Maaß ihrer politiſchen Kräfte verkennen lernten. Die unvorſichtigen Verbindungen mit Frankreich reizten die engliſche Nation zu einem Kriege, wobei für ſie augenſcheinlich mehr zu gewinnen als zu verlieren war. Der Erfolg rechtfertigte die politiſche Nothwendigkeit dieſer Maßregeln. Funfzig Millionen Gulden an Werth, das Eigenthum der Republik, waren in unbewaffneten Kauffahrern auf dem Meere, und die größere Hälfte dieſer reichen Beute ward den engliſchen Kapern und Kriegsſchiffen zu Theil. St. Euſtathius, Eſſequebo und Demerary fielen in Amerika, ſo wie Negapatnam in Oſtindien den Engländern in die Hände, und das brittiſche Kabinet hatte noch überdies einen ſo entſchiedenen Einfluß in die Adminiſtration der niederländiſchen Affairen, daß die nach Breſt beſtimmte holländiſche Hülfsflotte zum offenbaren Nachtheil des Staates nicht auslaufen durfte. Kaum war der demüthigende Friede mit England wieder hergeſtellt, ſo mußte man dem Kai-

ſer noch größere Opfer bringen, um ihm das reklamirte Recht der freien Scheldefahrt von neuem abzukaufen. Die Millionen, womit man ihn für ſeine Forderung entſchädigte, die Millionen, welche die Zurüſtung zu einem Landkriege verſchlungen hatte, die lange Gewohnheit der reichen Kapitaliſten, ihr baares Geld außer Landes zu verleihen, anſtatt es im vaterländiſchen Kommerz in Umlauf zu bringen; und mehr als alles noch, der verderbliche Nothbehelf während des Krieges mit England, unter fremder Flagge zu fahren, wodurch ein großer Theil des Zwiſchenhandels in andere Kanäle kam und auf immer für Holland verloren ging: alles vereinigte ſich, um nicht nur in den Schatzkammern des Staates eine gänzliche Erſchöpfung zu verurſachen, ſondern auch den Stillſtand der Geſchäfte zu bewirken und in der allgemeinen Trauer, in der erzwungenen Ruhe, die Erbitterung der Parteien, die einander die Schuld beimaßen, aufs Höchſte zu ſpannen. Auf der einen Seite die hartnäckige Verblendung der Handelsſtädte, womit ſie auf ihrem Bündniß mit Frankreich beſtanden, ohne deſſen nahen Sturz durch die gänzliche Zerrüttung ſeiner Finanzen vorher zu ſehen; auf der andern die ſtrafbare Anmaßung gewiſſer Staatsbeamten, die Allianz, die ſie nicht mehr verhindern konnten, durch Ungehorſam gegen ihren Souverain, Verrath des nun einmal zum Staatsintereſſe angenommenen Syſtems und widerrechtliche Verſuche gegen die Freiheit der Verfaſſung ſelbſt, allmälig zu untergraben: dies waren die Extreme, deren Wiedervereinigung ſich ohne Blutvergießen nicht länger vermitteln ließ. Der Ausbruch des Bürgerkrieges und die bewaffnete Dazwiſchenkunft des Königs von Preußen füllten das Maaß der Leiden, welche über die Republik verhängt zu ſein ſchienen und raubten ihr, was die Verſehen einer kurzſichtigen Staatskunſt noch verſchont hatten: den häuslichen Wohlſtand und den innern Frieden der Familien. Selbſt nach dem Abzuge der Preußen verſchlang die Ueberſchwemmung vom Jahre 1788, welche von den im vorigen Jahre durchſtochenen Dämmen nicht länger abgewehrt werden konnte, in vielen Gegenden von Holland die aus den Verwüſtungen eines feindlichen Ueberzuges mit Noth gerettete Habe; zwei andere Ueberſchwemmungen, die auf jene noch im Jahre 1789 folgten, verurſachten bei Gorkum und an anderen Orten einen Schaden von einer halben Million; und endlich forderte die Zerrüttung der öffentlichen Finanzen eine außerordentliche

Hülfe, welche durch die auferlegte Schatzung des fünfundzwanzigſten Pfennigs erzwungen ward und wovon ein nicht geringer Theil in die Privatkaſſen der Partei gefloſſen iſt, welche in dieſem für Hollands Flor ſo unglücklichen Kampfe die Oberhand behalten hat. Die unweiſe Rache einer unvollkommenen Amneſtie und die darauf erfolgten häufigen Auswanderungen vieler begüterten Familien vollenden dieſes Gemälde der Zerſtörung, deſſen Folgen ſchon im nahen Untergange der weſtindiſchen und dem faſt eben ſo hülfloſen Zuſtande der oſtindiſchen Kompagnie am Tage liegen *). Aber dem geduldigen beharrlichen Fleiße voriger Generationen, ihrer Mäßigkeit und Sparſamkeit, ihrem freien Sinne, ihrem tapfern Muthe, ihren kühnen Unternehmungen und ihrer raſtloſen Thätigkeit iſt es gelungen, eine ſolche Maſſe von Reichthümern in ihrem ſelbſt geſchaffenen Vaterlande zu häufen und unſern Welttheil ſo ſehr an ihren Waarentauſch zu gewöhnen, daß noch jetzt, nachdem man überall mit dem in Holland erborgten Gelde einen eigenen Aktivhandel zu begründen verſucht hat, jenes bewundernswürdige Phänomen der Handelsinduſtrie nicht aus den größeren Städten gewichen iſt. Noch ſind die Holländer, wenn gleich in geringerem Maaße als ſonſt, die Mäkler von ganz Europa und beſtimmen die Geſetze des Geldhandels; noch ſchreibt Amſterdam den handeltreibenden Nationen den Wechſelkurs vor!

Wir verließen Rotterdam den folgenden Morgen, nachdem wir der Bildſäule des vortrefflichen Erasmus unſere Andacht gezollt hatten. Wenn ſie gleich auf künſtleriſches Verdienſt keinen Anſpruch machen kann, ſo freute ſie uns doch als ein Beweis der Dankbarkeit, womit Rotterdam die Größe ſeines gelehrten Mitbürgers erkannte und ehrte. Wir fuhren auf dem Kanal nach Delft und ſahen an demſelben eine boltoniſche Feuermaſchine erbaut, um das Waſſer aus den niedrigen Wieſen in den Kanal zu heben. Es ſollten zwei ſolche Maſchinen hier errichtet werden; aber nur Eine iſt zu Stande gekommen und hat ungefähr hunderttauſend Gulden gekoſtet. Linker Hand ließen wir das Städtchen Schiedam mit ſeinen zahlreichen Geneuwer- (oder

*) Hierzu kam noch ſeit 1790 die Ueberſchwemmung bei Rotterdam, und der Brand der Admiralitätsmagazine zu Amſterdam, ingleichen die Gefahr der oſtindiſchen Kompagnie und die Ernennung zweier fürſtlichen Kommiſſarien nach Batavia.

Wachholderbranntewein=) Brennereien liegen. Man wollte uns verſichern, daß gegen zweihundert Brennereien dort eingerichtet wären, welche täglich fünfhundert Orhoft dieſes Getränkes verſendeten. So übertrieben dieſe Angabe ſcheint, ſo gewiß iſt es doch, daß die Fabrikation und Conſumption dieſes Artikels ſehr beträchtlich bleibt und den Reichthum von Schiedam, als des einzigen ächten Brauorts, ausmacht. Das Verhältniß der Wachholderbeeren zur übrigen Gahre iſt nicht bekannt; ſie geben aber unſtreitig dem Fruchtbranntewein beides, Geſchmack und Geiſt. Der Genuß dieſes Branntеweins, wovon der gemeine Mann in Holland ſo große Quantitäten verbraucht, muß auf die Leibeskonſtitution zurückwirken; wie er aber wirke, können nur einheimiſche Aerzte nach einer durch viele Jahre fortgeſetzten Beobachtung entſcheiden.

In dem netten, freilich aber etwas ſtillen und erſtorbenen Delft beſuchten wir eine Fayencefabrik, deren die Stadt gegenwärtig nur acht beſitzt, indem das engliſche gelbe Steingut dem ſchon längſt verminderten Abſatz dieſer Waare den letzten Stoß gegeben hat. Der Thon, ſagte man uns, käme aus Brabant über Brüſſel, ob man gleich den Ort nicht beſtimmt anzugeben wußte. Der Ofen, als das Wichtigſte, weil er dem Porzellanofen vollkommen ähnlich ſein ſoll, beſteht aus drei Kammern über einander. In die mittlere wird das Geſchirr in Muffeln eingeſetzt und in der unterſten das Feuer angemacht. Die Flamme ſchlägt durch Löcher zwiſchen den Muffeln durch und die oberſte Kammer bleibt für den Rauch. So geſchmacklos die Malerei und ſelbſt die Form an dieſer Fayence iſt, verdient ſie doch manchen ſogenannten Porzellanfabriken in Deutſchland vorgezogen zu werden, die oft die elendeſte Waare um theuren Preis verkaufen und gewöhnlich zum Nachtheil der herrſchaftlichen Kammern beſtehen.

Es blieb uns noch ſo viel Zeit übrig, daß wir die beiden Kirchen beſehen konnten. In der einen dienen die Grabmäler der Admirale Tromp und Pieter Hein zur Erinnerung an die Heldentugenden dieſer wackern Republikaner. Des Naturforſchers Leuwenhoek's Portrait in einem ſchönen einfachen Basrelief von Marmor, ihm zum Andenken von ſeiner Tochter geſetzt, gefiel mir in Abſicht auf die Kunſt ungleich beſſer. In der andern Kirche prunkt das koſtbare, aber geſchmackloſe Monument des Prinzen Wilhelm des Erſten von Naſſau, unter

welchem zugleich die Gruft der Erbſtatthalter befindlich iſt. Schön iſt jedoch eine Viktorie von Erz, die auf einer Fußſpitze ſchwebt. Vor wenigen Jahren hat man auch dem edlen Hugo de Groot (oder Grotius) hier ein Denkmal errichtet.

Wir kamen zur Mittagszeit im Haag an und benutzten das Inkognito, wozu das Ausbleiben unſeres Gepäckes uns nöthigte, um das am Meere gelegene Dorf Scheveningen nach Tiſche zu beſuchen. Sobald man zum Thore hinaus iſt, — denn der Haag iſt eine Stadt und hat ſeine Barrieren, ſo wie ſeine Municipalität, wenn gleich die Reiſenden einander beſtändig nachbeten, es ſei das ſchönſte Dorf in Europa, — alſo, wenn man zum Thor hinaus iſt, befindet man ſich in einer ſchönen, ſchnurgeraden Allee von großen ſchattigen Linden und Eichen, die durch ein Wäldchen bis nach Scheveningen geht und wo die Kühlung im Sommer köſtlich ſein muß. Der Anblick des Meeres war diesmal ſehr ſchön; ſo ſtill und unermeßlich zugleich! Am Strande ſuchten wir jedoch vergebens nach naturhiſtoriſchen Seltenheiten; die Sandhügel waren leer und öde. Wir konnten uns nicht einmal von der Behauptung einiger Geologen vergewiſſern, der zufolge ein Thonlager unter dem Sande liegen ſoll. Das Meer, welches in Holland überhaupt nichts mehr anſetzt, hat im Gegentheil hier einen Theil vom Strande weggenommen und die Kirche, die ſonſt mitten im Dorfe lag, liegt jetzt außerhalb deſſelben unweit des Meeres. Die vier Reihen von Dünen, etwa eine halbe Viertelmeile weit hinter einander, die man hier deutlich bemerkt, unterſcheiden ſich durch verſchiedene Grade der Vegetation, welche ſich in dem Maaße ihrer Entfernung vom Meere und des verringerten Einfluſſes der Seeluft vermehrt. Auf den vorderſten Dünen wächſt faſt nichts als Schilf und Rietgras, nebſt einigen Mooſen und der gemeinen Stechpalme; da hingegen die entfernteren ſchon Birken, Pfriemen, den Sanddorn (Hippophaë) und mehrere andere, freilich aus Mangel der Nahrung immer noch zwergartige Pflanzen hervorbringen. Der Nähe der Seeluft glaube ich es auch zuſchreiben zu müſſen, daß hier (im Haag) noch alle Bäume mit völlig verſchloſſenen Knospen nackt daſtanden, indeß wir ſie in Flandern und ſelbſt in Rotterdam ſchon im Ausſchlagen begriffen gefunden hatten. Die Argumente alſo, welche man von den verſchiedenen Stufen des Pflanzenwachsthumes zu entlehnen pflegt, um die Entſtehung der Dünen aus dem Meere ſelbſt, das ihnen jetzt zu drohen ſcheint,

darzuthun, fanden diesmal bei uns wenig Eingang, und wir fühlten uns geneigt, die Bildung dieſer Sandhaufen ſo unentſchieden zu laſſen, wie die Frage, ob ihr Sand bei Kattwyk, wo ſich der Rhein verliert, ſo viel Gold enthalte, um die Koſten einer Wäſche für Rechnung des Staates, wie man behauptet hat, mit einigem Gewinn zu vergüten. Unter dieſen und ähnlichen Betrachtungen wanderten wir zur Stadt zurück, ohne ein anderes Abentheuer als den Anblick der heimkehrenden Fiſchweiber, die uns begegneten und die unmöglich irgendwo verwünſchter oder hexenmäßig häßlicher und unfläthiger ausſehen können.

XXIV.

Haag.

Was man von der anmuthigen Lage dieſes Ortes und den übrigen Vorzügen ſagt, die ihn zum angenehmſten Aufenthalt in den vereinigten Provinzen machen, iſt keinesweges übertrieben. Die Gegend um die Esplanade und unweit derſelben zeichnet ſich durch große, bequeme und zum Theil prächtige Wohnhäuſer aus, wovon einige beinahe den Namen Paläſte verdienen. Die Reinlichkeit und eine gewiſſe, bis auf die kleinſten Bequemlichkeiten ſich erſtreckende Vollſtändigkeit der äußern und innern Einrichtung, welche jederzeit den ſicherſten Beweis von Wohlhabenheit, verbunden mit einem feinen Sinn für Eleganz und Genuß des Lebens gibt, verſchönern ſelbſt die einfacheren Gebäude. Unter den hochbewipfelten Linden, die oft in mehreren Reihen neben einander ſtehen und der Stadt einen ländlichen Schmuck verleihen, geht man faſt zu allen Jahreszeiten trocknes Fußes ſpazieren, und die Ausſicht von der Straße nach dem freien Felde, wo gewöhnlich die hieſige Garniſon ihre kriegeriſchen Frühlingsübungen hält, erquickt beſonders jetzt das Auge durch das friſch hervorkeimende Grün der fetten Wieſen, die von allen Seiten ein hochſtämmiger, reizender Luſtwald umfängt. Rings umher iſt die Natur ſo ſchön, wie ein vollkommen flaches Land ſie darbieten kann, und ſelbſt mit dem verwöhnten Geſchmack,

den ich aus unſeren Rheinländern mitgebracht habe, muß ich bekennen, daß die hieſige Landſchaft einen eigenthümlichen, großen, wenn gleich keinesweges romantiſchen Charakter hat.

Die Volksmaſſe im Haag iſt ſo gemiſcht, daß man es kaum wagen darf, den Schluß von ihrer Lebensweiſe, ihren Sitten und ihren Anlagen auf die holländiſche Nation zu machen. Zu meinem großen Vergnügen bemerkte ich jetzt faſt gar keine Bettler auf den Straßen, die vor zwölf Jahren ſo ſtark damit beſetzt waren, daß ein Fußgänger ſich des Unwillens über ihre Zudringlichkeit kaum erwehren konnte. Deſto auffallender iſt gegenwärtig das zahlreiche Militair; den ganzen Morgen manoeuvriren die verſchiedenen Regimenter unter unſern Fenſtern; den ganzen Tag über hat man ſie beſtändig vor Augen, und man kommt in keine Geſellſchaft, wo man nicht Officiere ſieht. Solchergeſtalt iſt wenigſtens die neuerdings befeſtigte Freiheit ſehr gut bewacht! Auch trägt man hier allgemein ihr Siegeszeichen, die Orangekokarde, oder ein Band von dieſer Farbe im Knopfloch und der Pöbel duldet keinen Menſchen ohne dieſes Symbol der Conformität auf der Straße.

In den Sitten und der Lebensweiſe herrſcht, ungeachtet der Reſidenz eines Hofes, noch manche Spur der alten republikaniſchen Einfalt und Tugend. Die ſpäte Stunde der Mittagsmahlzeit ſcheint durch die Verbindungen und Beziehungen der vornehmeren Einwohner mit dem Prinzen, den Verſammlungen der Generalſtaaten und der höheren Dikaſterien allmälig Sitte geworden zu ſein. In den meiſten Häuſern ißt man nicht vor drei Uhr, in den vornehmeren erſt um vier; die arbeitende Klaſſe der Bürger macht indeß hier, wie überall, eine Ausnahme, weil ſie feſter an dem alten Brauche hängt und im Grunde auch die Zwiſchenräume ihrer Mahlzeiten nach der Erſchöpfung des Körpers abmeſſen muß. Die Tafel wird in den beſten Häuſern mit wenigen, gut zubereiteten Speiſen beſetzt, und, ſo viel ich höre, hat das Beiſpiel der auswärtigen Geſandten und einzelner Familien des begüterten Adels den praſſenden Aufwand und die leckere Gefräßigkeit unſeres Jahrhunderts noch nicht eingeführt. Das gewöhnliche Getränk bei Tiſche iſt rother Wein von Bordeaux, deſſen man ſich doch mit großer Mäßigkeit bedient, theils weil man mehrere Stunden bei der Mahlzeit zubringt, theils auch, weil zwiſchen den Mahlzeiten bei der Pfeife Wein getrunken wird; denn dieſe behält durch-

gehends ihre Rechte und iſt kaum noch aus einigen der erſten Häuſer verbannt. Vielleicht wird ſie bei der hieſigen feuchten, nebeligen Seeluft nöthiger und zuträglicher oder wenigſtens unſchädlicher als anderwärts, ſo ſehr ſie auch die Zähne verdirbt. Schwarze Zähne ſieht man aber auch bei dem Frauenzimmer; ſie werden vielleicht mit Unrecht auf Rechnung des täglich zweimaligen Theetrinkens geſetzt, da die hieſige alkalescirende Diät mir weit eher die Schuld zu tragen ſcheint.

Nun ich einmal des Frauenzimmers erwähnt habe, erwarteſt Du wohl ein Wort zur näheren Bezeichnung deſſelben; allein ich beziehe mich auf meine vorige Bemerkung: die gemiſchte Race im Haag geſtattet mir kein allgemeines Urtheil. Die vielen, durch die Verbindungen des Hofes hieher gebrachten fremden Familien, die franzöſiſche reformirte Kolonie und die Miſchungen der Niederländer ſelbſt aus allen Provinzen tragen auf eine faſt nicht zu berechnende Art dazu bei, den hieſigen Einwohnern eine mehrentheils angenehme, wenn auch nicht charakteriſtiſch nationale Geſichtsbildung zu geben. Die franzöſiſche Mode herrſcht übrigens, wie bei uns, mit unumſchränkter Gewalt und beſtimmt die Beſtandtheile, die Form und den Stoff des Anzuges. Bei der Mittelklaſſe ſcheint der Luxus nach Verhältniß des Ortes und der Umſtände ſich noch ziemlich in Schranken zu halten; hier ſah ich die engliſchen großen Baumwollentücher oder Shawls in allgemeinem Gebrauch. Die Weiber aus der geringen Volksklaſſe und die Mägde erſcheinen dagegen in einem den Fremden äußerſt mißfälligen Koſtume. Ein kurzes, öfters weißes Mieder, deſſen Schöße, wenn es deren hat, nicht zum Vorſchein kommen, bezeichnet ungefähr die holländiſche, zum Umſpannen nicht gemachte Taille; allein die Anzahl der Röcke und ihre Subſtanz geben dieſem Anzug etwas Ungeheures, ſo daß die untere Hälfte des Körpers, von den Hüften bis an die Waden, in einer Art von kurzer, dicker Tonne zu ſtecken ſcheint. Auf dem Kopfe eine dicht anſchließende Haube und bei den Landleuten darüber ein Strohhut, der um Rotterdam hinten gar keinen Rand, im Haag hingegen rundum einen gleich breiten Rand hat, aber jederzeit mit dunkelfarbigem bunten Kattun gefüttert iſt, vollenden dieſen Anzug. Die Tracht der Mannsperſonen iſt weniger ausgezeichnet und faſt allgemein von der größten Simplicität. Das Volk hat eine Vorliebe für die braune Farbe; faſt alle Schifferjacken und Schifferhoſen ſind von brau

nem Tuch oder Boy. In der Klaſſe der Handwerker und Krämer ſind große Perücken noch ſehr gebräuchlich und man ſieht oftmals einen ehrbaren Bürger, der mit einem ſpitzen dreieckigen Hut auf der großen, runden Perücke und in einer bloßen Weſte mit Aermeln gravitätiſch über die Straße geht.

Es wird uns ſchwer werden, wieder von hier wegzukommen; die Stunden gehen uns ſchnell wie Minuten hin, theils indem wir alle Sehenswürdigkeiten der Natur und Kunſt in Augenſchein nehmen, theils indem wir aus einer Geſellſchaft in die andere gerathen, wo zwangloſe Gaſtfreundſchaft herrſcht und die Forderungen eines an Geiſtesgenuß gewöhnten Reiſenden in vollem Maaße befriedigt werden. Die Annehmlichkeit und Leichtigkeit der Haager im Umgang verräth den Einfluß des Auslandes und des Hofes; allein der gebildete, lehrreiche Ton des Geſpräches verſetzt ſie auf eine höhere Stufe ſowohl der Anlagen als der Bildung und gibt ihren Zirkeln gleichen Rang mit den gebildetſten in England und Frankreich. In gewiſſer Rückſicht haben ſie vielleicht vor beiden einigen Vorzug; man wird weder durch Leichtſinn und ſprudelnden Witz, noch durch düſtere Zurückhaltung und Taciturnität in Verlegenheit geſetzt. Ein großer Reichthum von Ideen aller Art, hauptſächlich der ſtatiſtiſchen und politiſchen, doch auch zugleich der im engern Verſtande wiſſenſchaftlichen, iſt in beſtändigem Umlauf; vorzüglich ſind hier und überhaupt in Holland, naturhiſtoriſche Kenntniſſe nebſt klaſſiſcher und humaniſtiſcher Gelehrſamkeit allgemeiner als in manchen andern Ländern verbreitet.

Den Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſeres Jahrhunderts, den eleganten und gelehrten Hemſterhuis, fanden wir ſterbend und konnten ihn nicht mehr beſuchen *). Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geſchmackes, verbunden mit der Fertigkeit und den ſubtilen Stacheln des ächten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philoſophie und dem Dichterſchmuck einer Alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdſcholle gebunden ſind, ſo würde wenigſtens ein Mann wie dieſer, beweiſen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeſchloſſen iſt, wo die edelſten Kräfte und die zarteſten Empfäng-

*) Er iſt kurz nach unſerer Abreiſe geſtorben.

lichkeiten der menſchlichen Natur den höchſten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifſten Früchte bringen können. Der Geiſt, der in dieſem ſchwachen Körper wohnt, iſt ſo empfindlich für Harmonien aller Art und leidet ſo im eigentlichen Verſtande bei jedem Mißverhältniß in der ſinnlichen, wie in der ſittlichen Natur, daß er ſich ſogar ſeiner vaterländiſchen Mundart nicht zum Vehikel ſeiner Gedanken bedienen konnte, ſondern alle ſeine Werke franzöſiſch ſchrieb und auch dieſe Sprache zu ſeinen Zwecken gleichſam umbildete, indem er ihr ſeinen eigenen Styl aufdrang. Seine Schriften ſind unter uns weniger bekannt, als ſie es verdienen; allein man muß ſie in der Urſprache leſen, wenn man von ihrer attiſchen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch iſt, nichts verlieren will.

Petrus Camper, einer der merkwürdigſten Männer, welche die Niederlande hervorgebracht haben, war durch einen unzeitigen Tod wenige Wochen vor unſerer Ankunft ſeinem Freunde Hemſterhuis vorangegangen. Seine ausnehmenden Verdienſte um die Naturgeſchichte, die Anatomie und Wundarzneikunſt ſind allgemein bekannt; die Univerſalität ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten und insbeſondere ſein richtiger Sinn für das Schöne der Kunſt, ſind es ſchon weniger. Er boſſirte, wußte den Bildhauermeißel zu führen, malte in Oelfarben und zeichnete außerordentlich fertig mit der Feder. Er ſchrieb in vier Sprachen und arbeitete nicht nur mit unermüdeter Thätigkeit, ſondern auch mit einem Feuer, deſſen nur wahres Genie fähig iſt. An ſeinem Beiſpiele konnte man abnehmen, was ſich für die Wiſſenſchaften ausrichten läßt, ſobald eifriger Wille und hinreichende Mittel zuſammentreffen. Ihm verdankt man in Holland die Einführung der Blatternimpfung und der in jenem Lande nicht minder wichtigen Impfung der anſteckenden Krankheit, die das Hornvieh hinwegrafft; ſein raſtloſer Eifer beſtritt und ſeine Kuren beſiegten das thörichte Vorurtheil, welches die Vorſorge für die Geſundheit für einen Eingriff in die Rechte der Vorſehung hielt, wie man in der Türkei vor Zeiten das Löſchen bei einem Brande anzuſehen pflegte, bis die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Vorſehung in allen dieſen Fällen auf die Anwendung der geſunden Vernunft mitgerechnet habe und eben ſowohl den Menſchen, wie die Elemente und die Krankheitsmiasmen, zu ihren Werkzeugen gebrauche. Wenn Camper in irgend einer wichtigen Unterſuchung begriffen war, konnte nur die Unmöglich-

keit ihn hindern, ſie durchzuführen; weder kleine noch große Hinderniſſe, wenn ſie nicht unüberſteiglich waren, ſchreckten ihn zurück, und wenn es ihm darauf ankam, ein paar Gerippe von Thieren mit einander zu vergleichen, achtete er die Entfernung von London und Paris für nichts. Reiſen überhaupt, dieſe große, unvergleichbare Quelle der ſicherſten Belehrung durch die eigenen Sinne, ſuchte er, ſo weit es anging, mit ſeinen Geſchäften zu vereinbaren. Bei der brennenden Begierde das Gute, oder was er dafür hielt, zu wirken, war ihm die wiſſenſchaftliche und ſelbſt die praktiſch mediciniſche Laufbahn zu enge. Er beſaß ein eigenes Vermögen von einer halben Million und konnte folglich in dieſer Rückſicht den Hof entbehren; allein er opferte dem Ruhm und der Ehre, mit einem Geiſte, der freilich auch dieſe Leidenſchaft adeln kann; und ſowohl ſeine Bekanntſchaft mit den innern Angelegenheiten ſeines Vaterlandes, als ſeine auswärtigen Verbindungen, empfahlen ihn zu wichtigen Aemtern im Staate. In ſeiner Provinz Friesland hatte er Sitz und Stimme im Admiralitätskollegium, und gleich nach der Rückkehr des Erbſtatthalters, deſſen Rechte er eifrig verfochten hatte, ward er zum Mitglied des hohen Staatsrathes (Raad van Staaten) ernannt. Dieſe Anhänglichkeit an die oraniſche Partei hätte indeß für die Wiſſenſchaften eine ſehr nachtheilige Folge haben können. Schon wollte man in Franeker ſein Haus zu Klein-Lankum, wo er die unſchätzbarſte Präparaten- und Naturalienſammlung beſaß, mit Kanonen in den Grund ſchießen. In der Eile wurden die koſtbarſten Stücke in Kiſten gepackt oder vielmehr geworfen und fortgeſchafft oder auch zum Theil vergraben. Als die Gefahr vorüber und die Ruhe wieder hergeſtellt war, ſtrafte er ſeine Landsleute dadurch, daß er ihnen ſeine Gegenwart und ſein berühmtes Kabinet entzog.

Dieſe lehrreiche Sammlung haben wir hier mehrere Tage nach einander mit Bewilligung ſeines jüngſten Sohnes, des jetzigen würdigen Beſitzers, ſehr fleißig ſtudirt, ob ſie gleich für den Zergliederer, den Arzt, Wundarzt und Naturforſcher Beſchäftigung und Belehrung auf viele Wochen gewähren kann. Sie iſt vorzüglich reich an ſolchen ſeltenen Stücken und Präparaten, welche die Funktionen der Theile des menſchlichen Körpers durch die Vergleichung mit ähnlichen, aber anders proportionirten Theilen verſchiedener Thiere erläutern. So manche Einrichtung in der menſchlichen Organiſation mußte unerklärbar blei-

ben, bis ihr Nutzen an irgend einem Thiere, welches ſie etwa in einem eminenteren Grade beſaß, oder wo ſich deutlicher die übrige Geſtalt und Beſchaffenheit des Körpers darauf zu beziehen ſchien, endlich offenbar ward und ſomit in der Behandlung gewiſſer Krankheiten ein neues Licht aufging. Zur Geſchichte der Krankheiten, ſofern ihre materielle Veranlaſſung an gewiſſen Theilen der Eingeweide ſichtbar iſt, hatte Camper viele der ſeltenſten Präparate aufbewahrt und mit nicht geringerem Fleiß und Glück auch die Abarten der Menſchengattung durch die abweichende Bildung ihrer Schädel zu erläutern geſucht *), wiewohl ſeine Sammlung in dieſem Betracht weder ſo zahlreich iſt, noch ſo viele Nationen in ſich faßt, wie das Muſeum der göttingiſchen Univerſität. Die Aufmerkſamkeit auf den Knochenbau der Thiere, den man bisher zu ſehr vernachläſſigt hatte, iſt ſeit kurzem fruchtbar an Entdeckungen geweſen. Zum erſtenmal bewunderte ich hier die große Verſchiedenheit des kleinen Orangutangs von dem großen, deſſen Ankunft aus Borneo mir der ſelige Camper ſelbſt vor mehreren Jahren mit Frohlocken gemeldet hatte. Dieſes Thier, das über vier Fuß hoch wird, kommt in einigen Stücken dem Menſchen noch näher, als der kleine, gewöhnliche Orangutang; hingegen weicht es in andern wieder mehr ab und geht in die Paviansgeſtalt über. Alles an ſeinem ungeheuren Schädel zeugt von Rieſenſtärke: der aufſtehende Rand auf der Scheitel und über den Augenhöhlen, woran die Schläfemuskeln geſeſſen haben, das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Kinnbacken, welche zur Vertheidigung gegen die größten Tiger völlig hinreichend zu ſein ſcheinen. Das Schaltbein des Oberkiefers (os intermaxillare), welches keinem Thiere fehlt, war hier ſo verwachſen, daß man es ſchlechterdings nicht erkennen konnte. Neben dieſer aſiatiſchen Seltenheit will ich nur noch einer afrikaniſchen erwähnen, nämlich eines Affen oder eigentlich einer Meerkatze mit einer langen Naſe; zum Belage der Be-

*) Den Beweis hiervon gibt die ſo eben herausgekommene Schrift: „Peter Camper, Ueber den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge in Menſchen verſchiedener Gegenden und verſchiedenen Alters; über das Schöne antiker Bildſäulen und geſchnittener Steine; nebſt Darſtellung einer neuen Art, allerlei Menſchenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen. Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von ſeinem Sohne, Adrian Gilles Camper. Ueberſetzt von S. Th. Sömmerring. Mit zehn Kupfertapfeln. 4. Berlin, 1792."

hauptung, daß auch dort, wo die Analogie und die Bildung des Schädels eine ſolche Conformation dieſes Theiles höchſt unwahrſcheinlich machen, die Natur dennoch eine Geſtalt ausprägen kann, deren Möglichkeit wir erſt zugleich mit ihrer Wirklichkeit aus der Erfahrung lernen müſſen. Ich übergehe den Unterſchied zwiſchen dem aſiatiſchen einhörnigen und dem afrikaniſchen zweihörnigen Nashorn, der hier an den beiden Schädeln unter andern auch darin ſo auffallend iſt, daß dieſem die Schneidezähne gänzlich fehlen, die jenes beſitzt. Eben ſo wenig will ich Dich mit dem ſo offenbaren ſpecifiſchen Unterſchiede zwiſchen dem aſiatiſchen und afrikaniſchen Elephanten, zwiſchen den Bären, die wir jetzt kennen und jenen wenigſtens viermal ſo großen, deren Gerippe man aus den Höhlen im Bayreuthiſchen aufgegraben hat, zwiſchen dem furchtbaren, unbekannten Thier, das ehemals am Ohio in Nordamerika exiſtirte und von deſſen Knochen man in dieſem Kabinet einige ſchöne Stücke antrifft, und dem kaum halb ſo großen Elephanten, länger aufhalten. Der jüngere Campen hat dieſem Kabinet noch eine prächtige, zum Theil auf ſeinen eigenen Reiſen zuſammengebrachte Mineralienſammlung einverleibt; auch beſitzt er noch den unſchätzbaren Nachlaß von ſeines Vaters Handſchriften, Zeichnungen, Kupferplatten und zum Drucke fertig liegenden Schriften, die der wahrhaft große Mann aus keiner andern Abſicht zurücklegte, als um ſeiner Arbeit immer noch größere Vollſtändigkeit zu geben. Der jetzige Beſitzer des Kabinettes geht in wenigen Wochen damit nach Friesland auf ſein Landgut zurück, weil ihm der Aufenthalt im Haag zu koſtbar ſcheint; ein Umſtand, der zugleich den Maaßſtab der hieſigen Theurung und des hieſigen Aufwandes gibt.

Lyonnet's vortreffliches Conchylienkabinet hatte ich ſchon vor zwölf Jahren geſehen; jetzt hatte es ſeinen größten Werth für uns verloren, denn der Sammler ſelbſt, der unnachahmliche Zergliederer der Weidenraupe, der ihre drittehalbtauſend Muskeln zählte und das Werk vieler Jahre, die vollſtändige, bis an die äußerſten Grenzen ſowohl der menſchlichen Sehkraft als des geduldigen Fleißes getriebene Unterſuchung dieſes Inſekts, mit eigener Hand in Kupfer ätzte, der berühmte Lyonnet, iſt nicht mehr. Seine bewundernswürdigen Arbeiten waren nur die Frucht ſeiner Nebenſtunden; den Generalſtaaten diente er als geheimer Sekretair und Déchiffreur. Allein man reſpektirt in republika-

niſchen Verfaſſungen den individuellen Charakter der Menſchen und ihr freies Beginnen, anſtatt mit dem Deſpotismus von dem falſchen Grundſatz auszugehen, daß die Menſchen nur für den Staat geſchaffen und als Räder in der Maſchine anzuſehen ſind, die ein Einziger bewegt. Daher iſt dort dem Staate ſelbſt die Muße der Beamten heilig, während man in Deſpotien ſo viele traurige Beiſpiele ſieht, daß ſie ohne Raſt und mit Aufopferung ihrer Individualität, ihrer Nachtruhe und ihrer Geſundheit das ſchwere Joch der Staatsgeſchäfte tragen und als bloße Werkzeuge ihren Verſtand, ihr Herz und ihren Willen verläugnen müſſen.

Wenn die wiſſenſchaftliche Aufklärung hier große Fortſchritte gemacht hat und einige wiſſenſchaftliche Begriffe mehr als anderwärts in Umlauf gekommen ſind, ſo darf man nicht vergeſſen, wie viel das Beiſpiel einzelner Männer dazu beitragen kann, wenn entweder ihr Charakter Achtung einflößt oder ihr Standpunkt die Augen Aller auf ſie richtet. Außer dem Einfluß, welchen Hemſterhuis, Camper und Lyonnet auf ihre Landsleute behaupteten, hat der Eifer, womit der ehemalige ruſſiſche Geſandte, Fürſt Dimitri Gallizin, ſich mehrere Jahre lang in allen Zweigen der Phyſik und neuerdings in der Mineralogie die gründlichſten Kenntniſſe erwarb, unſtreitig viel gewirkt, um ſowohl dieſen Wiſſenſchaften ſelbſt, als denen, die ſich ihnen widmeten, in den Augen des hieſigen Publikums einen günſtigen Anſtrich zu geben. Das Mineralienkabinet des Fürſten enthält die Sammlung eines Kenners, der hauptſächlich dasjenige aufbewahrt, was in ſeiner Art ſelten und ſeiner Beziehungen wegen lehrreich iſt. Wir bewunderten darin ein anderthalb Fuß langes Stück von dem ſeit kurzem erſt wieder bekannt gewordenen beugſamen Sandſtein des Peireſk, der aus Braſilien gebracht wird, und wurden durch die Experimente des Fürſten überzeugt, daß die decomponirten Granitarten des Siebengebirges bei Bonn noch ſtärker als Baſalte vom Magnet gezogen werden. In der Mineralienſammlung der Herren Voet, Vater und Sohn, überraſchte uns nicht nur die Schönheit und Auswahl der Stufen, ſondern auch die hier ganz unerwartete Vollſtändigkeit.

Ich nenne zuletzt ein Muſeum, welches in jeder Rückſicht die oberſte Stelle verdient und in der Welt kaum zwei oder drei Nebenbuhler hat, die man ihm mit einigem Recht an die Seite ſetzen kann: das wahrhaft fürſtliche Naturalienkabinet des Prin-

zen von Oranien. Wenn man bedenkt, wie weit die Anlegung einer Sammlung von dieſer Art die Kräfte des reichſten Privatmannes überſteigt, wie leicht hingegen ein Fürſt, auch nur mit mäßigen Einkünften, ſich ſtatt eines andern Vergnügens dieſes Verdienſt um die Wiſſenſchaften erwerben kann, und endlich, wie unentbehrlich dieſe Anhäufungen aller bekannten Erzeugniſſe des Erdbodens, zur allgemeinen Ueberſicht, zur zweckmäßigen Anordnung, zur ſpeciellen Geſchichte der einzelnen Naturkörper und folglich zur Vervollkommnung der erſten, unentbehrlichſten unſerer Kenntniſſe ſind; ſo erſtaunt man, wie es möglich iſt, daß ſo viele Privatperſonen den Verſuch gewagt haben, ſich ein Naturalienkabinet zu ſammeln und daß im Ganzen genommen die Potentaten gegen dieſen wichtigen Zweig ihrer Pflichten ſo gleichgültig haben bleiben können. Freilich mag die widerſinnige, oder, daß ich richtiger ſchreibe, die negative Erziehung, die man den meiſten Fürſten gibt, wohl Schuld daran ſein, daß ihre Begriffe von der Wichtigkeit, dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Dinge ſehr oft mit denen, die andere vernünftige Menſchen darüber hegen, in offenbarem Gegenſatz ſtehen. Wie dem auch ſei, ſo trifft der Vorwurf jener Sorgloſigkeit keinesweges den hieſigen Hof. Die Pracht, die Seltenheit, die Auswahl, der Aufputz und die ſorgfältige Unterhaltung der Naturalien des erbſtatthalteriſchen Kabinets fallen nicht nur beim erſten Anblick auf, ſondern die Bewunderung ſteigt, je länger und genauer man es unterſucht. Die Geſchenke, welche der Prinz zuweilen von den Gouverneuren der verſchiedenen holländiſchen Beſitzungen in Indien erhält, ſo anſehnlich ſie auch ſind, verſchwinden in der Menge und Mannigfaltigkeit deſſen, was für ſeine Rechnung aus allen Welttheilen hinzugekauft worden iſt. Das mühſame Geſchäft, ein ſo berühmt gewordenes Muſeum an einem von Reiſenden ſo frequentirten Orte täglich vorzuzeigen, würde bald, da es ganz auf Einem Manne ruht, dem überdies die Sorge für die Erhaltung und Vermehrung des Ganzen übertragen iſt, die Kräfte dieſes Einen erſchöpfen, wenn man nicht zwiſchen dem großen gaffenden Haufen und dem Naturforſcher von Profeſſion einen Unterſchied machte. Die gewöhnlichen Neugierigen eilen hier, wie im brittiſchen Muſeum zu London, in Zeit von zwei Stunden durch die ganze Enfilade von Zimmern. Gelehrte hingegen haben freien Zutritt, ſo oft und ſo lange ſie wollen: eine Erlaubniß, die man zuweilen mit

Unbeſcheidenheit gemißbraucht hat, der wir aber auch ſchon die wichtigſten Aufſchlüſſe, zumal im Fache der Thiergeſchichte, verdanken. Hier war es, wo Pallas zuerſt den Grund zu ſeinem nachmaligen Ruhm als Naturforſcher legte. Herr Vosmaer führte uns freundſchaftlich zu verſchiedenenmalen in dieſem reichen Tempel der Naturwiſſenſchaft umher und zeigte uns auch die neu hinzu gekommenen Stücke, die noch nicht an ihrem beſtimmten Orte aufgeſtellt waren, wie z. B. das Skelet eines der größten Krokodile aus dem Nil, und auf dem Boden das Gerippe des Camelopardalis der Alten oder der Giraffe der Neuern, dieſes ſeltſamen Thieres, das mehr einem Traum der Einbildungskraft, als einem Glied in der Naturkette ähnlich ſieht und von deſſen Trab, wie man ſagt, der Springer im Schachſpiel ſeinen Gang entlehnt. Sein ungeheuer langer Hals, der vorzüglich dazu beiträgt, ihm eine Höhe von achtzehn Fuß zu geben, beſteht doch nur, wie bei allen vierfüßigen, ſäugenden Thieren, aus ſieben Wirbeln; ſo ſtreng beobachtet die Natur ſelbſt in ihren excentriſchen Geſtalten das Geſetz der Analogie. Von dem großen Orangutang, wovon Camper bloß den Schädel beſitzt, enthält das fürſtliche Muſeum das vollſtändige Gerippe mit ungeheuer langen Armen, wie der bekanntere langarmige Affe (Gibbon, Golok oder Lar.) Es wäre thöricht, im Ernſt das Merkwürdigſte aus einem Kabinet ausheben zu wollen, wo dem Naturforſcher alles merkwürdig iſt und wo man dem Nichtkenner mit leichter Mühe jedes einzelne Naturprodukt von einer wichtigen und intereſſanten Seite darſtellen kann; es wäre unmöglich und ermüdend zugleich, das lange Verzeichniß des ganzen Vorraths abzuſchreiben. Genug, das Kabinet, wo man mit Vergnügen die Nashörner und Flußpferde neben dem kleinſten Spitzmäuschen und Kolibritchen bemerkt, und wo, des großen, ſchon vorhandenen Reichthums ungeachtet, noch immer für neue Vermehrungen geſorgt wird, verdient in jeder Rückſicht die Aufmerkſamkeit des Dilettanten und des Kenners. Die Menagerie des Prinzen im Loo hat den Fehler einer ungeſunden Lage und dient daher zu wenig mehr, als zur Pflanzſchule für das Naturalienkabinet.

Ich könnte Dir jetzt noch etwas von den Verſammlungszimmern der Generalſtaaten und der hohen Dikaſterien, im alten Schloß, im Oranienſaal, u. a. O. ſagen, wenn ich nicht Vorkehrungen zu unſerer Abreiſe treffen müßte, die noch dieſe Nacht

vor ſich gehen ſoll. Ein wahrer Deus ex machina iſt herabgefahren, um die Bande zu löſen, die uns an den Haag gefeſſelt hielten. Morgen um zwölf Uhr ſtehen wir auf dem Admiralitätswerft in Amſterdam und ſehen den neuen Triton vom Stapel laufen; kaum bleibt uns ſo viel Zeit, daß wir von jedermann Abſchied nehmen und uns über den Schmerz der allzu frühen Trennung beklagen können.

XXV.

Amſterdam.

In einer Nacht hat ſich unſer Schauplatz ſo ſehr verändert, daß nichts gegenwärtig Vorhandenes eine Spur des geſtrigen in unſerm Gedächtniß weckt. Wir leben in einer andern Welt, mit Menſchen einer andern Art. Wir haben zwei Schauſpiele geſehen, die ich Dir zu ſchildern wünſchte, um Deiner Einbildungskraft den Stoff zu einigen Vorſtellungen von Amſterdam zu liefern. So ſpät es iſt, will ich es noch dieſen Abend verſuchen; die Geſpenſter des Geſehenen ſind noch wach in meinem Kopf und gönnen mir keine Ruhe.

Wir ſtanden auf dem Werft der Admiralität; uns zur Seite ſtand das prächtige Arſenal, ein Quadrat von mehr als zweihundert Fuß, auf achtzehntauſend Pfählen ruhend, und ganz mit Waſſer umfloſſen. Schon waren wir durch ſeine drei Stockwerke geſtiegen und hatten die aufgeſpeicherten Vorräthe für ganze Flotten geſehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier, mit den Zeichen jedes beſondern Kriegsſchiffs, in vielen Kammern die Ankertaue und kleineren Seile, die Schiffblöcke und Segel, das grobe Geſchütz mit ſeinen Munitionen, die Flinten, Piſtolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompaſſe, Flaggen, mit Einem Worte alles, bis auf die geringſten Bedürfniſſe der Ausrüſtung *). Vor uns breitete ſich die unermeßliche

*) Dieſes ganze Gebäude mit allen ſeinen Vorräthen brannte im Jahr 1791 ab, wodurch dem Staat ein Verluſt von etlichen Millionen verurſacht worden iſt.

Waſſerfläche des Hafens aus, und in dämmernder Ferne blinkte der Sand des flachen, jenſeitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken hob ſich der Wald von vielen tauſend Maſtbäumen der Kauffahrer; die Sonnenſtrahlen ſpielten auf ihrem glänzenden Firniß. Am Ufer und nah und fern auf der Rhede lagen theils abgetakelt und ohne Maſten, theils im ſtolzeſten Aufputz mit der Flagge, die im Winde flatterte und dem langen, ſchmalen Wimpel am oberſten Gipfel der Stengen, die größeren und kleineren Schiffe der holländiſchen Seemacht. Wir ehrten das Bewußtſein, womit uns der Hafenmeiſter die ſchwimmenden Schlöſſer zeigte und mit Namen nannte, deren Donner noch zuletzt ſo rühmlich für Holland auf Doggersbank erſcholl. Mit ihm beſtiegen wir den Moritz von vierundſiebenzig Kanonen, ein neues Schiff, das ſchon im Waſſer lag, und ſtaunend durchſuchten wir alle Räume, wandelten umher auf den Verdecken und betrachteten den Wunderbau dieſer ungeheuren Maſchine. Zur Rechten lagen die Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie bis nach der Inſel Oſterburg, wo ihre Werfte ſind. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge, ſammt den kleinen rudernden Booten belebten die Scene. Um uns her auf dem geräumigen Werfte feierten die Tauſende von Kattenburgern*) von ihrer Arbeit; in mehreren großen und kleinen Gruppen ging und ſtand die zehntauſendköpfige Menge von Zuſchauern; ein buntes Gewühl von See- und Landofficieren in ihren Uniformen, von Zimmerleuten in ihrem ſchmutzigen Schifferkoſtume, von müßigen, umhertobenden Knaben, von ehrſamen amſterdamer Bürgern und Frauen, von Fremden endlich, die aus allen Ländern hier zuſammentreffen und einander oft ſo ſehr überraſchen, wie uns hier eben jetzt die Erſcheinung unſeres R. aus Göttingen.

Endlich naht der entſcheidende Augenblick heran. Man ſtellt uns vorn an den Kiel der neuen Fregatte, ſo nah daran, daß der getheerte Bauch über unſeren Köpfen ſchwebt. Völlig ſicher ſtehen wir da und bewundern dieſe Kunſt der Menſchen, die jeden Gedanken von Gefahr entfernt. Könnte das Schiff umwerfen, ſtatt abzulaufen, ſo lägen hier Hunderte von uns zerſchellt. Jetzt werden die Blöcke weggeſchlagen, worauf es noch ruht; jetzt treibt man hinten einen Keil unter, um es dort hö-

*) Die Einwohner der Inſel Kattenburg, worauf die Admiralitätswerfte liegen, ſind mehrentheils Arbeiter in denſelben.

her zu heben; man kappt das Tau, woran es noch befeſtigt war — und nun, als fühlte der ungeheure Körper ein eigenes Leben, nun fängt er an, erſt langſam und unmerklich, bald aber ſchneller ſich zu bewegen; ſchon krachen unter ihm die kleinen, untergelegten Breter, und ſieh! jetzt gleitet er mit immer zunehmender Geſchwindigkeit ins Meer! Tief taucht ſich der Schnabel ein, bis das Waſſer die ganze Maſſe trägt; eben ſo tief verſinkt jetzt wieder das Hintertheil; die Fluthen laufen hoch am Ufer hinauf und die umliegenden Schiffe ſchwanken hin und her. Es jauchzt und frohlockt die Menge der Waghälſe, die auf dem neuen Triton über unſeren Köpfen wegfahren; ſie ſchwenken ihre Hüte und ein lauteres Jubelgeſchrei vom Lande übertönt ihre Stimmen. So hebt ſich himmelan das Herz von ſtolzer Freude über das Wollen und Vollbringen des menſchlichen Geiſtes!

Ich weile noch einen Augenblick auf dieſem Schauplatz der umfaſſendſten Geſchäftigkeit; denn ſie iſt es, der die Stadt und ſelbſt die Republik ihr Daſein und ihre Größe verdanken, und in der Betrachtung dieſes Phänomens werden zugleich die Hauptzüge des Nationalcharakters offenbar. Welches andere Volk in Europa hätte den ausdauernden Muth gehabt, mit Philipp dem Tyrannen, dem mächtigen Beherrſcher beider Indien und ſeinen Nachfolgern den achtzigjährigen Krieg zu führen? Welches Volk hätte nicht in dem unglücklichen Jahr 1672, als Ludwig der Vierzehnte ſchon bis Muiden vorgedrungen war, ich will nicht ſagen, ſich ergeben, ſondern zu zahlen aufgehört? Nur mit ihren durch den Handel erworbenen und concentrirten Kräften, mit ihren vorſichtig aufgehäuften Materialien zum Schiffbau und zur Ausrüſtung ihrer ungeheuren Flotten, konnten die Niederländer ſo lange der vereinigten Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten; allein ohne die freiwillige Einſchränkung auf die erſten Bedürfniſſe des Lebens, dieſe hohe Republikanertugend, die hier wenigſtens in eben dem Maaße raiſonnirt als klimatiſch und körperlich war, hätten ſie zu einem ſolchen langwierigen Wettſtreit weder phyſiſche Kräfte noch Stärke der Seele gehabt. Wahrlich, die Beſonnenheit, die mit unermüdetem Fleiße, mit dem redlichen Beſtreben nach einem Vermögen, welches der Erwerb ihrer eigenen Hände ſei, mit Geſchicklichkeit in den mechaniſchen Künſten und Talent zu ihrer Vervollkommnung, mit Kühnheit auf dem Meere, mit Tapferkeit im Kampfe,

mit Standhaftigkeit in Gefahr, mit Beharren in Widerwärtigkeit, mit Enthaltſamkeit im Ueberfluß und, was über dieſes alles geht, mit unauslöſchlicher Freiheits- und Vaterlandsliebe verbunden iſt — die darf man wohl etwas mehr als bloßes Phlegma nennen!

Alſo nicht dem Auge allein, ſondern auch dem Verſtand erſcheint Amſterdam von der Waſſerſeite in ſeinem höchſten Glanze. Ich ſtelle mich in Gedanken in die Mitte des Hafens und betrachte links und rechts die Gruppen von vielen hundert Schiffen aus allen Gegenden von Europa; ich folge mit einem flüchtigen Blick den Küſten, die ſich nach Alkmaar und Enkhuiſen erſtrecken und auf der andern Seite hin den Buſen des Texels bilden. Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäuſern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleißigen Bienenſchwarmes längs dem unabſehlichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen; die zauberähnliche Bewegung ſo vieler ſegelnden Schiffe und Boote auf dem Süderſee und der raſtloſe Umſchwung der Tauſende von Windmühlen um mich her — welch ein unbeſchreibliches Leben, welche Grenzenloſigkeit in dieſem Anblick! Handel und Schifffahrt umfaſſen und benutzen zu ihren Zwecken ſo manche Wiſſenſchaft; aber dankbar bieten ſie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnſucht ſchuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Phyſik, Aſtronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man ſich um ihre Ausbildung gab; ſie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zuſammen, häufte die Produkte aller verſchiedenen Zonen — und immerfort vermehrte ſich dabei ihr Reichthum von Begriffen; immer ſchneller ward ihr Umlauf, immer ſchärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten Länder; dort verwebte man es in die Maſſe der bereits vorhandenen und angewandten Kenntniſſe, und früher oder ſpäter kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amſtel zurück. — Dies iſt mir der Totaleindruck aller dieſer unendlich mannigfaltigen, zu Einem Ganzen vereinigten Gegenſtände, die vereinzelt und zergliedert ſo klein und unbedeutend erſcheinen. Das Ganze freilich bildet und wirkt ſich ins Daſein aus, ohne daß die Weiſeſten und Geſchäftigſten es ſich träumen ließen; ſie ſind nur kleine

Triebfedern in der Maſchine und nur Stückwerk iſt ihre Arbeit. Das Ganze iſt nur da für die Phantaſie, die es aus einer gewiſſen Entfernung unbefangen beobachtet und die größeren Reſultate mit künſtleriſcher Einheit begabt; die allzu große Nähe des beſonderen Gegenſtandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, ſich concentrirt, verbirgt ihr auch des Ganzen Zuſammenhang und Geſtalt.

Nachmittags machten wir nach unſerer Gewohnheit einen Spaziergang durch die Stadt. Die Ausſicht von der Amſtelbrücke hält den Vergleich mit der Maas bei Rotterdam nicht aus; dagegen ſind die Hauptſtraßen an den großen Kanälen (Heerengraft, Printzengraft, Keyzersgraft u. a. m.) weit länger und breiter als ſelbſt der ſchöne Boompaes, und ihre Häuſer ſind großentheils Paläſte. In einer kleinen Stadt fällt das Gewühl mehr auf, als hier, wo man Raum hat einander auszuweichen; allein es gibt auch in Amſterdam Gegenden, wo man ſich nur mit Mühe durch das Gewimmel in den engen Gaſſen durchdrängen kann. Den ganzen Tag herrſcht überall ein unaufhörliches Getöſe; die unzähligen Equipagen der Bürgermeiſter und Rathsherren, Staatsbeamten, Direktoren der oſtindiſchen Kompagnie, Aerzte und üppig gewordenen Reichen, der ununterbrochene Waarentransport und die deshalb ſo oft aufgezogenen Zugbrücken ſperren den Weg und verurſachen ein beſtändiges Rufen und Geraſſel; vom frühen Morgen an ſchreien Männer und Weiber auf allen Straßen mancherlei Sachen zu verkaufen aus; die Kirchthürme haben Glockenſpiele, und des Abends wandern Leiermänner und ſingende Weiber umher.

Im Rathhauſe, dieſem großen, prächtigen, mit architektoniſchen Zierrathen und Fehlern überhäuften Gebäude, welches gleichwohl einige ſehr ſchöne Säle und Zimmer enthält, ſahen wir unter vielen Gemälden eins von Rembrandt und eins von van Dyk, die als Portraitſammlungen einen hohen Rang behaupten. Es iſt auffallend, wie die beſten Stücke von Bakker, Flinck, van der Helſt, Sandraert und andern guten Malern wegfallen, wenn man den van Dyck geſehen hat. Compoſition iſt indeß in keinem; denn es ſind lauter an einander gedrängte Bildniſſe von bekannten Männern, manchmal vierzig, funfzig und noch mehr auf Einem Gemälde. Die allegoriſchen Schildereien und Bildſäulen, ſowohl im Gerichtsſaal als im großen Bürgerſaal und in der Bürgermeiſterkammer, ſind leider keine

Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die der modernen Allegorie eben nicht zum Ruhm gereicht.

Den Beſchluß unſeres heutigen Tagewerkes machte die holländiſche Komödie. Man gab Mercier's Zoë, ein Drama (Toneelspel) in gereimte Verſe überſetzt. — Wie ich den ganzen Tag auf die phyſiſche Bildung und die Geſichtszüge des Volkes aufmerkſam geweſen war, ſo ließ ich mir auch auf dieſem Sammelplatz der amſterdamer Bürgerwelt die Fortſetzung meiner Beobachtungen angelegen ſein. In der That hält es ſchwer, die charakteriſtiſchen Umriſſe beſtimmt anzugeben, worin das Unterſcheidende der holländiſchen Nationalgeſtalt liegt. Der ganze Körper iſt gewöhnlich ſehr robuſt und man wird ſelten eine Figur von feinen, eleganten Proportionen und zartem Knochenbau gewahr. Das Ueberfütterte aber, das Schlaffe, Abgeſpannte, wodurch die Brabanter uns ſo zuwider wurden, habe ich hier nur als ſeltene Ausnahme bemerkt; gewöhnlich iſt hier alles feſte Faſer und derbes Fleiſch. Der blonde Teint hat die ſtarke Kirſchenröthe der blutreichſten Geſundheit, wobei die Haut nur ſelten ſo zart zu ſein pflegt, wie unſere Weichlinge ſie verlangen und unſere Mädchen, dieſem Geſchmacke zu gefallen, ſie ſich wünſchen und durch tauſend fruchtloſe Künſte zu ſchaffen ſuchen. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen einen feſten, kalten Blick. Lange Naſen und gerade Profile ſind nicht ungewöhnlich und die Mundwinkel laufen ſelten ſcharf zu, ſondern bleiben gutmüthig breit, womit zuweilen ein Ausdruck von Beſchränktheit verbunden iſt. Wie verſchieden aber auch der Schnitt der Lippen ſei (denn es gibt deren, die allerdings ſonderbar geſchnitten ſind und zumal unter dem Pöbel etwas Keckes, oft auch etwas Hartes verrathen), ſo ſcheint mir doch um den Mund und an dem Halſe das allgemeine phyſiognoſtiſche Wahrzeichen, welches die Holländer kenntlich machen kann, am deutlichſten ausgeprägt. Ohne Scherz, ich glaube daß die Theile, welche die Sprache bilden, wieder von ihr und für ſie gebildet werden, und die hieſige ganz eigene vokalenreiche Mundart, mit ihren vielen breiten Doppellauten, ihren Gurgeltönen und ihrem weichen Geziſch, ertheilt der Kehle, der Zunge, den Mundmuskeln, Halsmuskeln und Wangen die eigenthümliche Bewegung, die mit der Zeit auf die Geſtalt dieſer Theile wirkt. Man hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung ſchon eher gemacht, daß die republikaniſche Verfaſſung den Sitten und

zugleich dem Ausdruck der Geſichtszüge etwas Einförmiges gibt; ich finde hier das Phänomen beſtätigt, was es auch für eine Bewandtniß mit der Urſache haben mag. Indeß herrſcht doch in den hieſigen Phyſiognomien ein beſtimmter Charakter, der mit der Erziehung und Lebensweiſe, mit der Denkungsart und der Ausbildung im engſten Verhältniſſe ſteht. Man ſage nicht, weil überall nur eine kleine Anzahl von Begriffen unter den geringeren Volksklaſſen in Umlauf kommt, daß es gleichviel ſei, worin dieſe beſtehen und von welcher Art ſie ſein mögen. Die überwiegende Stärke, womit hier gewiſſe moraliſche Grundſätze auf die Handlungen des großen Haufens einfließen, die ebenfalls in Gefühl übergegangenen Ideen von Freiheit, die davon unzertrennliche Selbſtachtung und die gefürchtete Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung oder der allgemeinen Stimme des Publikums, wirken, nebſt vielen anderen Urſachen, um dieſe Menſchen auf eine Stufe der Humanität zu heben, welche vielleicht von anderen Völkern mit glänzenderen Eigenſchaften nicht immer erreicht wird und über den Standpunkt der faden Racen unendlich erhaben iſt, die, gegen den Sporn der Ehre und der Schande unempfindlich, ihre Leere und moraliſche Nullität nur mit dem Firniß der Nachahmung und eines aberwitzigen Leichtſinnes übertünchen. Es iſt wahr, man vermißt hier ziemlich allgemein jene leichte, ſpielende Flamme des Geiſtes, die aus dem Sterne der Augen leuchtet, im Aufſchlag der Wimper proteusähnlich ſich verändert, in den feinen Fältchen der Stirne lauſcht und des Mundes gedankenreiche Stille umgaukelt; jenen leiſen Lebensathem, der alles durchhaucht, jene Empfindung, die nur empfunden werden kann, jenen Blitz, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet und in die Feuerkette des Gedankens knüpft! Hier iſt der Geiſt in der Maſſe gebunden und mit ihr verkörpert; roh, ſchwerfällig und einſeitig iſt der Volksſinn, aber nicht ohne Originalität und Energie. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die ſelbſtzufriedene Behaglichkeit, gewinnt oft das Anſehen von kalter Unempfindlichkeit; die langſame bedächtige Gleichmüthigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten; das entſchiedene Wollen geht über in Starrſinn und die nüchterne Sparſamkeit in Habſucht und Geiz. Solche Karrikaturen dringen ſich durch ihre eckigen Züge dem Gedächtniß am leichteſten auf und darüber vergißt nicht ſelten der Beobachter die Tugenden anzumerken, aus denen ſie entſpringen.

Dieſe unvollkommenen Entwürfe ſind von den geringeren und mittleren Volksklaſſen entlehnt, aus denen im holländiſchen Theater der größte Theil der Zuſchauer beſteht. Was reich iſt und vornehm thut, beſucht die franzöſiſche oder auch die deutſche Truppe. Eine ſo unpatriotiſche Lauigkeit gegen die vaterländiſche Bühne hat die natürlichen Folgen der Vernachläſſigung gehabt und dieſes Schauſpiel zu einer plumpen Volksbeluſtigung herabgewürdigt. Die einzige Entſchuldigung, die man vorbringen könnte, liegt in dem Dilemma: ob es beſſer ſei, dem Volke auf die Gefahr ſeiner Sittlichkeit, etwas mehr äſthetiſches Gefühl einzuflößen, oder ihm mit ſeiner Unmanierlichkeit ſeinen feſt ausgeſprochenen Charakter zu laſſen? Die ungebildete Sinnlichkeit bedarf jederzeit eines kräftigen Stachels, womit ſie aufgeregt und gekitzelt werden muß; es gehören in der That nicht nur geſunde, ſondern auch dicke Nerven dazu, um das Gebrüll und Geheul der hieſigen Schauſpieler zu ertragen und ſo fürchterlich zu beklatſchen. In meinem Leben habe ich nichts Entſetzlicheres als ihre Deklamation gehört. Deklamation war es vom Anfang bis zum Ende des Stückes, ohne einen Moment von wahrem Ausdruck der Empfindung, ohne einen Zug von Natur — und dennoch war augenſcheinlich dieſes Geplärr ein Kunſtwerk, deſſen Erlernung den Schauſpielern unglaubliche Anſtrengung gekoſtet haben muß, ehe ſie ihre brutale Vollkommenheit darin erlangten. In der Sprache liegt wenigſtens Eine Veranlaſſung, wiewohl gewiß keine Rechtfertigung dieſer beleidigenden Art des dramatiſchen Vortrages; die häufigen, ſtets wiederkehrenden Vokale und Doppellaute (a, aa, ae, ai, o, au, oo, ou, ow u. ſ. f.) verurſachen eine Monotonie, welcher man nicht anders abzuhelfen wußte, als vermittelſt einer Modulation, die in lauter Diſſonanzen forthüpft; ein Ohr, das Harmonie gewohnt iſt, hat dabei völlig die Empfindung, wie wenn mit der größten Wuth ein Contrebaß unaufhörlich geſtimmt wird. Die Mimik entſprach genau dieſer Deklamation. Wären die holländiſchen Schauſpieler ſo ehrlich, wie die Kamtſchadalen, die ohne Hehl die Bären für ihre Tanzmeiſter erkennen, ſo würden ſie geſtehen, daß ſie von den Windmühlen geſtikuliren gelernt haben. Ihre Arme waren unaufhörlich in der Luft und die Hände flatterten mit einem krampfhaften Zittern und ausgeſpreizten Fingern in einer Diagonallinie vor dem Körper vorbei. Die Stellung der Herren ließ mich oft beſorgen, daß ein heftiges Bauchgrimmen ſie

plagte; ſo bog ſich mit eingekniffenem Unterleib der ganze obere Theil des Körpers vorwärts, indeß die Arme ſenkrecht, den Schenkeln parallel, herabhingen. Geriethen ſie aber in Affekt, ſo warfen ſie ſich auf den erſten beſten, der ihnen nahe ſtand, gleichviel von welchem Geſchlecht; und hatten ſie etwas zu bitten, ſo wälzten ſie ſich im Staube, umfaßten — nicht die Kniee — ſondern die Waden und Knöchel und berührten faſt mit der Stirne die Erde. Die Heldin des Stückes ſtieg auch wieder einmal eben ſo mit dem Kopf und den Händen, in beſtimmten Tempo's, an den Beinen und Schenkeln ihres Vaters hinan, bis bald in ſeine Umarmung; unglücklicher Weiſe konnten ſie damals noch nicht einig werden und er ſtieß ſie endlich mit beiden Händen zur Erde, daß ſie wie ein Sack liegen blieb. Dieſe Schauſpielerin beſaß gleichwohl noch die meiſte Kunſt und, wenn ich das Wort nicht entweihe, ſogar einigen Sinn für die Kunſt; allein ſie blieb doch mit den Andern auf Einen Ton geſtimmt. Sie hatte eine hübſche Figur und wußte ſie vortheilhaft zu zeigen; ihre Stimme, wie ich faſt durchgehends an den Holländerinnen bemerke, war ein tiefer Tenor. Die Mannsperſonen hatten, nach holländiſcher Sitte, den Hut beſtändig auf dem Kopf, welches jedoch im Parterre weit unerträglicher als auf der Bühne war. Von der Feinheit des Betragens im Parterre ließe ſich ein artiger Nachtrag zum Grobianus ſchreiben; ein unaufhörliches Plaudern war das geringſte, worüber ein Fremder hier in Erſtaunen gerathen konnte. Die unbequeme Einrichtung der Sitze veranlaßt manchen Auftritt, der anderwärts genau wie eine Indecenz ausſehen würde; denn an Gefälligkeit und Achtung, die ohne perſönliche Rückſicht ihrem Geſchlecht erzeigt werden müßte, dürfen die hieſigen Frauenzimmer nicht denken.

Ich habe über dieſe Erinnerungen an die mannigfaltigen Auftritte, die wir heute mit angeſehen, nicht daran gedacht, Dir zu erzählen, wie wir hergekommen ſind; Du wirſt es nicht mehr ſo wunderbar finden, daß ich hier ſchon in die dritte Stunde ſchreibe, wenn Du erfährſt, daß wir die vorige Nacht ganz ruhig geſchlafen haben, während der Genius dieſes waſſerreichen Landes, in Geſtalt eines wackern Schiffers, uns ſanft vom Haag nach Harlem führte. Der Graf B. von R. hatte uns die prächtige Jacht verſchafft, die den Bürgermeiſtern vom Haag gehört. Wir fanden beim Einſteigen zwei ſaubere Betten, mit

allem verſehen, was die verwöhnteſten Sinne von Eleganz und Bequemlichkeit verlangen können. Kaum hatten wir uns ausgekleidet (es war gleich nach Mitternacht), ſo ertönte überall in den Gebüſchen längs dem Kanal das Lied der Nachtigallen und ſang uns in den Schlaf. Am folgenden Morgen erwachten wir eben, indem die Barke bei Hartekamp vorbeifuhr, jenem Garten des reichen Clifford, wo der große Linné ſich ſo manche botaniſche Kenntniſſe erwarb. Es koſtete einen Wink, ſo ließ unſer Palinurus die Betten verſchwinden. Wir blickten auf die umliegende Gegend durch zehn Fenſter, deren jedes in einer überaus großen Scheibe von prächtigem, geſchliffenem Spiegelglaſe beſtand und faſt ſchien ſie uns dadurch einen beſondern Grad von Anmuth zu erhalten. Der Morgen hatte Thränen im Auge; doch kamen auch Sonnenblicke und beleuchteten die Wieſen und Triften, die Dünen, die Meierhöfe und die Luſtgärten, zwiſchen denen wir mit unmerklicher Bewegung hinſchlüpften. An den Ufern bald auf dieſer, bald auf jener Seite lagen ruhig wiederkäuend die ſchönen niederländiſchen Kühe. Schon zeigten ſich die Thürme von Harlem, als der Capitain auf einem zierlichen Bord von Mahagoni das ſilberne Theegeſchirr der Herren Bürgermeiſter hereinbrachte; nie hat man wollüſtiger auf weich gepolſterten Sitzen im Angeſicht einer lachenden Landſchaft gefrühſtückt. Vor den Thoren von Harlem ſtand, unſrer harrend, ein ſchönes Kabriolet, mit ein paar unvergleichlichen Harttrabern beſpannt; denn B— wollte nichts zur Hälfte gethan haben. Wir verließen alſo unſern lieblichen Käfig und fuhren oder flogen zwei Stunden lang auf einem vortrefflichen Wege. Von Zeit zu Zeit ſahen wir Leute mit Schaufeln ſtehen, womit ſie die faſt unmerklichen Fahrgeleiſe zuwarfen; andere ſchöpften Waſſer aus dem Kanal und beſpritzten den Weg, damit der wenige Staub ſich legte. So eilten wir längs dem harlemer Meer bis an den Punkt, wo nichts als der Straßendamm es von dem größeren Y ſcheidet. Auf dieſer Stelle hat die Ausſicht eine erhabene Größe; beide Gewäſſer ſind von ſo weitem Umfange, daß man ihre entfernten Grenzen am Horizont nicht erkennen kann; man glaubt auf einem kleinen Eiland im unermeßlichen Meere zu ſtehen. Indeß näherten wir uns dem geſchäftigen, volk- und geldreichen Amſterdam; eine Menge Windmühlen zeichneten uns am Horizont ſeinen Umfang vor; in einer katho-

liſchen Stadt von dieſer Größe hätten hundert Kirchen mit ihren ſtolzen Thürmen den Anblick aus der Ferne verſchönert. — Aus der Ferne.

XXVI.

Amſterdam.

In dem entnervenden Klima von Indien gewöhnen ſich die europäiſchen Eroberer nur gar zu leicht an aſiatiſche, weichliche Ueppigkeit und Pracht. Treibt ſie hernach das unruhige Gefühl, womit ſie dort vergebens Glück und Zufriedenheit ſuchten, mit ihrem Golde wieder nach Europa zurück, ſo verpflanzen ſie die orientaliſchen Sitten in ihr Vaterland. Man ſträubt ſich zwar in Republiken eine Zeit lang gegen die Einführung des Luxus; allein der übermäßige Reichthum bringt ihn unfehlbar in ſeinem Gefolge. Wenn gleich nüchterne Enthaltſamkeit mehrere Generationen hindurch die Erſparniſſe des Fleißes vervielfältigte, ſo kommt doch zuletzt das aufgehäufte Kapital an einen lachenden Erben, der über die Beſorgniß hinaus, es nur vermindern zu können, die Forderungen der Gewinnſucht mit der Befriedigung ſeiner Sinne reimen lernt. Unglücklicherweiſe pflegt dieſer Aufwand ſelten anders als barbariſch und geſchmacklos zu ſein, da der Sinn des Schönen, wodurch der Luxus allein erträglich wird, eine frühzeitige Bildung vorausſetzt, die dem Sohne eines kargen Reichen nicht zu Theil werden kann. Von dieſer Seite hat die Emſigkeit, wovon man hier ſo viele Beiſpiele ſieht, der das Sammeln, ſtatt bloßes Mittel zu bleiben, alleiniger engherziger Zweck geworden iſt, etwas Empörendes; man erkennt an ihr zu deutlich den Uebergang einer vereinzelten, tugendhaften Gewohnheit durch ihr Extrem in das verwandte Laſter, die Metamorphoſe der ſchönen, edeln Sparſamkeit in niedrigen, verächtlichen Geiz. In dieſer traurigen Abgeſtorbenheit, die alle Verhältniſſe des Menſchen, bis auf das eine mit ſeinem Mammon, gänzlich vernichtet, geht nicht nur die Möglichkeit der individuellen Ausbildung verloren, ſondern auch die Erziehung des künftigen Beſitzers wird ſo ſehr vernachläſſigt oder verſchroben, daß, wenn Temperament und Beiſpiel ihn in der Folge zum Praſſer

machen, ſein Mißbrauch der ererbten Schätze genau ſo unmoraliſch bleibt, wie es des Vaters Nichtgebrauch derſelben war.

Ich mache dieſe Betrachtung, indem ich erwäge, welche unzählige Verbindungen von nie vorherzuſehenden Urſachen zur Entſtehung eines Volkscharakters mitwirken können, und wie ſehr man Unrecht hat, den ſpäten Enkeln eine Schuld beizumeſſen oder auch ein Lob zu ertheilen, wovon der Grund vor Jahrhunderten in einer nothwendigen Verkettung der Umſtände gelegt worden iſt. Die Widerwärtigkeiten, womit die Holländer in früheren Zeiten zu kämpfen hatten, ſtärkten in ihnen den hartnäckigen Geiſt der Unabhängigkeit. Ihre Freiheitsliebe führte ſie zu großen Aufopferungen; ihre Enthaltſamkeit ward ihnen zur andern Natur. Indeß alle Nationen Europens bereits einer Ueppigkeit fröhnten, die gleich einer anſteckenden Seuche weder Geſchlecht, noch Alter, noch Stand verſchonte, blieben ſie allein unangefochten von ihrem verführeriſchen Reiz, in rauher, unzierlicher, republikaniſcher Einfalt. Aber ihr Muth, der ihnen das reiche Batavia ſchenkte, ihr Handelsfleiß, dem alles Gold von Aſien und Europa in der Hand zurückblieb, ihre Sparſamkeit ſelbſt, die ihnen wehrte, die geſammelten Schätze wieder zu zerſtreuen, bereiteten die jetzige Anwendung derſelben vor. Jetzt befinden ſich die Holländer in der Lage aller ſpät reifenden Völker; indem ſie aus jenem vegetirenden Leben erwachen, ſehen ſie ihre Vorgänger in der Laufbahn des Genuſſes als Muſter an, denen ſie mit verdoppelten Schritten, oder vielmehr mit einem Sprunge, nacheilen wollen, und dieſe unglückliche Nachahmung ſtört ſie in dem ruhigen Gange der ihnen angeeigneten Entwickelung.

Dem phyſiſchen und klimatiſchen Naturell der Holländer, wie ihrem beſonnenen Gemüthscharakter, ziemte die äußerſte Simplicität; ihre Kultur durfte ſich nie von dieſer Grundlage entfernen; ſie mußte lediglich darauf gerichtet ſein, dem Einfachen Eleganz und Größe beizugeſellen. Der bunte, kleinliche Luxus der Mode, der glatte Firniß herzloſer Sitten, die wortreiche Leere der Ideen des Tages, ſtehen ihnen wie erborgte Kleider. Witz, Laune und Geiſt können unſere Aufmerkſamkeit von dieſen Mißverhältniſſen des Welttons abziehen; ihr munteres Spiel kann wenigſtens auf einige Augenblicke ergötzen, wenn ſchon nicht entſchädigen für den Mangel an Schönheit und Harmonie; franzöſiſche Leichtigkeit endlich, ſcheint zu dieſem Flitterſtaate zu paſſen,

wie Schmetterlingsflügel zum Schmelz der brennendſten Farbenkontraſte. Bei anderen Nationen können zwar dieſe flüchtigen Blüthen des franzöſiſchen Charakters als einzelne Erſcheinungen hervorſproſſen; ſie gehören aber nie zu dem ſpecifiſchen Gepräge, womit die Natur und das Schickſal ſie von einander ausgezeichnet haben. Allen deutſchen und nordiſchen Völkern (faſt möchte ich auch die Engländer mit einſchließen) macht daher ihre Organiſation und ihre ganze Geiſtesanlage einen edlern Ernſt und eine überlegte Einheit des Betragens zur natürlichen Pflicht; jede Abweichung von dieſer Norm beſtraft ſich ſelbſt durch die davon unzertrennliche Lächerlichkeit, die niemanden ſo komiſch auffällt, wie dem leichtſinnigen Volke, deſſen Tracht und Manieren man ungeſchickt nachahmen will. Selten wird ein Franzoſe ſich die Zeit nehmen, den eigenthümlichen Werth des deutſchen, holländiſchen und engliſchen Nationalcharakters auszuforſchen und anzuerkennen; kein Wunder alſo, wenn ihm auf den erſten Blick die meiſten fremden Geſellſchaften eine Aehnlichkeit mit einem abderitiſchen Maskenball zu verrathen ſcheinen, wo niemand Talent und Verſatilität genug beſitzt, um dem gewählten Charakter gemäß ſeine Rolle zu ſpielen, ſondern jeder treuherzig den ganzen Scherz darin ſucht, hinter einer bedeutenden Larve ein Schafsgeſicht zu verſtecken.

Es iſt nicht etwa eine neue Ketzerei, die ich da predige; von allem unſerm Beginnen gilt die Regel, daß eigene Empfindung ſich damit gleichſam identificiren muß, um es mit einer gewißen Würde zu ſtempeln. Die Religion ſelbſt iſt eben darum ſo tief herabgeſunken, weil ſie bei den meiſten Menſchen als ein blos überkommenes Erbſtück im Gedächtniß haftet und nicht bis ins Herz und aus dem Herzen wieder, als eine ſchöne Blume der individuellen Menſchheit an das Licht gedrungen iſt. Die Wiſſenſchaften werden verächtlich in dem Munde des Lehrers, der ſie mechaniſch erlernte, um ſie mechaniſch herzuleiern. Die Formeln des geſitteten Umgangs ekeln uns an, wenn kein Gefühl des Schicklichen, keine wahre Achtung für die eigene und die fremde Moralität ſie länger würzt, ob ſie gleich urſprünglich daraus entſtanden. Der nachgeahmte Luxus, der nicht mit originellem Kunſtſinn bezeichnet iſt, kann eben ſo wenig einen angenehmen Eindruck machen, wie jene Papageien- und Pudelkünſte; er erſcheint nie an ſeiner rechten Stelle, und bleibt dort immer fremd, wo man ihn nicht erfand. Ich trete nur an

den Putztiſch des Frauenzimmers, um mir noch einen Belag zu dieſer Wahrheit zu holen. Unſere Kleidermoden entlehnen wir von Frankreich; allein wer dieſes Land je betreten hat, wird mir bekennen müſſen, daß ihre Extravaganz und Unnatürlichkeit dort lange nicht ſo unerträglich ſcheinen, wie außerhalb ſeiner Grenzen. Wie wenig Sinn für das ächte Einfachſchöne der Natur man immer den Franzöſinnen zugeſtehen mag — einen Sinn für das Paſſende und Gefällige des Anzugs wird man ihnen ſchwerlich abſtreiten können. Sie ſind gleichſam eins mit ihrem Putz, und die Erfindung des Tages erhält unter ihren Händen das richtige Verhältniß zu ihren perſönlichen Reizen. Wenn hingegen eine fremde Tracht zu ihren Nachbarinnen herüberkommt, bringt ſie faſt immer das empörende Schauſpiel einer unbedingten Nachahmung zuwege; im Theater, in den Aſſembleen, in den Concert- und Tanzſälen ſieht man nur lebendige Puppen, die ohne die mindeſte Rückſicht auf ihren verſchiedenen Körperbau und ihre Geſichtszüge, mit völlig gleichförmigem Putz behangen ſind.

Dieſer Kontraſt zwiſchen der erborgten Kleidung und der Geſtalt ſowie dem Charakter des Frauenzimmers, ſcheint mir hier noch auffallender als bei uns zu ſein und zuweilen an Karikatur zu grenzen. Wir haben die ſchöne Welt von Amſterdam im franzöſiſchen Theater verſammelt geſehen, welches hier auf Subſcription von einigen der vornehmſten Häuſer unterhalten wird, und wo niemand Zutritt haben kann, der nicht von den Theilnehmern Billets bekommt. Der Unterſchied der Sitten zwiſchen dieſem Publicum und jenem in dem holländiſchen Schauſpielhauſe zeigte ſchon, daß hier die erleſenſte Geſellſchaft verſammelt war. Alle Mannsperſonen waren ſauber gekleidet, zum Theil reich geputzt, und niemand ließ es ſich einfallen, den Hut aufzuſetzen. Unter den Damen zeigte ſich manches hübſche Geſicht, dem nur etwas von jener allgemeineren Belebung fehlte, die eine zarte, rege Empfänglichkeit verräth. In Amſterdam mag wohl nicht der Geiſt auf den Waſſern ſchweben; er ſchwebte nicht einmal in dem Wald von Strauß- und Hahnenfedern, nicht in den Bändern, nicht in den Halstüchern, worin ſich dieſe ſchöne Nixen, wie in Wolken, hüllten. Ihre Schuld iſt es indeß auch nicht, wenn ſich überall der Ixion findet, der die Wolke für Juno ſelbſt anſieht.

Zum Abſtich laß Dir eine Erſcheinung einer andern Art

beſchreiben: ein Mädchen, jung und ſchön, mit einem Teint von Lilien und Roſen, Lippen von Korall, geſunden ſchönen Zähnen und feinen, regelmäßigen Zügen des kleinen mediceiſchen Kopfes; kurz, ein Geſchöpf, als hätt' es Prometheus geſchaffen — und ſeinen geſtohlenen Feuerfunken mocht' es auch ſchon empfinden. Ihr Haar verbarg ſie unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drei längliche, gebogene, goldene Spangen von getriebener Arbeit, die ſich durch ihre Elaſticität feſt anſchloſſen, ſchien dieſe Kappe am Geſicht feſtzuhalten; die eine ging über die Stirn hin und drückte ſich nicht weit von linken Schlafe ein; die beiden andern lagen über den Ohren und knippen die vollen Wangen. In den Ohrläppchen hingen kleine viereckige Zierrathen von Metall, wie kleine Vorhängeſchlöſſer, und über beiden Schläfen, an den Augen hinab, ſpielten feine, ſpiralförmig gewundene Schlängelchen von Silberdrath. Um den Hals ging eine dicke Schnur von rothen Korallen, vorn mit einem goldenen Schloſſe. Eine unförmliche Juppe von Kattun mit langen, abſtehenden Schößen und an den Aermeln einem kleinen, zuſammengenähten Flügel; ſodann die häßlichen, bauſchigen Unterröcke und ein Paar Pantoffeln ohne Hackenſtücke dazu, vollendeten den ganzen Anzug. Nicht wahr? man muß außerordentlich ſchön ſein, um es in dieſem Wildenſchmuck noch zu bleiben? Wäre dieſe Dirne einem Reiſenden in Oſt- oder Weſtindien begegnet, ſo hätte er ihren barbariſchen Kopfputz einer Abbildung werth geachtet und über das Ungeheure und Abentheuerliche im Geſchmack der ungebildeten Völker lang und breit diſſerirt; denn wir bedenken nie, wie ähnlich wir den Wilden ſind, und geben dieſen Namen ſehr uneigentlich allem, was in einem andern Welttheile nicht pariſiſch gekleidet iſt. In Alkmaar und Enkhuiſen, und überhaupt in Nordholland, iſt die Tracht dieſes Mädchens allgemein üblich. Wir ſahen ſie in dem durch Peter den Großen ſo berühmt gewordenen Sardam, wo ſonſt die Weiber über die gewöhnliche holländiſche Kleidung mit ſchwarz ſeidenen Nonnenkappen erſcheinen, die hinten und vorn den Hals und die Schultern bedecken und wunderhäßlich ausſehen.

Sardam oder Zaandam, wie es ſonſt eigentlich heißt, verdient ſo wenig wie der Haag ein Dorf genannt werden; es iſt ein großer Flecken, der allmälig zur Größe einer Stadt herangewachſen iſt und ſeine eigene Regierung hat. Die Einwohner ſind auch nichts weniger als Bauern, wofür man ſie gewöhn-

ſich auszugeben pflegt, ſondern reiche Kapitaliſten, Schiffbaumeiſter, Handwerker aller Art und Arbeiter in den unzähligen Fabriken, Werften und Mühlen. Der Ort iſt überaus niedlich und reinlich; faſt ein jedes Haus mit ſeinem Gärtchen iſt eine Inſel und wird von einem Kanal umfloſſen. Da indeß das Waſſer in dieſen Kanälen jederzeit mehr oder weniger ſtockt, ſo halte ich die Luft hier keinesweges für geſund. Die Straßen ſind äußerſt ſauber und regelmäßig mit kleinen Backſteinen gepflaſtert; es iſt aber deſſen ungeachtet von der übertriebenen Reinlichkeit keine Spur, worin, wie man uns verſichert hatte, Sardam mit dem ſchönen Dorfe Broeck übereinkommen ſoll. Broeck wird von reichen Kaufleuten aus Amſterdam bewohnt, die dort der ländlichen Ruhe genießen und nur — noch täglich auf der Börſe erſcheinen. So ein holländiſcher Alfius hat alſo, wie Du ſiehſt, noch über den römiſchen zu raffiniren gewußt und verbindet das Landleben mit dem Aktienhandel, da Horaz dem ſeinigen nur die Wahl läßt:

jamjam futurus rusticus,
omnem relegit Idibus pecuniam;
quaerit Calendis ponere.

Dort ſoll man wirklich die Schuhe ausziehen müſſen, ehe man durch die Hinterthür in den Tempel der holländiſchen Reinlichkeit eingelaſſen wird; dort ſind die Häuſer und die Bäume mit bunten Farben bemalt; die Eigenthümer ſelbſt genießen die altmodigen Herrlichkeiten nicht, die ſie dort angehäuft haben, und — ſonderbar genug! — ſie wiſſen nicht einmal von jenem Genuſſe der Oſtentation, die ſo gern mit ihren Schätzen prunkt; das Bewußtſein, ſich einen ſolchen Raritätenkaſten erbaut zu haben, genügt ihnen ſo vollkommen, daß ein Fremder ſelten Erlaubniß erhalten kann, ſeine Neugier darin zu befriedigen. Um ſie her herrſcht eine Todtenſtille; kein lebendiges Geſchöpf darf ſich dem Dorfe nähern, aus Furcht, es zu verunreinigen; alle Thüren ſind verſchloſſen, die koſtbaren Vorhänge tief herabgeſenkt, und nichts regt ſich, außer dem Wucherer, der im verborgenſten Kämmerchen in ſeinem Golde ſcharrt.

Wir nehmen dieſe Beſchreibung auf Treu und Glauben; denn es bleibt uns keine Zeit übrig, uns durch eigene Erfahrung von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. In Sardam, wie geſagt, geht es mit Menſchen und Thieren ſo natürlich zu, wie in der übrigen Welt. Die Häuſer ſind nach Maßgabe der Be-

wohner ſehr verſchieden; ich habe ſehr ärmliche, hölzerne Hütten und große ſteinerne Häuſer geſehen; breite Straßen und enge Gäßchen; einfache und mit Farben angeſtrichene Bäume, und einen Wald; oder, mit dem Ritter von la Mancha zu reden, eine Armee von beinahe zweitauſend Windmühlen, worin alles, was nur durch dieſe Vorrichtung bereitet werden kann, bis zur Ueberſättigung der Wißbegierde fabricirt wird. Der Schiffbau iſt noch jetzt ein wichtiger Zweig der hieſigen Betriebſamkeit, wiewohl er ſeit einiger Zeit ſehr abgenommen hat. Die Einwohner, oder eigentlich der Pöbel von Sardam, beſteht großentheils aus ſo genannten Patrioten, die ſich während der letzten Unruhen geweigert haben, für die Prinzlichgeſinnten zu arbeiten und jetzt zur Strafe von dieſen keine Arbeit bekommen. Das Häuschen, wo der Schöpfer der ruſſiſchen Deſpotie gewohnt hat, iſt winzig klein und mit einem ärmlichen Hausrath verſehen. Seine Schlafſtelle iſt in der Wand angebracht, und ich glaube nicht, daß ſeine lange Figur darin hat ausgeſtreckt liegen können. Man zeigt den Fremden ſein éloge historique, franzöſiſch gedruckt, ſein Bildniß in Kupferſtich, das jemand aus Paris hierher geſchenkt hat, und eine kleine goldene Denkmünze, etwa funfzehn Dukaten ſchwer, ein Geſchenk der jetzigen ruſſiſchen Kaiſerin. Es iſt merkwürdig genug, daß dieſer außerordentliche Mann gerade das aus ſeinem Staate gemacht hat, was er hat machen können und wollen. Eine andere Frage iſt wohl, ob es nicht zu wünſchen wäre, er hätte etwas anderes gewollt und gekonnt? Rußland hat nun eine Marine — aber hat es auch Sitten? Damals war vielleicht ſo etwas zu verſuchen; jetzt dürfte ſelbſt Peters große Nachfolgerin die Aufgabe nicht mehr ausführbar finden; denn die feine Verderbniß der neueſten Kultur, auf den rohen Stamm der Barbarei geimpft, iſt nur ein Hinderniß mehr. —

Wenn auf der einen Seite die Verminderung des holländiſchen Handels die Stockung des Geldumlaufs, die Einführung des Luxus und die Erſchlaffung der vaterländiſchen Sitten ein trauriges Bild der Vergänglichkeit menſchlicher Einrichtungen und des unausbleiblichen Verfalls der Reiche im Gemüth des Beobachters zurücklaſſen; ſo gibt es doch auch Gegenſtände in Amſterdam, die zu erfreulicheren Betrachtungen Anlaß geben und den Zeitpunkt der gänzlichen Auflöſung ſo weit in die dunkle Zukunft hinauszurücken ſcheinen, daß die Einbidungskraft wieder

Feld gewinnt, ſich noch ein blühendes Zeitalter der Republik, wenn auch nicht in politiſcher Hinſicht, ſo doch mit Beziehung auf die Privatglückſeligkeit der Einwohner, als Reſultat einer höheren Kultur und eines geläuterten Geſchmackes, mit friſchen Farben auszumalen. An Mitteln zur Erreichung dieſes Endzweckes wird es nicht fehlen, wenn auch der Handel noch ungleich größere Einſchränkungen leiden ſollte; die Zinſen der bereits angelegten Kapitalien ſind faſt allein hinreichend, die Einwohner zu ernähren. Im Jahre 1781 hatten ſie nicht weniger als achthundert Millionen Gulden in Europa ausgeliehen. Die ungleich größeren Summen, die im Waarenhandel oder in den koſtbaren Anlagen unzähliger Fabriken ſich verintereſſiren, die Fonds, womit die Wallfiſch- und Heringsfiſchereien betrieben werden, die der oſt- und weſtindiſchen Compagnie, die eigenen Staatsſchulden der vereinigten Niederlande, endlich der Ertrag des Erdreichs, wovon ich nur beiſpielsweiſe anführen will, daß Nordholland allein auf den drei Märkten von Alkmaar, Hoorn und Purmerend, in einem Durchſchnitt von ſieben Jahren, jährlich an Käſe vierzehn Millionen Pfund verkauft hat — machen zuſammen eine Maſſe von Reichthum aus, wobei es den Niederländern, und ſollte ſich ihre Anzahl auch auf drittehalb Millionen belaufen, um ihre Exiſtenz nicht bange werden kann.

Es fällt aber auch in die Augen, daß ſeit einigen Jahren die Wiſſenſchaften und Künſte in Holland und insbeſondere in Amſterdam merkliche Fortſchritte gemacht und von den reichen Kaufleuten außerordentliche Unterſtützung genoſſen haben. Die öffentliche Lehranſtalt, das ſogenannte Athenäum, welches ſeit anderthalb Jahrhunderten mit verdienſtvollen Männern beſetzt geweſen iſt und dem Staate manchen vortrefflichen Kopf gezogen hat, zeichnet ſich noch gegenwärtig ſowohl durch ſeine nützlichen Inſtitute, als durch geſchickte Lehrer in allen Fächern aus. Das ſchöne anatomiſche Kabinet, welches Hovius ſammelte, ſteht jetzt unter der Aufſicht des gelehrten Profeſſors Bonn. Der botaniſche Garten, wo ehedem Commelin die Wiſſenſchaft ſo ſehr bereicherte, iſt gegenwärtig dem nicht minder berühmten Burmann anvertraut, der ſein thätiges Leben gänzlich der Erhaltung ſeiner Mitbürger weiht und vom frühen Morgen an bis in die Nacht, die einzige Stunde des Mittagseſſens ausgenommen, ſeine Kranken beſucht. Dies iſt das Loos aller hieſigen Aerzte von einigem Ruf und insbeſondere des als Phyſiker ſo allgemein geſchätzten

Dr. Deiman, dem man die neuerlichen pneumatiſch=elektriſchen Experimente verdankt. Die ungeſunde Lage von Amſterdam und die ſtarke Bevölkerung kommen zuſammen, um die Zahl der Kranken, zumal in den Sommermonaten, hier ſo ſtark heranwachſen zu laſſen, daß ein Arzt, der ſehr en vogue iſt, mehrmal im Tage Pferde wechſeln muß. Unter den Gelehrten, die wir hier kennen lernten, nenne ich mit wahrer Achtung einen Wyttenbach, deſſen philologiſche Verdienſte man auch bei uns und in England zu ſchätzen weiß, einen Nieuwland, deſſen Beſcheidenheit noch größer iſt als das auszeichnende Genie, womit er ſich ſelbſt zum Mathematiker und Sternkundigen gebildet hat, endlich den würdigen Cras, der mit der Jurisprudenz eine ſo ausgebreitete als gründliche Beleſenheit in vielen andern Zweigen der Literatur, eine allgemeine, humane Theilnahme an allem, was unſerer Gattung frommen kann mit dem gebildetſten Ton, und wahre Gaſtfreundſchaft mit dem Wohlſtand, der ſie möglich macht, ohne Anmaßung verbindet. Ich könnte Dir noch den wackern Hieronymus de Bos rühmen, dem die ernſthaften Beſchäftigungen eines Geheimſchreibers (Clerk) der ſechsunddreißig Rathsherrn den feinen Sinn für römiſche Dichtkunſt nicht benommen haben; ich könnte lange bei dem wunderſchönen Kabinet des Schatzmeiſters der oſtindiſchen Compagnie, Herrn Temminck, verweilen und Dir die unnachahmliche, anderwärts noch nie erreichte Vollkommenheit in der Kunſt die Vögel auszuſtopfen, anſchaulich zu machen ſuchen; ich könnte Dir die Menge und Schönheit der neuen Gattungen von Vögeln rühmen, womit der edle Sonderling, le Vaillant, dieſe Sammlung ſeines erſten Wohlthäters und Beſchützers bereichert hat; allein es iſt Zeit, daß ich noch mit einigen Zeilen eines Inſtituts erwähne, welches vielleicht nur in Amſterdam ſo ſchnell entſtehen und zur Reife gedeihen konnte — ich meine das prachtvolle Felix meritis *).

Vor ein paar Jahren hatten einige der reichſten Einwohner von Amſterdam den Gedanken, für die wiſſenſchaftliche Bildung und die Erweckung des Kunſtſinnes unter ihren Mitbürgern zu ſorgen. Jene Leere, welche dem Kaufmann nach vollbrachter Arbeit in ſeinen Nebenſtunden bleibt, ſollte nun ausgefüllt und

*) Der Sinnſpruch, der die Intereſſenten dieſes Unternehmens vereinigte und womit ſie auf das Glück anſpielten, welches wiſſenſchaftliche Verdienſte gewähren, iſt zugleich der Name des Inſtituts geworden.

ſein Kopf mit Ideen bereichert werden, die zum Glück des Lebens ſo viel mehr als todte Schätze beitragen können und um deren Erwerb die vorige Generation ſich gleichwohl ſo wenig bekümmert hatte, daß auch die jetzige ihren Mangel noch nicht hinlänglich fühlte. Die Beſchaffenheit des Unterrichtes ſollte zu gleicher Zeit für das Bedürfniß des ſchönen Geſchlechts berechnet ſein, und indem man dieſer empfänglicheren Hälfte unſerer Gattung die Quellen der Erkenntniß eröffnete, glaubte man mit Recht auf eine dreifache Art für die Männer zu ſorgen, theils durch Erweckung eines edeln Wetteifers zwiſchen beiden Geſchlechtern, theils weil man ihrem häuslichen Glücke durch die Vervollkommnung ihrer Gattinnen und Töchter zu vernünftigen und wohlunterrichteten Geſellſchafterinnen einen weſentlichen Zuwachs verſchaffte, theils aber auch indem man die erſten Erzieherinnen der künftigen Generation mit zweckmäßigen Kenntniſſen ausrüſtete und ihre Urtheilskraft ſchärfte und übte. Man umfaßte die ganze Maſſe der Belehrung, deren man zu dürfen glaubte, in den fünf Klaſſen der Philoſophie, Mathematik, der ſchönen Wiſſenſchaften, der Tonkunſt und der Zeichenkunſt. Zur Philoſophie rechnete man Naturkunde, Phyſik und Chemie, ſowie zur Mathematik noch die Sternkunde. Die Ausführung dieſes Planes war dem Umfange und der Beſtimmung deſſelben, ſowie der Stadt und des Publikums würdig. Eine Million Gulden — ich ſage noch einmal: eine Million Gulden! — wurden zuſammengeſchoſſen, und an der Heerengraft, der vornehmſten Straße in der Stadt, erhob ſich ein prächtiger Bau, durchaus zu dieſem Endzweck eingerichtet, an deſſen Fronton der Sinnſpruch der Geſellſchaft: Felix meritis, in großen goldenen Buchſtaben prangt. Jede Klaſſe hat hier ihre eigenen Säle und Zimmer, ihre Inſtrumente und anderweitigen Erforderniſſe. Der Concertſaal iſt eine ſchöne Rotunde, die beinahe neunhundert Menſchen enthalten kann und wo das Orcheſter nebſt den Oefen und Luftzügen dem Baumeiſter vorzüglich Ehre macht. Der Saal, wo man nach lebendigen Modellen zeichnet, hat ebenfalls eine zweckmäßige Einrichtung und Beleuchtung. Das phyſikaliſche Kabinet und die Sternwarte im oberſten Stock waren noch nicht fertig; überall aber herrſchte Vollſtändigkeit, Eleganz und reiner Geſchmack. Die gelehrten Mitglieder bezeigen ihren Eifer durch die Vorleſungen, die ſie zur Belehrung der anderen halten. Einen ſchöneren Bund der Menſchen als dieſen kann man ſich nicht denken, wo

jeder in die gemeinſchaftliche Maſſe bringt, was er auf ſeinem Wege fand, es ſei nun Gold oder Wiſſenſchaft. Die Anzahl der Intereſſenten ſoll ſich gegenwärtig beinahe auf eintauſend belaufen.

Wie ungeduldig oder wie ſpöttiſch würde man bei dieſer Erzählung in vielen Geſellſchaften fragen, ob denn dieſes Inſtitut gar keine Mängel habe? Es iſt ſo leicht, indem man tadelt, einige Kenntniſſe geltend zu machen, daß man gewöhnlich zuerſt an allen Dingen das Fehlerhafte hervorſucht und darüber oft ihre weſentlichen Vorzüge vergißt; recenſiren und tadeln ſind daher im Wörterbuche manches jungen Gelehrten vollkommene Synonymen. Ich gebe zu, daß eine ſtrenge Prüfung auch hier verſchiedene Gebrechen entdecken würde; allein ich kann mir jetzt den Genuß nicht ſchmälern laſſen, den ein ſo lebhafter Enthuſiasmus für das Gute gewährt. Man nannte uns einige demokratiſch geſinnte Kaufleute als die Hauptſtützen dieſes Unternehmens. Die heitere Ausſicht in die Zukunft, welche dieſe Anwendung ihrer Kapitalien ihnen eröffnet, ſollte ihnen das traurige Andenken an ihre mißlungenen politiſchen Plane aus dem Sinne ſchlagen helfen. Es kann nun gleichgelten, welche Partei das Recht auf ihrer Seite hatte: das erſte Bedürfniß des Staates iſt Aufhellung der Begriffe und Läuterung des Geſchmackes; denn nur auf dieſem Wege wird ein richtiges Urtheil über das wahre Intereſſe des Bürgers möglich. Unwiſſenheit iſt der große allgemeine Unterdrücker aller geſellſchaftlichen Verträge, und dieſen zu ſtürzen durch ſanfte, wohlthätige Verbreitung des Lichtes der Vernunft, iſt fürwahr die edelſte Rache.

Reine Vaterlandsliebe kann überall nur das Eigenthum einer geringen Anzahl von Auserwählten ſein und in unſeren Zeiten, wo auf der einen Seite blinde Anhänglichkeit an altes Herkommen, auf der andern tiefes Sittenverderbniß und vermeſſene Neuerungsſucht herrſchen, wäre es kein Wunder, wenn dieſe erhabene Tugend beinahe gänzlich ausgeſtorben ſchiene. Der Kampf des unvernünftigen Vorurtheils mit aufgeblaſenem Halbwiſſen bringt überall der wahren Bildung der Nationen mehr Schaden als Gewinn, und hält die Menſchheit vom Ziele ihrer Vervollkommnung entfernt. Ohne die zarteſte Reizbarkeit des moraliſchen Gefühls kann die Entwickelung der übrigen Geiſteskräfte genau ſo gefährlich werden, als ihre Vernachläſſigung es bis dahin geweſen iſt; die Ertödtung aber jenes Gefühls, dieſe

unverzeihliche Sünde des religiöſen und politiſchen Deſpotismus, der die Menſchheit in den Ketten der mechaniſchen Gewöhnung gefangen hält, bereitet jene furchtbaren Zerrüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortſchritte im Denken unzertrennlich ſind. In Holland hält die Orthodoxie gebunden, was die freiere Staatsverfaſſung vor weltlicher Uebermacht beſchützte. Natürlicherweiſe ging daher das Beſtreben der wenigen redlich geſinnten Patrioten auf die Befreiung des Volkes vom ſchweren Joche der Meinungen; ſie wünſchten den Einfluß der orthodoxen Geiſtlichkeit zu vermindern und den Zeloten unter ihnen Schranken zu ſetzen. Allein dieſen uneigennützigen Charakter konnte die Partei nicht beibehalten, ſobald ſie das Süße der Herrſcherrolle gekoſtet hatte; um die Oberhand, um das Ruder im Staate, galt der Kampf, und eine Ariſtokratie wollte die andere vertreiben. Im Taumel des Sieges hätte man die Stimme der Mäßigung nicht gehört und manchen willkürlichen Schritt gethan, die Herrſchaft der Vernunft zu erweitern, die gleichwohl nur über freiwillige Untergebene gebieten kann. Der Hof kannte die Macht der Geiſtlichkeit über die Majorität der Gemüther; er wußte ſich dieſe Stütze zu ſichern und gab dadurch einen Beweis von Regentenklugheit, den man nur deshalb weniger achtet, weil er nicht ungewöhnlich iſt. Thörichter kann in der That kaum eine Forderung ſein als dieſe, die man jetzt ſo oft machen hört, daß in einem Zeitpunkte, wo Eigennutz und Privatintereſſe mehr als jemals die Götter des Erdenrundes geworden ſind, gerade die Fürſten der Lieblingsneigung des menſchlichen Herzens, der Herrſchſucht und den Mitteln, wodurch ſie ihrer Befriedigung ſicher bleiben, freiwillig entſagen ſollen.

Die Vernunft der Wenigen, die ein Herz ſie zu wärmen hatten, iſt auch hier zu der edeln Reife gediehen, die ſich ſelbſt genügt, ſtill und ruhig wirkt, auf Hoffnung ſäet und mit Vertrauen harrt. In ſchwächeren Köpfen gährt und brauſt der Reichthum neuer und heller Begriffe mit den ungezähmten Leidenſchaften und gebiert rieſenhafte Entwürfe, wilde Schwärmerei, ungeduldigen Eifer. Das Volk iſt nirgends, mithin auch hier nicht, reif zu einer dauerhaften Revolution, weder der kirchlichen noch der politiſchen Verfaſſung; überall fehlt das Organ, wodurch der Geiſt der Gährung in daſſelbe übergehen, ſich mit ihm verbinden und eine gemeinſchaftliche, vorbereitende Stimmung bewirken ſoll; überall ſcheitern die Verſuche, ſowohl der namenloſen

Ehrgeizigen, als der größten Menſchen, eine neue Ordnuug der Dinge einzuführen. In Holland herrſcht noch die intolerante Synode von Dordrecht, und ein Hoffſtede darf ungeſtraft verfolgen, verurtheilen und verfluchen. Selbſt in England wagt es die geſetzgebende Macht nicht mehr, ſeit Gordon's Aufruhr zu Gunſten der bedrückten Religionsparteien etwas zu unternehmen. Was Friedrich der Große und Joſeph der Zweite in ihren Staaten der Vernunft einräumen wollten, wird entweder von ihren Nachfolgern vorſichtig zurückgenommen oder von ihren Unterthanen ungeſtüm vernichtet. Hier müſſen allmälig Religionsedikte und Katechismusvorſchriften erſcheinen; dort (in Brabant) wiegelt der Clerus das Volk zur Empörung auf und uſurpirt die Rechte des Regenten. In Italien verſinkt die Synode von Piſtoja in ihr voriges Nichts; am Rhein wird an Joſeph's Sterbetage die Emſer Punktation zerriſſen. Spanien und Portugal ſchlafen noch den Todesſchlaf der betäubten Vernunft, und ob in Frankreich die Heiligkeit der Hierarchie verſinken wird vor der größern Heiligkeit des Staatskredits, liegt noch vom Schleier der Zukunft tief verhüllt. Dieſe allgemeine Uebereinſtimmung iſt nicht das Werk des Zufalls: eine allgemeine Urſache bringt ſie hervor; und warum wollten wir der Politik den Sinn abſprechen, die Zeichen der Zeit zu erkennen? Warum wollten wir von der Weisheit der Kabinette verlangen, daß ſie eher das unmündige Menſchengeſchlecht ſich ſelbſt überlaſſen ſollte, als jene unverkennbare Majeſtät der Wahrheit hervorleuchtet, gegen welche die Willkür ohnmächtig und ihr Widerſtand eitel iſt?

Eine ganz andere Frage iſt es aber, ob die herrſchende Partei in allen Ländern und von allen Sekten weiſe handelt, ihre Uebermacht noch jetzt in ihrem äußerſten Umfange geltend zu machen, oder ob es nicht räthlicher wäre, zu einer Zeit, wo ſie noch mit guter Art Conceſſionen machen kann, dem Genius der Vernunft ein Opfer zu bringen? Es ſei die Bewegung, die einmal entſtanden iſt, auch noch ſo ſchwach, ſo iſt ſie doch durch keine Macht mehr vertilgbar. Vom Druck erhalten Parteien und Sekten ihre Spannkraft; der Widerſtand erhärtet ihren Sinn, die Abſonderung gibt ihnen Einſeitigkeit und Strenge; Mißhandlung macht ſie ehrwürdig; ihre Standhaftigkeit im Leiden flößt Enthuſiasmus für ſie ein; ihre Kräfte, extenſiver Wirkſamkeit beraubt, wirken in ihnen ſelbſt ſubjektive, romantiſche Tugend. Alsdann bricht plötzlich ihr Feuer unauf-

haltſam hervor und verzehrt alles, was ſich ihm widerſetzt. Die Revolutionen, welche gewaltſamer Druck veranlaßt, ſind heftige, ſchnelle, von Grund aus umwälzende Krämpfe, wie in der äußern Natur, ſo im Menſchen. Es iſt unmöglich, dem Zeitpunkte einer ſolchen Veränderung zu entgehen; allein ihn weit hinaus zu rücken, bleibt das Werk menſchlicher Klugheit, welche die Gemüther durch Nachgiebigkeit beſänftigt und, wo ſie nicht überreden kann, wenigſtens den Zwiſt vermeidet, der die unausbleibliche Folge einer unbilligen Behandlung der Andersgeſinnten iſt.

Die in Holland wieder hergeſtellte Ruhe hat unläugbare wohlthätige Folgen für ſeine innere und äußere Betriebſamkeit hervorgebracht; man hat einem zerrüttenden Bürgerkriege vorgebeugt, deſſen Ausgang ungewiß war, der aber in dem jetzigen Zeitpunkte, wo England ohnehin ſchon allen Aktivhandel an ſich reißt, unheilbare Wunden geſchlagen hätte. Wie ſehr iſt es nicht bei dieſer guten Wendung der Sache zu bedauern, daß die ſiegende Partei keine Schonung kannte, ſondern ſich vielmehr für berechtigt hielt, die beleidigte zu ſpielen und die Hälfte der Nation für ihre — Meinungen zu beſtrafen! Meinungen, in ſo gleichen Schaalen gewogen, daß eine Nation ſich ihrentwegen in zwei beinahe gleich ſtarke Hälften theilt, können ohne Ungerechtigkeit keiner von beiden zum Verbrechen gedeutet werden. Man hatte nun einmal auf beiden Seiten das Schwert gezogen für etwas — wie chimäriſch es immer ſei — was man für Freiheit hielt. Beſiegt zu werden und den Irrthum eingeſtehen zu müſſen, iſt unter ſolchen Umſtänden ſchon Strafe genug; hier eine deſto empfindlichere Strafe, je gewiſſer die beſiegte Partei durch ihre entſchiedene Mehrheit ihren Endzweck zu erreichen hoffen durfte, wenn eine fremde Dazwiſchenkunft nicht der Schaale gegen ſie den Ausſchlag gegeben hätte. Allein die Rachſucht der Sieger hat in Holland dreihundert der angeſehenſten Familien zu einer freiwilligen Verbannung aus ihrem Vaterlande gezwungen; fünfhundert andere hat die Entſetzung von den Aemtern, die ſie bisher bekleideten zu Grunde gerichtet. In Friesland geht die Verbitterung noch ungleich weiter und die häufigen Confiscationen, wären ſie auch nur Wiedervergeltungen für den von den Patrioten zuvor verübten Mißbrauch ihrer Uebermacht, erhalten doch dadurch, daß ſie nach geſchloſſenem Frieden gleichſam mit kaltem Blute vorgenommen werden, einen gehäſſigeren

Anſtrich. Auch iſt das Feuer, das vorhin aufloderte, noch keinesweges gedämpft; es glimmt überall unter der Aſche und wird durch jede neue Mißhandlung der Patrioten genährt. Das Andenken an empfangene Beleidigungen iſt im Buſen des Niederländers beinahe unvertilgbar; der tiefe, mit ihm alternde Groll iſt von ſeinem Charakter unzertrennlich und, wie ſchon Andere mit Recht erinnert haben, in ſeiner ganzen Organiſation gegründet. So tief wird ſchwerlich ein anderer Europäer gekränkt, wie man einen Holländer kränken kann. Dieſe Kränkungen ſind die unzerſtörbaren Keime einer neuen Revolution, die nach einem Jahrhundert vielleicht erſt reifen wird; allein auch alsdann noch wird die Rache den Kindern der Unterdrückten zurufen: „man ſchonte eurer Väter nicht!“

XXVII.

Helvoetſluis.

In wenigen Stunden gehen wir zu Schiffe; aus dem Fenſter, wo ich ſchreibe, kann ich unſer Packetboot liegen und ſich durch ſeinen ſchlankeren Bau von den kleinen holländiſchen Fahrzeugen auszeichnen ſehn. Während daß die Reiſegeſellſchaft ſich hier verſammelt, will ich unſere Abſchiedsbemerkungen über Holland, auf der Fahrt von Amſterdam hierher, ſo im Fluge aufzeichnen, wie wir ſie im Fluge angeſtellt haben.

In Amſterdam wie im Haag nahte die Abſchiedsſtunde zu früh für unſere Wünſche heran. Kaum hatten wir die Hälfte der Merkwürdigkeiten beſehen, welche man in dieſer großen Stadt den Fremden zu zeigen pflegt, kaum fingen wir an, eine Menge der intereſſanteſten Bekanntſchaften zu machen, ſo erwachte der Maimorgen, auf den unſere Abreiſe unwiderruflich feſtgeſetzt war. Von allen Regeln, deren Beobachtung dem Reiſenden oft unmöglich wird, iſt keine ſo leicht übertreten, als dieſe gewiſſenhafte Eintheilung der Zeit, und keine, wobei die Standhaftigkeit der Entſchlüſſe ſich ſelbſt beſſer belohnt. Wir fuhren um fünf Uhr Morgens mit der Barke nach Harlem. Hier war unſer erſter Gang zum Landhauſe des in allen Welttheilen bekannten Herrn

Henry Hope, der uns in Amſterdam den Erlaubnißſchein dazu gegeben hatte, einen Talisman, ohne welchen man in Holland ſelten ein Privathaus beſehen darf. Ein angenehmer Spaziergang durch ein Gehölz führte uns bis an das Gebäude, deſſen Aeußeres weniger verſpricht, als man im Innern findet. Die winkelige Form verräth noch den ſeltſamen Geſchmack des ehemaligen Beſitzers, und das feuchte Klima löſt unaufhörlich den Gipsüberzug ab, womit die Mauern beworfen ſind. Inwendig fällt ſogleich eine prächtige Treppe vom ſchönſten, weißen Marmor ins Auge, die in der That alle Forderungen der Kunſt befriedigt. Die Zimmer ſind ſehr reich meublirt und mit Zierathen faſt überladen. Ein Parquet von koſtbaren oſt- und weſtindiſchen Hölzern und Kamine von gelbem, pariſchem Marmor verriethen uns den königlichen Reichthum des Beſitzers. Auf einigen großen Tiſchen ahmte der feinſte Lackfirniß den pariſchen Marmor ſo vollkommen nach, daß wir mit den Augen allein den Unterſchied nicht entdeckt hätten.

Drei prächtige Säle, die größtentheils von obenher erleuchtet werden, bilden eine Gemäldegalerie, die wir eigentlich zu ſehen hergekommen waren, und die uns dennoch ſehr überraſchte. Die Stücke ſind nicht nur zahlreich und erleſen, ſondern auch großentheils aus der italieniſchen Schule. Zwar kann nicht Alles in einer ſo großen Sammlung von gleicher Vortrefflichkeit ſein; Mannigfaltigkeit gehört zu einer Galerie, und um einen Künſtlernamen mehr darin nennen zu können, räumt man oft einem Bilde einen Platz ein, das die Forderungen des Kenners und des Malers befriedigt, wenn es auch den Kunſtliebhaber gleichgültig läßt. Indeſſen bleibt immer ſo viel zu bewundern, daß Du bei den folgenden Anzeichnungen wohl inne werden wirſt, welch' ein Feſt der Augen und des innern Sinnes ich in einem Lande genoß, wo ich ſeit langer Zeit nur flämmiſche und holländiſche Kunſtwerke geſehen hatte.

Im erſten Zimmer ruhte ich vor allem auf drei großen Landſchaften des großen Pouſſin, den ſchönſten, die ich noch von ihm geſehen hatte. Sein ſo gänzlich von dem ſanften Claude verſchiedener Styl, das Rieſenhafte, Einfache und Erhabene ſeiner Phantaſie, war dunkel genug, um ſich mit ihr zu vertiefen, und doch klar und göttlich genug, um ſich nie ganz zu verlieren! Das Blau des Ultramarins, welches in dem einen Stück zu ſehr hervorſticht, gibt ihm jetzt eine Härte und etwas

Trocknes, womit es ſicherlich nicht aus der Hand des Meiſters kam.

Von einem ganz verſchiedenen Werth, doch in ihrer Art auch trefflich behandelt, iſt Backhuiſen's Ausſicht von Rotterdam und der Maas, mit herrlichen Wellen und Schiffen und einem meiſterhaften Effekt des zwiſchen trüben Wolken hervorbrechenden Lichtes. In einem paar von Rubens ſkizzirten Landſchaften herrſcht ſein wildes Feuer; die Menſchen und Thiere darin ſind übrigens unförmlich, und von der Ausführung läßt ſich gar nicht ſprechen. Seine Ehebrecherin im Tempel, ein großes Knieſtück, hat das Verdienſt, welches man ſeinen guten Werken nicht abſprechen kann, Ausdruck und Wahrheit in den Köpfen, aber ein livides Kolorit und viel häßliche Natur.

Im zweiten Zimmer fand ich eine Suſanna von — oder nach — Dominichino, ſehr friſch und wohlbehalten, von jener in Düſſeldorf ganz verſchieden, aber nichts edler gedacht; eine fleiſchige, rubenſiſche Dirne, ohne alle Jungfräulichkeit. Es iſt wahr, dieſe Maſſe von Fleiſch und Blut ſcheint zu leben, und die Maler glauben oft, man dürfe weiter nichts an ſie fordern. Iſt es denn gleichviel, ob Gibbon und Schiller eine Geſchichte erzählen oder der Zeitungsſchreiber? Arioſt und Wieland oder Grecour?

Wie reich iſt dagegen für die Empfindung und den Verſtand dieſe ſchöne, einzelne Figur, die ſtehend oder wankend, ihren rechten Arm auf einem Kiſſen ruhen und das göttliche Haupt voll Leiden und Liebe zurückſinken läßt! Ihr Auge bricht von einem brennendern Schmerz als dem des Schlangenbiſſes an ihrer Bruſt. Sie ſteht da in vollendetem Ebenmaß, in unverbeſſerlichen Umriſſen, ein Weſen höherer Art. Eine andere Stellung konnte ſie nicht wählen; dieſe reine, zwangloſe Grazie, dieſe einfach wahre Natur iſt edel und ſchön zugleich. Sie iſt ganz unverhüllt, ein wenig marmorn von Subſtanz und Farbe; doch was iſt Farbe gegen Form, und was iſt Bekleidung gegen Blöße, wenn dieſe Form ſie heiligt? Malen für den denkenden Geiſt und malen für den thieriſchen Sinn, Zampieri's Suſanna und Guido's Kleopatra ſchaffen — wem das einerlei ſein kann, wer wohl lieber dort zugreifen, als hier von Seele zu Seele empfinden mag — den wollen wir doch freundlich bitten, an dieſer heiligen Magdalena unſeres Guido ſchnell vorüber zu gehen. Es iſt eine ganze ſitzende Figur in Lebensgröße, mit einem Kopf,

der ſchöner wird, je länger man ihn anſieht. Im Kolorit iſt der Künſtler hier ungewöhnlich glücklich geweſen; der ganze milde Farbenton des Stückes iſt gut gewählt. Dieſe Geſtalt mußte drappirt werden, denn ſie hat ſinnlichen Reiz; der zart unterſcheidende Meiſter empfand dieſes Geſetz der höheren Kunſt; nur iſt das Gewand nicht glücklich geworfen. Im Geſicht iſt alles ausgedruckt, was man von einer reuevollen Magdalena erwartet; doch wird es nicht durch Leidenſchaft entſtellt, wodurch die Stümper in der Malerei gewöhnlich den Affekt bezeichnen müſſen. Für die Menge der Beobachter geht der zartere Ausdruck des Seelenzuſtandes gänzlich verloren; ſie merken nicht, daß man traurig iſt, wenn man nicht heult und ſchluchzt oder ſich wüthend zur Erde niederwirft; ſie kennen keine Freude, ohne das Grinzen des Satyrs, und ſo geht es durch alle Modificationen des Gemüthes. — Mit Vergnügen betrachtete ich hier noch einen ſchönen Engelskopf von Guido, und damit ich alle ſeine Bilder zuſammenſtelle, im dritten Zimmer einen koloſſaliſchen Chriſtuskopf, mit einem Adel angethan, den nur das Studium der Antike geben konnte, und ein wunderſchönes, ſchlafendes Kind im Arm der Mutter, die ſo ganz liebende Mutter iſt.

Der Eid des Brutus bei Lukreziens entſeeltem Körper, von Hamilton, hat richtige Zeichnung und ſchöne Farbengebung; das weiche Fleiſch des eben erſt durchbohrten Leichnams iſt gut gehalten; das Ganze, wie ſolche Geſchichten, wenn nicht der höhere Genius der Malerei hinzukommt, immer behandelt zu werden pflegen, eine kalte Deklamation. Carlo Maratti's ſchlafende Venus verdiente wohl ein gutes Wort. Es iſt nicht möglich, einen ſchönern, weiblichen Kopf zu bilden, und ſchön iſt auch die ganze Geſtalt, ſodaß der Adonis gänzlich vor ihr verſchwindet. Männliche Schönheit glückt überhaupt den Künſtlern ſeltner, vielleicht weil ſie wirklich ſeltner iſt. Winkelmann würde ſagen, die vollkommenſte Form muß auch die ſeltenſte ſein. Das Kolorit dieſes Stückes hat übrigens etwas gelitten; ein Unfall, der auch einer Venus mit dem Amor, von Tizian, widerfahren iſt. Schöner iſt von dieſem Meiſter die Tochter Cymon's erhalten, die ihren alten Vater im Gefängniß aus ihren Brüſten tränkt; leider iſt dieſe Geſchichte kein ſchicklicher Gegenſtand für die Malerei. In der Nähe hängt ein kleines Bruſtbild einer Lukrezie, die ſich erſticht; ſie iſt nicht ſchön, ſie iſt nicht edel, mit einem Worte: es iſt die wahre Lukrezie nicht; aber ſie lebt und erſticht

ſich. An dem Buſen dieſes Weibes ſollten ſich die Maler blind ſtudiren, bis ſie von Tizian lernten, wo Natur und Wahrheit ſich ſcheiden von Manier.

Der ſterbende Gladiator mit einem Antinouskopfe, der wild aufblickt, mit offenem Munde, und den linken Arm hinter ſich ausſtreckt, iſt eine ſchöne, rieſenhafte Figur, deren Härte übrigens trotz dem dunkelbraunen Kolorit ihr marmornes Urbild verräth. Ich hätte es nicht errathen, daß dieſes aus Antiken zuſammengeſetzte Bild einen Johannes in der Wüſte vorſtellen ſoll, und möchte den großen Caracci gern gefragt haben, was nun ein ſolches Machwerk zum Johannes charakteriſirt? Bei einem andern großen, gräßlichen Gemälde, das den Herkules und Kakus vorſtellen ſoll, müßte ich eine ähnliche Frage an den Künſtler thun. Vom Kakus ſieht man den blutenden Hinterkopf, nicht das Geſicht; woher ſoll man erfahren, ob er ein Böſewicht iſt, der ſein Schickſal verdient? Kein Zug auf Herkules' Geſicht bezeichnet den Rächer der beleidigten Menſchheit. Was unterſcheidet hier den Halbgott von einem Banditen? Ich ſehe nur einen wilden Kerl, der mit beiden Händen eine Keule über dem Kopfe ſchwingt, um einem Unglücklichen, dem er den Fuß in den Nacken ſetzt, den letzten Streich zu geben. Wahrlich, wenn ich Heldenthaten verrichtet hätte, ich würde mir Meiſter Annibal's Biographie verbitten.

Der alte Perin del Vaga gefällt mir beſſer in ſeiner santa famiglia; das ſchönſte Kind küßt eine holde, gute, ſanft duldende Mutter; Eliſabeth iſt alt, aber nicht widrig, und der kleine Johannes von untergeordneter Schönheit. Welch ein Abſtich dieſes Bildes aus der älteſten italieniſchen Kunſtepoche, gegen die geſchmackloſen, hölzernen Gruppen der erſten niederländiſchen Künſtler! — Hier iſt übrigens noch eine Madonna mit dem Kinde, angeblich von Raphael.

Zwei Landſchaften von Claude le Lorrain vereinigen mit ägyptiſchen und orientaliſchen Gebäuden ſeine Wärme, ſeinen Reichthum, ſeine Klarheit und ſein Vermögen für die Phantaſie des Zuſchauers zu malen. Das eine Stück, wo Pharao's Tochter den kleinen Moſes findet, iſt köſtlich; das andere aber noch vortrefflicher. Die Palläſte ſind wahre Feenpalläſte.

Ein koloſſaliſcher Mannskopf, von Mengs, mit einem Ausdruck von heftigem Schmerz im offenem Munde, iſt brav gemalt, aber kalt. Ich eile weg von ein paar großen Bildern,

welche die Venus bei dem erſchlagenen Adonis vorſtellen ſollen. Was nur die Venus des Treviſano an ihrem getödteten Freunde ſo ängſtlich zu unterſuchen haben kann? Die von Paul Veroneſe ſcheint aus einem amſterdamer Müſiko entlaufen zu ſein.

Zum Beſchluſſe noch ein erotiſches Gedicht. Amor ſpielt mit einer reizenden Nymphe, die ihr Geſicht zur Hälfte mit der Hand verbirgt, aber den lieben, ſchalkhaften Blick des ſchönen Glanzauges ſo hervorſtrahlen läßt, wie Sonnenſtrahlen hinter dem Wolkenſaum. Hingegoſſen iſt die ganze Figur, Grazie ihre Stellung und all ihr Regen. Das Gewand, woran Amor zupft, iſt nymphenhaft, phantaſtiſch und von den Charitinnen angelegt. Ein Kolorit, ſo friſch wie von der Staffelei! Das loſe Mädchen erröthet nicht blos auf der Wange. Im Graſe vor ihr hebt ein buntes Schlängelchen den Kopf in die Höhe: latet anguis in herba! Eine feine Allegorie und deſto unnachahmlicher, weil der Zuſchauer ſchon ſie denkt, ehe er noch den Wink des Künſtlers gewahr wird. Dieſes Gemälde iſt modern; aber ſeines Platzes unter den Werken des italieniſchen Pinſels würdig. Es iſt von Sir Joſhua Reynolds.

Wir ſpazierten hierauf in die Gegend, wo die berühmten harlemer Blumengärten liegen. Wohl mag es wahr ſein, daß der Wind ganze Tagereiſen weit die würzhaften Wohlgerüche des glücklichen Arabiens den Schiffenden im Ocean zuführt, da wir in dieſem nördlichen Klima ſchon von fern den Duft der Hyacinthen und Aurikeln verſpürten. Es war ein warmer Vormittag; die Sonne ſchien am heitern Himmel und in ihrem Lichte bewunderten wir die Farben der Natur, deren Pracht und Glanz alle Nachahmung und allen Ausdruck ſo weit überſteigen. Wir überſahen die ganze Fläche eines großen Blumengartens, wo Tulpen von verſchiedenen Farben in langen Beeten mit einander abwechſelten und ein ſtreifiges Band von Feuerfarb, Citronengelb, Schneeweiß, Karminroth und vielen andern Schattirungen darſtellten. Die minder glänzende Hyacinthenflor befriedigte das Auge faſt noch mehr bei einer nähern Unterſuchung der Größe, Zahl und Geſtalt ihrer Glocken und ihrer mannigfaltigen Farbenſtufung. Wie man ſonſt einen zu großen Werth auf dieſen Zweig der Gartenkunſt legte, ſo wird er jetzt beinahe zu ſehr verachtet. Es iſt doch keine Kleinigkeit daß der Menſch die Weſen der Natur modificiren kann, ohne ſie blos zu verunſtalten! Das ehemalige Aktienſpiel, wozu die ſeltenen Tulpen-

zwiebeln nur die eingebildete Veranlaſſung oder eigentlich nur die Form und Einkleidung hergaben, hat gänzlich aufgehört.

Jetzt wollen wir noch die typographiſchen Inſtrumente in Augenſchein nehmen, womit man hier vor der Erfindung der beweglichen Lettern druckte; allein der jetzige Eigenthümer des Koſter'ſchen Apparats, Herr Enſchede, war entweder nicht zu Hauſe, oder ließ ſich verläugnen. Nach Tiſche beſuchten wir das ſogenannte Teyleriſche Inſtitut. Peter Teyler van der Hulſt, ein reicher Kaufmann, der in ſeinem Leben keine beſondere Neigung für die Wiſſenſchaften geäußert hatte vermachte ſein ganzes Vermögen den Armen und der Phyſik. Zu dieſem doppelten Endzweck haben die Curatoren des Vermächtniſſes beinahe hunderttauſend Gulden jährlicher Einkünfte zu verwenden. Wir ſahen die Bibliothek, eine Kupferſtichſammlung, einen unvergleichlichen Apparat von phyſikaliſchen Inſtrumenten und ein bereits ſehr anſehnliches und prächtiges Naturalienkabinet. Die große Elektriſirmaſchine, die in ihrer Art einzig iſt, kennt man aus dem trefflichen Bericht des Dr. van Marum, der über das Kabinet die Aufſicht führt. Sie ſteht in einem großen, mit Geſchmack dekorirten Saal, und ihre Scheiben haben gegen ſechs Fuß im Durchmeſſer. Mit ſolchen Werkzeugen laſſen ſich Erſcheinungen hervorrufen, die bei jedem ſchwächern Apparat unmöglich ſind. Die Anwendung der Elektricität auf die Schmelzung und Verkalchung der Metalle und auf die Scheidung der Luftarten liefert hiervon mehr als einen Beweis, und mit der Zeit, wenn wir dem Himmel ſeine Geheimniſſe nicht ablernen, wozu es freilich nicht viel Anſchein hat, werden unſere Wiſſenſchaften doch überall den Punkt genauer treffen, wo das Sinnliche in das Ueberſinnliche, das Materielle in das Immaterielle, Effekt in Urſache und Kraft übergeht. Die neueſten Verſuche die Herr van Marum hier angeſtellt hat, liefern den Beweis, daß eine gänzliche Beraubung der Reizbarkeit mit der Tödtung der Thiere durch den Blitz allemal verbunden iſt. Der Aal, zum Beiſpiel, deſſen abgeſonderte Stücke, wenn man ihn zerſchnitten hat, ſich nach langer Zeit noch krümmen und bewegen, blieb ſteif und an allen Theilen unregſam, durch welche der tödtende Strahl ſeinen Weg genommen hatte.

Die Adminiſtratoren dieſes Vermächtniſſes könnten ohne Zweifel, wenn wahrer Eifer um die Wiſſenſchaft ſie beſeelte, noch weit größere Ausgaben in dem Geiſte des Stifters beſtreiten,

ohne Beſorgniß, ſich von Mitteln entblößt zu ſehen, oder auch nur die jährlichen Zinſen des ungeheuren Kapitals zu erſchöpfen. Allein die Verſuchung bei einer ſolchen Geldmaſſe iſt zu groß zum Vermehren und Anhäufen, als daß man ihr widerſtehen könnte; wenn aber einmal ein Fond zu einer disproportionirten Größe herangewachſen iſt, wer ſichert ihn dann vor jener räuberiſchen Staatsnothwendigkeit, der in einem Augenblicke des öffentlichen Mißkredits alle Bedenklichkeiten weichen müſſen? Hatte nicht die Univerſität Leiden bereits eine halbe Million erſpart, womit ſie während der neulichen Unruhen den Entſchluß faßte, ein neues akademiſches Gebäude zu errichten? Würde der Großpenſionar van Bleiswyk dieſen der Univerſität ſo unentbehrlich gewordenen Bau nicht durchgeſetzt haben, wenn er aus dem Schiffbruche ſeines Einfluſſes bei dem Siege der oraniſchen Partei mehr als den bloßen Ehrentitel eines Curators gerettet hätte? Jene ungeheure Contribution von achtzig Millionen verſchlang die kleinen Erſparniſſe der Wiſſenſchaften, und keine Stimme klagt in Europa über dieſen — mehr als Kirchenraub. Wie darf man es wagen, nach einer ſolchen That noch von den eingezogenen Gütern müßiger Prälaten und Mönche in Frankreich zu ſprechen?

Zuletzt führte uns Herr van Marum, der uns ſehr freundſchaftlich aufnahm, auch in das Naturalienkabinet der harlemer Societät der Wiſſenſchaften, welches zwar minder glänzend, aber durch ſeine zweckmäßige Einrichtung und die genau befolgte linnäiſche Methode vorzüglich lehrreich iſt. Der zoologiſche Theil enthält beſonders viele ſeltene Stücke und iſt in den Klaſſen der Säugthiere, der Vögel und der Zoophyten ziemlich vollſtändig. So verſtrich uns die Zeit bis zum Abend, da wir ein leichtes Fuhrwerk beſtiegen, das uns in drei Stunden unter beſtändigem Wetterleuchten und Blitzen nach Leiden brachte. Wir eilten ſo ſchnell davon, daß uns der heftige Patriotismus der Harlemer während der letzten Unruhen kaum eingefallen wäre, wenn uns nicht das Symbol deſſelben, die Menge der Spitzhunde (Holländiſch: Keeſſen) auf allen Straßen daran erinnert hätte. In allen Volksbewegungen ſcheint es gefährlich zu ſein, gegen die Partei, die der Pöbel begünſtigt, zu viel Verachtung blicken zu laſſen. Die Spottnamen, womit man ſie zu erniedrigen meint, verwandeln ſich leicht in ehrenvolle Benennungen, wodurch das Band der Vereinigung nur noch feſter wird. Die Mehrheit be-

hauptet unwiderlegbar das Recht, den Sprachgebrauch zu beſtimmen. Als die von Philipp dem Zweiten unterdrückte Partei freiwillig den Namen Geuſen (gueux, Bettler) adoptirte, ward ſie dem Tyrannen furchtbar; als die Neuengländer nach den Gefechten bei Lexington und auf Bunkershill mit ihrem und mit brittiſchem Blute den Vorwurf der Feigheit abgewaſchen hatten, der auf dem Namen Yankies haftete, ſetzten ſie ihren Stolz darin, ſich ihre Feinde von Yankies beſiegt und durch dieſen Namen noch tiefer gedemüthigt zu denken. So kannten auch bald die holländiſchen Patrioten kein Wort, das ſie ſtärker begeiſtern konnte, als das Anfangs gehäſſige Kees; als eine Anſpielung darauf trugen die Weiber ein goldenes oder porzellanenes Hündchen an ihrem Halsgeſchmeide; die Männer trugen es als Brelocque an der Uhrkette, und ſo ward es ein Abzeichen, woran man ſich einander zu erkennen gab.

Mit der Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten in Leiden und im Umgange mit den dortigen Gelehrten haben wir ein paar vergnügte Tage zugebracht. Wer mit allen Vorurtheilen gegen die Niederländer, die man zumal in Deutſchland bis zum Ueberdruß wiederholt, plötzlich hierher verſchlagen würde, dem könnte wohl ein Zweifel aufſteigen, ob er ſich auch auf holländiſchem Boden befände; ſo vereinigen ſich hier die gründlichſten Kenntniſſe mit ächter Urbanität und milden Sitten, vor allem aber mit der Beſcheidenheit und der aufmerkſamen Achtung gegen Fremde, die ſich auf ein Gefühl vom eigenen Werthe gründen und nie zur kleinlichen Eitelkeit des Pedanten herabſinken. Der gute Ton unter den hieſigen Profeſſoren iſt eine natürliche Folge dieſer Selbſtachtung, verbunden mit der willigen Anerkennung ihrer gegenſeitigen Verdienſte. Vielleicht trägt auch der Umſtand, daß die meiſten eigenes Vermögen beſitzen und einige zu den wohlhabendſten Einwohnern des Ortes gezählt werden, etwas dazu bei, den kleinlichen Neid und die Scheelſucht zu verbannen, die bei einer größeren Ungleichheit ſowohl der Talente als der Glücksgüter beinahe unvermeidlich ſind. Die Univerſität iſt wirklich noch mit Männen beſetzt, die ihrem alten Ruhme Ehre machen. Peſtel, Ruhnken, Schultens, Luzac ſind Namen, die unter Gelehrten keiner Empfehlung bedürfen; ſie würden ſich in jeder Geſellſchaft Aufmerkſamkeit und Achtung erwerben und wir ehrten in ihnen allen noch mehr den Menſchen als den Profeſſor. Es freute mich beſonders, meinen alten Bekannten, den

am Vorgebirge der guten Hoffnung geborenen Dr. Voltelen, einen geſchickten Chemiker, als Rektor der Univerſität wiederzuſehen; dagegen mußten wir auf die Bekanntſchaft des trefflichen Naturforſchers Brugmans, der eben nach dem Haag gereiſt war, für itzt Verzicht thun. Sandifort, der thätige Nachfolger des großen Albinus, zeigte uns freundſchaftlich ſeines Vorgängers und ſeine eigenen anatomiſchen Schätze, ſeine reiche Bibliothek und ſein großes oſteologiſches Werk, wozu er bereits eine beträchtliche Anzahl Kupfertafeln fertig liegen hat. Den feinen Genuß, den die höchſte Ausbildung des Geiſtes und die zarteſte Empfänglichkeit des Gefühls gewährt, durften wir uns vom Zufall und einem Aufenthalt von wenigen Stunden nicht verſprechen; deſto ſchöner war die Ueberraſchung, die uns in Herrn M—'s Wohnung erwartete. Ich wage es nicht, die Empfindung zu beſchreiben, womit wir gewiſſe Saiten berühren und erbeben fühlten, die während unſerer ganzen Reiſe kaum aus ihrer Ruhe gekommen waren. Unſerm Vergnügen fehlte diesmal nichts; wir gingen berauſcht von unſerm Glücke davon, das uns mit einem ſo wohlthätigen Eindruck von der in dieſem Hauſe herrſchenden Harmonie, aus Holland entließ. Wir hatten nun in dieſem Lande an der Seite eines mit Kenntniſſen reichlich ausgerüſteten, an Kopf und Herz gleich ſchätzbaren Mannes, auch das gefunden, was in allen Ländern ſo ſelten iſt: eine Gefährtin von Gefühl und Verſtand, von gebildetem Urtheil, ohne Anmaßung, mit ſanfter Weiblichkeit und jener glücklichen, mit ſich ſelbſt einigen Ruhe der beſſern Menſchheit.

Einen frohen und geſelligen Abend brachten wir bei Herrn van G—, einem jungen Manne von vortrefflichem Charakter zu, der hier der mennonitiſchen Gemeine als Prediger vorſteht. Dieſe Mennoniten ſind nicht mehr die alten fanatiſchen Wiedertäufer; es gibt in den Niederlanden keine aufgeklärteren und vernünftigeren Menſchen. Ueberhaupt macht man in freien Staaten oft die Bemerkung, daß die ſchwärmeriſchſten Sekten, indem man ihnen Zeit zum Gähren läßt, ſich endlich in ſtille, weiſe, nützliche Bürger verwandeln. Die Wohlfahrt des Staates hat keine herzlicheren Freunde, die Freiheit der Verfaſſung und der Vernunft keine eifrigeren Verfechter, die Wiſſenſchaft keine thätigeren Beförderer als dieſe, jetzt in ihrer Kleidung von den anderen Einwohnern nicht mehr zu unterſcheidenden Mennoniten. Sie zählen viele der reichſten Familien in Holland zu ihrer Ge-

meinſchaft, deren jetziges religiöſes Band wohl eher in einem beſcheidenen und ſchüchternen Gebrauche der Vernunft bei allen unauflösbaren Zweifeln des Uebernatürlichen, als in dem ehemaligen Myſticismus beſteht.

Des ſtarken Regens ungeachtet, der gleich nach unſerer Ankunft fiel, war doch am folgenden Morgen das Pflaſter ſo rein, wie es nur in Holland und in der Stadt möglich iſt, wo die Reinlichkeit und die ſtille Handthierung der Einwohner zuſammentreffen. Wirklich iſt in Leiden wenig Bewegung auf den Straßen; die vielen Fabriken beſchäftigen die für ihren Umfang ziemlich beträchtliche Volksmenge, und die Zahl der Studirenden iſt verhältnißmäßig nur gering. Wir konnten alſo unſere Gänge durch die ſchönen, mit Bäumen bepflanzten und mit Kanälen durchſchnittenen Straßen vornehmen. Wir beſahen das alte, baufällige, akademiſche Gebäude, die Univerſitätsbibliothek, den botaniſchen Garten und das Naturalienkabinet; lauter Inſtitute, die einer kräftigen Unterſtützung bedürfen, ehe ſie einigermaßen ihrem Endzwecke werden entſprechen können.

An einem ſchönen Abende machten wir endlich nach unſerer Gewohnheit einen Spaziergang rund um die Stadt. Die Sorgfalt, womit der breite Weg, blos für Fußgänger, wie eine Gartenallee unterhalten wird; die überall willkommene, nirgends ängſtlich erkünſtelte Reinlichkeit; die heiligen Schatten ehrwürdiger Linden und Ulmen, unter denen wir wandelten; die Pracht der Blüthen in den Obſtgärten rund umher; die balſamiſche, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft, in welcher kein Blättchen ſich bewegte und kaum die Nachtigallen zu flöten wagten; die gut und einfach gekleideten Bürger, die uns einzeln oder paarweis begegneten und uns zuletzt in der Dämmerung ganz allein ließen; der unverhoffte Anblick des Rhein, der hier ein ſtiller, kaum merklich fließender Kanal von unanſehnlicher Breite geworden iſt; das Heer der Gedanken, daß ſich bei dieſem Genuſſe in uns regte; die Heiterkeit des traulichen, einſamen Geſpräches, der kühne Flügelſchlag der Phantaſie, von dieſer zauberiſchen Gegenwart hinüber in die Gefilde der Erinnerung, und nun, heilige, beglückende Schauer der ſanfteſten Schwermuth — wer vermag das Bewußtſein zn beſchreiben, das ſo ergriffen wird?

Um ſechs Uhr Morgens verließen wir Leiden. Von allen Seiten um uns her ertönte ununterbrochener Geſang der erwachenden Vögel. Die Sonne vergoldete die Thürme hinter

uns. Unſere Barke umflatterten die Kibitze, die Brachvögel, die Schnepfen, die Meerſchwalben, und Alles jauchzte und jubelte in der Luft und auf den Wieſen. Das bunte Vieh, in hundert kleinen, zerſtreuten Heerden bedeckte die unermeßliche Ebene, die mit friſchem, ſmaragdfarbenem Grün dem reinen, blauen Himmel entgegenlachte; ein leichtes Lüftchen liebkoſte die ſpiegelglatte Fläche des Kanals, worauf wir hinglitten, und ein Spiegel in der Kajüte malte uns immer wieder zum zweiten Male die Ausſichten, die in entgegengeſetzter Richtung vor unſerm Auge vorüberflogen. Sogar die wortkargen Schiffer fühlten den Einfluß des belebenden Frühlings und glückwünſchten einander naiv und energiſch zum köſtlichen Wetter.

Die Schiffer auf den Kanälen, die ich ſorgfältig von den Schiffenden zur See unterſcheide, dürften leicht die langſamſten, phlegmatiſchſten unter allen Einwohnern von Holland ſein, und weil die meiſten Reiſenden ſie beſtändig vor Augen, vielleicht auch von ihrer Indolenz am meiſten zu dulden haben, iſt vermuthlich auch von ihnen der ſo allgemein bekannte Nationalcharakter abſtrahirt, der keineswegs ſo genau auf die übrigen Volksklaſſen paßt. Ihnen begegnet nie etwas Ungewöhnliches auf ihren Fahrten; ruhig ſitzen ſie da, laſſen ſich und ihren Nachen vom Pferde ziehen, und fühlen kaum, daß ſich das Fahrzeug unter ihnen bewegt. Alle Gegenſtände ſind ihnen unterwegs bekannt, alle kehren zur geſetzten Minute wieder vor ihr Auge zurück; ſie ſehen auf dem Hin- und Herwege von einer Stadt zur andern nichts Neues, die Paſſagiere ausgenommen, die ihnen ſo gleichgültig ſind, wie die Bäume am Rain der Kanäle. Ihr ganzes Geſchäft heiſcht nicht die mindeſte Anſtrengung, der eine führt das Ruder, der andere vorn gibt Acht auf das Seil, löſt es ab, wenn die Barke unter einer Brücke hinzieht, und greift es, ſobald ſie hindurch iſt, auf der andern Seite wieder auf. Einige Augenblicke vor der Ankunft ſammelt der Steuermann die Bezahlung von den Paſſagieren ein. So treibt er es den ganzen Tag und am folgenden Morgen geht es wieder ſo fort. Hieraus entſpringt jene Gemeſſenheit und Langſamkeit in allen Bewegungen, die einen lebhaften Menſchen oft in Verzweiflung bringen möchte. Alles geſchieht zu ſeiner Minute, aber gewiß auch keine Sekunde früher. Kein Muskel verzieht ſich in dem feſten, dicken, ruhigen, rothen Geſicht, wenn auch auf der Wange des Fremden die Farbe zehnmal geht und kommt.

Eine bei uns ganz ungewöhnliche Höflichkeit, ohne die mindeſte Affektation oder Ziererei, kann man indeß dieſen Menſchen ſo wenig wie ihren Landsleuten überhaupt abſprechen. Sie grüßen die Vorübergehenden ſehr herzlich und freundlich, ziehen vor dem Geringſten den Hut ab, antworten mit Gefälligkeit und Bereitwilligkeit auf alle Fragen, weiſen einen gern zurecht und äußern alſo in ihrem Betragen wie in ihrer Kleidung und in allen anderen Verhältniſſen, die Art von Rechtlichkeit, die nur wohlhabenden Nationen eigen iſt. Die Politik iſt ihr liebſtes Geſpräch, ihre einzige Lektüre die Zeitungen, ihr Zeitvertreib die Tabakspfeife, und ihr Labſal ein Glas Wachholderbranntewein. Auf ihre Ehrlichkeit kann man ſich vollkommen verlaſſen; mit der größten Aufmerkſamkeit ſorgen ſie, daß man alles aus dem Schiffe mitnimmt und nichts vergißt. —

Ohne in Delft anzuhalten gingen wir zu Fuß um die Stadt und ſetzten uns auf der andern Seite in die Barke, die nach Maasſluis abgeht, woſelbſt wir zu Mittag eintrafen. Dort waren wir von Helvoet noch drei Stunden Weges entfernt, weil aber die hieſige Bewirthung nicht die beſte und billigſte iſt und das Packetboot erſt heute abgehen ſollte, entſchloſſen wir uns, daſelbſt in einem ſehr bequemen Gaſthofe zu übernachten. Maasſluis iſt ein niedlicher kleiner Flecken, deſſen Hafen mit Fiſcherfahrzeugen angefüllt war, indem von hier aus und dem benachbarten Vlaardingen der Kabeliau= und Heringsfang betrieben wird. Nichts gibt einen ſo klaren Begriff von holländiſcher Reinlichkeit als der Umſtand, daß man ſie auch in einem Fiſcherſtädtchen, ungeachtet der von den Beſchäftigungen der Einwohner faſt unzertrennlichen Unſauberkeit, in einem hohen Grade noch antrifft. Das Schauſpiel der Arbeitſamkeit unterhielt uns eine geraume Zeit, indem wir hier umhergingen. Wir bemerkten unter andern, was man uns bereits in dem Admiralitätswerfte zu Amſterdam gelehrt hatte, daß der Theer, der aus Steinkohlen geſchwehlt wird, allmälig an der Stelle des aus dem Tannenharz bereiteten in Gebrauch kommt, indem er vor dieſem letztern weſentliche Vorzüge hat. Von zwei Kriegsſchiffen, die man nach Oſtindien geſchickt hatte, kam das mit Holztheer beſtrichene von Würmern ganz zerfreſſen nach Holland zurück, da hingegen das andere, welches man mit Steinkohlentheer überzogen hatte, faſt gar nicht angegriffen war. England

bereitet gegenwärtig noch allein dieſen Theer, und von dort aus wird er nach Holland ausgeführt.

Nach dem Eſſen machten wir einen langen Spaziergang durch die Wieſen und Viehweiden an der Maas und lagerten uns auf dem üppig hervorgrünenden Klee an einem Damme, um die Sonne im Strom ſich ſpiegeln zu ſehen. Seine ganze Oberfläche war wie der Sternenhimmel, nur unendlich dichter mit funkelnden und flimmernden Punkten beſäet, indem der leichte Wind die Oberfläche des Waſſers kräuſelte und in jedem Rändchen, das ſich erhob, ein Strahl zurückgeworfen ward. Dichter und dichter geſäet, verſchränkten ſich in Reihen und Glieder die Funken, bis ſie ſenkrecht unter der Sonne zuſammenfloſſen in ein Silbermeer von Licht, das blendend vor uns lag. Die zarten Blüthen unſeres Raſenbettes hielten wir über uns in das Licht, gegen den Azur des Himmels; da ſchien uns ihr Roſenroth in das unermeßliche Blau hineingehaucht; von der Sonne durchſchimmert ſchien ihr Weſen von ätheriſcher Subſtanz; ſo rein und zart ſind die Farben und die Gewebe der Tauſendkünſtlerin Natur!

Auf dieſen ſchönen Abend folgte ein trüber nebliger Morgen. Wir ließen uns über die Maas ſetzen und fuhren in einem offenen Wagen über die Inſel Roſenburg an den ſüdlicheren Arm deſſelben Fluſſes, wo wir nochmals überſetzen mußten, um unſern Einzug in die neue kleine Feſtung Briel zu halten, den erſten feſten Platz, den die Niederländer den Spaniern entriſſen. Ein anmuthiger Weg von wenig mehr als zwei Stunden, durch friſche Saaten, fette Wieſen und unabſehliche Felder von Oelrettig, führte uns endlich hierher nach Helvoetſluis, wo wir eine Anzahl der ſchönſten holländiſchen Kriegsſchiffe theils im Hafen vor Anker, theils im Werfte abgetakelt liegen ſahen. Die niedrige Gewinnſucht, die ſich hier den Zeitpunkt zu Nutze macht, wo die Reiſenden, indem ſie den guten Wind oder die Abfertigung des Packetboots abwarten müſſen, ohne Rettung in ihren Krallen liegen, ſcheint in der That das moraliſche Gefühl der hieſigen Einwohner faſt ganz erſtickt zu haben; indeß ſind es nicht die Einheimiſchen allein, ſondern auch Ausländer, die jene verächtliche Rolle ſpielen und ihre kleine Tyrannei ungeahndet an den Vorüberziehenden ausüben. Wir ſind von dem allgemeinen Looſe der Reiſenden an dieſem Orte nicht verſchont geblieben; aber keine Mißhandlung, die uns noch begegnen kann, wird den

guten Eindruck ſchwächen, den unſere Reiſe durch Holland in unſerm Gedächtniſſe zurückläßt. Das Bild einer freien und arbeitſamen, geſunden und wohlgekleideten, genügſamen und reinlichen, gutgearteten und durch Erziehung zu einer auf Grundſatz ruhenden Tugend gebildeten Nation — ſei auch mit ihrer Ruhe Geichgültigkeit und Kälte, mit ihrer Einfalt Einſeitigkeit und Beſchränktheit, mit ihrer Emſigkeit kleinliche Liebe des todten Eigenthums zuweilen unvermeidlich verbunden — bleibt uns dennoch ein erfreuliches, verſöhnendes Exemplar der Menſchheit, das uns zumal für jenen ſcheußlichen Anblick belohnt, den die erſchlaffte, zur herz- und geiſttödtenden Sclaverei unter dem Joche der papiſtiſchen Hierarchie ſo tief herabgeſunkene menſchliche Natur in Brabant, bei ſo viel mehr verſprechenden Anlagen uns gewährte.

Mit dem ſiebenundzwanzigſten Briefe ſchließen die Anſichten Forſter's, ſo weit er ſie ſelbſt bearbeitet hat; ſein Tod hinderte ihn an der Ausführung des Rückſtändigen. Was noch folgt iſt aus dem Nachlaſſe durch L. F. Huber gerettet und der Originalausgabe als dritter Band (Berlin, 1794) nachgeſandt worden. Es ſind die Notizen, die ſich Forſter während ſeiner Reiſe in England unmittelbar aufgezeichnet hatte; als Anhang iſt die Geſchichte der Kunſt in England vom Jahre 1789 beigefügt, die als Seitenſtück zu den Abhandlungen über engliſche Literatur für Archenholz' Annalen der brittiſchen Geſchichte geſchrieben wurde, ſo wie einige Notizen, die ſich Forſter in der Shakſpear-Galerie und in Sir Aſhton Livers Muſeum gemacht hatte.

Gervinus.

I.

London.

1. Ausſtellung der königlichen Akademie.

Die Ueberſchrift des Verzeichniſſes ſcheint anzudeuten, daß die Akademiſten ſelbſt wohl gefühlt haben, wie gering die Anzahl großer Stücke in der diesjährigen Ausſtellung iſt. Das: In tenui labor, iſt in ſo fern richtig, wie hier eine große Menge kleiner, unbedeutender Sachen hängen, die freilich auch ihren Antheil von Arbeit koſteten. Aber iſt auch mehr als Arbeit darin? Vor dieſer Frage fürchteten ſich die brittiſchen Künſtler wohl ſelbſt, als ſie ihr zweideutiges Motto aufdruckten. Es iſt wahr, die Zimmer ſind voll; aber ſo ſchönes Licht ſie auch, insbeſondere das Hauptzimmer, von oben erhalten, ſehr klein und der Indolenz der Herren Akademiker angemeſſen. Eine ſehr kleine Anzahl von großen Gemälden würde ſie ausfüllen; daher exhibiren die großen Meiſter nichts und laſſen dem kleinen Troß mit ſeinen Staffelei- und Kabinetſtückchen den Platz.

Reynold's Fleiß iſt vor den übrigen doch bemerkenswerth. Wenigſtens hängen verſchiedene Portraits von ſeiner Meiſterhand da, die ſeine reiche, mannigfaltige Phantaſie, ſeinen gebildeten Geiſt, ſeinen Sinn für das Idealiſchſchöne und ſeine Grazie verrathen. Miſtriß Billington's Apotheoſe hat großes Verdienſt. Die ganze ſchöne Figur ſteht da in zauberiſcher Einfalt; und was hat er nicht alles aus dem Leben gehaſcht, was nicht alles in dieſes Geſicht gelegt, das ſie ſelbſt iſt, und doch auch ſie, in jenen Augenblicken, wo ſie mehr als ſie ſelbſt iſt! Ihr Gewand iſt ſo ganz ohne alle Koketterie des Pinſels einfach ſchön, daß es nicht das Auge wegzieht von dem ſchönen ſeelenvollen Kopfe; und ſelbſt die Hände können, meint man, das Notenbuch nicht anders halten. Es iſt ſo recht; und man denkt nicht weiter dran, ſondern hängt mit Ruhe und Genuß an dieſem Auge, dieſen Lippen, dieſen Harmonien himmliſcher Geſtalten, welche ſich auf ihrem Antlitze zu einem hohen Einklange verſchmelzen. Die kleinen Genien, die ihr Haupt umſchweben, mögen nur plärren und geſtikuliren; ich ſehe ſie nicht und höre ſie nicht: und wer könnte das vor einem ſolchen Weſen!

Die ſechs andern Portraits haben eigne Kraft im Ausdruck, Mannigfaltigkeit in der Darſtellung und Kennzeichen der feſten, geübten Hand des erfahrnen Meiſters.

Rigaud's Werke verdienen hier die nächſte Stelle. Simſon, der ſeine Bande zerreißt, iſt eine vortreffliche Akademie; es iſt mehr: ein ſehr edles Gemälde. Simſon's Kopf iſt ſchön gedacht, der Kopf eines ſchönen Mannes, der hohe Indignation haucht, indem er ſich von den Folgen einer niedrigen Ueberliſtung befreiet. Die Nebenfigur iſt nicht ſo intereſſant und wohl nicht erſchrocken genug, wenn es die Verrätherin ſein ſoll. Doch in dieſen Fällen verzeihet man dem Künſtler immer lieber zu wenig als zu viel Ausdruck, wenn er nur Schönheitsſinn blicken läßt.

Ein ſchöner Kopf nach der Natur, von ebendemſelben, iſt mit Guido's Engeln verwandt; aber er hat mehr roſige Wärme als ſie. Des Künſtlers eigene Familie iſt ſehr brav gemalt.

Hodges. Auch der Landſchaftsmaler kann phantaſieren, dichten und aus den ſchönen Zügen der Natur das Vollkommenſte erleſen und vereinigen, das Erhabene faſſen und den Zuſchauer mit ſich fortreißen in idealiſche Welten. Wer wird dieſem Künſt-

ler Genie abſprechen können? Seine Figuren ſind indeß nicht mit ſeinen Landſchaftsmalereien zu vergleichen.

Marlow. Außerordentlich ſchön und treu nach der Natur kopirt. Ausſichten! Man möchte bei dieſen Bildern oft fragen: iſt dies von dieſem Meiſter, jenes von jenem? ſo unähnlich ſehen ſie ſich und ſo wahr iſt jedes in ſeiner Art. —

Hamilton. Salomon's Bewirthung der Königin von Saba! Dieſes Stück gehört zu denen; von welchen der Künſtler zu urtheilen pflegt: ſie haben Verdienſt. Allein dieſes Verdienſt iſt Machwerk und ſonſt nichts. Was läßt ſich auch von einem Gaſtmahl Intereſſantes erwarten? Man ſitzt bei Tiſch und ißt, oder ſieht einander an. Warum wählen aber die Maler ſolche Sujets? Je nun! Sie müſſen wohl, wenn ſie hiſtoriſche Stücke malen wollen. Der Lord, der dieſes beſtellte, that es aus Eitelkeit. Es iſt gleichſam nur Carton zu einem Gemälde auf Glas, welches Se. Lordſhip in dem Fenſter der Kirche auf ſeinem Landſitze anbringen läßt. — Mylord hat das Vergnügen, ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, indem er die Kirche beſchenkt; und er ſelbſt ſitzt da portraitirt als der weiſeſte König. Die Königin von Saba iſt ſeine Nichte, Miſtriß Howard; und eine dritte Figur iſt ebenfalls aus ſeiner weiblichen Verwandtſchaft. Das gibt denn freilich einen Salomon und eine Königin, die der Kunſtliebhaber nicht bewundern kann!

---

2. Weſtminſter-Abtei. Meſſias, am 3. Junius.

Ein Bild von der Beſchäftigung der Seligen im Himmel. Das Chor der Sängerinnen ſitzt ſehr gedrängt; es iſt wenig Platz im Himmel: daher muß man ſich in Zeiten um Tickets bei den Geiſtlichen bemühen.

Ueber der Orgel im Fenſter ſtehen die Patriarchen in Glasmalerei, welches die Aehnlichkeit mit dem Himmel noch vollſtändiger macht! Die hellen durchſichtigen Farben — ſo werden ſie dort leuchten und zuhören; und da ſie ſonſt nichts zu thun haben, ſo können ſie eben ſowohl auch nur in Glas gemalt da ſtehen.

Das Orcheſter iſt an dem Amphitheater über dem weſtlichen Eingange. Zuoberſt im Hintergrunde ſteht die Orgel; noch höher, auf einem ſchmalen Gange, mit dem Gipfel der Orgel

gleich, die Heerpauken. Dann folgen die Inſtrumente und vorn die Stimmen. Die Bänke ſehr hoch über einander; die höchſte Bank eine Reihe Knaben.

Um elf Uhr war das Haus ſchon voll und alle Bänke beſetzt. Ich wurde in einen Gang gepreßt, wo ich anfangs verzweifelte, irgend etwas aufzeichnen zu können; und nur die leidige Wahrnehmung, daß immer mehr Zuhörer zuſtrömten, konnte mich überzeugen, es ſei eine ſtärkere Kompreſſion möglich. In einem Avertiſſement wird verſprochen, daß man Sorge tragen will, nicht mehr Tickets auszutheilen, als es die Convenience der Geſellſchaft erlaube. Mich ſchauderte, wenn ich bedachte, was Mr. John Aſhley, der assistent conductor, einen ungemächlichen Zuſtand nennt, da er dieſen noch gemächlich findet. Für den hohen Preis einer Guinee könnte man allerdings Bequemlichkeit verlangen; aber die menſchenfreundliche Abſicht, den Fonds für arme Tonkünſtler, Söhne von Geiſtlichen und das Middleſex-Hoſpital ſo viel als möglich zu vermehren, iſt ſchon einer kleinen Aufopferung werth.

Ueber die Hüte iſt hier ein Anathema geſprochen. No Ladies, heißt es in dem Reglement, will be admitted with hats. Aber die Damen wiſſen ſich durch ſehr hohen Kopfputz zu rächen und das Uebel iſt eben ſo groß. Auch Federn ſind verboten; doch, da man die Grauſamkeit gegen die hoops nicht hat allzu weit treiben wollen, ſo erlaubt man wenigſtens kleine Federn. Eine Dame, die zur royal Society of Musicians geht, iſt alſo in allen Dimenſionen, in der Länge und Breite, beſtimmt. Man ſollte ſie durch ein ausgeſchnittenes Loch durchſchicken und die, welche nicht das Maß hätten, zurückweiſen. Dieſes Verbot von Federn iſt in einem Koncert, wo man Genuß für das Ohr ſucht, ſonderbar, da in allen andern Schauſpielen ſo wenig für eine ungehinderte Ausſicht geſorgt wird. Der Anblick ſo vieler tauſend Menſchen in full dress iſt ſehr angenehm. Die Damen ſind faſt alle weiß gekleidet.

Ein Viertel vor Zwölf ward das Thor der Abtei geſchloſſen und keiner mehr eingelaſſen. Zwei Yeomen mit großen Hellebarden wurden unter die königliche Loge und zwei unter das Amphitheater geſtellt. Die letztern mußten, um ſich ſtattlicher auszunehmen, auf eine Bank ſteigen, wo ſie ſo ſehr gedrängt wurden, daß ſie mit dem einen Fuße gewöhnlich in der Luft ſchwebten. Sie ſind, wie wohl aller Hofſtaat der Könige, ge-

ſchmacklos gekleidet: in rothen Mänteln mit blauen Sammetſtreifen beſetzt, den Namen des Königs auf der Bruſt und den Namen Gottes an einem Orte, wo er nicht ſchicklich verherrlicht werden kann. Da dieſe Yeomen of the guard ihre beſchwerliche Stellung nicht lange aushalten können, ſo löſen ſich mehrere ab.

Nur ein Theil der Abtei iſt zur Muſik beſtimmt; der andere iſt abgeſchlagen: theils um die Monumente nicht beſchädigen zu laſſen, theils um mehr Eingänge zu gewinnen. Die Gänge ſind mit argantiſchen Lampen erleuchtet; für gewiſſe Bedürfniſſe der Herren und Damen iſt, da die Thüren verſchloſſen ſind, ſehr ſchicklich geſorgt.

Die königliche Loge iſt mit rothem Taffet bekleidet, auf den das königliche Wappen und andere Verzierungen in Gold geſtickt ſind. Gerade um zwölf Uhr erſchien der König von den Prinzeſſinnen begleitet, und der Herzog von Glouceſter mit dem Prinzen William und ſeinem jüngern Sohne. Der König war ſehr ſteif geputzt in franzöſiſcher Kleidung, nicht in der Windſor-Uniform. Er ſcheint für die Muſik wenig Ohr zu haben; denn er war immer beſchäftigt mit dem Fernglaſe ſeine königliche Neugierde zu befriedigen.

Die Muſik war in der Ausführung weit vorzüglicher als die vorige, die wir hörten; auch in den Texten und in der Compoſition mehr Einheit. Bald nach der Ankunft des Königs fing die Muſik mit einer prächtigen Ouverture an, gegen die das ſtille tröſtende Recitativ der Mara: comfort ye, my people, saith your God, einen ſchönen Kontraſt machte. Die Sängerin ging mit vieler Kunſt von jenen milden wohlthätigen Tönen über zu den befehlenden: prepare ye the way of the lord. Schade, daß in der darauf folgenden Arie der Dichter bei dem Bilde des Wegbaues bleibt, Thäler ausfüllen und Berge abtragen läßt, um dem Gotte einen — high way zu bahnen! Wie viel erhabener iſt das Recitativ, das Herr Salle ſo meiſterhaft ausführte: This saith the lord of Host . . . In den Worten I will shake the heavens and the earth, the sea and the dry land ſind alle Künſte der muſikaliſchen Malerei erſchöpft; der Komponiſt bleibt bei der Handlung ſtehen. In der Handlung: a Virgin shall conceive war dies unmöglich. Die Muſik drückt die Freude über die Empfängniß aus; da aber gleich darauf die Jungfrau wieder ſelbſt den Namen Emanuel ruft, ſo iſt

der Effekt zerriſſen. Der Komponiſt durfte, wenn er der obigen Schwierigkeit ſo auswich, nicht auf dem shall call his name ruhen. Eben dieſer Fehler iſt auch in der Deklamation, der artikulirten Muſik, nur allzu häufig. Die Schauſpieler drücken im Erzählen erſt ihre eigne Empfindung aus und dann ahmen ſie doch wieder die Stimme des Erſchlagenen, des Fürchtenden, des Fröhlichen nach.

Die ſchönſte Stelle in dem erſten Theile iſt von dem Chore: For unto us a Child is born, bis zu der Arie: rejoice o daughter of Zion. Hier iſt am meiſten Gedachtes in der Kompoſition. Die Worte: Wundervoll, Richter, Allmächtiger, ſind von ungemeiner Kraft; ſie kündigen ein furchtbares Weſen an, bis die ſanften Töne: everlasting Father, daran erinnern, daß der Allmächtige auch ein gütiger Friedensfürſt iſt. Zwiſchen dem Recitativ und dem Chor iſt eine lange Zwiſchenmuſik, deren Wirkung auf den edleren Theil des Publikums ſichtbar war. Alles Liebliche und Harmoniſche der Tonkunſt iſt aufgeboten, um die unſchuldigen Freuden des Landlebens zu ſchildern. Endlich beginnen die Worte: there were shepherds abiding in the field .... Die Stimme einer Storace mit jenen Flötentönen verſchmolzen: dieſer Zauber läßt ſich nur fühlen. — Der Engel erſcheint; die Muſik hebt ſich nach und nach und der Lobgeſang Glory to God in the highest, and peace on earth, korreſpondirt gleichſam mit dem obigen: for unto us a Child is born.

In dem zweiten Theile hat der Text wenig Zuſammenhang. Dennoch iſt die Muſik im Einzelnen nicht minder ſchön. Miß Cautels erregte in der unpoetiſchen Arie: but thou didst not leave his soul in kell, allgemeine Bewunderung. Sie zeigte einen Umfang der Stimme, den ich ihr nicht zugetrauet hätte. Die darauf folgenden Doppelchöre verfehlen ihre Wirkung nie, beſonders die Worte: Who is this King of Glory? The Lord strong and mighty, the Lord mighty in battle. Sie erinnerten mich an die Manier der Alten, die eben ſo ihre Strophen und Antiſtrophen ſangen. Auch iſt die Sprache des Dichters hier kräftig und edel. Mr. Griffiths konnte mit aller ſeiner Kunſt dennoch nicht den Mißklang des thou hast led captivity captive vermeiden. Wie leicht könnte der Text geändert werden! Und die Ketzerei wäre nicht groß, da die Bibel doch nicht zum Geſange beſtimmt iſt.

In den zwei letzten Chören zeigen ſich alle Vorzüge eines ſolchen vollſtimmigen Koncerts. Das Chor let us break their bands asunder ſtürmte mit einer Gewalt ein, daß mehrere Damen vor Schrecken zuſammenfuhren. Aber die Muſik der Worte: Hallelujah, the lord God omnipotent reigneth, ſind viel erhabener und tiefer empfunden. Die feierliche Pauſe bei der zweiten Wiederholung macht, nach dem Donner der Pauken und dem Schmettern der Trompeten, einen wunderbaren Effekt.

Der dritte Theil drückt die Wirkung der Erlöſung aus. Madame Mara wetteiferte in der Arie: I know that my redeemer lives. Sie ſchien einer ſo glänzenden Verſammlung ſich doch auch in ihrem Glanze zeigen zu wollen. Sie machte Läufe und Kadenzen, die nur ſie unternehmen und ausführen konnte; und wenn alle glaubten, ihre Stimme ſei erſchöpft, ſo überraſchte ſie doch mit einem neuen Triller — alles mit einer Leichtigkeit, einem ſcheinbaren Mangel an Anſtrengung, als wenn nur dieſe Töne ihre Sprache wären.

Der Text zu dieſem dritten Theil iſt auffallend ſchlecht und zerriſſen. Wenn es bei einer geiſtlichen Kantate einmal des Dichters Wille iſt, ſie aus bibliſchen Stellen zuſammenzuflicken, ſo ſollte er doch vorſichtiger in ſeiner Wahl ſein. Die orientaliſchen Bilder: wie ein Topf zerſchlagen, in den twinkling of a use verwandelt zu werden, die wiederholten Vergleichungen zwiſchen Gott und einem Schafe und ſo fort, ſind uns jetzt eben ſo widrig als das italieniſche Concetto:

The sting of death is sin
and the strength of sin is the law.

Das letzte Chor: Worthy is the lamb, hält man für den ſchönſten Theil der Muſik. Kunſtreicher und kräftiger iſt er freilich als das Hallelujah for the Lord; ob es aber ſo tief und dauernd auf die Empfindung wirkt?

---

3. Erziehung und Theater der Engländer. Litteratur. Beaux Stratagem.

Die Engländer haben Gutherzigkeit, Empfindſamkeit, Rohheit und Sinnlichkeit beiſammen. Daher iſt in ihren Schauſpielen auch ſo viel Vortrefflichkeit, Naivität, neben ſo vieler Indecenz. Die Franzoſen nehmen Rückſicht auf die bienséances, und ſagen öffentlich nichts, was eine honette Frau nicht wie

derholen dürfte. Daher ſind ihre Weiber wirklich frei im Ausdruck; denn ſie ſagen alles, was im Publikum geſagt wird.

Die Engländer nehmen auf dem Theater, wie in ihren Geſellſchaften keine Rückſicht auf die Weiblichkeit. Sie ſind indecent; und die Weiber, die Dinge hören müſſen, welche zu wiederholen nicht ziemt, werden ängſtlich, ſteif, pretiös und prüde.

Die Erziehung raubt den Engländern die Gelegenheit, ihr Herz und ihren Geiſt auszubilden und reinen Geſchmack zu erlangen. Sie ſind daher alle geniemäßiger und haben keine allgemeine Regel des Betragens: immer plump, unfein, unachtſam auf ſich und andre, und oft embaraſſirt in honetter Geſellſchaft; ja faſt durchgehends bei honetten Frauenzimmern. — Denn ihr vieles Abſondern, ihre vielen blos männlichen Geſellſellſchaften, in denen ſie ſich gar nicht geniren, gewöhnen ſie an keine Egards. Hingegen, ſobald das Herz ſpricht, ſobald es auf das Empfinden von ſinnlichen Eindrücken oder zarten Verhältniſſen ankommt, ſind ſie oft auch wahr, naiv, empfindſam.

Die Siddons hatte London längſt verlaſſen, ehe wir ankamen, weil ihr Engagement ſchon aus war; und mit ihr ſind die ſchönſten Trauerſpiele für dieſes Jahr vorüber. Von neuen Stücken iſt dies Jahr nichts von einiger Bedeutung erſchienen. The Crusade iſt eine Art Oper, die man doch ſelbſt nur dramatiſche Romanze nennt. The haunted Tower, von Cobb, ſoll eben daſſelbe ſein: artige Muſik, aber kein Menſchenverſtand im Stücke. No Song no Supper, eine muſikaliſche Farce, iſt von eben der Art und wird nur durch die Stimme und das Spiel der Storace, einer italieniſchen Sängerin, die vortrefflich Engliſch gelernt hat, intereſſant. Die Muſik iſt von ihrem Manne komponirt: aus Pleyel, Gretry, Giordani zuſammengeſtohlen, aber ſehr hübſch. The Dramatist, von einem jungen Manne Namens Reynolds, der ſich ſelbſt darin geſchildert hat, iſt voll Witz und Anſpielungen auf hieſige Sitten, aber ohne Dialog. Auf guten Dialog wird gar nicht mehr geſehen; Effekt iſt alles, was man verlangt. Man geht in die Komödie, um zu ſehen, kaum mehr zu hören; und die Kotzebue, wenn ſie ſich eine Doſis Salz könnten eintrichtern laſſen, würden auch hier Glück machen. The Rivals, von Sheridan, das ich vor der Farce: No Song no Super, ſpielen ſah, gehört unter die ältern Stücke und iſt

ſchon ins Deutſche überſetzt. Miß Farren ſpielte die Julie ganz gut; nur bewundert man ſie zu viel: ein Fehler, den jetzt alle Zuſchauer von allen Nationen gemein haben. In den mehr hochkomiſchen Rollen reicht ſie nicht an die Abington, die aber jetzt nicht mehr ſpielt. Die Deklamation im Tragiſchen iſt ſehr vervollkommt, ſehr präcis, rein und deutlich; aber bei Kemble, dem erſten hieſigen Schauſpieler, zu monotoniſch, und bei Holman (wie man verſichert, denn ich habe ihn noch nicht geſehen) zu wild und ranting. Garrick und ſeine Schule hatten mehr wahres Feuer der Empfindung, oder wußten es beſſer zu ſpielen; hier iſt zu viel Kälte und zu viel geſuchter Nachdruck im Herſagen. Dennoch ſpielt Kemble verhältnißmäßig ſehr gut und was ihm, beſonders wo es auf Würde ankommt, ſehr nützt: er ſpricht langſam, wenn der Affekt keine ſchnelle Sprache fordert. Seine Deklamation iſt nicht Geſang, aber mehr als gemeines Reden. Dieſe Würde, dieſen Anſtand in Königs- und Heldenrollen ſah ich auf den deutſchen Theatern nie, weil man dort bei dieſen Gelegenheiten nicht natürlich genug, oder auch wohl zu natürlich iſt; mit einem Worte: weil man den Sinn eines großen Menſchen nicht hat. Ich möchte faſt glauben, daß die Familiarität des Umganges zwiſchen Menſchen aus allen Ständen in England, und das Edle, welches bis in die letzte Klaſſe hinab hier in Bildung und Charakter ſo unverkennbar iſt — mag es mit Einſeitigkeit und Unwiſſenheit über gewiſſe Gegenſtände auch noch ſo ſehr verſetzt ſein — den Schauſpieler hier natürlich veredeln. Allein die allgemeine Klage, die wir über unſere Litteratur führen, höre ich auch hier im Munde der beſten Köpfe: es fehlt im Publikum an Geſchmack und in den ſchönen Wiſſenſchaften an einem kompetenten Tribunal. Mit Johnſon's Tod, ſo einſeitig und ſchneidend er auch war, hat man nichts mehr und es geht drunter und drüber in den Gefilden der Litteratur. Wenn ſchon ein ſolches Tribunal zuweilen ein ungerechtes Urtheil fällt, ſo iſt es doch ſehr nützlich, daß etwas in terrorem daſtehe, um die elenden Scribenten in Zügel zu halten. Anekdotenjägerei iſt jetzt ſo allgemein, daß man von berühmten Männern jedes Viſitenkärtchen drucken läßt, wie bei uns; und wenn man einem Gelehrten etwas Schlimmes nachſagen kann, ſo glaubt man, wie bei uns, daß er nun kein großer Mann mehr ſein könne. So einen elenden Begriff macht man ſich von menſchlicher Größe, daß man ſie verkennt, wo ſie

wirklich vorhanden iſt, und Friedrich für einen gewöhnlichen Menſchen hält, ſobald man weiß, daß er phyſiſche Bedürfniſſe hatte, wie jeder Sterbliche. Muß man denn die großen Gegenſtände ſo mit dem Mikroſkop betrachten? Oder muß man von einem berühmten Manne ſich nicht mit einem Konterfei ſeines Kopfes begnügen, ſondern ein Konterfei von der ganzen nackten Figur verlangen und alles, was an ihm mißgeſtaltet und ekelhaft iſt, hervorſuchen? — —

An dem herrlichen Luſtſpiel Beaux Stratagem konnte ich recht augenſcheinlich den Unterſchied zwiſchen dem Styl der theatraliſchen Darſtellung vor zwölf Jahren, und dem jetzigen wahrnehmen. Mr. Lewis als Archer, Mr. Quick als Scrub und Mrs. Pope, die ehemalige Miß Younge, als Mrs. Sallen — gaben mir in der That einen ſehr ſchwachen Begriff von Garrick, Weſton und Mrs. Barry in eben dieſen Rollen. Mr. Lewis war nicht was er ſein ſollte: ein als Bedienter verkleideter Gentleman, ſondern ein Bedienter, der Gentlemans-Manieren affektirte. Scrub ſollte ein dummer, unwiſſender Bauerlümmel ſein, dem zuweilen eine Idee bis in das Gehirn trifft; Quick hingegen ſpielte ihn ſo, daß er immer zu viel zu ahnen und zu errathen ſchien. Weſton wußte gar wohl, daß man dieſer Rolle nicht alle Anlagen nehmen müßte; allein er ließ ſie leer an wirklich erworbenen Begriffen, an Uebung der Geiſteskräfte: und dies war die ächte Art, ſie zu ſpielen. Mrs. Pope endlich, eine für mich ſehr angenehme Schauſpielerin, hat für die Rolle von Mrs. Sallen weder Lebhaftigkeit, noch Laune genug. Sie ſpielt ſie mit Anſtand, aber nicht mit komiſchem Nachdruck.

Die Farce: Love in a camp, war an Plattheit und Jämmerlichkeit unausſtehlich.

---

4. Weſtminſterhall. — Warren Haſtings' Proceß.

Die ganze Halle iſt bekanntlich mit Sitzen eingerichtet: rothen für die Peers und ihre Tickets, grünen für das Unterhaus. Die Verſchläge für die Managers heißen Zimmer; ſind aber ganz finſter und werden durch Lampen und Lichte erleuchtet. Das Zimmer für den Gefangenen (Prisonner's-room), wo Ha-

ſting's ſitzt, bis er gerufen und vom Blackrod vorgeführt wird, iſt wirklich ein finſteres trauriges Loch und nach vorn zu hat es zwei kleine Fenſterchen mit eiſernen Stangen davor. Im Managers-room ſahen wir mehr als zwanzig große Folianten von Akten. Ueberall brannten große Feuerbecken. Jedesmal, bei jeder Sitzung, muß Haſtings auf die Knie fallen, wenn er hineinkommt. Dann heißt ihn der Kanzler aufſtehen und erlaubt ihm zu ſitzen. Die Größe eines indiſchen Deſpoten ſo erniedrigt, das mag wohl ſchmerzen: aber jetzt iſt er daran gewöhnt. So ſtumpft ſich jedes Gefühl endlich ab! — Wohlthätige Natur, die für unſere Erhaltung ſorgt auf Koſten unſerer Reizbarkeit! Aber noch unendlich wohlthätiger in jenen großen Seelen, die eine einzige Verletzung ihres Selbſtgefühls nicht wieder ruhig werden läßt.

Den 5. Junius. Ich möchte wohl zugegen geweſen ſein, wenn das heilige Volk von Athen ſo einen Aktus vorhatte, um einen Vergleich mit dem anſtellen zu können, der hier vorgeht. So glänzend wie Weſtminſterhall war freilich wohl die Verſammlung dort nicht; es fehlten die Damen, die hier ungleich zahlreicher als die Mannsperſonen ſind. Welch ein Anblick! Die Hyacinthenflor in Harlem war nicht prachtvoller und duftete nicht ſtärker. Faſt alles iſt weiß: wenigſtens lauter weiße Enveloppen und Kopfzeuge, und beinahe kein anderes als roſenfarbenes und himmelblaues Band. Nirgends iſt ein Hut zu ſehen, denn hier iſt alles full dress'd, was den Kopf betrifft. Der Platz, den das Oberhaus ſelbſt einnimmt, iſt verhältnißmäßig klein. Die Zuſchauer, auf vielen Reihen von Bänken umher und über einander, können vielleicht zweitauſend ausmachen. Und wie oft haben nicht ſchon 2000 Menſchen die Stelle von andern 2000 hier eingenommen! Es können wenigſtens 500,000 Britten Zeugen von dem Gerichte geweſen ſein, welches hier über ihren Mitbürger gehalten wird. Göttliche Publicität! erhabne Würde der Gerechtigkeit, die nicht das Licht ſcheuet! Daß kein Volk, kein Land, keine Stadt es wage, ſich frei zu nennen, ſo lange ihre Richter bei verſchloſſenen Thüren über das Schickſal ihrer Mitmenſchen entſcheiden! Ich haſſe das ewige Kreiſchen von Freiheit, das Gekrächz derer, die nicht wiſſen, was frei ſein heißt und des goldenen Vorrechtes nicht werth ſind; ich haſſe die Sclaven, die nur ſprechen und nicht handeln. Aber kein Ausdruck iſt zu hart, um Abſcheu gegen

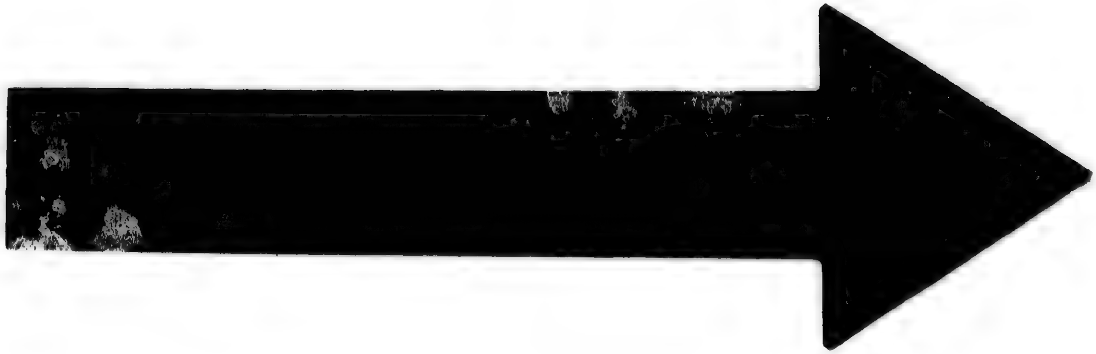


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)

6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

den Tyrannen zu erwecken, der ſeines Volkes Vater zu ſein vorgibt und es im Verborgenen richtet. Im Verborgenen richten, iſt Meuchelmord; und kein Zuſatz von Umſtänden, keine Modifikation, kann dieſes Verfahren je ſo weit entſchuldigen, daß ſie ihm dieſen Namen wieder nehmen könnte. Jeder, den ein Rechtsurtheil traf, das im Verborgenen gefällt und motivirt wurde, iſt ein Tyrannenopfer, gegen das man alle Gerechtigkeit aus den Augen ſetzte; mithin iſt er zurückgeſtoßen aus dem Bunde der bürgerlichen Geſellſchaft, in die Sphäre des natürlichen Lebens, wo jeder ſein eigner Vertheidiger und Rächer iſt.

Um 9 Uhr wurden die Thüren geöffnet und um halb 12 Uhr fanden wir das Haus ſchon über die Hälfte voll. Und was machen denn die Damen in einem Hauſe, wo ſie nicht recht hören können, was geſprochen wird; wo ſie nicht verſtehen, was ſie hören und bis zwei Uhr, alſo gegen vier Stunden, warten müſſen, ehe es angeht? Kommen ſie hin, um ſich ſehen zu laſſen? Schwerlich; denn man erkennt und trifft einander nicht in dieſem großen Saale, wo die Sitze nach verſchiedenen Richtungen laufen und nicht alle einander ins Geſicht ſehen können. Kommen ſie, um zu plaudern? Eine ſo große Verſammlung ſo ſtill zu finden, war vielleicht das Erſtaunlichſte am Ganzen. Man ſcheint einen Sinn für das Schickliche mitzubringen, der an dem Orte, wo wir uns befanden kein Geſpräch duldet. Wie ſoll man ſich alſo das Räthſel dieſer Erſcheinung erklären? Durch Langeweile, Neugier und guten Ton. In Haſtings' Verhör geht man weil es Sitte iſt und weil man wenigſtens auf eine entfernte Art zeigen kann, daß man mit eines Lords Familie bekannt iſt und Billets bekommen kann, — wiewohl wir die unſrigen für eine halbe Guinee erkauften, weil wir keinen Lord darum anſprechen mochten. Neugier — um doch davon ſprechen zu können, um zu ſehen, wie man ſich heute kleidete, um das Schauſpiel einmal genoſſen zu haben, um zu wiſſen wie ein Kanzler auf ſeinem Wollſack, die Lords in ihren Mänteln, die Herolde in ihren buntgeſtickten Kleidern, die zwölf Richter und der Sprecher des Unterhauſes in ihren Perücken ſich ausnehmen, um den Mann, von dem alle Welt ſpricht, W. Haſtings, oder die berühmten Volksredner Burke, Fox und Sheridan einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Langeweile — doch, bedarf es hier noch einer Erklärung?

„Das wäre denn alles,“ wird mir mancher Geck zurufen,

der hier mit leichter Mühe zu der Ehre zu kommen hofft, auch einmal den Verdacht eines eigenen Gedankens auf ſich zu ziehen — „alles was die geprieſene Publicität wirkt? Ob Weiber hören oder gaffen — die Juriſten machen was ſie wollen.“ — Nicht alſo, mein feiner Herr! Es gibt unter dieſen Damen auch verſchiedene, die lebhaften Antheil an dem Proceſſe nehmen. Man ſieht ſie allemal, ſo oft er fortgeſetzt wird, mit Papier und Bleiſtift Bemerkungen aufzeichnen und den Gang der Sache, die Beſchuldigungen, Vertheidigungen, Gegenausſagen nie aus dem Geſichte verlieren. In England, in einer Republik, zumal in einer ſo blühenden, ſo thätigen, die alle individuellen Kräfte hervorruft und entwickelt, iſt der Zuſammenhang des Intereſſe tauſendfältig, und wo man es nicht erwarten ſollte, zeigt ſich Theilnahme aus eigenem Bedürfniſſe. Doch wozu dieſer Beweis? Hat man denn vergeſſen, daß auch Mannsperſonen Zuſchauer und Zuhörer ſind? daß die Freunde des Angeklagten und der Kläger ſich anweſend befinden und jedes Wort niederſchreiben? daß das ganze Unterhaus mit anhört, wie ſeine Mitglieder den Proceß führen? daß endlich das ganze Oberhaus, der Adel des erſten Landes in der Welt — ein Adel, zu welchem Verdienſt unfehlbar den Weg bahnt — hier ſitzt, um zu hören, zu entſcheiden und zu richten?

Um zwei Uhr endlich erſchien ein Theil der Mitglieder des Unterhauſes auf ihren Sitzen; und bald kam auch das ganze Oberhaus in Proceſſion: voran die zwölf Richter in ihren Perücken und Mänteln, dann die Lords, endlich die Herolde, der Siegel- und der Inſignienträger und der Kanzler. Jeder ohne Ausnahme, wie er dem Thron gegenüber kam, neigte ſich gegen denſelben, obgleich Niemand da ſaß. Hierauf rief der Inſignienträger (Mace-bearer) dreimal: Oyés, und befahl den Anweſenden bei Gefängnißſtrafe, im Namen des Königs, Stillſchweigen an. Hierauf citirte er Haſtings, zu erſcheinen; und nachdem der Usher of the blackrod gegangen war, ihn abzuholen, erſchien Haſtings an ſeiner Stelle, machte drei Verbeugungen, kniete nieder, ſtand aber ſogleich wieder auf und ſetzte ſich in den für ihn beſtimmten Lehnſtuhl.

Der Kanzler eröffnete hierauf die Sitzung indem er den Managers ſagte, daß ſie fortfahren möchten. Nun folgten Verhöre von Zeugen; ein Clerk mußte viel vorleſen, welches endlich manchen Zuhörern ſo viel Langeweile verurſachte, daß ſie ſich

entfernten. Die Lords ſitzen nicht ſehr ſtill, verlaſſen ihre Plätze, ſprechen mit einander und mit den Mitgliedern des Unterhauſes und ſcheinen unter der Laſt ihrer Hermelinmäntel bei dieſem Wetter nicht ſehr beneidenswürdig zu ſein. Einer von den Managers (Mr. Anſtruther) ſprach ſehr widrig; er ſtieß immer einige Worte aus und hielt dann wieder inne, alles ſehr monotoniſch. Des Kanzlers deutliche, volle Baßſtimme iſt überall vernehmlich.

---

5. Zünfte.

In deutſchen Büchern ſteht bald England habe Zünfte, bald England habe keine Zünfte. Beides iſt wahr, beides falſch. Man verſtehe ſich nur! Deutſches Zunftweſen herrſcht in England freilich nicht. Warum? weil das Municipalweſen in England anders als auf dem feſten Lande iſt, weil England weniger als Deutſchland und Frankreich das Unglück hatte, italieniſch-egyptiſche Laſter anzunehmen. — — Die engliſchen Zünfte zielen wenig auf die vermeintliche Vervollkommnung der Künſte ab, wie in Deutſchland; ſie haben blos politiſche Zwecke: denn keiner braucht ſich da einzunften zu laſſen, wohin er ſeines Handwerks wegen gehört. Ein Buchdrucker kann ſich zu den Malern, Bäckern u. ſ. w. halten. In der city of London und in jeder Stadt, wo Incorporationen ſind, darf keiner ein Gewerbe für ſich treiben, der nicht zu einer Zunft gehört. In eine Zunft gelangt man, wenn man die Freiheit der Stadt erwirbt, oder Freeman of the city wird. Dieſe Erwerbung der Freiheit geſchieht entweder durch ſieben Lehrjahre bei einem incorporirten Meiſter, oder durch Kauf. Die Freiheit der Stadt koſtet im Durchſchnitt dreißig Pfund Sterling. Bei einigen Incorporationen iſt ſie wohlfeiler und koſtet nur vierundzwanzig Pfund Sterling; deshalb hält man ſich gewöhnlich zu einer wohlfeileren Zunft, zum Beiſpiel zu den Muſicians, da es einem Schuſtergeſellen frei ſteht, ſich zu der Zunft zu halten, zu welcher er will. Dieſes Einzunften als Freeman of the city geſchieht durch Einſchreiben in der Guildhall (dem Rathhauſe) und der Zunfthalle. Wer Freeman durch die ſieben verfloſſenen Lehrjahre oder durch Erkaufung der Stadtfreiheit iſt, kann für eigne Rechnung, wie wir ſagen, als Meiſter ſein Handwerk treiben. Ein Free-

man, ob er gleich zu einer Zunft gehört (was Volkmann in ſeinem erſten Theil Seite 225 fälſchlich leugnet), nimmt noch keinen Theil an Parlamentswahlen; dazu gehört das Pelzkleid. Ein Freeman, der alſo auch dieſen Vorzug genießen will, muß Liveryman werden, welches abermal einige Pfunde koſtet. Beſondere Geſchicklichkeit aber, wie Volkmann wähnt, gehört gar nicht dazu; die engliſchen Zünfte haben Vervollkommnung der Künſte kaum zum Nebenzweck. Keine Zunft iſt geſchloſſen, jeder Meiſter, er ſei Freeman oder Liveryman kann ſo viele Geſellen halten, als er will. Meiſterſtücke kennt man in England auch nicht. Zwiſchen Lehrjungen und Geſellen iſt ebenfalls keine Scheidewand. Geſellen (ich nenne die Leute ſo, die nicht auf eigne Rechnung arbeiten), laſſen ſich, wenn ſie außer Arbeit ſind, in der Halle einſchreiben. Ein Meiſter, der Geſellen nimmt, muß gerade die nehmen, die zuerſt eingeſchrieben ſind, er mag ſie für geſchickt halten oder nicht. Will er ſich welche auswählen, ſo muß er ein gewiſſes Geld dafür erlegen. Der Geſellenlohn iſt nur bei einigen Zünften, zum Beiſpiel bei den Schneidern, durch eine Parlamentsakte beſtimmt; ein Meiſter, der mehr Lohn gibt als vorgeſchrieben iſt, kann gerichtlich belangt werden. Faſt jede Innung hat ihre Armenhäuſer. Das Geld dazu fließt aus der Zunftkaſſe, in welche jeder Geſelle, Freeman und Liveryman jährlich einige Schillinge zahlen muß. Ein Geſelle, der dieſe Schillinge nicht gezahlt hat, muß ſie alle nachzahlen, wenn er Meiſter werden will, ſei es nach Ablauf der ſieben Dienſtjahre oder durch Erkauf der Freiheit.

Die Royal Society eine Zunft zu nennen, wie einige deutſche Schriften thaten, iſt ſehr lächerlich. Sie iſt indeß allerdings eine durch Charter incorporated Society; das heißt: ſie gehört zu der allgemeinen Klaſſe von dem Staat untergeordneten Geſellſchaften.

In allen Städten, wo keine Incorporationen ſind, kann jeder nach Belieben jegliches Gewerbe treiben; zum Beiſpiel in ganz Weſtminſter und in den Libertys der corporirten Städte. Dieſer Umſtand macht allen auch in ungeſchloßnen Zünften noch möglichen Schaden nichtig; denn die Waare des unzünftigen Meiſters concurrirt immer mit der Waare des zünftigen. In Weſtminſter zum Beiſpiel, kann jedermann Schneider oder Schuſter ſein, oder aus einem Schneider morgen ein Schuſter werden u. ſ. w. Hier iſt auch keine politiſche Verbindung unter

den Handwerkern; die Parlamentsglieder werden in Weſtminſter blos von den Hausbeſitzern gewählt. Ein Jude kann in England alle Handwerke treiben, nämlich die, welche von keiner Corporation ſind. Daß das moſaiſche Geſetz ſich auch wohl damit verträgt, zeigen die vielen jüdiſchen Handwerker in Weſtminſter, beſonders die vielen jüdiſchen Schlächter in Goodmansfield. Man findet einen beſchnittenen Schlächter nicht unreinlicher, als einen unbeſchnittenen.

Auf dem platten Lande kann jegliches Gewerbe getrieben werden und nur in der Gerichtsbarkeit corporirter Städte muß ein Handwerker ſich zu einer Incorporation dieſer Stadt halten.

Das Unweſen eines blauen Montags iſt in England ſo arg als in Deutſchland.

Warum iſt genaue Kenntniß des engliſchen Zunftweſens in Deutſchland ſo nöthig? —

---

6. The Monster.

Den 12. Mai.

Wie ſich die Neuigkeiten hier jagen! Wie immer friſche Nahrung für das gefräßige Thier mit achtmal hunderttauſend Schlünden herbeigeſchafft werden muß! Geſtern iſt der König von Schweden an einem Gallenfieber geſtorben; heute erſticht man die Kaiſerin von Rußland; die Spanier haben Jamaika weggenommen; Frankreich rüſtet zwanzig Linienſchiffe aus. Bald erſchallen wieder durch die ganze Stadt lauter Friedensgerüchte! Dieſe widerſprechenden Erdichtungen ſind auf den nächſten Kreis um die londoner Börſe berechnet; die öffentlichen Fonds ſteigen und fallen, je nachdem man dieſes oder jenes Gerücht wahrſcheinlich zu machen weiß; authentiſche Briefe, gerichtliche Ausſagen von Schiffskapitainen, Miniſterconfidencen, nichts wird dabei geſpart, um Wirkung hervorzubringen; und wenn es endlich nun einmal gelingt, diejenigen, die ſich die Weiſeſten und Vorſichtigſten dünken, zu übertölpeln, ſo iſt der Gewinn ſchon entſchieden. — Man fragt ſich alſo ſchon immer bei jeder neuen Mähre, wohin ſie zielt und welchen Effekt auf die Barometer des öffentlichen Kredits ſie haben könne; und wahrlich! künſtlich muß der Mäkler ſein, der jetzt noch ſeinen Zweck erreichen will. — Allein der größere Kreis des Publikums, der zur beſtimmten Stunde ſeines Frühſtücks die Zeitung lieſt und die Zeit theils

mit dieſer Lektüre, theils mit der Converſation, wozu ſie den Stoff gibt, zu tödten ſucht, hat noch einen ganz andern Heißhunger nach Neuigkeiten und eine geſegnete Gabe der Verdauung, die mit dem Wunderglauben in eine Klaſſe geſetzt zu werden verdient. Seit vier Wochen ſpricht ganz London von dem Ungeheuer, die Zeitungen ſind voll davon, die Theaterdichter unterhalten das Volk davon auf der Bühne, die Damen fürchten ſich davor, der Pöbel ſieht jeden Vorübergehenden ſchärfer darauf an, ob er nicht in ihm das Ungeheuer entdecken könne, alle Wände ſind mit Ankündigungen und Darbietungen einer Belohnung für denjenigen, der das Ungeheuer greifen wird, beklebt, freiwillige Subſkriptionen ſind eröffnet worden, um es fangen zu laſſen, Mrs. Smith, eine Dame du bon ton, hat es mit einem Piſtol hinters Ohr geſchoſſen, — es hat ſich verkleidet, geht in vielerlei Geſtalten umher, verwundet ſchöne Frauenzimmer mit einem eigends erfundenen Inſtrument, mit Haken in Blumenſträußen verborgen, mit Packnadeln u. ſ. f. — und dieſes Ungeheuer iſt nichts mehr und nichts weniger als — ein Unding, womit man die müßigen Einwohner von London amüſirt. Ein Taſchendieb, der vermittelſt eines Inſtruments die Taſchen umzukehren und auszuleeren gelernt hatte, konnte vielleicht eine Dame verwundet haben, indem er dieſes Kunſtſtück an ihren Taſchen probirte; dieſer unbedeutende Zufall war hinreichend, um eine ganze Geſchichte von einem Ungeheuer darauf zu gründen, welches gegen weibliche Schönheit wüthete und eine Verſchwörung zwiſchen mehreren Geſchöpfen dieſer Art wahrſcheinlich zu machen, die aus Bosheit oder Rache, oder verkehrtem Geſchmack das ganze Geſchlecht, oder doch den ſchöneren Theil deſſelben, vernichten ſollten.

---

7. Naturgeſchichte. Banks.

Außer der Botanik iſt alles kläglich beſtellt; die Mineralogie am ſchlechteſten. Es gibt faſt gar keine Liebhaberei und ſchlechthin keine Kennntniß. Hawkins iſt der einzige Mineraloge. Mr. Greville zeigt acht oder vierzehn Tage lang an ſeinem Kabinet. Mr. Macie und die übrigen ſtudiren Mineralogie nur um der Luftchemie willen und wiſſen von den neuen Entdeckungen nichts. Greville iſt in der Oppoſition und hat nichts zu le-

ben. Raspe arbeitet in Schottland, iſt aber auch nicht mit den neuen Entdeckungen und überhaupt mit der heutigen Form der Wiſſenſchaft bekannt. Zoologen gibt es ſehr wenige. Pennant war nicht tief, Latham hat ſeine Vögel vollendet, Yeats hat ein Inſektenkabinet.

Botanik hingegen iſt en vogue. Martyn überſetzte Rouſſeau's Briefe und that vierundzwanzig neue hinzu, zierte ſein Werkchen mit Kupfern und die Damen kauften es, ſo dürr auch der Inhalt iſt. Curtis las den Damen Botanik, ſchrieb für ſie ein botaniſches Magazin und gab ſeine Flora Londinensis heraus. Smith lieſt auch Botanik und fährt fort, Linné's Kräuterbuch, welches er an ſich gekauft hat, zu publiciren. Dickſon gibt Mooſe, Farn und Schwämme heraus. Bauer, der vortreffliche Zeichner, den der junge Jacquin nach England brachte, wird die ſeltenen Pflanzen des Hortus Kewensis herausgeben; ſie ſind herrlich gezeichnet: klar, richtig, deutlich und ſchön. Eine Mrs. Margaret Meen iſt ihm indeß zuvorgeeilt und hat auf dem allergrößten Atlasformat eine Nummer von vier Blättern herausgegeben, welche ſeltene und gemeine Pflanzen zugleich enthält, z. B. Strelitzia Regina und die Solandra speciosa, dann aber auch Plumbago rosea und Cypripedium album. Die Ausführung iſt nicht zu rühmen. Nichts iſt botaniſch richtig gezeichnet und die vier Pflanzen koſten 16 Schilling.

Das große Werk von Banks iſt noch immer ein Gegenſtand, der die Konverſation lebendig erhält. Er wird, ſagt und ſchreibt er ſeinen Freunden, es nie verkaufen, ſondern nur wenige Exemplare abziehen laſſen und ſie verſchenken. — Es ſollen ſchon beinahe alle 17 bis 1800 Platten fertig ſein. Woran der fernere Aufſchub liegt, weiß kein Menſch zu ſagen; Dryander ſelbſt ſcheint es nicht ſagen zu können oder zu wollen.

---

8. Capitain Bligh. Reiſen nach Nordweſtamerika.

Cook gebrauchte den Capitain Bligh bei ſeiner letzten Reiſe, um Landkarten zu machen und Ausſichten aufzunehmen, und er hat faſt alles, was während dieſer langen Reiſe in dieſem Fache

gearbeitet worden iſt, allein gethan. Nach ſeiner Rückkehr kamen ſeine Zeichnungen in die Hände der Admiralität. Roberts erhielt von dieſer den Auftrag, die Karten für den gedruckten Bericht der Reiſe darnach auszuſuchen und zuſammenzutragen. Aber er hatte zu eben der Zeit das Kommando über einen Zollhaus-Kutter bekommen und fand das Handwerk, Schleichhändler zu verfolgen, einträglicher, als das Kartenmachen. Durch ſeine Nachläßigkeit ward die Herausgabe des Werkes verzögert und die Admiralität mußte ihm einen gemeſſenen Befehl zuſchicken, heraufzukommen und ſeine Arbeit zu vollenden. Die elende Generalkarte iſt die Frucht dieſes übereilten Geſchäfts, außer einer Menge Fehler in andern Karten. Capitain Bligh hat verſichert, daß zwiſchen den Originalzeichnungen und den herausgegebenen Karten ein ſehr großer Unterſchied ſei.

Die canadiſchen Kaufleute und die Hudſonsbai-Kompagnie ſind einander entgegen. — Ein gewiſſer Turner ward von der letzteren ausgeſchickt, um geographiſche Entdeckungen zu machen. Er war ein guter Aſtronom, nahm viele Längen und Breiten, und beſtimmte unter andern die Lage von Hudſonshouſe. Hernach brauchte ihn die Kompagnie in Handelsgeſchäften; da hatte er über die Branntweinfäſſer zu befehlen, fing an zu trinken und gerieth darüber mit ſeinen Rechnungen in Unordnung. Die Kompagnie hat ihn deſſen ungeachtet nochmals ausgeſchickt; und wenn er nur ſeinen Branntwein bald austrinkt, ſo kann er noch etwas leiſten.

Die Canadier ſtahlen ihm das erſtemal ſeine Journale; wenigſtens will man wiſſen, daß ein ungetreuer Beamter dieſe Journale an die Canadier verkauft hat. Dieſe haben drei Leute nach Weſten geſchickt, wovon einer über den Slavelake (Sclavenſee) bis nach Cooks River und von da nach Kamtſchatka gekommen iſt.

---

9. Dr. Johnſon. Warton.

Als man Johnſon fragte, was der König mit ihm geſprochen hätte, ſagte er: The questions of His Majesty were *multifarious;* (ſo ſehr war er gewohnt, lateiniſche Wörter in der

engliſchen Sprache zu adoptiren und ſogar im gemeinen Leben einzuflicken) but, thank God! he answered them all himself*).

Warton ſpricht in ſeinem Buche über engliſche Dichter lang und breit über ein Miniaturportrait von Milton, welches Sir Joſhua Reynolds für 100 Guineen gekauft haben ſoll. T. Brand Hollis behauptet: es ſei das Portrait von John Selden und ärgert ſich, daß Warton mit keinem Worte der vier Köpfe von Milton in den Memoirs of Mr. Hollis erwähnt, die doch ächt ſind.

---

10. Etwas von den Sitten. Veränderung der Sitten. Nägel. Ranelagh. Boxing. Dr. Mayersbach.

Die Verſchiedenheit des Eſſens am öſtlichen und weſtlichen Ende der Stadt iſt bemerkenswerth. Der ganz Fremde würde indeß wenig Unterſchied finden, denn überall geht es gleich ſteif und unbeholfen zu. Man ſitzt vor Tiſche unbeweglich im Stuhl, ſpricht wenig, ſchlägt die Arme über einander und hat Langeweile bis zur Tafel gerufen wird. Dann ziehen die Weiber wie die Kraniche ins Speiſezimmer; niemand führt ſie. Man fordert zu trinken, wie in einem Wirthshauſe, oder macht Partie mit jemand, um ein Glas zu trinken; und nach Tiſche werden Geſundheiten getrunken. Auch erſcheint, ſobald die Damen ſich entfernt haben, überall der Nachttopf. Suppe iſt nirgends zu ſehen. Man ſetzt noch immer Gläſer mit Waſſer auf den Tiſch und jedermann ſpült ſich, Angeſichts der ganzen Geſellſchaft, den Mund und wäſcht ſich die Hände. Bis Thee und Kaffee im Nebenzimmer ſervirt werden, ſitzt man am Tiſch und trinkt Wein. — Nur im Weſten gibt es Servietten, die in der City durchgehends wegbleiben. Kleine Schüſſeln findet man auch nur an dem vornehmen Ende der Stadt; am öſtlichen ißt man mancherlei durch einander und mit einander.

*) Se. Majeſtät fragten mancherlei; aber, Gottlob! Sie beantworteten alles ſelbſt.

Die Engländer pflegen ihre Hoſpitalität zu rühmen und nennen ihr Land das gaſtfreieſte in der Welt. Ausländer hingegen beklagen ſich, daß, wenn ſie zu Hauſe den durchreiſenden Engländern alle erdenkliche Höflichkeit erwieſen haben, dieſe, wenn man ſie in England beſucht, den Fremden zu einem Mittageſſen im Wirthshauſe bitten, und ihn alsdann ſeine Zeche mit einer halben oder gar mit einer ganzen Guinee bezahlen laſſen. Anfänglich lachte ich ſelbſt über dieſen, wie es mir vorkam, ganz verkehrten Begriff von Hoſpitalität. Allein ich habe der Sache nachgedacht und finde manches zu erinnern, was ſie in ein ganz anderes Licht ſtellen kann. Erſtlich alſo, iſt es wenigſtens von den Einwohnern auf dem Lande ſehr buchſtäblich wahr, daß ſie gegen Fremde, die ihnen empfohlen werden, die Gaſtfreiheit in einem hohen Grade ausüben. Zweitens ſind die Veranlaſſungen zu einem Mittagsmahl in dem Wirthshauſe in London häufiger als anderwärts, indem ſo mancher daſelbſt kein Haus hält, ſondern Jahr aus Jahr ein in ein öffentliches Wirthshaus geht, um dort zu eſſen. Drittens glaubt mancher ſeinem Gaſte mehr Freiheit zu laſſen, wenn er ihn an eine Tafel führt, wo er ſeinen freien Willen behält und fordern kann, was ihm beliebt, als wenn er ihn nöthigte, ſich nach ſeinem Geſchmacke zu richten. Endlich auch in London ſelbſt, ſind die Fälle gar nicht ſelten, daß Fremde in den Häuſern ihrer Bekannten bewirthet werden, wie es mir ſelbſt vielfältig widerfahren iſt. — Mehr aber als dies alles ließe ſich noch zur Entſchuldigung oder Rechtfertigung des engliſchen, mir ſonſt ſo parador ſcheinenden Begriffes von Hoſpitalität ſagen, der zuletzt auf die Definition hinausläuft, daß man in England für Geld haben kann, was man will. Schöne Gaſtfreundſchaft! ſagte ich, als ich dieſen Ausdruck zum erſten Male hörte, und tauſend Ausländer für einen werden in Verſuchung ſein, denſelben Ausruf zu thun. Ich geſtehe gern, daß ich nicht mehr ſo verächtlich von dieſer Gaſtfreiheit urtheile, welche jedem für Geld verſchafft, was er nur an Bequemlichkeit und Genuß verlangen kann. Es iſt nichts Geringes, den Fremdling, den Reiſenden, den Käufer, der im Laden etwas kaufen will, mit Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit aufzunehmen. Dieſe Attention iſt aber in England recht eigentlich zu Hauſe. Kauft für eine bloße Kleinigkeit, für zwei Schilling z. B., in einem Laden, ſo iſt der Kaufmann erbötig, das Gekaufte ſelbſt nach Hauſe zu ſchicken; gleichviel ob in die nächſte

Straße, oder durch den ganzen Diameter der unermeßlichen Hauptſtadt zu gehen iſt. Kauft man für mehrere Pfund Sterling, ſo wird man faſt unfehlbar von dem Kaufmanne zu Tiſche gebeten. Im Laden präſentirt man dem Käufer einen Stuhl, ein Glas Wein, eine Taſſe Chokolade, oder andere Erfriſchungen. Um eine Kleinigkeit abzuſetzen, läßt ſich der reichſte Kaufmann keine Mühe verdießen; man mag hundert Stücke Zeug um- und durchwühlen: er wird nicht müde, immer wieder andere herbeizuſchaffen. — In den Wirthshäuſern iſt alles Aufmerkſamkeit, und der gewöhnlichſte Paſſagier wird wie der erſte Lord bewirthet. Die Aufwärter laufen an den Wagen, ſobald ſie jemand ankommen ſehen; der Wirth ſelbſt erſcheint und bewillkommt ſeine Gäſte. Er bedient ſie bei Tiſch, und das Kammermädchen ſorgt beſtens dafür, daß die Betten friſch und rein ſind. Fährt man fort, ſo iſt man wieder eben ſo mit dem Wirthe, der Wirthin und den Aufwärtern umgeben. Jedes hat im Hauſe, ſein beſtimmtes Amt. Boots iſt bei der Hand, Schuh und Stiefeln abzuziehen, zu putzen, und den Fremden Pantoffeln zu präſentiren. Kommt man zu Pferde an, ſo hat der Horſeler, oder wie das Wort gewöhnlich ausgeſprochen wird, Oſtler, die Sorge für die Pferde. Will man ausfahren, ſo hat jeder Gaſtwirth mehrere nette Poſtchaiſen und etliche Züge Pferde im Stall, deren ſich ein deutſcher Edelmann nicht ſchämen dürfte. Faſt Jahr aus Jahr ein brennt ein Feuer in dem Kamin, und die Wirthshäuſer ſind ſchon darauf eingerichtet, daß man außer dem Schlafzimmer für jede Geſellſchaft ein beſonderes Wohnzimmer hat, ohne daß die Koſten darum beſonders erhöht würden. — Tiſche und Stühle ſind durchgehends vom ſchönſten Mahagonyholz, mit roßhaarnen Kiſſen, und der Teppich von der vortrefflichen Wollenmanufaktur in Wiltſhire, oder wenigſtens ein ſchottiſcher, liegt den Winter hindurch in jedem Zimmer; ſo wie vor jedem Bette Jahr aus Jahr ein, und in den zierlichern Gaſthöfen auf allen Treppen ein ſchmaler Streif von eben dieſem Tuche liegt. Des Silberzeugs, des Tafelgeſchirrs iſt kein Ende; nur Servietten muß man nicht erwarten. Wahrlich das Land iſt gaſtfrei zu nennen, wo es Menſchen ſich ſo angelegen ſein laſſen, Andern das Leben bequem und angenehm zu machen, Reiſende nach einem beſchwerlichen Cahotoge zu erquicken und ihnen einigen Erſatz zu verſchaffen für die liebe Heimath, von der ſie ſich entfernen müſſen. Wer empfunden hat, wie

der Reiſende in andern Ländern in ſich ſelbſt zurückgetrieben wird, wie er ſo gar keine Theilnahme erweckt, ſo gar kein freundliches Geſicht ihn bewillkommen ſieht, für ſein Herz ſo gar keine Nahrung findet, wenn er ſich einmal von den Seinigen entfernt; wie es den Gaſtwirthen gar nicht um ſeine Bequemlichkeit, ſondern lediglich um ihren Gewinn zu thun iſt: der muß den Vorzug des Reiſens in England empfinden, wo ihn ſo manches freundliche Wort, ſo viel ächte Urbanität in den Sitten der Menſchen, mit denen er auf der Reiſe umzugehen genöthigt iſt, unaufhörlich mit dem ganzen Geſchlechte verſöhnt und in eine zufriedene Stimmung verſetzt. Ein gutes Geſicht und Bereitwilligkeit, jeden ſeiner Wünſche zu erfüllen, laſſen ſich wahrlich nicht mit dem Gelde erkaufen, das er für ſeine Zehrung zahlt. Allein die Begriffe, daß man als Gaſtwirth verbunden ſei, für die Bequemlichkeit und das Wohl der Gäſte zu ſorgen, daß man wirklich die Rechte der Hoſpitalität an ihnen ausüben müſſe und ein ſchönes Gefühl von Unabhängigkeit und Gleichheit, womit man ſich bewußt iſt, daß man nicht blos vom Fremden lebt, ſondern ihm auch wirklich das geben kann, was ſeine Börſe nicht bezahlt: — dies wird ſchon mit der Muttermilch eingeſogen, und mit den Anfangsgründen der Erziehung in den Gemüthern entwickelt. Dazu kommt noch, daß hier nicht leicht ein hungriger Abentheurer einen Gaſthof anlegt, ſondern daß dieſes Geſchäft insgemein den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens vorausſetzt; daß folglich die Gaſtwirthe ſelten ſo gröblich unwiſſend wie in andern Ländern ſind, und im Gegentheil die Erziehung, die ihrem Vermögen angemeſſen war, genoſſen haben; mithin, daß die Ueberzeugung, Zufriedenheit und Glück müſſe nur in einer beſtimmten Geſchäftigkeit geſucht werden, den Entſchluß leitet, auf irgend eine Art das Vermögen anzulegen und zu einem gemeinnützigen Endzwecke damit zu wirthſchaften. Dieſer Geiſt der Thätigkeit unterſcheidet den Engländer, wie mich dünkt, am meiſten von allen andern Nationen. Ein Deutſcher, ein Franzos, ein Italiener von gewöhnlichem Schlage, der dreißig- oder vierzigtauſend Thaler hätte, würde ſich erniedrigt glauben, wenn er ein Gewerbe oder eine Hantierung triebe; der Engländer fängt damit erſt recht an und hält das Geld nur für eine Federkraft in ſeinen Händen, wodurch er für ſeine Thätigkeit Platz gewinnen, und in eigenem Wirken und Schaffen ſich ſelbſt gefallen kann. Ich weiß, es gibt auch auf dem feſten Lande einige

Ausnahmen; allein zu geſchweigen, daß dieſe eigentlich, wie immer, die Regel beſtätigen, ſo iſt doch in den Gelenken unſerer Gaſtwirthe eine natürliche Steifigkeit, die ſich nur durch die Zauberkraft einer Equipage mit Sechſen, oder eines adelichen Wappenſchildes vertreiben läßt. Die Huldigung, die ſie dem Reichthum leiſten, möchte man ihnen noch verzeihen: ſie hat wenigſtens einen Gegenſtand; allein die Furcht vor der privilegirten Klaſſe der Nation iſt ein Schandfleck von angeſtammter Niederträchtigkeit, der die menſchliche Natur entehrt, am meiſten da, wo der Adel durch keinen Zügel, weder durch Eigennutz, noch durch Begriffe von Ehre und Schande, ſich gehalten fühlt, mithin, weil er die oberſte Stelle ohne ſein Verdienſt beſitzt, dem eigenthümlichen Werthe nach auf die allerunterſte Stufe hinabgeſunken iſt, und die Verachtung aller übrigen, die alle beſſer und edler ſind als er, in vollem Maaße verdient.

Es ſind nun zwölf Jahre verfloſſen, ſeitdem ich in England war. In dieſem Zwiſchenraume kann eine weſentliche Veränderung der Sitten in einem Volke ſtatt finden, deſſen Wirkſamkeit einen ſo raſchen Umſchwung hat. — A priori läßt ſie ſich ſogar erwarten, und a posteriori möchte man aus allerlei Auftritten in der neueſten Geſchichte ſich davon verſichert halten. — Bei einer ſehr genauen Unterſuchung ließen ſich unſtreitig auch einige Abweichungsgrade beſtimmen, die vielleicht in der Folge mit wachſender Geſchwindigkeit zunehmen, und weſentlichere Umwandelungen auf die Bahn bringen können; allein für den allgemeinen Eindruck iſt gleichwohl der Zwiſchenraum, den ich hier angegeben habe, noch zu unbedeutend, und England iſt noch das alte, wie ſeine Einwohner es emphatiſch zu nennen pflegen. Ich darf dieſes mit deſto größerer Zuverſicht ſagen, da ich wirklich eine merkliche Veränderung erwartet hatte, und mich in dieſer Erwartung ſehr getäuſcht finde. Ich bin ſo wenig fremd in London, weder in Abſicht auf die Phraſeologie, noch im Punkte der Lebensart und Sittenſtimmung, daß dieſe Identität der erneuerten Eindrücke mit den alten Vorſtellungen mich gewiſſermaßen in der Eigenſchaft des Beobachters ſtört, indem mir das gewohnt und alltäglich in der Erinnerung ſcheint, was ich mit Rückſicht auf Dich, da Du nie in England warſt, als merkwürdig und von unſerer Art zu leben verſchieden anzeichnen ſollte.

Um mit der Sprache anzufangen, ſo iſt es zwar gewiß, daß die Bücherſprache epigrammatiſcher geworden iſt, und daß auch im gemeinen Leben manche neue Wörter, zumal in Beziehung auf Indien, in Cours gekommen ſind; allein die Ausſprache iſt völlig unverändert, und die große Maſſe der Redensarten, die Sprichwörter, die Benennungen der Dinge, bleiben dieſelben. Faſt ein wenig höflicher als ſonſt, ſcheint mir der gemeine Mann zu ſprechen, wie er auch in Abſicht auf fremde Kleidertracht, ausländiſche Sitten und Sprachen, die ſich ſeinen Sinnen auf den öffentlichen Straßen darſtellen, toleranter geworden iſt. Dieſe Ausbildung iſt unſtreitig eine Folge der in England ſo allgemeinen Zeitungslektüre und ein Beweis für die Milde des ächtengliſchen Charakters, der am Ende der Vernunft doch immer Gehör gibt, ſo laut auch ſeine Vorurtheile, ſeine übeln Gewohnheiten und ſeine Leidenſchaften zuweilen dagegen reden.

Die Toleranz gegen die Ausländer, und zumal die Franzoſen, ſcheint auch mit einem größeren Umfange in Befolgung und Nichtbefolgung der Moden, als ehedem in Verbindung zu ſtehen. So ſtark auch die Nachahmung wirkt, ſo ſieht man doch unzählige Menſchen in den Straßen, die ſich in ihrer Kleidung nicht irre machen laſſen, ſondern ihren Rock noch ſo tragen, wie ſie ihn vor zwanzig Jahren zu tragen gewohnt waren. Vielleicht iſt auch die ſchnelle Succeſſion der Moden ſchuld, daß ſie nicht allgemein werden können, ſondern ſich blos auf die höheren Kreiſe der verfeinerten Geſellſchaft einſchränken. Eine bekannte allgemeine Revolution in der Kleidung der Mannsperſonen, iſt die Abſchaffung des Degens, den man ſonſt überall zu ſehen gewohnt war, und jetzt nur noch bei Hofe ſieht; die allgemeine Einführung der kurzen Weſten, und jetzt die faſt gänzliche Vertauſchung der dreieckigen gegen runde Hüte. Das Militair und die Officiere von der Flotte tragen faſt ganz allein ihre dreieckigen Uniformhüte. Kinder kleidet man noch wie ehedem. Ihr rund geſchnittenes, ins Geſicht gekämmtes Haar, wird in der Welt Mode bleiben, wo nur immer der Menſchenverſtand genug aufdämmert, um die Abſurdität einer koëffirten Diminutivfigur zu empfinden. Ganz junge Kinder, bis ins vierte Jahr, erhalten aber hier noch immer keine Strümpfe, obgleich das Klima augenſcheinlich dieſen plötzlichen Uebergang von Wärme zur Kälte verbietet. Es iſt aller Erfahrung zuwider, daß der menſchliche Körper dieſe Extreme zu gleicher Zeit aus-

ſtehen kann, ohne eine größere oder geringere Zerrüttung ſeiner Organiſation zu erleiden. Von der Blutwärme, die das Kind vor der Geburt überall umſchloß, iſt der Uebergang zur Temperatur der atmoſphäriſchen Luft in England, zumal im Winter, ſo groß, daß ich mich nicht wundern würde, wofern künftige Phyſiologen in der plötzlichen Kälte, der man die zarte Organiſation des Kindes ausſetzt, die erſte Veranlaſſung zu der in England ſo häufigen Gicht entdecken ſollten. Allein in dieſen Theil der Erziehung miſchen ſich die Aerzte; mithin die Theorie, die Syſtemſucht, und die gelehrte Rechthaberei. Geſunder Menſchenſinn läßt ſich in dieſer Geſellſchaft nicht antreffen.

Die gewöhnlichſte Haube der Frauenzimmer hat einen ungeheuer breiten Strich, und iſt überhaupt ſo weitläufig, daß ich eher alles von ihr ſagen und glauben möchte, als daß ſie ſchön ſei und ziere. Die vornehmſte Frau und das gemeinſte Mädchen tragen dieſe Haube; mit dem Unterſchiede, daß dieſe nie ohne dieſelbe geſehen wird, da ſie hingegen bei jener nur das tiefſte Negligé andeutet. Hohe Hüte von Filz, von allen Farben: weiß, roſenroth, braun, grün, himmelblau und col de canard, — am meiſten aber ſchwarz, mit einem runden, ſchmalen Rand, und hohem, ſpitzer zulaufenden Kopf, einer Bandkokarde oder einem Federbuſch zuoberſt und einem goldenen, oder ſeidenen, farbigen und mit Gold gewirkten Bande unten, ſind jetzt die allgemeine Tracht des Frauenzimmers, faſt von allen Ständen. Zum vollen Anzuge gehört es aber noch jetzt, wie immer, daß man ohne Hut erſcheint; und in dieſem Falle iſt eine ſehr vollſtändige Friſur mit vielen Locken im Toupet, und einem Bande und einer Agraffe von Juwelen im Haar, oder eine hohe, ſich vornüber thürmende, turbanähnliche Haube, der Putz, womit Junge und Alte prangen. Die Hüte ſind an Geſtalt völlig denen ähnlich, die man auf Rubens' und van Dyk's Portraiten bemerkt. Die Hauben ſind äußerſt verunſtaltend; und es fehlt nicht viel, ſo werden ſie den Fontangen ähnlich ſein, die man zu Ludwig's des Vierzehnten Zeiten trug. — Viele, zumal junge Frauenzimmer, gehen ungepudert; es iſt indeß keine allgemeine Mode, und am wenigſten zur vollen Kleidung anwendbar. — Eine Art Negligé iſt es auch, wenn man vollſtändig friſirt iſt, ſtatt der Haube aber nur ein kleines Kiſſen oben auf dem Kopfe trägt, welches der Haube eigentlich zum point d'appui dient, und wie Veſta's oder Cybelens Thurm ausſieht.

Dabei trägt man noch immer die ekelhaft großen Halstücher, ſo zuſammengeſchlagen, daß die oberſten Falten mit dem Munde in gleicher Höhe ſtehen, und es beinahe ſo viel Kunſt erfordert, einen Biſſen, ohne das Halsbollwerk zu beſchmutzen, in den Mund zu ſteuern, als mit chineſiſchen Stäbchen zu eſſen. Ein anderer Gräuel des hieſigen Anzuges ſind die Schnürbrüſte, die ſo allgemein wie jemals getragen werden, und jetzt nur wegen der fürchterlich hohen Florbuſen eine Exkrescenz vor der Bruſt bilden, welche wenigſtens dieſen zarten Theil vor Beſchädigung ſichert, aber zur Schönheit der weiblichen Figur nichts beiträgt. Poſchen gehören nur zum vollen Anzuge. Sonſt hängt das Kleid ſo lang und ſchlank an den Schenkeln herunter, wie nur etwas hängen kann. Große baumwollene Tücher tragen die mittleren Stände, und Shawls, in Nottingham, nach den indiſchen verfertigt, die vornehmeren, gegen die kalte Luft. Dieſe Shawls werden jetzt weit länger gemacht als ehemals, weil man ſie, nachdem ſie über der Bruſt zuſammengeſchlagen worden ſind, hinten in einen Knoten ſchlägt und die Zipfel wie eine Schärpe herabhängen läßt. Große Flortücher mit Blonden oder gehackten Spitzen gehören zum vollen Anzuge, der ſehr oft aus Crepflor, oder überhaupt ganz weißen Zeugen beſteht. Um die Taille ſchließt ſich ein elaſtiſcher Gürtel, den die Erfindſamkeit der engliſchen Putzhändler einen Ceſtus nennt, mit einem Schloſſe, oder nach der neueſten Mode, drei Schleifen und brillantirten Knöpfen von Stahl. Anſtatt dieſes Putzes tragen viele Frauenzimmer eine zur Taille paſſende, ausgeſchweifte Binde von ſeidenem Stoff und ein breit ſeidenes Band als Schärpe. Unmöglich kann ich alle die eleganten oder doch prätenſionsvollen Negligés und Karakos beſchreiben, in denen die Petite-Maitreſſen auf der Schaubühne, in den Logen und in Ranelagh und Vauxhall erſcheinen. Genug die unermüdete Anſtrengung der Fabrikanten in Nottingham und Mancheſter erfindet immer neue Stoffe, und die Modehändlerinnen geben ſich die Tortur, um nicht minder erfinderiſch zu ſein als ihre franzöſiſchen Nachbarinnen.

Die Schuhe der Engländerinnen haben das Beſondere, daß die Abſätze weiter nach hinten ſtehen als an unſern franzöſiſchdeutſchen Damenſchuhen. Man trägt jetzt zierliche Roſetten von Stahl darauf, die ſehr gut kleiden. Die Herren haben ihre Schnallen meiſtens mit Springfedern, ſo daß das Herz von dem

Theile der Schnalle, der blos für das Auge dient, gänzlich getrennt iſt und nur an einem Charnier, und dann durch eine Feder, damit zuſammenhängt.

Durchgehends bemerke ich, daß die Engländer jetzt die Nägel ungeheuer lang wachſen laſſen; am längſten und ſpitzigſten die, welche in Oſtindien geweſen ſind, woher auch die Mode augenſcheinlich nach Europa herüber gekommen iſt. Man hat wenigſtens eben ſo vornehm ſcheinen wollen als ein vornehmer Indier, deſſen Nägel die Stelle eines Stammbaums vertreten. Es iſt aber eine häßliche Mode und ein wahres Emblem der Faulheit, da man mit ſolchen Krallen unmöglich ein Geſchäft verrichten kann, das nur einige Anſtrengung erfordert. Aber auf dem Sofa zu ſitzen und dem lieben Himmel den Tag zu ſtehlen: dazu ſind ſie erſonnen.

Erſt um zehn Uhr fängt jetzt die Geſellſchaft an, ſich in Ranelagh einzufinden. Das Coup d'oeil iſt immer zauberiſch. Die Vertheilung der Lichter gibt ſo etwas Feſtliches, Heiteres umher, daß die trübſte Seele dadurch erhellt werden muß. Im Garten war mir ſo wohl zu Muthe; es war ſo dunkelblau der Himmel, ſo niedlich das Blinkern der Lampen, ſo balſamiſch erquickend der Duft von unzähligen Eglantin-Roſenhecken, herbeigewehet von einem mildſäuſelnden Weſt; die Töne des Orcheſters in der Rotonde verhallten dort ſo gedämpft; — es war der erſte ungetrübte Genuß ſeitdem ich in England bin.

Mendoza, der nur durch Verabredung den Kampf mit Humphries als Sieger beſtehen konnte, da ihn ſonſt Humphries in fünf Minuten zu Grunde richten würde — begegnete neulich einem Bauerkerle und ſchlug ihn. Der Bauer nahm es übel und widerſtand. Er ſchlug ihn nochmals nieder, weil er agiler als der Bauer war. Hierauf entſchloß ſich der Bauer zu einem ordentlichen Kampfe, zog ſeine Kleider aus und drang auf ſeinen Gegner dergeſtalt ein, daß dieſem ſeine Geſchwindigkeit nichts half, ſondern er eine gewaltige Tracht Schläge bekam.

Dr. Mayersbach, dieſer Quackſalber iſt wieder hier, wohnt in Red lion square und hat noch immer Zulauf wie ehedem. Er war Poſtſchreiber in — und wußte nichts von der Medicin; allein er aſſociirte ſich mit einem gewiſſen Apothekergeſellen, Namens Koch, der die halliſchen Medicamente zu bereiten gelernt hatte und ward in England durch Lord Baltimore's Empfehlung als Arzt bekannt. Durch die elendeſten Künſte erwarb er ſich die Reputation, aus dem Urin alle Krankheiten wiſſen zu können. Ein Londoner Arzt, Dr. Lettſom, ſchickte ihm etwas Urin von einer Kuh zu, worauf er ſogleich die Patientin für eine ſchwangere Frau erklärte — wie er es von dem Bedienten des Doktors erfahren hatte. — Sein Zulauf war unglaublich. Nachdem er ſich ein ſchönes Vermögen erworben hatte, ging er nach Deutſchland zurück. Jetzt iſt er wieder da und das liebe London läßt ſich aufs neue von ihm betrügen.

II.

Reiſe nach Windſor. Clough.

1. Windſor.

Eine ſchöne Lage, eine herrliche Ausſicht, und immer nur die ewige Wiederholung des Schönen und Herrlichen, die es einem ſo begreiflich macht, daß der unvergeßliche Leſſing ſich die Langeweile ſo lebhaft mit der allgenugſamen Exiſtenz in Verbindung denken konnte! Was iſt es denn nun mehr, daß ich von dem Dach des Gefangenthurms in Windſor zwölf Grafſchaften dieſes Feenreichs überſchaute? — Der blaue Strich da iſt Bedfordſhire; jener iſt Suſſex; dieſe kleine Erhabenheit liegt in Kent; dort neben Harrow könnte man an einem hellen Tage die Spitze der Paulskirche ſehen! — Ich ſehe beinahe rings um den Horizont einen dunkelblauen Kreis, worin ich keine Gegenſtände mehr unterſcheide; dieſſeits iſt alles ein herrlicher Wald von ſchönem, dunkelgrünem Laube, mit lieblichen Gefilden von lichtem Grün durchwirkt. Zu meinen Füßen windet ſich die Themſe, ein waſſerarmes, ſeichtes, ſchmales Flüßchen, über ihre halbtrockenen

Kieſelbetten hin. Jenſeits, umringt von ſäulenförmigen Ulmengruppen, liegt das gothiſche, klöſterliche Eton, in deſſen finſtern Hallen die Blüthe der brittiſchen Jugend ihre erſte Erziehung erhält. Welch eine Erziehung! — Iſt es möglich, daß dieſes eiſerne Joch von freigebornen Kindern getragen wird? Ich meine nicht das Joch des Unterrichts und der Disciplin; beide, ſo unzweckmäßig ſie ſind, ſo mechaniſch ſie den Menſchen machen, laſſen noch die Möglichkeit eines unbefleckten Charakters übrig. Nein, ich denke an die entſetzliche Tyrannei, welche die älteren Buben hier über die ſpäteren Ankömmlinge ausübten. Dadurch gerathen ſie unwiederbringlich in einen Abgrund von Niederträchtigkeit, aus welchem ſie nur, vermöge eines günſtigen Schickſals ſich zu tugendhaften Männern entwickeln, oder ſie müſſen ungewöhnlich reiche Anlage hineinbringen, um beim Selbſtdenken zu edeln, großen Vorſtellungen zu kommen. — — Wohin gerathe ich? — Windſors hohe Thürme liegen unter mir und ſtreben umſonſt zu gleicher Höhe mit dieſem, auf welchem ich ſtehe, hinan. Die Privatwohnung des königlichen Paars (Queens Lodge) mit dem Nebengebäude, welches den zahlreichen Sprößlingen ihres geſegneten Ehebettes gewidmet iſt (Royal Nurſery), einfach und rein auf ſeinen Raſenplätzen, ſteht zwiſchen mir und dem dunkeln Park, der ſich über den nahen Hügel hinwegzieht. Hier ſenkt ſich das kleine, nette Städtchen Windſor am Rücken des Hügels gegen die Themſe hinab, und alles, alles lacht, grünt und lebt um mich her.

Etwa hundert Stufen tiefer kam ich auf die Terraſſe des Schloſſes. Eine auf dem Hügel erbauete Mauer läuft weit über den fernen Horizont hinaus; die ganze Gegend liegt unter mir und ihr, und neben dem ſchönen breiten Gange ſteigen nun die hohen Mauern des Schloſſes wie ein Feenpallaſt in die Lüfte.

Die Zimmer.

Das Bett der Königin iſt ſchön mit Blumen geſtickt. Eben ſo ſchöne und noch ſchönere Blumenſtickerei ſieht man auf dem Thron im Drawing-room.

Die alten Zimmer enthalten allerlei Gemälde von wenig Werth. Die zwei neuen Zimmer ſind ſehr geſchmacklos bunt. Weſt's Gemälde bleiben weit unter meiner Erwartung. Nur zwei ſind groß: die Schlachten von Crecy und Poitiers; beide ſtellen den Zeitpunkt nach geendigter Schlacht vor. Sie haben

hölzerne Pferde, und überhaupt eine gewiſſe Steifigkeit, einen gänzlichen Mangel an Haltung. Die Stiftung des Ordens iſt auch ein großes Gemälde. Es ſind einige ſchöne Weiber in dem Gefolge der Königin; allein das Ganze ſieht aus, als hätte der Künſtler, um die Koſtümen der Zeit anzubringen, eine Menge Manequins gemalt. —

Die übrigen Stücke ſind klein. Die Schlacht bei Nevilscroß finde ich ſchlecht erzählt. Das Pferd der Königin bäumt ſich ſo, daß ſie wahrſcheinlich, anſtatt ſo kerzengerade zu ſitzen, herunter gefallen wäre. Und ein Pferd iſt es — daß Gott erbarme! Hinter der Königin ſieht man den Biſchof zu Pferde im Harniſch. Es gibt keine heterogenere Figur, in der moraliſchen ſowohl als in der phyſiſchen Welt.

Die St. Georgs-Kapelle iſt ſehr ſchön. Prächtige Faſcikel von gothiſchen Pfeilern ſchießen auf in einer langen, unabſehlichen Reihe und breiten oben ihre Arme umher, dem ſchönen Gewölbe zur Stütze. Alles iſt neu aufgeputzt; die ganze Kapelle neu gepflaſtert; auch die Orgel neu. — Weſt hat ſich am Altar übertroffen. Es iſt unſtreitig das Schönſte, was er je malte. Sein Chriſtus hat Leben, Geiſt und Ausdruck; großer Adel, hoher Schwung, kühner Enthuſiasmus und erhabene Ruhe liegen in dieſem Kopfe. Johannes iſt ein vollkommen glücklicher Schwärmer, in der Demuth und Hingebung; Judas ein Meiſterwerk von Größe und Kraft, bei ſeiner Bosheit: ſchön gedacht; edel mußte er ſein, wenn gleich nicht rein. — Die übrigen intereſſiren weniger.

Darüber, nach Weſt's Zeichnung, das Fenſter von Jarvis gemalt, die Auferſtehung: ein weit größeres Werk, was die Dimenſionen betrifft; nur nicht ſo einfach in Gedanken und Größe des Dichters als jenes — doch immer mit vieler Beſonnenheit gemalt. Man ſieht, daß dieſe Gegenſtände fähiger ſind, dieſen Künſtler zu begeiſtern, als profane Geſchichte. Seine Liebe für den König, ſein vertrauter Umgang mit ihm, ſeine eigene Neigung vielleicht — und was ſonſt alles konnte zuſammen wirken, um ihn für dieſe Scenen zu begeiſtern und ſeinen Vorſtellungen ungewöhnliche Energie zu verleihen! In der flämmiſchen Schule ſucht man umſonſt nach dem Edeln dieſes Altarblattes. Es ſchadet ihm indeß, wenn man in eben jenen Zimmern, die ich vorhin erwähnte, die hohe Einfalt von Raphael's Cartons bewundert hat. Ich mag dieſe Bilder nicht; ſie ſind in Abſicht

des Gegenſtandes zum Theil widrig, wie der Tod des Ananias, wo Petrus wirklich etwas vom Giftmiſcher hat, und der andere, mit dem Finger drohende Apoſtel etwas vom gemeinen Pfaffen — weil allerdings die Sache ziemlich pfäffiſch iſt — ferner die Heilung der Blinden und Lahmen im Tempel, von deren ekelhaften Geſtalten ich noch jedesmal, ſo oft ich dieſe Cartons (nun zum dritten Male und im Kupfer noch öfter) betrachte, den Kopf abwenden mußte. — Ich ſage: ich mag ſie nicht; allein ich bewundere ſie wegen einer Kraft, die kein anderer Künſtler erreicht. Paulus, dem die Griechen in Kleinaſien opfern, iſt aber auch ein ſchönes Bild; und Paulus, der den Athenern vom unbekannten Gotte predigt, iſt eine göttliche Figur. — Der Fiſchzug gehört zu den minder edeln. —

---

2. Slough. (Herſchel's Teleſkop.)

Das herſchel'ſche Teleſkop ſieht man von weitem wenn man hierher kommt, denn das Geſtell iſt wenigſtens ſo hoch als der Tubus lang iſt, alſo vierzig Fuß. Balken ſtreben gegen Balken in entgegengeſetzter Richtung, und zwiſchen ihren Fugen bewegt ſich das Seherohr, deſſen Durchmeſſer vier Fuß dreißig Zoll beträgt, von der wagrechten in die ſenkrechte Lage mit der Leichtigkeit, daß ein einziger Arm es heben und richten kann. Man hat Muſik in dem Teleſkop gemacht.

Das ganze Geſtell liegt auf einigen Kreiſen von Steinplatten und rollt vermittels angebrachter Walzen darüber hin.

Zwiſchen den Balken hängt noch zur jeden Seite des Rohrs ein hölzernes Haus. Eins heißt the Observatory; hier ſitzt Miß Herſchel und ſchreibt die Beobachtungen ihres Bruders auf. Das andere, the Workhouse, iſt der Aufenthalt des Bedienten, der die Bewegung des Inſtruments verrichtet, und dazu, vermittels eines vierzig Fuß langen Sprachrohrs, von ſeinem vor der Oeffnung des Tubus ſitzenden Herrn die jedesmaligen Befehle erhält. Eine Galerie iſt vorn vor dieſer Oeffnung angebracht, und auf derſelben ein Sitz für den Aſtronomen, welcher nun zu unterſt an der obern Oeffnung des Seherohrs mit einem Okularglaſe die Gegenſtände, die ſich vierzig Fuß tiefer in dem großen Hohlſpiegel zeigen, wieder auffaßt und beobachtet. Die

Galerie mit dem Sitze des Beobachters wird durch einen leichten Mechanismus wagerecht erhalten.

Dies ganze Werk nun, welches mit den zwei Häuschen, den Balken und der Vorrichtung, um es den ganzen Kreis des Horizonts beſchreiben zu laſſen, gegen 60000 Pfund wiegt, dreht ein Menſch, ein ſchwächliches Frauenzimmer ſogar, mit einer Hand. Eine Scheibe mit Gradabtheilungen beſtimmt dem Aufwärter, wie er alles ſtellen ſoll; ein Quadrant, unten am Rohr befeſtigt und mit ſeiner Waſſerwaage verſehen, mißt die Grade der Höhe über dem Horizont, Gegengewichte von Blei verurſachen, daß in jeder Höhe das Inſtrument gleich leicht bewegt werden kann.

Der große Metallſpiegel hat vier Fuß zwei Zoll im Durchmeſſer und wiegt über 2000 Pfund. Er iſt in der Röhre mit einer Blechkappe bedeckt, welche abgenommen und hierauf ſelbſt mit Hülfe eines Krahns ausgehoben werden kann, um von neuem geputzt und polirt zu werden. Der vorige, deſſen Politur ich ſah, iſt nicht zerbrochen, ſondern nur nicht concav genug geſchliffen: (ein Fehler, dem man noch abhelfen könnte) er war aber nicht ſo ſchwer.

Es iſt zum Erſtaunen, welche Kunſt und wie viel Genie in den Erfindungen liegt, die Bewegungen des Inſtruments nicht nur möglich, ſondern auch leicht zu machen, und wie glücklich der vortreffliche Erfinder alle Schwierigkeiten überwunden hat. Was man bei einem gewöhnlichen Inſtrumente mit eigner Hand bei dem Beobachten leicht verrichten kann, das hält hier ſo ſchwer, daß man daran beinahe verzweifeln möchte, wenn nicht Herſchel's mechaniſches Genie ſo reich an Hülfsmitteln wäre. Man glaubt, am Rande eines Zauberkreiſes zu ſtehen, wenn man den Kieſelgang an dem Cirkel von Stein betritt und die Walzen ſieht, auf denen ſich von einer ſchwachen Hand 60000 Pfund umſchwingen laſſen! Der Tubus ſelbſt iſt ganz mit Eiſenblech überzogen, eiſengrau mit Oelfarbe angeſtrichen.

Bei kleinen Teleſkopen hat man die Vorrichtung oft gemacht, daß das ganze Dach des Obſervatoriums, wo ſie ſtehen (wie ich bei dem kleinen Inſtrument in Oxford bemerkte), umgedreht werden kann, wodurch es denn möglich wird, in allen Gegenden des Himmels, durch die im Dache befindliche Oeffnung zu beobachten. Allein ein Haus zu bauen, das ein Inſtrument von vierzig Fuß Höhe in ſich faßte und Raum für deſſen Beweglichkeit gäbe, wäre nicht leicht thunlich geweſen.

Wie geſchickt hat der Künſtler nicht dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen gewußt, indem er auf dem Geſtelle des Inſtruments ſelbſt die nöthigen Zimmer zur Beobachterswerkſtatt anbrachte! Er konnte nicht das Haus über dem Inſtrumente bewegen; wohlan! ſo verſetzte er es auf das Inſtrument en miniature, und ſchob es mit demſelben herum.

Große eiſerne Barren liegen am Ende der Röhre unter dem Objektivſpiegel oder Reflektor; und hier bewegt ſich auch der Tubus auf einer dicken, eiſernen Achſe, die an jedem Ende auf einer kleinen Walze ruht. Vermöge der eigenthümlichen Bewegung, welche der Beobachter dieſen Walzen mittheilen kann, iſt er im Stande, ohne das Teleſkop ſelbſt durch den größern Mechanismus fortrücken zu laſſen, dem Rohr eine kleine Bewegung ſeitwärts oder aufwärts mitzutheilen, vermöge deren er ein Objekt vier bis fünf Minuten verfolgen kann, ehe er das Rohr ſtellen läßt. Dieſer Vortheil iſt von unbeſchreiblicher Wichtigkeit bei dem Beobachten; denn das Stellen unterbricht jedesmal die Beobachtung, hingegen dieſe kleine unmerkliche Veränderung der Richtung hindert nicht, daß man fort betrachte.

Das zwanzigfüßige Teleſkop ward früher als das vierzigfüßige aufgerichtet; und da es dieſelbe Vorrichtung, nur im Kleinen, erheiſchte, ſo gab es dem Erfinder die Abänderungen und Zuſätze zu dem Mechanismus des großen an die Hand. Ein zehnfüßiges, welches wir ebenfalls ſahen, ſoll ſehr ſcharf die Objekte darſtellen. Ein ganz kleines drittehalbfüßiges, womit Miß Herſchel neulich den Kometen entdeckte, iſt ſehr portativ; ſie trägt es bald hier=, bald dorthin mit ſich herum, auf den Boden, in den Garten — und nennt es her little Sweeper, weil ſie damit den Himmel kehrt. Herſchel nennt ſeine Schweſter His little Comet-catcher. — Dr. Herſchel macht noch immer dergleichen Teleſkope, unter andern jetzt ein ſiebenfüßiges für den Herzog von Orleans. — Er läßt jetzt vermöge eines Mechanismus das Schleifen des Spiegels von zwei Arbeitern verrichten, wozu er ſonſt zwanzig brauchte. So ſimplificiren ſich nach und nach die ſchwerſten Operationen! Er kann mit dem großen Teleſkop nicht in den Mond ſehen, weil dieſer ihn blendet und faſt eben ſo wie die Sonne Flimmern vor den Augen verurſacht. Schon im zwanzigfüßigen iſt der Mond ſehr blendend, und länger als elf Minuten hält man es nicht aus. Saturn's Ring bleibt ſchon im zwanzigfüßigen immer ſichtbar.

Die Bewegung des Teleſkops geſchieht auf dem Durchmeſſer des Geſtells, in gerader Linie, dergeſtalt, daß es bei einem kleinen Winkel, den es mit dem Horizonte macht, mit ſeiner Achſe nahe an der Peripherie des Geſtelles liegt, hingegen dem Centro näher rückt, ſowie es ſich in die Höhe richtet.

3. Richmond.

Richmond — fürwahr ein reicher Hügel! von deſſen Höhe, über dieſes Gärtchen mit weißen und rothen Roſen, mit Nelken überſchüttet und von weißem Geländer zierlich eingefaßt, das Auge hinunter ſtreift durch das wilde blühende Roſen- und Holundergebüſch; dann längs den hohen Wänden von ſchlanken, tauſendförmigen Ulmen die abgemähten Wieſen, die duftenden Heukegel beſucht und zwiſchen den mit Laub umwundenen Stämmen die halbverſteckten Wohnungen erblickt, von deren Dächern über die dunkeln Wipfel der bläuliche Rauch hindampft. Höher jetzt und dichter, mit immer üppigerem Schatten, reihen ſich die Bäume mit mannigfaltigem Grün, daß zwiſchen ihnen die fernen Wieſen kaum wie zarte Linien erſcheinen. Und vor dem ganzen Hügel rechts her windet ſich die Themſe mit ihren Inſeln, und hier und dort einem ſegelnden Kahn zwiſchen grasreichen Weiden, hinab nach Pope's Häuschen, Twickenham; und an ihren grünen Ufern, auf hervorſpringenden Landſpitzen, ſehe ich durch die glatten, reinen Stämme der rund bewipfelten Baumgruppen hin auf den ſmaragdfarbigen Sammetteppich, an deſſen Rande ſich aus dem Geſträuch in mancherlei Lagen und Geſtalten die Hütten und Paläſte glücklicher Bewohner — ſolcher, meine ich, die glücklich ſein könnten — erheben. Dann verliert ſich das Auge in unabſehlichen Schatten und Reihen über Reihen von palmenähnlichen Ulmen, bis an den heiligen Kreis, wo die blauumnebelten Hügel den Horizont begrenzen. — Daß es auch eben ein grauer Tag ſein muß, der mich in dieſes Reichthums Fülle nicht vollkommen ſchwelgen läßt! Blickte wenigſtens nur verſtohlen die Sonne aus den Wolken, liebäugelte mit dieſem Waſſerſpiegel, beleuchtete in blendendem Glanze dieſe jenſeits der Themſe ſo ſchön ſich ausbreitende Ebene mit ihren Bäumen und Heerden und zöge dann die dunkeln Schlagſchatten über den Saum der glühenden Landſchaft! — —

III.

Reiſe in das Innere von England.

1. Weg nach Birmingham.

Der Weg von London nach Bath wird am häufigſten beſucht; daher iſt er allmälig mit vielen Häuſern von netter Bauart beſetzt worden. Mehrere fanden hier Nahrung, baueten und meublirten ſich niedlich; andere ahmten nach, bekamen Geſchmack an Gärtnerei, an zierlichem Ameublement u. ſ. w.

Bath iſt eine artige Stadt und ganz von Kalk (Free-stone) gebauet. Aspler-stone, eine kompakte Art, kann mit einer Axt gebrochen werden, härtet ſich aber in der Luft. Er wird von zwanzig bis dreißig Meilen hergeſchafft; der gemeine Free-stone findet ſich auf der Stelle, wie auch Backſteinthon. Der Sandſtein (bläuliche), der zu Platten für die Fußbänke gebraucht wird, bricht unter dem Kalk (Free-stone), einem wahren Hammit oder Rogenſtein. Er iſt ſehr hart und kompakt; doch läßt ſich das Korn erkennen. Im Hammit ſind hier und da ſehr ſchmale Spatklüfte, etwa einen Viertel-Zoll breit. Die Bauleute unterſcheiden ſehr die verſchiedenen Arten nach Dichtigkeit und Zuſammenhang, wo der Mineralog nur geringe Varietät ſieht.

Der Luxus iſt in Bath ſo groß als in London. Man rechnet achthundert neuerbauete Häuſer, und Häuſer, an denen noch gebauet wird. Man lebt hier übrigens blos für Ergötzlichkeiten, nicht für Politik.

Miß Pulteney, eine Dame von zwanzigtauſend Pfund Einkünften, hat eine große Beſitzung, Laura-place, welche jetzt bebauet wird. Das Erdreich fing an nachzuſinken von dem Abſturze des Berges; daher baut man jetzt mit Faſchinen, rammt Pfähle ein u. ſ. w., um zu verhindern, daß die Häuſer nicht in Gefahr kommen.

Der Weg von Bath nach Briſtol iſt hügeliger als der bisherige. Wir fanden an einem Orte in der Mauer eines Hauſes große cornua Ammonis befeſtigt.

Briſtol iſt ein häßlicher, ſchmutziger, ſchlecht gebaueter Ort; hat aber eine ſehr ſchöne Lage an der Avon. Längs dieſem

Fluſſe laufen die Quais eine ziemliche Strecke hinabwärts; und hier liegen die kleinen Fahrzeuge, deren jedoch keine groſe Anzahl vorhanden zu ſein ſcheint. Hier ſind auch die Werfte, wo neue Schiffe erbauet und alte ausgebeſſert werden. Unter andern ſah ich hier einen ſogenannten dry Dock. Vermittels einer Schleuſe wird bei der Fluth das auszubeſſernde Schiff hineingelaſſen; dann läßt man das Waſſer ablaufen und ſchließt die Schleuße, ſo daß das Schiff auf dem Trocknen bleibt und die Zimmerleute überall bequem beikommen können. Die Seiten dieſes Baſſins ſind ſtufenweis ausgearbeitet, ſo daß man von einer Stufe zur andern bis auf den Boden hinab kommen kann.

Die Ebbe ſteigt und fällt hier in der Avon ſehr anſehnlich, ob ſie gleich erſt mehrere engliſche Meilen unterhalb der Stadt ihre Mündung in den großen Severnfluß hat. Dort gehört die Fluth zu den ſtärkſten, die es in der bekannten Welt gibt. — Es iſt indeß ſehr merkwürdig, daß die weiten Mündungen der engliſchen Flüſſe mit ihrer inländiſchen Größe nicht in Verhältniß ſtehen; denn nur wenige Meilen hinaufwärts ſind ſie gemeiniglich ſehr unbedeutend, ſo z. B. die Themſe bei Maidenhead, die Severn bei Gloceſter u. ſ. w. — Eigentlich kann es alſo wohl von ihnen heißen: ſie ergießen ſich in groſe Meerbuſen, die wegen ihrer Tiefe und Weite der Schiffahrt viele Bequemlichkeiten verſchaffen.

Der Handel von Briſtol iſt bekanntlich ſeit einigen Jahren ſehr in Abnahme gerathen, faſt in dem Verhältniſſe, wie der von Liverpool geſtiegen iſt. Die Urſachen dieſes Verfalles liegen tiefer, als daß ich ſie hier entwickeln könnte. Vielleicht gehört die unbequeme Einfahrt in die Rhede, Kingsroad, vielleicht auch die Emancipation von Irland unter die weſentlichſten.

Wir übernachteten im white Lion, einem elenden Wirthshauſe, wo wir indeß doch eine briſtol'ſche Zeitung im Kaffeezimmer fanden, wie denn nicht blos dieſe, dem Range nach zweite oder dritte Handelsſtadt in England, ſondern beinahe jedes kleine Landſtädtchen mit dieſer Bequemlichkeit verſehen iſt.

Den andern Morgen (8. Jun.) mußten wir ſchon um halb vier Uhr heraus, und um vier Uhr ging der Poſtwagen nach Birmingham durch das ſchöne Gloceſterſhire ab. — Einige Meilen von Briſtol, in der Gegend von Stone, auf einer Anhöhe, zeigte ſich uns plötzlich der ganze ſchöne lang ausgeſtreckte Meerbuſen des Severnſtroms, der Sommerſet und Gloceſterſhire von

dem Fürſtenthum Wales trennt. Dieſer Proſpekt iſt einer der reichſten in der Welt; und wäre es nicht trübe auf den Hügeln und am Horizont geweſen, ſo müßten wir einen Anblick ohne ſeines Gleichen gehabt haben: denn ſchon bei allem Nachtheiligen des bewölkten, halb in Nebel geſchleierten Morgens entzückte er uns. Der Buſen der Severn lag mehrere deutſche Meilen lang, ſo weit das Auge reichte, vor uns da, und dehnte ſich immer mehr aus, wie er ſich dem Ocean nahte. Die Berge von Wales hüllten ihre Gipfel in die Wolken; aber die niedere Gegend blieb ſichtbar, und auf ihr leuchteten in Sonnenblicken, welche verloren durch die Wolken ſchlüpften, einzelne Thürme, Landhäuſer oder Städtchen. Das Waſſer, wo es uns am nächſten war, verlor ſich hinter einem ſchön bewachſenen Hügel und kam wieder jenſeit deſſelben als ein ſchöner See zum Vorſchein. Der Rhein im Rheingau hat nirgends dieſe Breite. Dieſſeits war der Vorderſaum eine zauberiſche mit hellbelaubten Eſchen bepflanzte Anhöhe und ein unendliches Thal, welches ſich gegen die Severn hin in eine Ebene verflächte, ausgelegt in köſtliche Wieſen und umzäunt mit lebendigen Hecken und hoch emporſtrebenden Buchen, Ulmen und Eichen. Hätten wir dazu die Verzierung des Lichts und Schattens gehabt, ſo wäre dies der reizendſte Proſpekt geweſen, den ich je geſehen.

Nun kamen wir durch das fette Gloceſterſhire, das wegen ſeiner Viehzucht und wegen ſeiner Käſe berühmt iſt. Eine Frau aus der hieſigen Gegend, die mit uns reiſte, zeigte uns mehrere Bauern von ihrer Bekanntſchaft, die an dem Wege wohnten und vier= bis fünfhundert Pfund Sterling an jährlichen Einkünften haben. Sie gehen aber ganz bäueriſch gekleidet, folgen ihrem Vieh und füttern es; ihre Weiber und Töchter melken und machen Käſe. Mancher Bauerhof in dieſer Gegend hat ſiebenzig und mehr Kühe, und in einer Familie von zehn Kindern hält man nur eine Magd. Die Wohnungen der Landleute in dieſer Provinz haben ein ſchlechtes, vernachläſſigtes Anſehen und ſind mit ihrem Reichthume in keinem Verhältniß. Mir iſt es wahrſcheinlich, daß Menſchen, die ſich beſtändig mit der Viehzucht beſchäftigen, für die Annehmlichkeit einer netten, reinlichen, zierlich meublirten Wohnung wenig Sinn haben können, weil ſie bei ihrer unreinlichen Beſchäftigung theils nicht darauf verfallen, theils auch, wenn ſie alle Bequemlichkeiten hätten, ſie nicht genießen, ihrer nicht froh werden könnten, ohne

ihr Gewerbe zu vernachläſſigen, und ſolchergeſtalt in eine Lebensart überzugehen, die von ihrer jetzigen Sparſamkeit das Widerſpiel wäre. Wo es einmal Sitte geworden iſt, den Vorzug eines Individuums vor dem andern in der Zahl ſeiner Heerden zu ſuchen, da wird nicht mehr der Endzweck, weshalb man überhaupt Viehzucht treibt, nämlich froher bequemer Genuß des Lebens, im Auge behalten, ſondern das Mittel wird Zweck, und das Leben iſt mehr nicht als ein emſiges Bemühen, durch frühe und ſpäte Anſtrengung und karge Frugalität, jeden Sohn und jede Tochter mit einer eben ſo großen Habe auszuſtatten als der Hausvater urſprünglich hatte. Mich dünkt, dieſe Stimmung muß den Kreis der Ideen verengen, muß für den Kopf und das Gefühl nachtheilig wirken, und, wo nicht geradezu eine unmoraliſche Engherzigkeit, doch eine üble Einſeitigkeit im Denken zuwege bringen, die vielleicht auch hier wirklich ſichtbar genug iſt. Ihr kann man es zuſchreiben, daß der Anbau dieſer ſchönen reichen Provinz ſo ſehr vernachläſſigt wird; daß über das Beſtreben reicher zu werden, der Landmann die Vortheile einer neuen, weiſen, einträglichern Methode nicht einſehen will, lieber bei ſeinem alten Herkommen hartnäckig bleibt, und es ja nicht wagt, ſein Vieh anders als er es bisher gewohnt war, zu füttern, aus Furcht, der Käſe möchte ſchlechter ausfallen, oder was der albernen Einwendungen mehr ſind. Wir ſahen hier das ſchönſte Rindvieh von der Welt bis an den Bauch in Blumen auf der Weide gehen, ſo daß einem deutſchen Oekonomen, wie z. B. dem edeln Herrn vom Kleefelde, das Herz über dieſe Verſchwendung der Grundſtücke geblutet hätte. Bald möchte man glauben, daß auf dieſer Inſel Alles, auch ſelbſt das Vieh, im Genuſſe ſchwelgen ſoll; denn ſicherlich könnte man, bei einer zweckmäßig eingerichteten Stallfütterung, von dem Ertrage derſelben Oberfläche zwanzigmal ſo viel Kühe und Schafe ernähren und der Landmann folglich zwanzigmal reicher ſein als er iſt.

Mir ſcheint indeß in dieſer Unvollkommenheit der engliſchen Landwirthſchaft eine ſehr glückliche Ausſicht für die Zukunft zu liegen. Der Umlauf der Begriffe iſt zu ſtark in dieſem Lande, und die ökonomiſchen Schriftſteller ſchreien ſchon ſeit funfzig Jahren zu laut über die Vorurtheile, welche noch in dieſem Fache der engliſchen Staatswirthſchaft obwalten, als daß man nicht, ſobald die Veranlaſſung näher gelegt wird, auch hier eine Veränderung treffen ſollte. Es kommt ſicherlich ein Zeitpunkt,

wo man den Ackerbau und die Viehzucht nach den Regeln einer geſunden Theorie einrichten und in ein gehöriges Gleichgewicht mit den Kräften der Natur in dieſem Lande bringen wird. Alsdann — welch eine glückliche Ausſicht für England! — alsdann, wenn ſein auswärtiger Handel (der nach dem unabänderlichen Laufe der Dinge einmal abnehmen und in mehrere Hände vertheilt werden muß) den Manufakturen keinen Abſatz mehr darbietet — alsdann wird der Reichthum des Landmannes und die Anzahl ſeiner Produkte in dem Maaße zugenommen haben, daß er die Fabrikwaaren in einem ungleich größeren Verhältniſſe verbraucht, und England wird in ſich ſelbſt, in ſeiner eignen Unabhängigkeit, ſchöner aufblühen als es mit Hülfe ſeiner allumfaſſenden Schiffahrt und ſeines auswärtigen Debits je blühte.

Die Wieſen von Gloceſterſhire ſind für das Auge ſchön, was auch der Landwirth daran tadeln mag. Einen üppigeren Graswuchs wird man nirgends ſehen, nirgends ſo ſchöne Abwechſelung von Mannigfaltigkeit der Lagen, der Geſtalt der Felder und der hohen, prachtvollen Bäume, die ſich um jedes Feld, mit lebendigen Hecken verbunden, erheben. Hügel und Thal ſind mit dem anmuthigſten Grün bekleidet, und man fährt zwiſchen zwei Gebirgsreihen, der einen links jenſeits der Severn, der andern rechts in Worceſterſhire; beide ſo ſchön und reich als möglich. Gloceſter ſelbſt iſt ein ärmlicher, unanſehnlicher Ort. — Tewksbury, das Vaterland des beſten engliſchen Senfs, iſt dem äußern Anſehn nach ſchon etwas beſſer, und Worceſter ein ſehr nettes Landſtädtchen. Die alten gothiſchen Kirchen in dieſen Städten ſehen ſich ſehr ähnlich; es ſind lange, einfache Gebäude, aus deren Mitte ſich ein viereckiger, gothiſch verzierter Thurm erhebt. Das Landvolk ſpricht in dieſen Gegenden einen groben, indeß noch ziemlich verſtändlichen Dialekt und ſcheint mir etwas bäueriſcher als auf der weſtlichen Route und um London zu ſein. Auch herrſchte in den Phyſiognomien weniger Schönheit, weniger Phantaſie, beſonders dünkte mich der Mangel bei dem andern Geſchlechte auffallend ſichtbar.

Nachdem wir in Worceſter zu Mittage gegeſſen hatten, kamen wir durch Droitwich (wo beträchtliche Salzpfannen ſind) nach Bromsgrow, einem niedlichen Landſtädtchen, und von da über einen hohen Bergrücken, mit einer unabſehbaren, öden Gemeintrift — in Warwickſhire und nach Birmingham. Dieſen letzten Theil der Reiſe, von Droitwich an, hatten wir ein junges

Frauenzimmer zur Gefährtin, deren Anzug keine gemeine Herkunft, wenigſtens keinen Mangel verrieth, und die uns den Wagen mit Wohlgerüchen aller Art erfüllte. Sie war nicht uneben gebildet und nicht kokett, aber mit einer vornehmen Anmaßung reichlich begabt, die nur durch ihre Liebe zur Konverſation ein wenig gezügelt werden konnte. Ich war boshaft genug, ſobald ich es merkte, mit meinen Worten äußerſt ſparſam zu ſein, ohne ins Unhöfliche zu verfallen, und dieſe Sprödigkeit gelang ſo gut, daß die ſchöne Dame wirklich ihr pretiöſes Weſen um vieles herunter ſtimmte und ihre Reiſegeſellſchafter wohl beinahe für Geſchöpfe von gleicher Natur mit ſich ſelbſt gelten ließ. Es zeigte ſich, daß ſie wirklich ſehr wohl erzogen war, ſehr viele Kenntniſſe beſaß und ihre Wißbegierde auf nützliche Gegenſtände gerichtet hatte. Wunderbar, daß bei ſolchen Vorzügen ein ſo lächerlicher Stolz ſich in ihren Charakter miſchen und ihr einen kalten Egoismus eingießen konnte, der die Menſchen von ihr entfernen mußte! Ich kann mir die Entſtehung deſſelben indeß leicht erklären. Wenige Menſchen wiſſen ſich ſelbſt Würde zu geben, ohne den Anſtrich von Kälte und Geringſchätzung gegen Andere zu bekommen; und in ſeiner Würde muß ja das engliſche Frauenzimmer ſich behaupten, wenn es auch darüber in die unerträglichſte Prüderie verfallen ſollte. Unſer Dämchen nahm ihren Hut ab, warf ihn mit Würde, oder doch mit dem Etwas, das hier Würde vorſtellen ſollte, vor ſich hin auf den Sitz, ſchüttelte ihre blonden Locken um ſich her, daß ſie, wie Jupiters Haar, die Atmosphäre mit Ambraduft erfüllten, und ſpielte mit dem Kutſchfenſter, welches ſie ohne Unterlaß bald aufzog, bald niederließ, um ihre Alleinherrſchaft im Wagen, die ihr niemand ſtreitig machte, zu behaupten. Dann ſprach ſie von Bath und verſicherte: es ſei ohne gute Geſellſchaft der langweiligſte Ort von der Welt, und im Sommer könne man es dort gar nicht aushalten. Sie pries hierauf das Wetter, und den Weg als zum Reiten vortrefflich, weil es ein wenig geregnet und der Staub ſich gelegt hatte. Reiten mußte bekanntlich ein ſo vornehmes Frauenzimmer! Einen jungen Menſchen, der ihr Begleiter war, entdeckten wir erſt bei dem Abſteigen in Birmingham. Er hatte draußen auf der Kutſche geſeſſen, kam aber jetzt zu uns ins Zimmer und trank mit ſeiner Schönen und uns einen Thee, worauf wir Abſchied nahmen und ſie ſich zu ihren Verwandten führen ließ.

Birmingham kündigt ſich nicht ſehr vortheilhaft an. Es wimmelte zwar von Menſchen auf den Straßen; allein ſie ſahen alle ſo ungewaſchen und zerlumpt aus, daß wir wohl merkten, wir kämen in eine große Fabrikenſtadt. Die Straßen in einigen Quartieren der Stadt ſind enge, kothig und mit elenden Häuſern bebauet, die den armen Handwerkern und Tagelöhnern zum Aufenthalte dienen. Mitten in der Stadt ſieht man indeß anſehnlichere Häuſer und ſchönere Straßen; unter andern gibt es hier, wie in andern Städten Englands, vortreffliche Wirthshäuſer. Ich bemerkte insbeſondere die Shakſpear-Tavern, ein ſtattliches Gebäude, wo äußere und innere Eleganz vereinigt ſind. Indeß fiel ſie mir nicht ſowohl wegen dieſer Eleganz als wegen ihrer Benennung auf. Wie ſchön und in welchem vortheilhaften Lichte erſcheint nicht die allgemeine Kultur in dieſem Lande ſelbſt darin, daß die großen Männer, die es hervorgebracht hat, auf dieſe Art mit den Helden in eine Klaſſe geſetzt werden! Wann wird man es ſich wohl in Deutſchland einfallen laſſen, einen Gaſthof anzulegen, mit Leſſing's, Göthe's, Schiller's, Wieland's Kopfe zum Schilde? — Dies iſt gewiß keine ſo gleichgültige Sache, wie man denkt. Der Genius eines Volkes zeigt ſich auch in dieſen Dingen. Die Phantaſie der Holländer erhebt ſich nicht leicht über den Gaaper (Maulaffen): ein Lieblingsſchild, das man auf allen Straßen ſieht und das einen Kopf mit ſchrecklich weit aufgeriſſenem Maule vorſtellt. Das gekrönte Butterfaß (t' gekroonte botervat) und das goldene A B C ſind ebenfalls Beweiſe von holländiſcher Erfindungskraft. In England ſieht man Pope und Dryden, Ben Johnſon, Shakſpeare u. ſ. f.

---

2. Birmingham und Soho.

Birmingham am Rea liegt unter 52° 33′ nördlicher Breite, hundertſechzig Meilen von London, faſt in der Mitte von England, zwiſchen Lichfield, Coventry und Worceſter. Ungeachtet des Kohlendampfes und der metalliſchen Ausdünſtungen iſt Birmingham, ſelbſt nach den Ausſprüchen des unglückweiſſagenden Doktors Price, eine der geſundeſten Städte in England, da es einen trockenen Boden hat und auf Hügeln liegt, die vom Winde beſtrichen werden. Dabei ſind die Arbeiter nicht ſo zuſammen-

gedrängt, wie in einigen deutſchen Manufakturſtädten, zum Beiſpiel Aachen, Berlin und Schmalkalden, wo einer dem andern die Luft vergiftet. Vor 1676 war Birmingham noch keine Market town, während daß Wolverhampton längſt dieſes Privilegiums genoß. Im Jahre 1690 hatte es, nach der Anzahl der Geſtorbenen und Gebornen zu rechnen, kaum viertauſend Einwohner; 1778 waren, nach Thom. Hanſon, ſchon ſiebentauſendzweihundert Häuſer und zweiundvierzigtauſend fünfhundertundfunfzig Einwohner. 1789 zählte man gar ſechzigtauſend Einwohner und elftauſend Häuſer. Alſo hat die Bevölkerung in einem Jahrhundert funfzehnmal zugenommen. Birmingham hatte vor dem Jahre 1690 allerdings ſchon Manufakturen, aber nur in groben Eiſenarbeiten, Nägeln u. dergl. Gleich nach der Revolution ſtieg die Induſtrie. Es wurden Gewehrfabriken angelegt. Die Regierung ließ ſich die Waffen für die Armee aus Birmingham liefern und gab Verbote gegen franzöſiſche Metallwaaren. Nun wurden Knöpfe, Schnallen, Uhrketten u. ſ. w. in England ſelbſt verfertigt. Birmingham und London wetteiferten in der Fabrikation derſelben. Aber die Hauptſtadt, in der das Geld immer wohlfeiler und der Arbeitslohn immer theurer wurde, mußte bald weichen. In der Mitte dieſes Jahrhunders war noch kein Kaufmann in Birmingham, der direkte Verbindung mit dem Auslande hatte. Die londoner Negozianten trieben den commerce d'entrepôt mit birminghamer Fabrikaten. Jetzt verſchreiben ruſſiſche und ſpaniſche Kaufleute ihre Bedürfniſſe unmittelbar aus Birmingham. Bequemere Ausfuhr durch Verbindung ſchiffbarer Kanäle und Flüſſe, iſt für keine Art der Manufakturen ſo nothwendig, als für Metallfabriken, die eine Menge Brennmaterialien und ſchwere, rohe, unverarbeitete Waaren bedürfen. . . . . Birmingham hat ſeit 1768 eine bequeme Ausfuhr nach allen Meeren, welche die Inſel umfließen. Die Steinkohlen ſind ſeit dem Abzuge des Old Kanal (1786) nach den Kohlengruben von Wednesbury beinahe um die Hälfte wohlfeiler geworden. Gegenwärtig (1790) koſten 112 Pfund nur 5 Penny. Die Kohlenſchiffe ſind ungemein lang und ſchmal, die Kohlen ſelbſt mürbe und ſtark mit Adern von Schwefelkies durchzogen. Die neueröffnete Schifffahrt von Wednesbury nach London hat auch Gelegenheit zu einem Abſatze jener Steinkohlen nach der Hauptſtadt gegeben, wodurch die Newcaſtler gezwungen ſind, ihren Kohlenpreis zu erniedrigen. (Zu einem ähn-

lichen Zwecke ſchlug der berliniſche Miniſter Heinitz einen Kanal im Forſte Schweidnitz vor, um den großen Manufakturen eine wohlfeilere Feuerung zu verſchaffen). Der Old Kanal wurde 1772 bis Autherley verlängert, wodurch eine Verbindung mit der Severn, nach Shrewsbury, Gloceſter und Briſtol, und mit der Trent nach Gainsborough, Hull und London entſtanden iſt. Ein Arm dieſes verlängerten Kanals führt auch in die Grand Line, die durch Staffordſhire fließt und nach Mancheſter und Liverpool geht. England hat den natürlichen Vorzug, daß nicht etwa, wie in Deutſchland und ſelbſt in Schottland, die Abdachung nach einer Seite geht, ſondern daß es in der Mitte der Inſel (Derbyſhire) am höchſten (nach Bilkington, ungefähr 1500 bis 2500 Fuß über die Meeresfläche) erhoben iſt. Daher laufen die engliſchen Flüſſe nach allen Weltgegenden aus. Die Kunſt brauchte dieſe Ströme nur unter ſich zu verbinden, um England auch von innen ſchiffbarer als alle anderen europäiſchen Staaten zu machen.

Noch ſcheint eine direktere Schifffahrt nach London zu fehlen; aber auch dieſer Mangel wird durch den New-Kanal erſetzt, der durch Tacely, Fishenwik, Tannworth, Polesworth, Atherſtone, Nuncaton und Coventry nach Oxford, und von da durch die Themſe nach London führt.

Da Birmingham keine chartred privileges hat, ſo ſchickt es auch keine Repräſentanten ins Parlament. Daß 60,000 Menſchen, deren Wohl in ſo manchen auswärtigen politiſchen Verhältniſſen gegründet iſt, und die wiederum einen ſo weſentlichen Einfluß auf den Reichthum Englands haben — daß dieſe 60,000 keinen Antheil an den öffentlichen Berathſchlagungen nehmen dürfen, während daß die armſeligen Einwohner von Oldborough über die Herrſchaft des Meeres entſcheiden: dieſes Recht, oder Unrecht, iſt weder in dem republikaniſchen Syſtem des Plato, noch in andern klugen Träumereien neuerer Weiſen gegründet. Der Fehler einer ungleichen Repräſentation iſt der engliſchen Verfaſſung zu oft vorgeworfen, um ihn hier nochmals zu rügen. Nur die triviale Widerlegung, „daß England ſich bei dieſer Verfaſſung bisher wohl befunden habe,“ verdient eine eben ſo triviale Antwort: daß jedes endliche Gute kein höheres ausſchließt und daß es Unwiſſenheit verräth, Werke des Zufalls, wie doch alle Regierungsformen der bekannten Welt ſind, für vollendete Werke menſchlicher Ueberlegung zu halten. Der Ver-

faſſer des present state of Birmingham hält den Mangel der Repräſentation für einen der größten Vorzüge dieſer Manufakturſtadt, weil die Induſtrie der Arbeiter nie durch Parteigeiſt und Elektionen geſtört wird. Nach einer gewiſſen Moral, die in allen Uebeln einen Troſt findet, mag dieſes Raiſonnement ſehr philoſophiſch ſein; auch konnte ein Einwohner von Aachen, der deutſche Zunftideen nach England überträgt, dazu verleitet werden. Wie unbeträchtlich aber im Ganzen dieſe nach ſieben Jahren erſt wiederkehrende Störung gegen den ſchöneren, edleren Gewinn an inneren Kräften iſt, das kann nur der fühlen, den eigene Erfahrung gelehrt hat, wie ſehr die Arbeit gewiſſer mechaniſcher Künſte die Seele ſtumpf läßt; wie ſtreng auch in den freieſten Ländern die Disciplin einer großen Manufaktur iſt, und wie ſehr der durch ſtete Nahrungsſorgen gedrückte Geiſt es bedarf, wenigſtens periodiſch erweckt, auf größere Zwecke geleitet und des wohlthätigen Gefühls von ſeinem eigenen Werthe kundig zu werden.

Soho, die kleine Manufakturſtadt der Herren Bolton, Watt und Fothergill, liegt eine halbe engliſche Meile von Birmingham in einer angenehmen Gegend, die durch Waſſer und Hügel durchſchnitten iſt. Die Gebäude ſind nicht prächtig, weniger ſchön als die preußiſchen Seidenmanufakturen an der Oder bei Frankfurt, aber auch nicht ſo kleinlich als die Frankenthaler. Sie ſind ſolid, geräumig, wohl erleuchtet und ihrem Zwecke gemäß eingerichtet. An tauſend Menſchen werden hier beſchäftigt, worunter viele Kinder und zum Poliren auch Weiber ſind. Der wöchentliche Gewinn eines gemeinen Arbeiters iſt im Durchſchnitt ungefähr vierzehn Schilling bis eine Guinee, folglich zwei- bis dreimal ſo groß als in Deutſchland: ein Satz, deſſen Nothwendigkeit ſich nach der hieſigen Wohlfeilheit des Geldes und der Theurung der Bedürfniſſe gleichſam demonſtriren läßt. Das Arbeitslohn muß in den verſchiedenſten Beſchäftigungen der Menſchen, ſobald ſie von keiner beſondern Geſchicklichkeit abhängen, gleich ſein. So weit ich es berechnen konnte, pflegte es im nördlichen Deutſchland ungefähr ſieben bis neun Groſchen täglich zu betragen. Sobald eine Art der Arbeit vortheilhafter als die andere wird, ſo zieht die Hoffnung größeren Gewinnſtes mehrere Menſchen an, und durch die Concurrenz der Arbeiter fällt unmittelbar darauf der Lohn für die Arbeit. Das iſt der natürliche Gang der Dinge. In deſpotiſchen Regierungen, wo das

Geſetz ſeinen einzigen Zweck, Hinderniſſe zu entfernen, verfehlt und dadurch ſelbſt Hinderniſſe verurſacht, kann ein Zweig der Induſtrie bisweilen gewinnreicher ſein, als der andere. Aber auch dieſer Vorzug iſt gewöhnlich nur momentan.

Um ſich von den mannigfaltigen Beſchäftigungen in Soho einen Begriff zu machen, muß man die Manufakturen als aus zwei faſt ganz abgeſonderten Theilen beſtehend, betrachten. Erſtlich die Knopfmacherei. Dieſe Arbeit iſt die einträglichſte und ernährt den größten Theil der Fabrikanten. Das rohe Material, das Kupfer, kommt aus Cornwall und aus den neuen unerſchöflichen Kupferwerken der Inſel Angleſey. Es wird durch Walzen und Streckwerke zu Lamellen gezogen und die einzelnen Knöpfe, wie bei Stückelung der Münzen, durch einen mit Schrauben und Schwungeiſen niedergedrückten ſcharfen Stempel ausgeſchlagen. Zu dem Glätten des Randes ſind einige Menſchen beſtimmt, welche den ausgeſchlagenen Knopf zwiſchen zwei bewegliche Wellen ſpannen, und indem ſie — — — — — — (Caetera desunt).

---

3. Theater in Birmingham.

Es iſt ein herrliches Ding um ein Theater für Reiſende, die den langen Abend an einem fremden Orte, ohne Bekanntſchaft, nicht beſſer hinzubringen wiſſen. Wir waren hier in dieſem Falle; denn um 12 Uhr Mitternacht ſollten wir abreiſen und der ganze Abend war noch vor uns. Zum Glück ward heute das Theater hier eröffnet. Ein ſchönes, mit vieler Zierlichkeit erbauetes Schauſpielhaus, verkündigte von außen viel Unterhaltung. Wir gingen hinein und fanden ein ſehr artiges Amphitheater, faſt ein wenig zu viel mit Zierathen im Geſchmack von Wedgwoods terra cotta beladen und mit einem ſcheußlichen Plafondgemälde verunziert, wo Terpſichore in einer verzerrten Stellung, mit einem Fuß in den Wolken, tanzte, Thalia auf beiden Knieen, und Melpomene, um ſich leichter erſtechen zu können, auf dem Rücken lag, ein geſchundener Apoll und eine Pallas Shakeſpeare's Bruſtbild en medaillon empor hielten, und ein Schiff, der Himmel weiß woher und zu welcher Abſicht, in den Lüften ſegelte. — Als der Vorhang in die Höhe ging zählten wir vierzehn Perſonen im Parterre; doch in

der Folge erſchienen mehrere und füllten das Haus noch ziemlich. — Lange vorher hatte ſich indeß das Krethi und Plethi auf der Galerie des Privilegiums ſeine Ungeduld zu äußern, bedient und uns hatte der Lärm von einer geringen Anzahl Menſchen lächerlich geſchienen, da der von den Theatern in London nur widrig iſt. — Die Stücke, womit man debütirte, waren nicht die glänzendſten des engliſchen Theaters: the Country girl und the Romp; jenes iſt eine Farce in fünf Akten, dieſes in einem Akt. Eine Madam Davis aus Mancheſter ſpielte die Rolle des unerzognen Landmädchens mit außerordentlicher Kraft und einer unerſchöpflichen Beweglichkeit; ſie kam faſt nie aus dem Springen und Hüpfen und ihre Stimme hatte eben ſo viel Modulation, als ihre Beine und Arme Schwung- und Schnellkraft. Ein wenig chargirt waren ihre Rollen allerdings, allein der Dichter mochte einen Theil der Schuld haben. Von den übrigen Schauſpielern mag es hinreichendes Lob ſein, zu ſagen, daß ſie mich lebhaft an gewiſſe Truppen in Deutſchland erinnerten; zum erſtenmal ſeitdem ich Deutſchland verließ!

---

4. Leaſowes.

Hoch in den Ulmenwipfeln sauſte der Wind, rauh und kühl ſtreifte er an uns vorüber und die grauen Wolken von vielen Schattirungen jagten ſich, ſtürzten ſich ſchnell über einander her, ließen Sonnenblicke durchfallen, und das Blau des Himmels zeigte ſich von Zeit zu Zeit durch zerriſſene Oeffnungen des Gewölkes. Da umfing uns ein dunkler Schattengang von allerlei Laubwerk. Noch ſauſte der Wind über uns, aber er berührte uns nicht mehr: wir vernahmen das ſanfte Rieſeln des Waldbachs, an dem unſer Pfad ſich hinſchlängelte und ſtiegen an mancherlei Gebüſchen in das Thal, bis wo ſich der Bach zu einem ſtillen Flüßchen ſammelte und leiſe dahin ſchlich im Gebüſche. Bald, zwiſchen den überhängenden Zweigen, öffnete es ſich in einen ſtillen Waſſerſpiegel, deſſen Grenze man nicht überſah. — Wenige Schritte brachten uns an den lieblichen See. Hinter uns war ein ſchöner Grashügel, vorn ein Dorfkirchthurm und ſeitwärts blökende Lämmer mit ihren Müttern. Hier ſtürzte ſich ein neues Gewäſſer ins Becken.

Eine Moosgrotte am Bach, der in unendlichen Kaskaden zwiſchen dem Gebüſch und grünen Kräutern ſilbern herabfällt. Am Sitze ſteht die Inſchrift:

GULIELMO SHENSTONE
QUI HUJUSCE RURIS AMOENITATES
NEC GRATAS OLIM NEC COGNITAS
INGENIO SUO INDAGAVIT
LITTERIS EXORNAVIT
MORIBUS COMMENDAVIT
SEDEM CUM RIVO
DEDICAT
E. M.

Und gegenüber auf einer Anhöhe zwiſchen Taxus und hohen Eichen eine ſchöne Urne:

GENIO LOCI.

Weiter durch einen Kranz von Eichen, Buchen und Weißpappeln wand ſich der Pfad hinan um eine Waldwieſe, längs den Grenzen dieſes Zaubergebiets, längs Hügeln mit Acker, Weide und Schatten gekrönt, bis wir an einen ſchönen Grashügel kamen, wo, umringt von hohen Fichten, ein alter Krug auf einem hölzernen Geſtelle ſteht. — Hier ſchwebte das Auge hin an die äußerſte Grenze des Horizonts und ruhete zuerſt auf den Wrokin, dem fernen Gebirge im blauen Nebelduft und zog ſich dann näher in die durcheinander kreuzenden Berge und Thäler. Dieſe zeigten in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit ihre Zierde von hundertfältig ſchattirtem Grün und ihre ſtets abwechſelnden Umzäunungen, ihre ſchönen Formen, ihre Waldungen, ihre hoch emporſtrebenden ſchwarzen Thurmſpitzen, ihre weißen von der Sonne beſchienenen Kirchthürme, Windmühlen, große, weit ausgebreitete, in den Thälern ruhende Dörfer, zerſtreute Wohnungen und den unnennbaren Reichthum in ewig abgeänderter Schönheit des Wuchſes, der Gruppirung und des Laubes emporſtrebender Bäume. Näher endlich unter unſern Füßen das ganze liebe Dichterland und große Hügelrücken prangend mit grünen Saaten, und der Bach, der ſich breit um den Hügel windet, von Erlen beſchattet, die ihre Zweige in das Waſſer ſenken, und Reihen ſchlanker, junger, leichtbewipfelter Eichbäume, die den Umkreis in allerlei Richtungen durchſchneiden und blühendes Gebüſch, welches die Wohnung des Eigenthümers halb verſteckt.

Einige Schritte weiter öffnet ſich eine neue Ausſicht. — Ein Sitz in einem gothiſchen offenen Kapellchen, zu beiden Seiten mit hohen Eichbäumen, deren Aeſte ſich gatten. Zwiſchen ihnen geht die Ausſicht über eine beſchränkte, aber nicht minder ſchöne Gegend von großem Reichthum.

Bei einer weit ausgebreiteten Wieſe, wo man das Waſſer im Gebüſche halb verſteckt ſieht, gibt ein kleines Wäldchen rechts, Lions walk, dichten Schatten. Das Waſſer bildet einen Teich, der ſich an den Gipfeln unter die Bäume zieht und von mehreren Seiten kleine rieſelnde Zuflüſſe aus den Gebüſchen erhält. Unter den verflochtenen Wurzeln einer ſchönen Buchengruppe, an einem mooſigen Felſen, läuft ein ſilbernes Fädchen Waſſer und ſtürzt ſich einige Schuhe tief plätſchernd hinab. Ueber die Wurzeln der Bäume ſtiegen wir den Hügel hinan. Wie brauſt der Sturm, wie ſtürzt der Regen hinab! Kaum ſchützen uns hier die dichten Buchenſchatten. Auf dem Sitze ſteht:

Hic latius otia fundit
Speluncae vivique lacus, hic frigida Tempe
Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

Hilf Himmel, welch ein Guß! Dieſer dicht belaubte Gang ſchützt uns nicht mehr! Dort ſeh ich ein Sacellum. Wir wollen die Laren um Erlaubniß bitten, an ihrem Heerde zu ſtehen. Es iſt Pan's Tempel.

Pan primus calamos cera conjungere plures
Edocuit; Pan curat oves, oviumque magistros.

Auf dieſer modernden Bank läßt es ſich ruhen und verſchnaufen und den langen, langen geraden Pfad durchſehen, den wir ſo ſchnell hierher durchlaufen ſind. Hier können wir uns tröſten über die plötzliche ſchneidende Kälte in dieſen Irrgängen. Iſt es doch, als paßten ſich Ort und Wetter und Benennung! Siehe da ein heller Sonnenblick! Wir eilen weiter.

Wir ſteigen herab an der Grenze, längs Wieſen und Schatten, die ſich weit hinter den Wohnhäuſern hinziehen. Plötzlich ein Wald! Ein Pfad windet ſich ſchnell hinab in die jähe Tiefe; unten rauſcht kühner und mächtiger der klarſte Waldſtrom dieſes Ortes; ein ſchäumender Sturz über die dickbemooſte Felſenbank aus einer heiligen Grotte mit Epheu bekleidet, mit Stechpalmen umwunden, beſchleunigt ſeinen Lauf, und immer wieder ſtürzt die Welle mit neuer Jugendkraft die Bahn der

Zeit ſich hinab. Wer iſt der Schutzgeiſt dieſer Schatten? wem ſpielt die Najade? wen verkündigt dieſe feierliche Stille des Waldes? Ha! ein Obelisk!

GENIO P. VIRGILII MARONIS
LAPIS ISTE CUM LUCO
SACER ESTO.

Und ein Sitz:

CELEBERRIMO POETAE
JACOBO THOMSON
PROPE FONTIS ILLI NON FASTIDITI
G. S.
SEDEM HANC ORNAVIT.

Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis sibilus austri,
Nec percussa juvant fluctu tam litora, neq quae
Saxosas inter decurrunt flumina valles.

Am Baum:

Sweet Najad in this crystal wave
Thy beauteous limbs with freedom lave,
By friendly shades encompast, fly
The rude approach of vulgar eye;
Yet grant the courteous and the kind
To trace thy footsteps unconfin'd,
And grant the swain thy charms to see,
Who formd these friendly shades for thee.

R. DODSLEY.

Dieſen wunderſchönen Hügel krönt eine Gruppe blühender, dickbelaubter Roßkaſtanien. Wir müſſen uns ihren heiligen Schatten nahen. Wie? dieſe Schatten verbergen einen Tempel? Umhüllt mit blühendem Geisblatt, umpflanzt mit Kiefern und Tannen ſteht hier eine alte Abtei in gothiſchem Geſchmack, deren Inneres zum Wohnhaus einer alten Dienerſchaft eingerichtet iſt. Ein Zimmerchen hat der Beſitzer für ſich.

---

5. Hayleypark.

Dieſer prächtige Landſitz iſt jetzt das Eigenthum des Lords Weſtcote, eines Bruders von dem berühmten Lord George Lyttelton, der die Anlage machte. Es hält ſchwer, ihn mit den

lieblichen Leaſowes zu vergleichen, denn er iſt in einem ganz andern Styl und mußte es nach ſeiner Beſtimmung, zum Aufenthalt der Dannhirſche, auch ſein. — Hier iſt alles feſtlicher, geputzter, weitläufiger, als in den Leaſowes. Um das Wohnhaus des Lords (Hall) zieht ſich ein ſammetweicher Grasplatz (Lawn) weit hinauf an den Hügel, hier und dort durch einzelne Gruppen von Buchen mit üppigem Wuchs, von Laube ſtrotzend, verziert. — In der Ferne auf einem hohen mit Gras bedeckten Berge ſteht ein prächtiger Obeliſk, der in der ganzen Gegend ſichtbar iſt. Die Bäume im Walde ſtehen weitläufig gepflanzt und ſind alle vom ſtolzeſten Wuchſe; königlich ſtreben ſie empor, ragen an den Gehängen der Hügel ſtufenweis über einander hinaus und bilden gleichſam Wolken von grünem Laube, welche in unausſprechlicher Fülle über dem grünen Raſen ſich thürmen. — Das Gras zwiſchen ihnen iſt ſo ſammetweich, als auf den Wieſen um das Haus, und mit Waldkräutern faſt ganz unvermiſcht: das ſchönſte Futter für die niedlichen Dannhirſche, die hier mit ihrem bunten Fell, ihren muntern Köpfchen, ſchlanken Körpern und ſchlankeren ſchnellen Füßen in Heerden von mehrern Hunderten den Fremden ganz nahe kommen laſſen, ehe ſie ſich in leichten Sprüngen, als flögen ſie dahin, von ihm entfernen. — Dieſes feſtliche geputzte Anſehen gibt mir einen Vergleich an die Hand, den ich nicht vergeſſen will. Die Leaſowes fand ich in einem reizenden Negligé, wie eine Schöne, die ihrer natürlichen Grazie mit kaum merkbarer Kunſt Einheit zu geben, und Blick und Gedanken auf ſie beſtändig zurückzuführen weiß. Bei Hayleypark fiel mir der Herr Ceremonienmeiſter in Bath wieder ein, der eine ſtattliche, wohlgewachſene Dame vom Lande in ein ſchweres Full-dress Atlaskleid vom ſchönſten Gewebe und Deſſein wohl eingepackt hat, und ſie mit aller ihrer Herrlichkeit ſteif da ſitzen und keuchen läßt. — Noch ein anderer Vergleich — denn eine Idee gibt die andere — läßt ſich aus der Dichtkunſt hernehmen, weil hier doch von Dichtern die Rede iſt. Hayleypark ähnelt einer modernen pindariſchen Ode mit ihrer gemeſſenen Zahl von Strophen, Antiſtrophen und Epoden, die weiter nichts als dieſe Abtheilungen und der hochtrabende Gang ihrer Verſe zu einem Gedichte machen; die Leaſowes ſind die ſchöne ungekünſtelte Ergießung des kühnen Dichtergenies in einem glücklichen Augenblick. Jeder Schulmeiſter in einer lateiniſchen Schule weiß ein Recept, nach welchem man

eine Ode verfertigen kann: und in der That ſind die Ingredienzien, bis auf das Eine, das Genie des Dichters, überall zu haben. Eben ſo läßt ſich von jedem Gärtner lernen, daß zu einem ſchönen engliſchen Park Bäume und blühendes Gebüſch, rieſelnde Waldbäche, ſchlängelnde Pfade, Tempelchen, Moosſitze, Inſchriften, Denkſäulen, Begräbnißurnen und, ſo Gott will, auch Ruinen gehören. Dies alles findet man denn in ſo manchem Garten in England, wie in ſo manchem auf dem feſten Lande, der im engliſchen Geſchmacke ſein ſoll. Allein, daß dies Alles auch ein Ganzes bilden ſollte, daran wird ſelten gedacht; weil man ſicher glaubt, dieſe Abſicht werde ſchon durch die Hecke, die das Grundſtück vom nachbarlichen Gebiete trennt, vollkommen erreicht. Was ich hier ſage, ſoll dem guten Lord Lyttelton zu keinem Vorwurfe gereichen. Friede ſei mit ſeiner Aſche! Nemo dat quod non habet. — Aber jetzt können wir wohl ſagen, was uns beſſer gefällt, ſo wie er es ſich ſelbſt herausnehmen konnte, ſeinen Freund Alexander Pope, den eleganteſten, lieblichſten engliſchen Dichter, den angenehmſten Lehrer der Weisheit, und wer weiß was alles, zu nennen. — Ich finde in ſeiner Anlage nicht die Einheit, die einen Zauber durch das Ganze haucht, wohl aber einzelne ſchöne Partien, die, wenn ſie ſchicklicher an ihrem Orte wären, wirklich Effekt haben und entzücken würden. So z. B. iſt die Urne zu Pope'ns Andenken, die am Pfade ſteht, ſchön und in herrlichem Geſchmack. Allein warum juſt dort? fragt man immer und fragt umſonſt. Liegt er etwa dort begraben, oder ward er dort erſchlagen? Denn ſonſt hat die Stelle ſchlechterdings nichts Auszeichnendes, nichts das auf den elegantissimum dulcissimumque poëtam hindeutete. — Die Grotte des Eremiten, mit der ſchönen Stelle aus Milton's Penſeroſo, ſollte in tiefes heiliges Dunkel vergraben ſein, um die Schwermuth zu bezeichnen, die der herrſchende Gedanke iſt. Statt deſſen ſteht ſie an einem Orte, wo man aus dem Park ins freie Feld geht. — Die Inſchrift: Omnia vanitas findet man in einem Häuschen, welches in einer ganz beſchränkten Gegend ſteht. Vielleicht wäre ſie an dem ſchönen Thurm, wo man die halbe Welt überſchaut, weit treffender geweſen. — Dieſer Thurm iſt in der That das Schönſte im ganzen Garten. Er iſt ſehr hoch und auf einer Seite mit Epheu höchſt maleriſch bekleidet; es hängt mit dicht verflochtenen Zweigen wie ein Pelzmantel daran herab und überſteigt ſeine höchſten Zinnen. Oben

hat man eine Ausſicht, deren Umfang wie ihr Reichthum unermeßlich iſt. Die Mawbernhills in Worceſterſhire, die Blackmountains in Südwales, Radnorthump in Radnorſhire, dreißig engliſche Meilen entfernt, die Haberleyhills in Worceſterſhire, die Cleehills und der Wrekin in Shropſhire, endlich Dudley und Rowley liegen alle umher; und ein unendlicher Garten Gottes zu den Füßen des Wanderers, der auf dieſer Warte ſchaut, ſtreckt ſich weit und breit bis hin an jene Gebirge. Eine Rotonda, eine Säule, auf welcher eine Statue zu Fuß des verſtorbenen Prinzen von Wales ſteht, ein bedeckter Sitz Thomſon zu Ehren, eine Kaskade, die zwiſchen überhängenden Wipfeln der Bäume in ein Becken ſtürzt, ſind liebliche Partien dieſes großen Luſtgartens, den auch ein gutes anmaßungsloſes und gleichwohl der Würde des Beſitzers angemeſſenes Wohnhaus ziert. Ein Leichenhof iſt in dieſem Garten angebracht, doch auch der ſteht nicht an ſeiner Stelle: die Idee iſt nicht eingeleitet, nicht vorbereitet. Ein ſchönes Pfarrhaus, wie eine Kirche in gothiſchem Geſchmack, außerhalb des Parkes, doch daran ſtoßend und damit zuſammenhängend, macht ebenfalls eine angenehme Verzierung. Das häufigere Waſſer in den Leaſowes iſt dort auch beſſer benutzt worden, ſo wie die tieferen Gründe zwiſchen den Bergen vieles zur natürlichen Schönheit dieſes Lieblingsplätzchens beitragen, was man daher von Hayley nicht einmal fordern kann.

---

6. Reiſe von Birmingham nach Derby.

Um zwölf Uhr Mitternacht, den 12. Junius, reiſten wir in der Mancheſterkutſche mit vier andern Paſſagieren ab. Es ward ſchon um zwei Uhr hell. Um ſechs Uhr Morgens kamen wir in dem kleinen Städtchen Uttoxeter an, welches aber Utcheter, oder auch wohl Hutcheter ausgeſprochen wird. Zwiſchem dieſem Orte und Cheadle vermehrte ſich die Kutſchgeſellſchaft bis zu dreizehn Perſonen, indem fünf auf der Kutſchimperiale und einer neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß. In Cheadle, einem kleinen Orte, frühſtückten wir. Es werden daſelbſt Steinkohlen gebrochen, deren es überhaupt in Staffordſhire einen großen Ueberfluß gibt. Auch iſt daſelbſt eine Schmelzhütte, wo Garkupfer geſotten wird, und eine Meſſingdrath-Fabrik. Zwiſchen dieſem Orte und Lichfield, im Dorfe Tane, iſt eine große Ma-

nufaktur von Linnenband (tape). Mitleid und ein wenig ausländiſche Artigkeit gegen ein Frauenzimmer, das weder ſchön noch einnehmend war, bewogen mich hier ihr meinen Platz im Wagen einzuräumen, und bis Leak, zehn engliſche Meilen weit, oben auf der Imperiale zu ſitzen. Dieſer Sitz iſt im Sommer bei gutem Wetter, wegen der freien Luft und der freien Ausſicht ſo angenehm, daß kein Menſch im Wagen würde ſitzen wollen, wenn man Sorge trüge die Sitze draußen ſo bequem einzurichten, als es mit leichter Mühe geſchehen könnte. Gefliſſentlich läßt man alſo dieſe Sitze ſehr ungemächlich, und ich fand ſie ſo in dem Grade, daß ich es mir nicht leicht anders als aus Noth werde gefallen laſſen, je wieder draußen Platz zu nehmen. Man ſitzt zwar auf einem Kutſchkaſten erträglich, aber ſehr hart und hält ſich an einem krummen Eiſen, das wie ein Geländer am Rande befeſtigt iſt; die Füße aber muß man gegen einen feſten Punkt am Kutſchbock ſtemmen, welches dem ganzen Körper eine ſehr heftige Erſchütterung mittheilt. Man ſitzt keinen Augenblick feſt und, ſo bald man den eiſernen Griff losläßt, keinen Augenblick ſicher. Nie ſitzt man bequem und daher kann man kaum fünf Minuten in einerlei Stellung aushalten. Kurz, ich weiß nur die Pein eines deutſchen Poſtwagens, die damit zu vergleichen wäre. Die zehn Meilen wurden jedoch überſtanden, und die Ausſicht auf die Vorberge von Derbyſhire entſchädigte und zerſtreute mich. Die ſchöne reiche Gegend von Staffordſhire fing an hinter Cheadle allmälig zu verſchwinden. Wir fuhren bergan, und ſichtbarlich ward alles Laubholz und alles Geſträuch krüppelhafter um uns her; es zeigten ſich große Heiden, Sandſteinfelſen und einzelne darauf umher irrende Schafe, mit ihrem Pelz in Lappen herabhängend. — In Leak, einem kleinen wohlgebaueten Landſtädtchen, dem ſeine Manufakturen von geſponnenen Knöpfen und Bändern viel Aktivität geben, ſetzten wir uns in eine Poſtchaiſe und fuhren nach Burton. Gleich Anfangs ging es in einem fort bergan. Hecken von lebendigem Geſträuch hatten wir ſchon eine geraume Strecke Weges nicht geſehen; alle Befriedigungen und Abmarkungen des Eigenthums beſtanden aus Mauern von lockern, blos aufeinander gepackten Steinen. Die ganze Gegend ward öde und traurig um uns her, die Bäume verſchwanden ganz und gar, und die Oberfläche der Felſen war mit der verdorrten Heide des vorigen Jahres, in großen ſchwarzen Flecken und da-

zwiſchen mit groben Gräſern bewachſen. Der röthlich graue Sandſteinfels, aus welchem das hieſige Gebirge beſteht, iſt ziemlich grobkörnig und nicht allzufeſt von Gefüge, wenigſtens an den Orten, wo er zu Tage ausſteht und der Verwitterung ausgeſetzt iſt. In ein paar Stückchen dieſes Sandſteins wurden wir kleine Bläschen Bleiglanz gewahr. Er bildet hier ſehr hohe und breite Bergrücken, zwiſchen denen an einigen Orten ein nicht minder hohes Kalkgebirge ruhet. Die Kühlung der Luft und der Zuſtand des Pflanzenwachsthums ließen uns auf eine ſehr anſehnliche Höhe dieſer Sandſteinberge ſchließen, und unſer ununterbrochenes Berganfahren ſcheint die Sache außer Zweifel zu ſetzen. Etwa vier engliſche Meilen von Leak, an einem Orte, der glaube ich, Upper Hulme heißt, ſtellte ſich uns einer der bewundernswürdigen Anblicke dar, die man nur in hohen Gebirgsgegenden ſehen kann. Das Sandſteingebirge zog ſich hier als ein hoher Kamm von Mitternacht nach Mittag herab; drei bis vier hoch aufgethürmte, bogenförmige, aber wie Meſſerrücken zuſammengedrückte Gipfel ſtanden furchtbar in einer Reihe da und hoben ihre nackten, ſchwarzen, zerklüfteten Häupter in maleriſchen Formen der Zerſtörung empor. Es waren ſowohl wagerechte, etwas in die Teufe ſtreichende Abloſungen, als ſenkrechte Spalten der Verwitterung an ihnen ſichtbar, ſo daß der Fels, bald ſchiefrig, bald ſäulenähnlich zertrümmert, ſich auseinander gab. Aufeinander ruhende Gelenke von Felſen, von ungeheurer Größe, Zacken oder Zinken, die in ſchräger Richtung ſpitzig und kühn hinaufliefen und leicht funfzig Fuß lang ſein mochten, überhängende Gewölbe von moderndem Stein, die den Einſturz drohten und unter deren Obdach alle andere Gegenſtände vor Kleinheit verſchwanden, abgeriſſene, hinunter geſtürzte Felsmaſſen, die in ihrem Fall einen Palaſt zerſchmettert hätten, und rings umher eine Saat von kleineren und größeren Steinen, die nicht von der belebenden Hand Deukalions und Pyrrhens geworfen, ſondern von dem Genius der Unfruchtbarkeit und der Zwietracht, oder im Titanenkriege, herabgeſchleudert ſchienen. Die herausſtehenden ſchroffen Spitzen und Trümmer dieſer Felſenkämme ſind insgeſammt nach Morgen gerichtet; gegen Abend hin verliert ſich der Fels unter einer ſumpfigen Decke von Torf, die an einigen andern Stellen des Sandſteingebirges nur wenige Fuß dick iſt, aber dennoch geſtochen und zum Nutzen verwendet wird. Es ließ ſich alſo muthmaßen, daß entweder plötzliche Re-

18 *

volutionen, oder allmäliges Anſpühlen der Regengüſſe, die von Morgen her kommen, hier das Phänomen, wovon wir eben ſprachen, hervorgebracht haben müſſe. Schrecklicher Zeitpunkt, den man ohne Schauder nicht denken kann! Wie ſah es damals in der Welt um die Sicherheit des Menſchengeſchlechtes aus, als die Berge ſich wälzten aus ihrer Stätte! — Ich ſtieg auf einen der höchſten hinausragenden Punkte dieſes Gebirges. Die höchſte Gegend umher war weit und breit in die Farben der erſtorbenen Natur gekleidet, die Thäler und niedrigeren Bergrücken prangten noch mit grünenden Wieſen, aber ohne die ſchöne Zierde der Bäume und überall mit todten Steinmauern, wie mit Lavagüſſen, umzäunt. Von den Kalkbergen, die ſich durch ein lebhafteres Grün und hervorſtehende weiße Felspunkte verriethen, dampften hier und dort die Kalköfen. Näher um uns her weideten einzeln etliche Schafe, die jetzt ihr Winterkleid ablegten und halb nackt, halb bepelzt, die Lappen hinter ſich her ſchleppten; zwiſchen dem Heidekraute, das noch nicht wieder grünte, und dem häufigen harten Mooſe, fanden ſie einige Grashalme und einige Futterkräuter. Fern wie das Auge hier reichte, unaufgehalten durch die zunächſt umliegenden Berge, die insgeſammt niedriger ſind, ſahen wir nach allen Seiten die langen Bergrücken reihenweis ſich einander umgürten. Ihre Gehänge ſind mehrentheils ziemlich gewölbt und verflächen ſich gelinde in die geräumigen flachen Thäler. Weit in Nordoſten ragte die hohe Kuppe des Mam Tor bei Caſtleton über den umliegenden Horizont. Unten rollte unſer Wagen einſam auf einem gebahnten Wege durch die unermeßliche Leere. Wir ſtiegen wieder hinab und blickten mit Staunen vom Fuß dieſer hoch über unſern Häuptern furchtbar hinaus ſchwebenden Felsmaſſen nach ihren drohenden kühnen Gipfeln und Zacken. Wie ſtill, wie ruhig iſt alles in der Natur mitten unter dieſen Schreckniſſen! Tauſendjähriges Moos wächſt auf den Spitzen des Gebirges, wohin ſich der verwegenſte Fuß von Menſchen und Thieren nicht wagt. Die kleine Tormentille, die Hyacinthe, das gelbe Veilchen, blühen zwiſchen den Klippen, die, von dem Gipfel abgeriſſen, einſt donnernd hinunterſtürzten. Das Vieh wandert friedlich und ſicher über die Abgründe und ſchwebt gleichſam in der Luft auf einem morſchen Gewölbe. Wir ſelbſt hier unter der Wölbung, die jeden Augenblick zuſammenſtürzen und uns zerſchmettern könnte, ſtanden ſorglos und verließen uns auf die

Baukunſt der Natur; wir würden hier Schutz gegen den Gewitterſturm geſucht haben, wenn er uns überraſcht hätte.

Um drei Uhr kamen wir endlich zu Buxton an und ſtiegen im White Hart ab, wo eben die Geſellſchaft zu Tiſche gehen wollte. Es iſt hier gewöhnlich — zum erſtenmal ſah ich es in England — à table d'hôte zu ſpeiſen. Die Geſellſchaft beſtand aus etwa zwanzig Perſonen, Herren und Damen von Stande, die hierher kommen theils um wirklich das Bad ihrer Geſundheit wegen zu brauchen, theils um dem Todfeinde der Reichen, der Langenweile, zu entfliehen, die ſie von Bath nach London, von London nach Buxton und von hier auf ihr Landgut verfolgt, und wie eine Harpye unablässig an ihnen zehrt. — Hier ſind allerlei Mittel dieſes immer wieder wachſende Ungeheuer zu tödten: öffentliche Zimmer, öffentliche und Privatbäder, gemeinſchaftlicher Tiſch, ein Schauſpielhaus, Karten, Bälle, Promenaden, die Poolshöhle unter der Erde und eine öde, nackte Gegend, welche die Anweſenden zu einiger Anſtrengung nöthigt, um ſich Unterhaltung zu erſinnen und ſie einander näher bringt, um das gemeinſchaftliche Bedürfniß zu befriedigen und dem gemeinſchaftlichen Peiniger mit vereinten Kräften Widerſtand zu leiſten. Im Julius und Auguſt iſt es hier am vollſten; dann gibt es hier mehrere hundert Badegäſte. Auch jetzt wäre die Geſellſchaft ſchon zahlreicher, wenn das Parlament nicht ſo lange Sitzungen hielte, wodurch eine müßige Menge in London zurückgehalten wird, die ſonſt früher dieſes Bergthal, Briſtol und Tunbridgewells, Brighton, Margate, Harrowgate, Cheltenham und noch einige andere Orte der Art überſchwemmen. — Der Herzog von Devonſhire, Eigenthümer der meiſten Grundſtücke in dieſer Gegend, hat vieles zur Verſchönerung des Ortes und für die Bequemlichkeit der Badegäſte gethan. Der Crescent, ein halbmondförmiges Gebäude von großer Eleganz, welches lauter Arkaden und oben eine Reihe gereifelter doriſcher Pilaſter hat, enthält öffentliche und einzelne Bäder, Aſſemblee-, Tanz- und Spielzimmer und Bequemlichkeiten aller Art. Dieſes Gebäude iſt zwar nicht ſo groß wie der Crescent in Bath, aber dem Endzwecke vollkommen angemeſſen, ob es gleich, wie die meiſten modernen Gebäude in England, in den Verhältniſſen gegen alle Regeln der Baukunſt ſündigt. Unweit dieſes Gebäudes iſt ein kleiner Spaziergang, von einigen hundert Bäumen und Sträuchen angenehm beſchattet und in der That deſto angenehmer, je

öder die umliegende Gegend iſt. Etwas höher liegt ein kreisförmiges Gebäude von großer Pracht, ebenfalls vom Herzoge von Devonſhire errichtet. Wer hätte, nach den ſchönen doriſchen Säulen, die rings um das erſte Geſchoß gehen, wohl erwartet, daß dieſes Gebäude die Beſtimmung hat, den Pferden der Badegäſte (die etwa mit eignen Pferden herkommen) einen Aufenthalt zu verſchaffen! Es iſt hier Platz für hundertundzwölf Pferde und an zwei Seiten geht in einem halben Viereck eine Wagenremiſe um den Stall, in gehöriger Entfernung von dem Gebäude. Der Herzog verpachtet dieſen Stall und die Remiſen an einen Menſchen, der wieder einzelne Stallungen vermiethet und zugleich eigne Lehnpferde hält. Auf dieſe Art wird allmälig der Zeitpunkt herannahen, wo das Kapital, welches der Bau koſtete, ſich erſetzt und alsdann reine Intereſſen abwirft.

Buxton liegt in einem von den flachen Thälern des hieſigen Gebirges und in einer traurigen Gegend, wo man weit und breit, außer dem angepflanzten Spaziergange, keine Bäume ſieht. Man geht über ein paar Felder, die durch Mauern von auf einander gelegten Steinen abgeſondert ſind, nach dem Eingange einer Kalkhöhle, welche Pool's hole heißt. Drei alte Weiber ſtanden hier ſchon bereit, uns in den unterirdiſchen Schlund zu führen, gaben jedem von uns ein Licht in die Hand und gingen ſelbſt mit brennenden Lichtern vor uns her. Ich dachte lebhaft an die Zauberſchweſtern in Makbeth; und die unterirdiſchen ſtygiſchen Gewölbe, wohin ſie uns führten, waren wahrlich gemacht, um dieſer Idee ihren gehörigen Grad der Lebhaftigkeit zu geben. Man kommt durch einen engen, niedrigen Eingang in verſchiedene Höhlen, die ſich bis 669 Yards in den Felſen hinein winden und an einigen Stellen eine beträchtliche Höhe haben. Die berühmte Baumannshöhle am Harz iſt an Größe mit dieſer nicht zu vergleichen; hingegen hat ſie einen weſentlichen Vorzug in Abſicht des Sinters, den die Waſſer darin abſetzen. Die dortigen Stalaktiten, auf hartem rothem Marmor abgeſetzt, ſind ſchneeweiß; die hieſigen überziehen einen groben, grauen, dichten Kalkſtein und ſind von einer ſchmutzigen Farbe, ohne irgend etwas Auszeichnendes von Geſtalt: denn die vorgeblichen Aehnlichkeiten mit einer Schildkröte, einer Speckſeite, einem Löwen, einer Orgel, einem Sattel u. ſ. f., gehören zu den Abſurditäten, die man von unwiſſenden Menſchen zu hören gewohnt iſt. — Wir gingen, immer über Schutt und

lockere Steine, die von den durchhin ſtrömenden Fluthen irgendwo losgeriſſen und in dem Boden der Höhle zurückgelaſſen, oder auch von oben hinabgeſtürzt waren, ungefähr 569 Yards tief hinein. Jenſeits dieſer Stelle kann man noch bis an den Bauch im Waſſer 100 Yards weiter gehen, wo die Höhle ſich ſchließt, oder wenigſtens nicht weiter gangbar iſt. — Von oben träufelt es beſtändig in allen Theilen der Höhle, folglich iſt es auf dem Boden überall unbequem und feucht zu gehen. Nicht fern vom Eingange hat die Höhle einen Querſchlag oder ein doppeltes Gewölbe. Man geht durch das höhere hinein und kommt durch das unterſte wieder heraus. Ein kleiner Bach rieſelt aus der der Höhle hervor und führt das Waſſer aus ihrem Hintergrunde ab. Es gibt in derſelben weder Petrefakte noch Knochen; nur muß man ſich nicht durch die Sprache der hieſigen Führer irren laſſen, die den Sinter ein Petrefakt nennen, ſo wie unſere Megären, oder eigentlich die Hekate dieſes Avernus ſelbſt, nach der Analogie des Wortes icicle (Eiszapfen), ein neues Wort bildete und die Stalaktiten watericles nannte. Beim Austritt aus dem unterirdiſchen Gange umringte uns eine Schaar von Weibern und Kindern, die ſo ungeſtüm bettelten, daß wir froh waren mit dem Verluſt einiger Shillings von ihnen loszukommen.

Die angenehme Tiſchgeſellſchaft im weißen Hirſch konnte uns nicht verleiten die Nacht hier zuzubringen, zumal da wir ſchlechthin gar keinen Bekannten unter dieſen Herrſchaften hatten, die doch den Nationalcharakter durch einen Trunk Waſſer in Burton nicht, ſo wie die griechiſchen Helden und Halbgötter ihr Gedächtniß in einer Schale voll Lethe, ertränkt zu haben ſcheinen. Sobald wir uns alſo mit einem Thee erfriſcht hatten, den man in der Regel faſt in allen engliſchen Wirthshäuſern vortrefflich und mit dem vortrefflichſten Rahm oder Sahne bekommt, fuhren wir zwölf engliſche Meilen weiter nach Caſtleton, dem Hauptſitze der ſogenannten Wunder des Piks in Derbyſhire. Ueber die Anzahl dieſer Wunder iſt man nicht einig; man zählt ihrer in Büchern ſieben, weil dies eine geheimnißvolle und wunderſchwere Zahl iſt, mithin der Wunder auch im Pik nicht weniger ſein dürfen. Allein die hieſigen Einwohner wiſſen nichts von dieſer myſtiſchen Sieben und bringen bald ſechs bald nur fünf Wunder heraus: nämlich die drei unterirdiſchen Höhlen, Peak's hole, Eldenhole und Poole's hole; den Brunnen, der in Zeit von ein paar Stunden ſteigt und fällt; und den

höchſten Berg in dem ganzen Gebirge, dem ſeine walliſiſche oder kambriſche Benennung Mam Tor, der Mutterberg, geblieben iſt. Bei dieſer Gelegenheit erinnert es ſich am beſten, daß das hieſige Gebirge ſehr uneigentlich den Namen eines Piks (Peak) trägt, indem hier nirgends ein Spitzberg zu ſehen iſt, welcher, wie die von Teneriffa, Piko u. ſ. f., den mit dieſem Worte insgemein verknüpften Begriff erweckte. Allein ich vermuthe wohl, daß hier eine weit ältere und allgemeinere Bedeutung des Wortes peaked zum Grunde liegt, vermöge deren es alles was hoch und ſteil iſt, bezeichnen kann. Das hieſige Gebirge iſt gewiſſermaßen ein, dreitauſend Fuß über die Meeresfläche erhöhtes plateau, worin zwar Berge und Thäler, aber gleichwohl keine ſehr beträchtliche Unebenheiten bemerklich ſind: eine einzige hohe Gebirgsmaſſe, in mehrere kleinere auf ihrer Oberfläche ausgeſpühlt.

Wir kamen bei dem Luſtwäldchen von Buxton und hernach bei einigen in den Dörfern angepflanzten Bäumen vorbei. Es fiel äußerſt auf, wie wenig die ganze Vegetation hier noch vorgerückt war. Die Buchen und etliche andere Bäume, insbeſondere aber die Eſchen, kamen eben erſt aus ihren Knospen hervor. Dieſer Baum erinnerte uns hier herum durchgehends, daß der Frühling hier eben begönne. Der kalte Wind und der kalte Gewitterregen gaben ein beſtätigendes Zeugniß. Unſer Weg war indeß noch immer ziemlich gebahnt und dicht vor Caſtleton zog er ſich romantiſch durch einen tiefen, tiefen Abgrund, wo ungeheure Felsmauern zu beiden Seiten furchtbar in der Höhe ſchwebten und auf der einen Seite des Weges einen hervorſpringenden Winkel bildeten, wo gegenüber ein hineingehender war. Die ungeheure Höhe dieſer Rieſenmauern, ihre maleriſche Geſtalt, die Schafe, die ſich oben am Rande ſehen ließen, der abſchüſſige Weg, den wir nur mit gehemmtem Rade zurücklegen durften, und das eintretende Dunkel des Abends machten dieſe Naturſcene feierlich und eingreifend. Bald hernach langten wir zu Caſtleton an und nahmen unſer Quartier im Caſtle=inn, wo wir die beſte Bedienung fanden und nach einem ſo ermüdenden Tagewerke die Nachtruhe unſer Hauptaugenmerk ſein ließen.

Den 13. Junius. Einen Tag wie den heutigen in dem unbeſtändigen Klima dieſes Gebirges ſchenkt der Himmel den auserwählteſten Naturforſchern nicht; allein wir ſind gute Kinder und hatten ſchon längſt einen ſchönen Spieltag abverdient. Wenn Neuſeeland und das Feuerland, wenn die Eisfelder des

Südpols, und vor allem die Ebenen von Taheiti mit den Luſtgärten der Freundſchaftsinſeln ihre Eindrücke in der Einbildungskraft zurückgelaſſen haben: dann muß der Tag ſchon reich an Wundern ſein, der unvergeßlich genannt zu werden verdient. Was ich heute ſah, hab' ich noch nie geſehen. Dies iſt zu wenig geſagt. Ich will hinzuſetzen, daß es alle meine Erwartungen und Vorſtellungen weit überſtieg; und auch dann ſpreche ich mehr zu meiner eigenen Erinnerung, als zur Belehrung Anderer, die nicht wiſſen können was ich zu erwarten oder mir vorzuſtellen vermochte. Schon unſer Erwachen war Genuß der romantiſchen Gegend. Aus dem kleinen Gärtchen unſers Gaſthofes erblickten wir längs dem Gipfel des ſteilen daran ſtoßenden Berges die ehrwürdigen Trümmer einer uralten Burg. Eine Mauer mit Ueberbleibſeln von Thürmen an jeder Ecke erſtreckte ſich längs dem jähen Gehänge; in der Mitte war ſie eingeſtürzt und über der Oeffnung hatte ſich ein Hügel von Schutt und Gräſern gebildet. Aus der Mitte des innern Bezirkes hob ſich ein ſchöner viereckiger Thurm, der einſt mit Quaderſteinen ganz bekleidet geweſen war, jetzt aber von unten hinaufwärts dieſe Bekleidung ſchon verloren hatte. An jeder Ecke ging ein zarter ſchlanker Pfeiler in die Höhe; über ihm ſprang die Mauer einen Stein dick weiter hervor und bildete ein etwas vorſtehendes Viereck. Die Zinnen des Thurmes waren eingeſtürzt; aus ſeinen zerriſſenen Wänden ſproßten Bäume und Pflanzen. Epheu ſchlang ſich üppig über ſeine Vormauern und längs den Ritzen und Spalten. Rechts öffnete ſich hart an der Burgmauer ſelbſt ein tiefer weiter Schlund, deſſen ſenkrechter Abſturz aus einer weißen Felſenwand beſtand, auf welcher bogenförmig ein Hügel ſich wölbte; und längs dem Rande deſſelben ſtrebte maleriſch ein ſchöner Hain von Buchen, Eſchen und Fichten empor und krönte mit ſeinen Schatten die ganze Bogenlinie des hinabgleitenden Hügels. In dieſem Schlunde, deſſen untere Gegend der Schloßberg uns hier verdeckte, ſollten wir den Eingang zu der unermeßlichen Höhle des Piks antreffen.

---

7. ΟΙΣ ΘΕΜΙΣ ΕΣΤΙ.

Caſtleton.

Stille! heilige Stille umher! Auch ich bin der Geweiheten einer und ſpreche von der unterirdiſchen Weihe und ſchweige von den unausſprechlichen Dingen. Ich war im Reiche der Schatten und durchwandelte die Nacht des Erebus. Die ſtygiſchen Vögel umflatterten mein Haupt mit furchtbarem Gekrächz. Die Erde öffnete ihren Schooß und umfing mich. Felſen wölbten ſich über mir und der Abgrund ſtürzte hinab in ſchwindelnde jähe Tiefe, neben dem engen ſchlüpfrigen Pfade. Ich ſah die furchtbaren Schweſtern, mit allen Schrecken der Hölle, mit Macht und Mißgeſtalt gerüſtet, die Fäden des Lebens ſpinnen und meſſen. Das Auge der Unterwelt liehen ſie einander und hoben es hoch empor, um mich zu ſchauen, — Parzen und Furien zugleich. In Charons Nachen ausgeſtreckt, ſchwamm ich unter dem tief hinabgeſenkten Felſengewölbe an das jenſeitige Ufer des ſchwarzen Kocytus. Ich ging durch alle Elemente des ſtets ſich wandelnden Chaos. Ein Staubbach netzte mein Haupt. Kalte Lüfte weheten mich an und immer, immer rauſchte es neben mir und über mir und unter mir, wie der Sturz der Waldbäche über den zerklüfteten Felſen. Meine Lampe erloſch; ich verſank in die ewige Finſterniß des Tartarus. Mir war es, als nähme mich ein Rieſe auf ſeine Schultern und trüge mich durch die gähnenden Schlünde. Plötzlich durchleuchtete ein Blitz die ſchauerlichen Bogen des Felſens; ein krachender Donner betäubte mein Ohr; die Gewölbe wankten hin und her und zitterten über mir, und dreimal kehrten die rollenden Donner durch die Schneckengänge des Gewölbes wieder. Da öffneten ſich die Grüfte in der Höhe und helles erquickendes Licht ſtrömte durch die ſchwarzen Hallen; ſiebenfach war das Licht, ſieben glänzende Funken wie Sterne: und der Chor der Wiſſenden ſtimmte nun an den hohen belehrenden Hymnus. Mir ward die Schale voll des ſchäumenden Göttertranks; ich koſtete vom Quelle des Lebens und mein Dankopfer floß den unterirdiſchen Mächten. Neue Kraft durchſtrömte die Adern des Ermatteten, und der Hierophant begann nun die Weihe. —

Fünf Tage, nachdem Lady Craven in die Höhle von Antiparos geſtiegen war, kam Dr. Sibthorpe daſelbſt an. Sein Führer erzählte ihm: die Lady habe beim Hinabſteigen ſehr gezittert; ſobald ſie aber in die herrliche Grotte mit den wunderſchönen Staliktiten gekommen ſei, habe ſich plötzlich eine ſo lebhafte Begeiſterung ihrer bemächtigt, daß ſie auf der Stelle die Feder ergriffen und ein Gedicht auf dieſes entzückende Schauſpiel der Unterwelt verfertigt habe. Ich kann mir einen ſehr lebendigen Begriff von dieſem Uebergange aus einem Extrem der Empfindung zum andern machen, und phyſiſch iſt die Spannung die natürlichſte Reaktion, die auf jene gewaltſame Erſchlaffung der Furcht unausbleiblich folgen muß. Daher ſind die ärgſten Poltrons immer ſo viel tapfrer, als andere Leute, ſobald die Gefahr überſtanden iſt.

---

8. Von Caſtleton bis Middleton.

Steil geht der Weg von Caſtleton in einem Winkel von 38 Graden an dem Gehänge eines noch weit ſteileren Berges hinauf. Das ſchöne Thal von Caſtleton mit ſeinen unzähligen Wieſen und Weiden, die doch wieder durch lebendige Hecken begrenzt ſind, hat in der Mitte einen lieblichen runden Hügel, rechts von dem kleinen Dörfchen Hope, und windet ſich dann nach Oſten um den Berg, an der entgegengeſetzten Seite von hohen Sandſteinrücken umgeben. — Sobald man oben iſt, ſieht man das ganze Kalkgebirge in einer erſtaunlich großen Ausdehnung flach vor ſich liegen, und wir fuhren gegen neun engliſche Meilen auf dieſer erhabenen Ebene, faſt ohne eine bedeutende Vertiefung anzutreffen. Die Gebirgszüge umher gingen ſichtbarlich von Abend nach Morgen; und wo wir ſchroff emporſtehende Wände ſahen, waren es, ſo viel wir aus der Farbe und nach der Analogie von Mam Tor ſchließen konnten, Sandſteinmaſſen. — Die Gänge ſtreichen meiſtens in derſelben Richtung von Abend gegen Morgen und ſetzen, wie es die Haldenzüge zu erkennen gaben, oft mehrere engliſche Meilen über die Ebene fort. Weiter hin nach Middleton ſahen wir jenſeits des Thals auf der Morgenſeite einen mitternächtigen Gang. Die Gänge gehen an den meiſten Orten unter einem ſehr wenig von der Perpendikularlinie abweichenden Winkel in die Teufe. Eine engliſche

Meile vor Middleton ging es endlich wieder bergab durch eine romantiſche Kluft, wo die Felsmaſſen von weißem Kalkſtein, mit ihren regelmäßigen, zum Theil über mannshohen Schichten, bekleidet mit Epheu und Strauchwerk, Moos und blühenden Pflänzchen, wie Thürme auf einer langen Strecke zu beiden Seiten hervorragten. Augenſcheinlich ward hier alles durch die Gewalt der Fluthen einſt abgeſtürzt und durchgeriſſen; allein die öde Oberfläche des Kalkgebirges nährt keinen Bach; und wo ehedem die Wogen des Meeres wüthend hindurchſtrömten, da fuhren wir jetzt auf dürrem Boden und gebahntem Wege.

---

9. Matlock.

Endlich iſt ſie hinabgeſunken hinter die himmelan ſtrebenden Berge im Weſten, dieſe Sonne, die mich blendete, wärmte, bezauberte durch ihre vermannigfaltigte Beleuchtung dieſes Wunderthals, ſeiner Felſen und ſeiner Haine. Sei mir gegrüßt, holde Dämmerung, und du blauer Abendhimmel mit den Purpurſtreifen im Weſten, und willkommner als ſie, göttliche Kühle, rauſchend in dem wogenden Meere von Wipfeln, lauter als die liſpelnden Fluthen der ſanften Derwent, und überſtimmt nur von einzelnen ſchmetternden Tönen der Nachtigallenchöre, die in jenem Schatten das Lied der glücklichen Liebe ſingen! Gebt mir ſtillen Genuß; umrauſcht mich ſanft zur nachſinnenden, nachempfindenden Ruhe! Ich bin des Schauens für heute ſatt und erliege unter der Unerſchöpflichkeit der Natur; ich ſehne mich nach mir ſelbſt. — Des heutigen Tages tauſendfältige Bilder einen Augenblick nur im Vorübergehen aufzufaſſen, ohne ſie feſthalten zu können, iſt Herabwürdigung zum lebloſen Spiegel: ſie alle zu verzehren, alle ins eigene Weſen verwandeln zu wollen, ſtürmiſches Schwelgen, ohne Zweck, wie ohne Empfindung. Wie wohl iſt mir in dieſer Einſamkeit! Hier will ich nicht mehr mit umherſpähendem Blicke den Gegenſtänden nachjagen; nicht mit Anſtrengung und Spannkraft haſchen, was mir links und rechts entfliehen will; nein, ich entbinde meine Sinne ihres Dienſtes und überlaſſe mich leidend dem alleindringenden Berühren der Natur. Ich will nicht mehr unterſcheiden, nicht zergliedern die Geſtalten, die Töne, die Farben ihres Himmels und ihrer Erde; ein Lied, ein unnennbares, untheilbares Bild ſtröme

ſie mir durch Aug' und Ohr und fülle meine lechzende Seele mit der Wonne, die keine Zunge ſtammeln kann! Dies iſt die allgemeine Zauberei der ſchönen Natur, Allen fühlbar, wenn gleich nicht von Allen erkannt; die wohlthätige Macht, die uns Alle hält und nährt und erfreut, und deren Wirkungen die Vernunft nicht faſſen kann; denn des Genuſſes Grenze iſt Zergliederung des Eindrucks. Dennoch! — wunderbares Geſetz der Menſchenform! — dennoch ſind die Weiſeren unter uns glücklich nur wie ein Kind, das, wenn es die Blume ſieht, ihrer lieblichen Geſtalt und Farbe einen Augenblick froh wird, ſie dann bricht und zerpflückt. Heilige Pflegerin! mehr Blüthen als wir zerſtören können, ſchufſt du um uns her; und den Quell der ewig wiederkehrenden, ewig ſich verjüngenden Weſen verbargſt du vor unſerm verzehrenden Geiſte? O, ich wähne dir nachzuwandeln auf deinem verborgenen Pfade, und Abſicht und Mittel, wie in dem Lebensgange eines Menſchen, darauf zu erblicken. Er iſt nicht ohne Zweck, dieſer Trieb des Forſchens und Sonderns, den du in uns legteſt, der ſchon im Kinde ſich regt, der bis ins Alter uns begleitet. Du durchbebſt die Saiten der thieriſchen Bildung, du führſt den Aetherſtrom des Lebens in ihren Adern umher, und das ferne Geblöke, das jetzt aus den Triften emporſteigt und in den ſäuſelnden Abendwind tönt — und dieſe Jubelgeſänge in den hochbelaubten Buchenäſten, ſind der Widerhall deiner alles erquickenden Freude. Aber ein anderer Genuß wartet des ſinnenden, ſondernden Menſchen: im Labyrinthe der Gefühle ſucht er das empfindende Weſen; im unendlichen Meere von Bildern den Seher; in der duldſamen Materie den gebietenden Willen; in Allem außer ihm, ſich ſelbſt.

Ich finde hier Aehnlichkeit mit dem Plauenſchen Grunde bei Dresden. Die Partie der Brücke in Plauen iſt romantiſcher und fehlt hier; auch hat es einen ſchönen Effekt, daß die Felſenwände an einigen Orten bis ins Waſſer ſenkrecht ſtehen, und folglich größere, einfachere Wände bilden; der Kontraſt des Lichtes wird durch die großen, winklichen Brüche des Thales romantiſcher und lieblicher; die Mühlen ſind dort angenehme, ländliche Bilder. Die Ausſicht nach Darand iſt wegen des weißen Thurms und der maleriſchen Gipfel des Sonnen- und Königſteins, des weit durch das Thal ſichtbaren, ſich ſchlängelnden

Flüßchens, und vor allem des Reichthums der goldenen Saaten, von entzückender Schönheit.

Hingegen hat Matlock den Vorzug, daß es zwiſchen ungleich höheren Bergen liegt; daß in den ſchönen Partien das Thal noch enger zuſammentritt und daß die Vegetation ohne allen Vergleich reicher, üppiger und eigentlich mit verſchwenderiſcher Hand auf die Felſenmaſſen hingeworfen iſt. Die Derwent läuft ruhig und auf ebenem Bette, außer wo ſie über Kieſel in gelinden Fällen hinrieſelt. Die Bäume mit dem dickſten Laube wölben ſich über ſie hinaus; ihre Zweige ſtehen wie Schirme über einander; die unterſten tauchen ihre Spitzen in den Fluß, und der ganze mit Wald gekrönte Berg ſpiegelt ſich im Waſſer, wie man von der andern Seite die weißen Gebäude darin erblickte. Die weißen Felsmauern kommen nur hier und dort mit hervorſpringenden Ecken durch das Gebüſch, welches aus ihren Klüften mit unbeſchreiblicher Ueppigkeit herauswächſt, zum Vorſchein. An andern Stellen zeigen ſie ſich von einer unermeßlichen Höhe. Die Gebirge im Weſten ſind einige der höchſten in Derbyſhire. Die Abrahams-Höhe (nach der bei Quebeck ſo genannt, wo Wolfe und Montcalm blieben) hinan, geht ein ſchlängelnder Pfad, deſſen Länge zwar ermüdet, wofür man aber, wenn man ihn zurücklegt, mit einer herrlichen Ausſicht über den ganzen Lauf der Derwent durch alle Windungen des Thals, über die ſchönen, reichen Hügel und Thäler mit ihren Heerden u. ſ. f. über das nahe Dorf Matlock, belohnt wird. Die Natur iſt hier ſo verſchwenderiſch mit den ſchönſten Formen der Landſchaft, der Bäume, mit Licht und Grün, daß man ſich umſonſt nach einer ähnlichen Gegend im Gedächtniß umſieht. Die ſchönen Ausſichten bei Minden im Hannöver'ſchen haben den Vorzug der breiteren Weſer und der am Zuſammenfluſſe der Werre und Fulda maleriſch liegenden Stadt mit ihren alten Thürmen; hingegen fehlen ihnen die hieſige endloſe Abwechſelung und die ſchönen Felswände, die ſich zwar wieder bei Allendorf an der Werre, jedoch ohne die Begleitung des reichen, unbezahlbaren Schattens finden laſſen. Die Badehäuſer ſind zum Empfange der Gäſte ſehr bequem angelegt und eben nicht gar theuer. — Das Bad iſt lau und ſehr erfriſchend, ich badete Nachmittags mit der beſten Wirkung und fühlte mich außerordentlich dadurch geſtärkt. Das Waſſer iſt nur reines Quell-

waſſer. — Die Haine ſind insbeſondere wegen der vielerlei Arten von Bäumen ſo wunderſchön; Eichen, Eſchen, Buchen, Hainbüchen, Tannen und Lärchen wechſeln mit einander ab.

---

10. Chatsworth.

Von Middleton an geht es im Thale der Derwent hinab, welches immer ſchöner und reicher wird. Der Kontraſt, nachdem wir ſo geraume Zeit nichts als öde Gebirgsrücken geſehen hatten, war über alle Beſchreibung erfreulich. — Wir hatten ſchöne Weiden, Saatfelder, herrliche, maleriſche Umzäunungen und Raine, mit hochſtämmigen Eichen, Eſchen und Buchen, Linden und Ahorn, auch hier und dort längs den Höhen ein Wäldchen. Je näher an Chatsworth, deſto reicher wird die Gegend. Die Waldung an beiden Seiten des Thals, ſowohl hinter dem Hauſe als gegenüber, iſt dicht und überſchwänglich an Wuchs; zwiſchen dem Laubholze ſtreben überall ſchlanke Tannen und pyramidiſche, ſchwarze Fichten in die Höhe. Der herzogliche Park liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Derwent, in welcher wir Gruppen von Kühen ſich kühlen ſahen, indeß die ſchönen Wieſen zu beiden Seiten mit dieſen maleriſchen Heerden bedeckt waren. Man fährt auf einer ſteinernen Brücke über den Fluß durch den Park nach dem Schloſſe. Beides, Park und Schloß, ſind vor achtzig Jahren auf der Stelle, wo das alte Schloß Chatswort ſtand, angelegt worden und haben viel von der Pracht jener Zeit. Das Schloß iſt ganz eines ſo großen engliſchen Peers würdig. Auf die Architektur mag ich mich nicht einlaſſen; die iſt nun einmal in England, auch da, wo ſie Geld genug gekoſtet hat, nicht fehlerfrei. Die Zimmer ſind reich, doch nicht mit dem Geſchmack, den wir in Schooneberg bewunderten, meublirt; viele haben auch noch das alte Ameublement von achtzig Jahren her. — Der Bau iſt erſt kürzlich ganz fertig geworden; denn man hat nach- und angebauet. — Ein Theil des Gebäudes heißt noch: the Queen of Scot's apartment. Die Zimmer der unglücklichen Marie ſollen wirklich in dieſer Gegend geſtanden haben. Das Einzige, was man aus jenen Zeiten aufbewahrt hat, iſt ihr Bett mit Vorhängen und Decke von rothem Sammet mit Gold. Wer kann ſich entbrechen, bei dem Anblicke eines Bettes, worin dieſe unglückliche

Prinzeſſin ſo oft geſchlafen, geruht, geſonnen, geweint, gewacht, geträumt — und den ganzen Kreis ihrer regen Leidenſchaften durchlaufen haben mag, in Gedanken zuweilen ſich in jene Zeiten zu verſetzen, und für die ſchöne Dulderin den Athem ein wenig gepreßt zu fühlen?

Der Garten hat eine ſchöne Kaskade mit allerlei davon abhängigen Fontainen und Waſſerkünſten. Die höchſte Fontaine ſoll achtzig Fuß hoch ſpringen; ſechzig glaube ich ſelbſt, daß ſie bei ſtillem Wetter in die Höhe gehen kann. — Für die Phantaſie iſt hier keine außerordentliche Nahrung, wenig Sublimes, Romantiſches, Poetiſches; aber eine reiche, geſchmückte Natur, und ein Aufenthalt, wo man ein Vermögen von vierzig bis funfzigtauſend Pfund Sterling wohl genießen kann. —

So ſchön als jenſeits iſt auch das Thal unterhalb Chatsworth, welches ſich immer weiter ſüdoſtwärts zieht. Die Sandſteingebirge umſchlingen es überall auf der öſtlichen und ſüdlichen Seite. Innerhalb ſieht man Kalkgebirge. Endlich öffnet ſich eine Reihe Hügel gegen den Fluß, und ihre abgeſtürzten, ſenkrechten Felswände ſtehen romantiſch, mit Waldung bekleidet, an ſeinen Ufern. Vom Dorfe Matlock, zwei engliſche Meilen weit bis nach Matlock Bath, zieht ſich dieſes verengte, wunderſchöne Kalkthal in verſchiedenen Krümmungen und läßt hier und da dreieckige Wieſen in den Zwiſchenräumen der Hügel. — Droſſeln und Nachtigallen hielten hier ihr immerwährendes Koncert im Walde.

---

11. Fortſetzung der Reiſe.

Den 15. Jun.

Von Matlock fuhren wir heute um halb ein Uhr Nachmittags ab. Der Weg ging bis Cromford, wo ein neuer ſchiffbarer Kanal angelegt wird, in dem ſchönen Derwentthale fort. Gerade Cromford gegenüber, an einer ſehr ſchön gewählten Stelle bauet ſich jetzt Sir Richard Arkwright ein neues Landhaus. Hinter Cromford kamen wir auf einen ſehr hohen Bergrücken von Sandſtein, von dem wir nicht nur rechts das nahe, in einem reichen Keſſel gelegene niedliche Städtchen Wirksworth, ſondern auch vor uns und links das ganze ſüdliche Derbyſhire, nebſt Nottingham und Leiceſterſhire und einen Theil von War-

wickſhire überſahen. Jenſeits dieſes Berges kamen wir an verſchiedenen Orten vorbei, wo man die Erdſchollen mit einem Schalpfluge abſtach und zum Dünger verbrannte. Derbyſhire hat in dieſer Gegend ſchon viel angenehme Abwechſelung, ob es gleich nicht ſo fett iſt als andere Provinzen. Die Stadt Derby (ſechzehn Meilen), die wir um vier Uhr erreichten, iſt von geringer Bedeutung. Man hatte eben heute die ſogenannte Canvaß vorgenommen, d. i. die Herren, welche Parlamentsglieder als Repräſentanten der Stadt werden wollen, waren zu allen Stimmgebenden herumgelaufen, ſie um ihre Stimme zu bitten. Eine Formalität, der ſie ſich unterwerfen müſſen.

Den 16. Jun. Um acht Uhr Morgens reiſten wir von Derby ab, nach Burton, einem kleinen, elf Meilen entlegenen Städtchen. Der Weg ging noch über Gebirge von Sandſtein, die alſo auch von der Südweſtſeite den Kalkdepot des Piks umgeben. An einigen Stellen bemerkten wir viel Sand. Zwiſchen Atherſtone und Burton überſahen wir vom Gipfel eines nicht gar hohen Hügels wieder das ſchöne Warwickſhire; allein wir blickten in die weite Ferne, weil eine Ebene vor uns lag. — Hier ſind wir auf klaſſiſchem Grunde. Links blieb uns in einer Entfernung von drei bis vier Meilen Bosworth liegen, wo der Herzog von Richmond, hernach Heinrich der Siebente, den König Richard den Dritten ſchlug, welcher auf der Wahlſtatt blieb. — Von Derby nach Burton ſind elf Meilen, nach Allerſtone zwanzig, nach Coventry vierzehn Meilen. Coventry mit ſeinen drei langen, ſpitzen Thürmen, worunter die berühmte Kathedralkirche oder Conventrycroß die größte iſt, hielt uns nur eine halbe Stunde Nachmittags auf, während daß wir aßen. Von da eilten wir durch eine, wie Berkſhire angebaute und überaus ſchöne Gegend nach Warwick. Unterweges blieben uns rechts, in einer ſchönen, ſchattenreichen Gegend, die Ueberreſte von Killingworth-Schloß in drei großen Thurmmaſſen liegen. Aber das Schloß von Warwick (zehn Meilen) verdiente näher geſehen zu werden. Wie erinnerte mich hier alles an die thatenreiche, charaktervolle engliſche Geſchichte: an den Warwick, der größer als ein König war, indem er Könige abſetzte oder machte; und — vor allem — an den unſterblichen Dichter, der das Große dieſer Idee ſo ganz zu faſſen und in ſeinem King Henry the Sixth ſo göttlich darzuſtellen gewußt hat! — Gleich bei dem Eingange in die Stadt über dem Stadtthor, erinnerte mich der

wilde Eberskopf auf einem Speere (ſeit undenklichen Zeiten das Wappen der Warwicks) an den großen Ritter, der dieſes ſiegreiche Panier ſo oft vor ſich wehen ließ. Wir beſahen das Schloß. Unter allen Ueberreſten des zehnten Jahrhunderts hat keins in England ſich ſo herrlich erhalten. — Der jetzige Graf wohnt ſogar darin und hat ſich die Zimmer ſehr ſchön einrichten laſſen, auch einige Nebengebäude in demſelben Geſchmacke, um der Gleichförmigkeit willen, aufgeführt. Die Mauern ſind an einigen Orten vier Ellen dick. Eine Enfilade von Zimmern enthält etliche ſchöne und etliche lehrreiche Portraits, z. B. die Königin Eliſabeth, Eſſex, die Königin Marie von Schottland, die Gemahlin Karl's des Erſten, und dieſen unglücklichen König ſelbſt, die Infantin von Parma und viele andere mehr. Eliſabeth ſieht ihrem Vater doch ſehr ähnlich und dieſer Zug iſt ihrem Charakter nicht günſtig. Eſſex hat eine fausse ressemblance von Herrn Koch, dem Schauſpieler in Mainz. — Marie von Schottland iſt entweder nicht getroffen, oder in einer ſehr ſpäten Periode ihres Lebens gemalt.

Die Ausſicht aus den Fenſtern iſt ſehr reich und lieblich.

Die Rüſtkammer erinnert an den kriegeriſchen ritterlichen Genius der ehemaligen Bewohner dieſer Burg. Wir ſahen das lederne Wams, welches Robert Lord Brooke an hatte, als er bei Lichfield erſchlagen ward. Auch Südſee-Sachen gibt es hier; ferner eine ſchöne Büſte in Marmor von Edward dem ſchwarzen Prinzen, nach einem Gemälde; einen ſchönen Kopf der Pallas; Glasmalerei nach Rubens; Anna und Maria Boleyn von Holbein, vortrefflich erhalten.

Den Garten ſahen wir nicht, denn wir eilten (acht Meilen) nach Stratford, wo wir um 7 Uhr ankamen und die elende Hütte, wo Shakeſpear geboren ward, den Stuhl, in welchem er zu ſitzen pflegte und vermuthlich dichtete, das Stadthaus mit ſeiner Statue in einer Niſche von außen, ſein Portrait inwendig, von Garrick hin geſchenkt, und ſein Grabmal in der Kirche beſahen. Der Stuhl iſt jetzt in die Wand gemauert, damit er nicht ganz zerfallen möge. Seit funfzehn Jahren, daß ich ihn nicht ſah, iſt er ſehr beſchädigt.

Den 17. Jun., um halb 10 Uhr Vormittags, fuhren wir weiter durch Shipſton und Chapel nach Woodſtock, und — faſt ermüde ich es zu ſchreiben — wieder durch eine ſchöne, liebliche Gegend. England hat keine Waldungen, weiß jeder Schüler in

der Geographie und Länderkunde zu erzählen; — aber daß beinahe ganz England wie ein fortwährender Luſtwald ausſieht, wo Wieſen und Triften, Aecker und Anger und die lieblichen Ufer der Flüſſe mit dem herrlichſten, blühenden Gebüſch und den ſchattenreichſten Bäumen in ewiger Abwechſelung prangen, das ſollte man dabei zu erinnern nie vergeſſen. Wie manchen ſchönen Landſitz engliſcher Landleute fuhren wir nicht heute vorbei! wie manches in Haine gleichſam vergrabenes Dorf! Hier hatte einer ſein niedliches Haus auf einen reichbeblümten Raſen gebauet. Dahinter zog ſich ein kleiner Wald; ſeitwärts wölbte ſich eine eine zierliche weiße Brücke über einen Graben; jenſeits der Heerſtraße ſtürzte ſich ein Flüßchen einige Schuh tief über einen Damm; und auf dem ſchönen Teiche, der vor dem Raſenplatze ſeinen Spiegel ausbreitete, und um grasreiche Ufer, zwiſchen den Blumen der Wieſe, erblickten wir manchen ſchönen Schwan, an deſſen ſtolzer Form der Eigenthümer dieſes Gütchens vermuthlich ſein Vergnügen fand. — O Natur, was iſt erquickender und zugleich erlaubter, als deine Werke zu lieben und ihrer froh zu werden! Was kann unſchuldiger ſein als die Freude an dieſem ſchönen, in ſeiner Pracht des Gefieders ſtolz daher ſegelnden Vogel! Wenn es einen Genuß auf Erden gibt, den keine Macht verbieten, keine ſich ausſchließend zueignen darf, der allen ewig gemein bleiben muß, und zu dem man berechtigt iſt, indem man Sinn dafür hat: — ſo iſt es der Genuß dieſes Anblicks. — Doch ich vergeſſe, daß der Schwan ein königlicher Vogel iſt, und daß es Länder gibt, wo niemand einen Schwan halten darf als der König, d. i. derjenige, der wahrſcheinlicherweiſe nicht zu empfinden weiß, wie liebenswürdig die Natur in dieſem Thiere iſt. — Ich gönne den Großen das Wild, das ſie hegen: es iſt billig, daß diejenigen unter ihnen, die nicht durch Wohlthaten des Herrſcheramtes würdig ſind, wenigſtens zum Scheine fortfahren den Nutzen zu ſtiften, weshalb man ſie zuerſt als Beſchützer der Wehrloſen über Andere erhob; und wenn es heutiges Tages keine Raubthiere mehr gibt, um derentwillen man Heroen oder Halbgötter zu Hülfe ruft, ſo mögen ihre Abkömmlinge meinetwegen Hirſche in ihre Parks einſperren, oder ihren Unterthanen verbieten, einen wilden Eber zu tödten, damit ſie an einem geſetzten Tage ihn vor ihrem Richterſtuhle vorbei jagen laſſen und mit eignen Händen erlegen können, wie der Kaiſer von China jährlich einmal den Pflug mit hoher Hand be-

rührt, zum Zeichen, daß vor mehreren tauſend Jahren ein Kaiſer durch dieſes Werkzeug den Namen eines Landesvaters verdiente. Aber, daß ein Menſch ſich erfrecht, allen andern den Beſitz eines zahmen Vogels zu verbieten, das ſcheint ſo arg, als wollte er ihnen die Fenſter an den Häuſern, oder die Augen im Kopfe verſchließen, und daß Menſchen dies von einem dulden, beweiſt nur, wie tief die Menſchheit ſinken kann.

So kamen wir um drei Uhr nach Woodſtock, wo die ganze Stadt in Bewegung war, weil die Wahl zweier Repräſentanten heute vor ſich ging. Alles, bis auf die Straßenjungen, trug Kokarden, gleichviel von welcher Farbe; die Frauenzimmer, jung und alt, häßlich und ſchön, reich und dürftig, hatten ihre Feierkleider an, und von allen Seiten ertönte ein ewiges Huzzah! Vor unſerm Gaſthofe weheten hoch in der Luft drei große, weißſeidene Fahnen, worin die Wappen der Bürgerſchaft und der neuen Parlamentsherren, nebſt allerlei emblematiſchen Verzierungen in Farben prangten; denn heute ſpeiſte die Bürgerſchaft mit den Neugewählten in dem Gaſthofe, nachdem man dieſe letztern, wie die Sitte es mit ſich bringt, in große Armſtühle geſetzt und herumgetragen hatte. Uebrigens war hier keine Uneinigkeit, keine Gegenpartei; der Einfluß des Herzogs von Marlborough iſt in Oxfordſhire ſo unwiderſtehlich, daß man die Parlamentsglieder, ſowohl für Woodſtock als für die Grafſchaft ſelbſt, ohne Widerrede nach ſeinem Wunſche wählt. Sein älteſter Sohn, der Marquis Blandford, wird in dieſem Parlamente die Grafſchaft Oxford, und ein jüngerer, Lord Henry Spencer, die Stadt Woodſtock repräſentiren. Die Betrachtungen, die ſich bei dieſer Veranlaſſung über die Konſtitution von England machen laſſen und die wir wirklich zu machen uns nicht enthalten konnten, will ich nicht alle hierher ſetzen. So viel iſt indeß gewiß, daß die blinden Vertheidiger und übertriebenen Lobredner eben ſo weit vom Ziele ſind als die plumpen Tadler dieſer berühmten und in der That merkwürdigen Verfaſſung. —

12. Blenheim.

Wie mag dem großen Churchill zwiſchen dieſen unaufhörlichen Apotheoſen zu Muthe geweſen ſein! Etwa wie Ludwig dem Vierzehnten bei den ewigen Fêten und Vergötterungen in

Verſailles? Die menſchliche Natur kann das nicht ertragen. Ludwig's Schickſal iſt bekannt. Seine Imbecillität datirte von dieſem Zeitpunkte. Marlborough ward aber auch kindiſch und furchtſam vor ſeinem Ende; und ich möchte nicht dafür ſchwören, daß nicht die Tapeten das Ihrige dazu gethan haben. Wie aber, wenn er in dem Augenblicke, da er ſeiner Geiſteskräfte noch nicht beraubt war, mitten unter dieſen ungeheuren Bildern ſeiner Größe das Loos der Menſchheit tragen und in körperlichem Schmerz ſich winden, von Gicht oder Kolik gequält werden mußte; wie klein und verächtlich mochte er ſich da fühlen! Ich für meinen Theil bin froh, daß ich nicht Marlborough bin und ſeine Thaten gethan habe, um ſo zu Schanden gemacht zu werden mit der Geſchwätzigkeit des Ruhmes. Ich geſtehe, der üble Geſchmack, womit man ihn in der großen Halle zwiſchen den kleinen lachenden Faun und die mediceiſche Venus hingeſtellt hat, iſt mir wegen der Lächerlichkeit noch die willkommenſte von allen dieſen Vergötterungen Ich lache heute über dieſe Eitelkeit — indeß vielleicht morgen ein Recenſent dafür meinen Leichtſinn und meine Fühlloſigkeit ſtraft — allein zwiſchen heute und morgen habe ich beides, gelacht und geweint: über mich ſelbſt, über ihn und über die ganze Welt. Iſt es nicht Thorheit, die Schriftſteller richten zu wollen wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menſchen aufzudecken, bewundern ſollte? Wenn ſie einen Fehler dabei begehen, ſo iſt es nur eine unſchickliche Wahl in der Darſtellung der Eindrücke, die ihr Gefühl beſtürmten. Die ſchnellen, tauſendfachen Uebergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die ſich unaufhörlich jagen, wenn Gegenſtände von außen, oder durch ihre lebhafte Phantaſie hervorgerufen, auf ſie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe.

13. Oxford.

Den 18. Jun.

Einen eugliſchen Muſenſitz erkennt man leicht an den ſchwarzen, viereckigen Biretten der Studierenden und an ihren langen, ſchwarzen Mänteln mit kurzen, weiten, oder ſehr langen, engen Aermeln. Man glaubt, die Schüler eines Jeſuiter-Kollegiums zu ſehen; und in gewiſſer Rückſicht ſieht man ſie in

der That. Ich wurde ſehr lebhaft an Wilna in Lithauen erinnert, als ich dieſe poſſierlichen Geſpenſter an mir vorüberflattern ſah.

Ich weiß wohl, die Kleidung allein thut nichts zur Sache; ſie iſt aber auch nicht ſo gleichgültig als man denkt: ſie ſteht in unmittelbarer Verbindung mit Geſetzen, Formalitäten und Zwangſyſtemen, welche eine Falte in den Charakter biegen, deren Spur auf Zeitlebens unauslöſchlich bleibt.

Die monaſtiſche Ordnung, welche auf den engliſchen Univerſitäten eingeführt iſt, hat man oft in Deutſchland als muſterhaft geprieſen — weil man ſie nicht kannte. Die Strenge geht hier ſo weit, daß man kein Geſetz mehr beobachten kann. Dieſer Fall iſt in England nicht ſelten. Die Geſetze gegen die Katholiken ſind ſo drückend, daß man ſie ſchlechterdings nicht mehr in Ausübung bringt; und dennoch hat man nicht den Muth, ſie abzuändern. Kein Volk hängt ſo blindlings an alten Formen, wie das engliſche; es knüpft den Begriff ſeiner politiſchen Exiſtenz daran. Sagt ihm, die Abſchaffung eines einzigen Geſetzes gegen die Katholiken ſei gefährlich, ſo rottet ſich der Pöbel noch heute zuſammen und Gordon's Wahnſinn wirkt zum zweiten Male eine furchtbare Empörung. — Die Studenten in Oxford müſſen ſich ſo manchen Erbärmlichkeiten unterziehen, daß ſie im Weſentlichen mehr Freiheit genießen als andere Studenten auf deutſchen Univerſitäten; und wohl dem Lande, daß dem alſo iſt! Zwiſchen dem blinden Gehorſam des Schulknaben und dem freien Willen des Mannes, muß es einen Mittelzuſtand geben, in welchem der Mißbrauch der Selbſtherrſchaft ſo wenig üble Folgen für das Gemeinweſen hat, als möglich. Sonſt wird, wenn der Jüngling auch noch Sclav bleibt, erſt der Mann im Amte ſich ſeinen Ausſchweifungen überlaſſen und ſein Toben wird von übeln Folgen für das gemeine Beſte ſein. Wenn hingegen ein Student ſeine Freiheit mißbraucht, ſo ſchadet er höchſtens ſich ſelbſt und gewinnt unter ſeines Gleichen bald ſo viel Erfahrung als er zur Lebensnothdurft bedarf.

Ich weiß zwar wohl, daß es theoretiſche und praktiſche Erzieher gibt, welche den Zögling nie genug einzuſchränken und zu feſſeln glauben: Menſchen, die ſich vorſtellen, man dürfe die menſchliche Seele im Erziehungsinſtitute treiben, wie man Spargel im Lohbeete treibt, und die dann auch wirklich nur ſaft- und kraftloſe, ekelhafte Geſchöpfe in die Welt liefern, unfähig, ſich

auf einen Augenblick von ihren auswendig gelernten Regeln zu entfernen und ſelbſtſtändig zu denken, Maſchinen in jeder Bedeutung des Worts! An ihren Werken müſſen wir ſie erkennen. Es iſt eine leichte Kunſt, Maſchinen und Menſchen zu ſchnitzen; aber die menſchliche Natur in ihrer Würde zu laſſen und Kräften, die eine höhere Hand ſchuf und in die einzelnen Keime legte, zu ihrer freien, vollkommenen Entwickelung behülflich zu ſein, anſtatt ihnen unwürdige, verunſtaltende Feſſeln anzulegen: — das iſt die große Kunſt, wozu die wenigſten Erzieher Geduld, Billigkeit und Selbſtverläugnung genug beſitzen. Anſtatt den Zögling den Gebrauch ſeiner Anlagen zu lehren, wollen ſie immer nur, daß er ſie nach ihrer Art gebrauchen ſoll, und machen ihn zur ſchlechten Kopie eines elenden Originals. Ihr kurzſichtiger, enger Egoismus iſt nicht zufrieden, Menſchen in verſchiedenen Graden der Intenſion, ihrer verſchiedenen Organiſation und der damit verknüpften Kräfte genießen zu ſehen und ſich des mannigfaltigen, unerſchöpflichen Reichthums der Natur zu freuen; ſondern es iſt ihr armſeliger Ehrgeiz, nach ihrem Bilde alles um ſich her modeln zu wollen. Ich brauche nicht zu ſagen, wie ſehr dieſe Methode auf die Verewigung der Vorurtheile und Irrthümer abzwecken muß: denn ich behaupte ſogar, daß wenn ein ſolches Unding, wie ein vollkommnes Syſtem, möglich wäre, die Anwendung deſſelben bei der Pädagogik für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andere werden müßte. Die Idee des Unverbeſſerlichen zieht einen lähmenden Mechanismus nach ſich, welcher mit dem chineſiſchen Sittengeſetz am beſten exemplificirt wird und den Begriff von Tugend ganz aufhebt. Der Erzieher hätte meines Erachtens wenig Verdienſt um die Menſchheit, der die Jugend dahin gebracht hätte, alles zu thun, oder zu laſſen, je nachdem es dem gewohnten Herkommen gemäß iſt oder nicht, oder, was auf eins hinausläuft, nachdem es mit den Regeln, die er von ſeinem Lehrer lernte, übereinſtimmt, oder ihnen widerſpricht. Alle dogmatiſche, alle geiſtliche Erziehung hat mehr oder weniger dieſe Tendenz, und ihr nachtheiliger Einfluß, der allerdings hier durch viele andere Umſtände gemildert wird, äußerſt ſich doch wirklich noch kenntlich genug in der Denkart und den Handlungen der Engländer. Es iſt ihnen freilich eben nicht anzuſehen, daß ſich alle nach dem Geläute des Tom richten müſſen, ſo wenig es den jungen Edelleuten einen Adelſtolz einflößt, daß ſie bei den Mahlzeiten an einem

eignen Tiſche ſitzen, und durch allerlei kleine Vorrechte, wie z. B. den Gebrauch der kollegialiſchen Bibliotheken, vor den Bürgerlichen ausgezeichnet werden. Unſtreitig iſt ihre Anzahl zu unbedeutend als daß ſie unter ſich bleiben und die große Maſſe der Studierenden ganz entbehren könnten; daher müſſen ſie ihre Vorrechte fahren laſſen, und wenigſtens im Umgange ſich der Vorzüge entäußern, welche die monaſtiſch-pfäffiſche Einrichtung ihnen mit Hinſicht auf einen möglichſt zu unterſtützenden Deſpotismus verlieh. Hingegen iſt es ſehr die Frage, ob da, wo die Eigenliebe des großen Haufens der Studenten nicht in Kolliſion kommt, nicht der Grund zu jener blinden Anhänglichkeit an religiöſe Vorurtheile gelegt wird, wodurch die Engländer ſich auszeichnen, und worauf unter andern ihr Beharren bei der unſinnigen testact beruht. Ich meines Theils begreife nicht, wie junge Männer der Alternative des Aberglaubens oder des Unglaubens entgehen können, wenn ſie ſich hier ſechs bis acht Jahre lang viermal täglich zum Gebet in die Kapelle ihres Kollegii einſtellen müſſen. Dieſes Opus operatum, wovon ſich die guten Wirkungen in der Kapelle von Chriſtchurch College, drei Schritte weit vom Altar, an den in die Bank geſchnitzten Eſelsköpfen, Namen u. ſ. f. erkennen laſſen, muß einen geiſtigen Stumpfſinn bewirken, wenn es wirklich zur Gewohnheit wird.

Wer ſchön erhaltene, gothiſche Gebäude ſehen will, komme hierher. Oxford nimmt ſich, nach London, vielleicht unter allen Städten Englands aus der Ferne — und faſt möchte ich hinzuſetzen, auch in der Nähe — am beſten aus. Ein Wald von gothiſchen Thurmſpitzen ragt aus den ſchattenreichen Gängen und Gefilden an der Kam und Iſid hervor, und zwiſchen ihnen prangt mit allem Pomp der modernen Baukunſt der Dom von Radcliff's Rotonda, und das ſchöne Achteck ſeiner Sternwarte. Wandelt man auf den reinlichen, wohlgepflaſterten und meiſtens mit guten neuen Häuſern bebaueten Straßen, ſo erſtaunt man, überall die weitläufigen Kloſtergebäude zu erblicken, welche der brittiſchen Jugend, aber noch mehr dem theologiſchen Wohlleben gewidmet ſind. Aus einem geräumigen Vorhofe, aus einer Halle tritt man in die andere, und es gibt hier Kollegia, wie z. B. das von Chriſtchurch, die aus vier großen, aneinander ſtoßenden Vierecken beſtehen. Der Umfang dieſer prächtigen Werke des

Alterthums iſt ſo ungeheuer, daß man nicht weiß, ob man mehr über die Verwegenheit des Eifers, oder über den Mißbrauch der Koſten erſtaunen ſoll. Die große, weſtliche Facciate des größern Vierecks in Chriſtchurch College hat eine Länge von 382 Fuß, und ſeine gothiſchen Thürmchen ſteigen leicht und kühn in die Luft. Nichts kann einen angenehmeren Effekt machen als der ſchöne, weite Bogen, der ſich über dem Thor von Merton College wölbt, mit den Schnirkeln und Verzierungen, die den innern Raum des Bogens füllen, und den hohen, krauſen Gipfeln des breiten, viereckigen Thurms, durch den Ulmenhain geſehn, der dieſes Gebäude umgibt. Allſouls College iſt beinahe das ſchönſte, gothiſche Gebäude an Einfachheit und ſchlanker Kühnheit ſeiner rund um das Viereck aufſteigenden Pfeiler, und der beiden hohen, wie Cypreſſengipfel ſich verlängernden Thürme. Nirgends war mir die Aehnlichkeit dieſer Bauart mit einem angepflanzten Walde ſo auffallend, als hier und vor dem Stufengange, der zum großen Speiſeſaale in Chriſtchurch College führt. Hier ruht der Mittelpunkt des Gewölbes auf einer zarten, ſchlanken Säule, deren Aeſte ſich oben palmenförmig ausbreiten, zierlich wölben und den Wölbungen des Schwibbogens nach allen Seiten hin entgegen ſtreben.

Die gothiſche Bauart, wie auffallend auch ihre Mißverhältniſſe ſind, ergreift die Phantaſie auf eine unwiderſtehliche Weiſe. Wie leicht ſchießen dieſe ſchlanken Säulen ſo himmelhoch hinan! Durch welche Zauberkraft begegnen ſich ihre höher ſproſſenden Aeſte und ſchließen den ſpitzen, kühnen Bogen! Romantiſche Größe, ſchauervolle Stille, lichtſcheue Schwermuth und ſtolzes Bewußtſein füllten die Seele, die ſich in dieſen Formen gefiel und in ihnen ſich äußerte; — denn dieſe Formen wecken jene Gefühle in einem Sinne, der ſie wieder auffaßt. —

Die Kollegia ſind indeß nicht auf einmal zu ihrer jetzigen Größe und Pracht gediehen. Dies läßt ſich ſchon im voraus vermuthen, und oft gibt es auch der bloße Anblick und die heterogene Einmiſchung römiſcher Architektur zwiſchen den altgothiſchen Steinmaſſen. Peckwater court in Chriſtchurch College iſt ein modernes, mit Radcliffe's Vermächtniß erbautes Viereck; Magdalen College hat ebenfalls eine moderne Partie u. ſ. f. Allein ſehr alt ſind freilich die hieſigen Gebäude nicht. Magdalen College ward als ein Hoſpital von Heinrich dem Dritten geſtiftet, erſt 1456 in ein Collegium verwandelt und von Wolſey endlich

mit dem Thurme verziert. Wolſey hat auch Chriſtchurch College erbauet. Von Univerſity College ward der Bau erſt 1634 angefangen und durch Dr. John Radcliffe vollendet. Allſouls College ward 1437 gegründet; Braſenhoſe College in 1507. Hertford College fing man erſt vor ſiebenzig Jahren an, wieder aufzubauen. Watham College ward erbauet 1613, Trinity 1594, Balhol 1284, St. John's 1557 und ſpäter, Worceſter 1714, Exeter 1316, Jeſus 1571, Lincoln (1717) — Oriel 1324. — Corpus Chriſti 1706, Merton 1610, Pembroke 1620.

Der Aufwand im Innern dieſer Gebäude iſt nicht minder ungeheuer und nicht minder gothiſch als die barbariſche Pracht ihrer Mauern und ihrer unermeßlichen Säle. Marmorne Statuen der Stifter und Wohlthäter ſieht man überall; Portraits der berühmten Gelehrten und Staatsmänner, die in den verſchiedenen Kollegien jedesmal ſtudierten, verzieren die Wände. Dazu kommt noch, daß faſt jedes Kollegium ſeinen eignen Garten hat. — Magdalen College hat ſogar einen Park mit vierzig Stück Damhirſchen, von denen die Herren ſich gütlich thun. Es iſt allerdings eine ſchöne Sache um dieſe ſchattenreichen Gänge, dieſen *Ακαδημειαις* bei jedem Kollegium, der Betrachtung und Philoſophie geweiht; allein diejenigen, die des Umherlaufens in Gärten am meiſten bedürfen, ſind eben die, welche davon ausgeſchloſſen ſind. — Nur die wohlbeleibten und mit reichlichen Einkünften verſehenen Fellows haben Erlaubniß, dieſes Heiligthum zu betreten, und ihnen wird vermuthlich auch allein das feiſte Wildpret zu Theil.

Die Glasmalerei iſt ein anderer Luxus in dieſen Gebäuden; beinahe eine jede Kapelle hat etwas von dieſer Art aufzuweiſen, und eine wetteifert darin mit der andern. Einige Fenſter ſind ſo alt, daß man das Datum ihrer Verfertigung nicht weiß; die meiſten ſind aus dem ſechzehnten, ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Einige, zumal in Allſouls College, ſind von ausgezeichneter Schönheit, und noch immer fährt man fort, in dieſer kürzlich wiedererfundenen Kunſt, neue Stücke ausarbeiten zu laſſen, und die ungeheuren Einkünfte der Kollegien für bunte Glasſcheiben zu verthun.

Eine Seltenheit von ganz beſonderer Art ſind die emblematiſchen, in Stein gehauenen Figuren, welche in dem Viereck von Magdalen College rund umher an den Wänden angebracht ſind. Die bizarren Erfindungen des ſicilianiſchen Prinzen, von

welchem Brydone erzählt, können nicht toller ausſehen, und man brauche ihretwegen nicht ſo weite Reiſen zu thun. Hier gibt man ſie für Allegorien aus. Vielleicht ſollen auch jene ſicilianiſchen einen Sinn haben, und es kommt nur darauf an, daß jemand ſich die Mühe gibt, ihn herauszubringen und hinterdrein auszurufen: if this be madness, yet there's method in't.

Chriſtchurch College.

Dieſes Kollegium war anfangs ein Nonnenkloſter unter S. Frideswiden; hernach ward ein Mannskloſter von Regularibus, Auguſtinern, daraus; und erſt ſpät bei der Aufhebung deſſelben ſtiftete Wolſey das Kollegium, welches in der Folge, als man in Oxford ein Bisthum ſtiftete, ſammt der dazu gehörigen Kirche zum Kapitel und zur Kathedralkirche erhoben ward. In der Kapelle zeigt man noch Monumente vom Jahre 740 und älter.

Die hieſige Bildergalerie ſoll 35000 Pfund gekoſtet haben; der General Guiſe hat ſie hierher geſchenkt. Auf die Vortrefflichkeit und Aechtheit einer Damascenerklinge hätte er ſich vielleicht beſſer verſtanden; denn dieſe Bilder ſind großentheils Kopien, ſo viel man ſich auch darauf zu gute thut, und zum Theil ſehr ſchlechte Kopien. Das beſte iſt unſtreitig ein verblichener Carton von Andrea del Sarto, eine heilige Familie, von exquiſiter Zeichnung. Annibal Caracci's Bild von ſeiner Familie, als Fleiſcher gekleidet, war mir wegen der plumpen Phantaſie des Malers merkwürdig. Dieſer Menſch konnte nicht dichten. Hier iſt ein Fleiſcherſcharrn mit großen Fleiſchſtücken abgebildet und die Söhne des alten Caracci's ſind die Metzger. — Dies iſt auch der ganze Charakter ſeiner Werke; Fleiſch und Blut konnte er nachbilden, aber nicht den lebendigen Geiſt. Es ſind allerdings unter dieſer zahlreichen Sammlung einige Originale; allein es ekelt einen über allen Ausdruck, den Führer je zuweilen eine Kopie eingeſtehen zu hören, oder mit dem Ausdrucke: nach Raphael, nach Titian, nach Guido, der Lüge zu entgehen, indeß er ſich bei dieſen Geſtändniſſen das Recht vorbehält, die ärgſten Sudeleien für Meiſterwerke von der Hand der größten Künſtler auszugeben. Von Holbein ſah ich hier ein paar ſchöne Köpfe, wie denn überhaupt ſeine beſten Arbeiten in England anzutreffen ſind. Es iſt

in dieſen weniger Härte als ich ihm ſonſt zugetraut hätte, und eine unübertreffliche Treue, kein Strich, kein Zug iſt vergeſſen; aber von dem Seinen iſt nichts hinzugekommen; denn was der Künſtler hinzuthun ſoll, Genie in der Darſtellung und Idealiſirung, das hatte er nicht. Fleiß und Anſtrengung ſind unverkennbar.

Eine ſehr zahlreiche Sammlung von Gemälden befindet ſich in einem akademiſchen Gebäude neben der Bodleyiſchen Bibliothek. Hier iſt ein Gemiſch von Gutem, Mittelmäßigem und Schlechtem zuſammengehäuft, deſſen vorzüglicher Werth nur darin beſteht, daß ſelbſt ein ſchlechtes Portrait doch einige Idee von einem berühmten Manne, den es vorſtellen ſoll, erweckt. Was hier außer den Portraiten vorhanden iſt, verdient keine Erwähnung.

In Magdalen College wird die Kapelle jetzt reparirt. Wir ſahen daher das ſchöne Altarblatt in der alten Bibliothek, wo die Bücher noch, nach der beliebten Methode der Kloſterherren, an Ketten liegen. Der Guido iſt in der That dieſes Ganges werth und eins der vortrefflichſten Werke von dieſem Maler. Es iſt ein Chriſtus, der ſein Kreuz trägt, in Lebensgröße. In dem Kopfe liegt ein wunderbarer Reichthum von Seelenausdruck, der den Zuſchauer, welcher auch von dem dargeſtellten Gegenſtande nichts wüßte, doch mit Entzücken über den Dichtergeiſt des liebevollen Künſtlers erfüllen muß. Es iſt faſt der vollendetſte Chriſtuskopf, den ich je geſehen habe. Man erſtaunt, daß der Künſtler dieſes Intereſſe unter den übrigen nachtheiligen Umſtänden der darzuſtellenden Geſchichte erwecken konnte. Die Stellung unter dem ſchweren Holze, das Chriſtus trägt; die unmaleriſche Figur dieſes Holzes ſelbſt; die Entſtellung der Geſichtszüge durch die livide Farbe, welche von den Wunden der Dornenkrone verurſacht wird; der Strick um den Leib, der auf der Erde ſchleppt: alles ſcheint ſich verſchworen zu haben, den edeln Gegenſtand unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ſo unedel als möglich erſcheinen zu laſſen. Dennoch hat der Geiſt des Künſtlers geſiegt, wo er ungefeſſelt blieb. Schade nur, daß er gerade dieſen Zeitpunkt wählte! Doch wie oft iſt es der Fall, daß der Künſtler wählen darf? Ein Mönch oder ein Pfaffe, oder, was noch ärger als beide iſt, ein Andächtler, beſtimmt das Süjet, und dem Maler bleibt nur das Verdienſt übrig, die neue

Schwierigkeit, die aus der Wahl eines unſchicklichen Gegenſtandes entſpringt, durch ſeine Kunſt zu überwinden.

In Allſouls College ſieht man ein Altarblatt von Rafael Mengs. Es iſt ein Heiland im Garten, nach der Auferſtehung. Magdalena liegt vor ihm auf den Knien, und ſeine Linke gebietet ihr, ihn nicht zu berühren. Dieſes berühmte Noli me tangere iſt unſtreitig beſſer gemalt als der Guido; allein es läßt den Zuſchauer kalt, weil ihm die theatraliſche Stellung nicht den Ausdruck erſetzt. Es iſt faſt nicht möglich, einen ſchönern Körper als den des Heilands zu ſehen; jeder Zug iſt der Natur abgeborgt; das Ganze iſt — eine ſehr ſchöne Akademie. Auch wüßte ich nicht, daß Rubens etwas wahrer und ſchöner kolorirt hätte. Ich finde die Draperie edel, die Verkürzung des Arms meiſterhaft, den Chriſtus-, oder beſſer, den bärtigen Bacchuskopf von großer Schönheit; und ſelbſt die knieende Magdalena hat genug von einer Niobe's-Tochter, um vor Kenneraugen Gnade zu finden. Allein dieſer behagliche Chriſtuskopf ſagt mir nichts, erzählt nichts von ſeiner Geſchichte, und die Magdalena mit den Thränen im Auge, ſcheint zu weinen, weil ſie zurückgeſtoßen wird, nicht weil ſie ein Wunder ahnet.

Die Ausführung und Vollendung dieſes ſchönen Gemäldes geht übrigens bis in die geringſten Details. Die Blumen und Kräuter, die Cypreſſen in der Mitte und die Wipfel der Palme in der einen Ecke des Bildes zeugen von der Sorgſamkeit des Künſtlers, auch in dieſen hors d'oeuvres nichts was täuſchen konnte zu vernachläſſigen.

Botaniſcher Garten zu Oxford.

Der Garten enthält fünf acres. Henry d'Anvers Earl of Darby kaufte den Grund von dem Magdalen College und ſchenkte ihn der Univerſität. Des Thor, am Eingange, von Inigo Jones gebauet, iſt mit den Statuen Karl's des Erſten, Karl's des Zweiten und des Grafen von Darby geziert. Dillenius, der von Gießen berufen wurde, Scheuchzer, der erſte, der vor Leers Gräſer kannte, Sherard, der ſich lange in Smyrna aufhielt, waren Aufſeher dieſes Gartens. Dr. Sherard, aus deſſen Stiftung der Prof. Botanices ein Gehalt bekommt, führte ein eignes Gebäude im Garten auf; der geräumige Saal darin dient

zur Bücherſammlung, zu den Herbarien und zu den öffentlichen Demonſtrationen. Die Bücherſammlung iſt wahrſcheinlich die vollſtändigſte in Europa. Am reichſten iſt ſie an ältern Schriften, die Sherard aufs mühſamſte bis zum Jahre 1726 ſammelte. An neuern Schriftſtellern wird ſie bis jetzt noch von der Banks'ſchen Bibliothek übertroffen; doch hat Profeſſor Sibthorpe (of Lincoln College) auch dieſem Mangel abzuhelfen geſucht. Rudbeck's campi Elisii ſind vollſtändig hier; ſie exiſtiren außerdem nur in Upſal und bei Sir Joſeph Banks, alle andere Exemplare ſind verbrannt. Die Orchis, Serapias und Irisarten ſind in Holzſchnitten vortrefflich darin abgebildet.

Eine Sammlung ausgemalter Zeichnungen von japaniſchen Pflanzen iſt überaus ſauber und ohne Vergleich deutlicher als die oft citirte Sudelei von Menzel, die man Flora Japanica nennt. Ein Japaneſe, der nach Oxford kam, hat mehrere dieſer Pflanzen benannt.

Etliche Volumina indiſcher Pflanzenzeichnungen, die Boerhave kaufte und die noch ungeſtochen ſind.

Herbaria. Das von Dillenius, aus dem viele Pflanzen durch Raub in die Heiniſche Sammlung kamen. Originalzeichnungen von Dillenius zum hortus Eltamensis, zur historia muscorum, ebenfalls noch ungeſtochen. Sammlung von Kryptogamiſten, aufgeklebt, eben ſo wie ſie in der historia muscorum geſtochen ſind. — Herbarium von Sherard, nebſt dem Banks'ſchen und Linneiſchen wohl das erſte in der Welt. Als Dr. Sherard Konſul zur Smyrna war, ſchickte er junge Leute durch den ganzen Orient, um Pflanzen zu ſammmeln; auch vergrößerte er ſeine Sammlung anſehnlich durch Ankauf aller Dubletten aus dem Tournefort'ſchen Herbarium und durch Geſchenke. Sir Joſeph Banks erſtaunte, als er von der Südſee zurückkam, hier Pflanzen aus Neuholland zu finden. Sie waren von Dampier hierher geſchenkt. Dr. Sibthorpe iſt damit beſchäftigt, das große Sherardiſche Herbarium nach dem Linneiſchen Syſtem zu ordnen. Es enthält auch viele Pflanzen von Vaillant, Bocconi und Micheli Fiorentino. — Herbaria von Moriſon und Scheuchzer.

Der botaniſche Garten enthält einzelne Seltenheiten; im Ganzen aber weder eine ſolche Varietät von Pflanzen als der Göttinger oder Salzwedelſche, noch ſo alte und prächtige Exemplare als der Berliner oder Amſterdamer. Eine große Zierde dieſes Gartens iſt die vollſtändige Sammlung inländiſcher engliſcher

Gewächſe, welche auf einem eigenen Quartiere kultivirt werden. Mehr Grasarten ſind wohl kam in Erlangen zu finden, als hier. Zwei Gewächshäuſer, größer als die Göttinger, aber ohne Vergleich kleiner als die Berliner. Eine neue Grasart, deren Blätter wie Citronen riechen, vermuthlich eine Agrostis, hat nie geblüht. Aus dem Archipelagus hat Sibthorpe viele neue Species gebracht, Hesperis, Thymus, Verbascum, Campanula, neue Gräſer — alle wohlriechend. Nachdem er den größten Theil von Spanien, Frankreich, Deutſchland und der Schweiz durchreiſt war, ging er mit Bauer (deſſen Bruder mit dem jungen Jacquin nach London zu Banks kam) von Wien nach Neapel; von Neapel im Sommer auf einem engliſchen Schiffe nach dem Archipelagus. Dort ſchifften ſie mit einem kleinen Boote, das von fünf Mann gerudert wurde, von einer Inſel zur andern. Sie beſuchten den Peloponnes, einen kleinen Theil von Macedonien (wegen der Unſicherheit), Negropont, Rhodus, Cephalonia, das dürre Cypern u. ſ. w. und Candia, die pflanzenreichſte Gegend im Joniſchen Meere. Den Winter brachten ſie in Pera zu, wo ihnen Hawkins nachkam: und den zweiten Sommer gingen ſie mit Hawkins und einem engliſchen Capitain auf einem venetianiſchen Schiffe wieder nach den griechiſchen Inſeln in Kleinaſien. Im Herbſt kehrten ſie über Italien zurück. Morina Persica bedeckt den ganzen Parnaß. Der Helleborus der Alten iſt eine neue Species, ein Mittelding zwiſchen Helleborus niger und viridis; doch dem letzteren näher. Arbutus Andraclne iſt es, deſſen Dioscorides erwähnt, nicht Arbutus Unedo, wie die Kommentatoren glauben. Es iſt der gemeinſte, aber wegen ſeiner glatten, vielfarbigen Rinde, auch der ſchönſte Baum auf den griechiſchen Inſeln. Weder Dianthus caryophyllus, noch Rosa centifolia, fand Sibthorpe irgendwo wild, wohl aber den ſeltenen und über alle Beſchreibung prächtigen Dianthus fruticosus und Dianthus arboreus. Bei Paros, an einem Tempel, fand Sibthorpe noch denſelben Laurus nobilis, den Pauſanias beſchreibt. Ueberhaupt wird Sibthorpe an fünfhundert neue Species aus dem griechiſchen Meere herausgeben. Zeichnungen brachte er gegen tauſend mit.

Lizari iſt korrumpirt von Rizari, ſchlechtweg die Wurzel, wegen der Wichtigkeit der Pflanze. Dieſe wahre Rubia tinctorum fand Sibthorpe noch eben da in der Gegend von Athen, wo Dioscorides ihre Kultur beſchreibt. Ein Grieche verſicherte

Sibthorpe'n im Archipelagus; daß der obere Theil der Euphorbia Apios Erbrechen, der untere Durchfall verurſache. Das große Specimen von Myrtus Pimenta im oxfordiſchen Garten hat folia decussata opposita. Die Türken eſſen die Frucht vom Prunus Laurocerasus. Sibthorpe ſelbſt konnte nicht ausfindig machen, welche Gattung von Papaver das Opium gibt. Es ſcheint ihm Papaver orientale zu ſein. Er zeigte Ladanum vor, das er ſelbſt vom Cistus creticus geſammelt; auch ächtes Balsamum Meccae, das dem engliſchen Geſandten aus dem Serail geſchenkt war. Sibthorpe glaubt, es komme von Amyris Opobalsamum: eine Fabel, die ja ſchon Gleditſch widerlegt hat.

Der botaniſche Curſus in Oxford dauert nur ſechs Wochen.

---

14. Dover.

Den 28. Jun. Abends 9 Uhr.

Dieſen Spaziergang am Strande gäb' ich nicht um vieles! Es war etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang; der Himmel blau und heiter und wolkenleer über uns. Das Meer rauſchte auf den Kieſeln des abſchüſſigen Strandes faſt ohne Wellen; denn ein ſanfter Morgenwind hauchte nur längs ſeiner Oberfläche hin, und die Ebbe milderte die Gewalt der majeſtätiſch anprellenden großen Kreiſe, die der Krümmung des Ufers parallel in ſchäumenden Linien verrauſchten. — Hinter uns hing Shakſpeare's Felſen hoch und ſchauervoll in der Luft: eine thurmähnliche, ſenkrecht abgeſtürzte Maſſe, fünfhundert Fuß über der Meeresfläche erhaben, weiß und nur mit etwas daran hangendem Grün verziert. Links auf einer ähnlichen doch etwas mindern Höhe, über dem Kieſelſtrande, ſtraubten ſich im magiſchen Lichte der Dämmerung die maleriſchen Thürme des Schloſſes von Dover, gleichſam vor dem Sturz, an deſſen Rande ſie ſtanden. Und jenſeits des blauen Meeres, das links und rechts im unabſehlichen Horizont ſich verlor, lag Frankreichs weiße und blaue Küſte in manchen hervorſpringenden Hügeln vor uns hingeſtreckt. Sowie wir dieſes Schauſpiel betrachteten und von einem Gegenſtande zum andern unſere Blicke wandern ließen, wachten neue Empfindungen in uns auf. — Plötzlich, indem ich die felſenähnlichen Spitzen des Schloſſes betrachtete, that mein Reiſegefährte einen Schrei des Erſtaunens und Entzückens. Ich wandte

mich um und ſah über dem Ufer von Calais ein aufloderndes Feuer. Es war der Vollmond, welcher göttlich aus dem Meere ſtieg und allmälig ſich über die Region der düſtern Dünſte erhob. Welch' ein Anblick von unbeſchreiblicher Einfalt und Pracht! Bald höher und höher emporſchwebend, ſchickte er von Frankreichs Ufer bis nach Albion herüber einen hellen Lichtſtreif, der wie ein gewäſſertes Band zwiſchen beiden Ländern eine täuſchende Vereinigung zu knüpfen ſchien. Im Dunkel, das längs der Felſenwand unter dem Schloſſe herrſchte, flimmerte ein Licht romantiſch hervor; über Shakſpeare's Cliff hing ein ſchöner Stern im weißeſten Glanze nieder. O Natur! die Größe, womit du die Seele erfüllſt, iſt heilig und erhaben über allen Ausdruck. Shakſpeare's Cliff nannten uns die Knaben, wie ſie am Strande ſpielten, bei dieſem geliebten Namen.

IV.

Rückreiſe von England.

1. Fahrt von Dover nach Calais.

Am 29. Jun.

Zur Rechten von Dover am Ufer iſt Shakſpear's Felſen, zur Linken Dover Cliff, ſehr abgeſtürzt. Auf der Fläche in der Mitte des Buſens iſt die Stadt gebauet und hinter der Stadt ſieht man wieder einen hohen Kreidefelſen, der nackt und faſt ohne alle Vegetation iſt. Am Ufer liegen unzählige abgerundete Feuerſteine.

In dem Kanale gibt es unzählige Delphine. Phocaena, ſechs bis ſieben Fuß lang, die ſich wälzen u. ſ. w. Sie ſollen Sturm prophezeihen, weil ſie nur bei ſtiller See zum Vorſchein kommen. Die Franzoſen eſſen ſie und machen auch Oel daraus.

Am Ufer findet man keine Conchylien, keine Zoophyten, auch bei Calais nicht, da ſie doch bei Dünkirchen ſo häufig ſind. Die Fluth treibt ſie wohl durch den Kanal und wirft ſie an die vorſtehende belgiſche Küſte.

Während der Ueberfahrt bei Sonnenſchein bemerkten wir ſonderbare, leuchtende Punkte im Waſſer, die eigenthümliches Licht zu haben ſchienen.

Die Ufer von Calais ſind niedrig und haben nicht, wie die entgegengeſetzten, vorſtehende Kreidefelſen, daher kann man von Dover aus wohl die hohen Felſen bei Boulogne, aber nicht die Küſte von Calais ſehen. Auf dieſer Küſte liegen auch keine Feuerſteine.

---

2. Auf der Reiſe nach Paris.

Den 30. Jun. ſetzten wir in einer plumpen, ſchweren, achtſitzigen, franzöſiſchen Kutſche die Reiſe durch die Picardie fort. Die Kreideberge zu beiden Seiten des Kanals ähneln ſich vollkommen. Welche Kataſtrophe zerriß ſie? Abſtürze auf beiden Seiten zeigen ſich hier und da; doch mehr in einem fort an der engliſchen Küſte.

Wir ſahen den Ort, wo der unglückliche Pilatre du Roſier mit ſeinem Gefährten Romain hinunterſtürzte. Seine Geliebte erwartete ihn in Dover, ward wahnſinnig und ſtarb. Schon ſchwebte er weit über dem Kanal als plötzlich der Wind ſich in der obern Region änderte und ihn wieder über das Land führte. Auf einmal ſah man den Ballon Feuer fangen und ſtürzen.

In Boulogne sur mer, einer ziemlich großen Stadt, an einem kleinen, unbequemen Fiſcherhafen, frühſtückten wir. Die unendliche Munterkeit der franzöſiſchen Soldaten, in einer Schenke uns gegenüber, ergötzte uns ſehr. Sie ſangen ohne Aufhören. Der Franzos, der bei uns war, ließ von Zeit zu Zeit aus dem Wagen oder aus dem Fenſter des Gaſthofes ein lautes: Vive la Nation! erſchallen, welches mit allgemeinem Jauchzen erwidert ward.

Die Kutſche fährt langſam, höchſtens anderthalb Lieues in einer Stunde. — Der Weg ging durch eine ſchöne, reich bebauete, offne Gegend. Die Landſchaft hat einen andern Charakter als die engliſche, weil die Felder nicht mit lebendigen Hecken umzäunt ſind.

Zwiſchen Abbeville und Amiens iſt ein großer Torfmoor. Den Jahrmarkt, der eben in Amiens war, fanden wir ſehr ärm-

lich, und hörten große Klage über den Stillſtand der Plüchefabriken und anderer Wollmanufakturen, wegen des Kommerztraktates. Die Stadt iſt anſehnlich und hat ſchöne Promenaden.

Es gibt in der Picardie viele engliſche Schafe. Die beſte Wolle findet man bei Calais; doch iſt ſie ſchlechter als die engliſche. Liegt die Urſache hiervon im Klima? ſchwerlich. Oder in der Behandlung? der Fütterung? Die Weiden ſind hier freilich gewiß ſchlechter als am Avon.

---

3. Rückreiſe von Paris.

Von Paris reiſten wir den 6. Julius über Livry und Cloye nach Meaux, welches eine alte, ſehr ſchöne Kathedralkirche hat. Die Straße ging durch eine reiche Gegend, mit ſchönem Anbau und einer herrlichen Allee von Bäumen längs dem Wege. — La Ferté ſous Jouarre iſt hübſch gelegen. — Hier gibt es viele Berge, Sandſtein; wenig Anbau. Die Marne und ihre Ufer ſind ſehr ſchön. Bei La Ferté iſt eine Manufaktur von Mühlſteinen. — Chateau Thierri hat eine herrliche Lage. — Ein großes Thal der Marne, in welchem die Stadt und die Maſſe von Thürmen aus dichtem Gebüſche hervorragen. Das Schloß ſteht in der Mitte auf einem Hügel. Die beſonders ſchönen Ulmen machen die Ausſicht vorzüglich pittoresk und reich. — Der Fleiß und die Arbeitſamkeit des Landvolkes in dieſer Gegend geben gute Hoffnungen für die Zukunft, wenn es Früchte ſeiner Arbeit ernten wird und ſie nicht mehr von Andern verſchlungen ſein werden.

Den 7. Jul. Wir fuhren um drei Uhr ab. Die geſtrige Diligence von Metz war voll Deputirter, die nach Paris zogen; auch begegneten uns viele Extrapoſten mit dieſen Herren. Ein reizendes Thal von weitem Umfange öffnete ſich vor uns, mit Kalkhügeln umgeben, worauf der Weinbau ſehr ſtark getrieben wird. Die Hügel ſind ſchön gelegen und haben einen vortheilhaften Abhang; ihr kreidenartiger Boden ſcheint ebenfalls dem Weinbau zuträglich zu ſein. Im Thale, welches eine große, breite und mehrere Meilen lang zwiſchen den Hügeln ſich hinziehende Ebene bildet, ſchlängelte ſich die Marne zwiſchen Sandufern wie ein Band von Silberſtoff, indem die Morgenſonne ſie beſchien. Die Aecker, Wieſen und Triften dieſes Thals ſind

von großem Reichthum und unbeſchreiblicher Schönheit; über die Rebenhügel ragt ein höherer, wieder mit Korn bebaueter Rücken hervor, der oben mit Waldung und zuweilen mit Städten und Dörfern gekrönt iſt. Dieſes Thal reicht bis Epernay, welches ſehr maleriſch am Fuße der öſtlichen Hügel liegt, wo ſie ſich auf einer unabſehlichen Ebene verlieren. Wir erreichten dieſen Ort um zehn Uhr und ſetzten uns ſchon um halb elf zu Tiſche, nachdem wir etwa zwölf Lieues zurückgelegt hatten. Nach Chalons flogen wir auf einer acht Lieues langen Ebene von herrlichem Getreidebau, und um vier Uhr kamen wir dort an, um unſer Nachtlager zu halten. Chalons hat alte, ſchöne Kirchen; ein prächtiges Hôtel de ville; eine ſchöne, feſte, einfache Brücke über die Marne; ſchöne, regelmäßig angepflanzte Promenaden; viele gute Gebäude. Aber die Straßen ſind todt und die Einwohner fehlen. Ueberhaupt gibt es in Frankreich mehr große Städte als in England. Aber der Schmutz in den Wirthshäuſern, die ſchlechte Bedienung, das grobe Tiſchzeug machen das Reiſen hier ungleich beſchwerlicher. Das Volk in dieſer Gegend iſt im Ganzen phlegmatiſcher als in der Picardie. Man findet im Allgemeinen unter den Franzoſen vielleicht weniger Naturgaben, Phantaſie ausgenommen — als unter den Engländern, aber mehr Kultur durch geſellſchaftlichen Umgang: daher mehr Leichtigkeit und Artigkeit und zugleich mehr Gleichgültigkeit gegen Reinlichkeit, Bequemlichkeit u. ſ. w., weniger Luxus.

Den 8. Jul. Die Ebene geht gegen ſechs bis acht Lieues fort; ſie iſt überall bebauet und man ſieht faſt nirgends einen Baum. Ein fünf Viertel-Lieues langes Dorf liegt längs dem Wege in einiger Entfernung rechts an einem Bach, überall mit Pappeln und Weiden umgeben, die denn hier zur Feuerung dienen. Das Erdreich iſt hier ſehr arm, kaum drei bis vier Zoll tief, ſo iſt man auf der Kreide. Daher wird ſchnell gepflügt und viel beſtreift; es ſcheint viel brach zu liegen.

Man brennt in der hieſigen Gegend Steinkohlen, die unweit Sainte Ménéhould und bei Troies gegraben werden. Bei Sainte Ménéhould (zehn Lieues von Chalons) fängt es wieder an hügelig zu werden. Ein Wald von Obſtbäumen erſtreckt ſich faſt ein paar Lieues zwiſchen Sainte Ménéhould und Clermont; dieſer letztere Ort verkauft in guten Jahren für zwölftauſend Livres Kirſchen. — Auf den Bergen von Clermont findet man ſchöne Waldungen, wovon die vielen Glashütten um Cler-

mont guten Gebrauch machen. Das Erdreich iſt grauer Kalkmergel.

Von Clermont, wo wir zu Mittag aßen, bis Verdun, fährt man fünf Lieues und über ein Mergelgebirge, welches aus langgeſtreckten, wogigen Rücken beſteht und wovon das Geſtein näher nach Verdun zu immer grauer wird und in Thonmergel überzugehen ſcheint. Hier liegt ſehr viel Land brach, weil das Erdreich nicht ergiebig iſt. Man ſieht indeß doch ſchöne, reiche Saaten, welche oft ganze Ebenen oder Rücken meilenweit ohne etwas, das den Anblick unterbricht, bedecken. Bei Verdun liegen einige ſehr ſchöne Rebenhügel, worauf guter Wein wächſt. Verdun iſt kleiner als Chalons, aber ungleich ſchöner gelegen und beſſer gebauet. Die Feſtungswerke werden nicht mehr unterhalten. Die Stadt liegt auf Hügeln, die Citadelle ſehr hoch. Die Maas fließt langſam mitten durch die Stadt. Die Wälle, die mit Linden und Hagebuchen herrlich bepflanzt ſind, machen den ſchönſten Spaziergang; die Citadelle mit ihren hohen Wällen und Gräben und ſchönen Gebäuden, der Fluß, die Stadt unter den Füßen — geben ein ſchönes Gemälde. In Verdun macht man berühmte Dragéen von allerlei Art, Der biſchöfliche Palaſt, das Hôtel de Ville und einige Kirchen ſind in der That nicht übel.

Den 9. Julius. Bis Mauheule kamen wir über ebenes, wogiges, ſchön bebautes Land. Die hohe Ebene iſt ſchön gelegen. Hier gibt es keinen Weinbau, aber köſtliche Wieſen und Aecker.

Von Mauheule bis zu dem Dorfe, wo wir zu Mittag aßen, hatten wir meiſtens dieſelbe Gegend. Schönen Effekt machen in Lothringen die flachwinkeligen Dächer. Ueberhaupt ſind die Dörfer hübſch und es ſcheint Wohlſtand unter den Leuten zu ſein. In Mauheule wollte man für ein Butterbrod nichts von uns nehmen.

Wir langten um halb drei Uhr in Metz an. Ungefähr anderthalb Lieues vorher kommt man durch eine tiefe Schlucht, welche zum Theil durch einen zwanzig bis dreißig Schuh hohen Steindamm ausgefüllt iſt, über einen Bergrücken, an deſſen jenſeitigem, jähem Abſturze ſich das weite ſchöne Moſelthal öffnet. Hier zeigten ſich viele ſchöne Dörfer in Gärten gelegen, Nußbäume, köſtliche Rebengebirge ringsum: eine herrliche Aus-

ſicht auf die Moſel und Metz. In der Schlucht ein feſter ſplittriger, hornartiger Sandfels, darüber gelber Sandſtein, mit Auſterſchaalen, die noch ihr Email hatten. Metz iſt eine ſchöne, große und gut gebauete Stadt. Das Gouvernement iſt prachtvoll, der biſchöfliche Palaſt unvollendet. Um die alte Kathedralkirche gehen viele Alleen, Gräben und Wälle. Die Feſtung wird für die beſte in Frankreich gehalten.

Anhang.

I.

Geſchichte der Kunſt in England.

Vom Jahre 1789.

Mit ganzen Nationen verhält es ſich oft wie mit einzelnen Menſchen; will man ſie mit Billigkeit richten, ſo muß man ihre Handlungen gegen ihre Kräfte abwägen, und nicht von verſchiedenen Kraftmaſſen gleiche Reſultate verlangen. Eine ruhige, parteiloſe Unterſuchung würde uns auch bald belehren, daß dieſe Kräfte ſelbſt von Organiſation, vom Klima und anderen Lokalumſtänden zwar immer nicht unabhängig, durch Verfaſſungen gleichwohl am weſentlichſten afficirt und entweder zur Wirkſamkeit hervorgerufen, oder zur Unthätigkeit gebunden werden können. Wollte man demnach Vergleichungen wagen, ſo würde unſeres Bedünkens, unter übrigens gleichen Umſtänden, der Maßſtab der Vollkommenheit kein anderer ſein, als der Grad der Annäherung zu jenem Ziele der Menſchheit, welches wir in der Perfektibilität unſerer Anlagen ſo deutlich erkennen. Irrthum und Wahrheit ſind für uns faſt ſo unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Daſeins; allein von menſchlichen Dingen menſchlich zu reden, bliebe doch das Land, das Volk, die Verfaſſung, unſerer höchſten Achtung werth, wo das wenigſte Vorurtheil herrſcht, wo der meiſte Gemeinſinn, der thätigſte Verſtand, der blühendſte Wohlſtand ſich gleichför=

mig ausgebreitet haben und nicht etwa nur eine privilegirte Klaſſe von Menſchen auf Koſten des großen Haufens beglücken.

Hätte mancher ſchwarzgallige Kritiker, der überall nur Mängel in England zu erblicken weiß, auf dieſe allgemeine Spannung und Entwickelung aller Geiſteskräfte, dieſen ſchnellen Umlauf der Begriffe, dieſen ſittlichen Reichthum durch alle Stände Rückſicht genommen; wahrlich, er hätte betroffen ſchweigen oder bewundern müſſen, was er jetzt mit ariſtarchiſchem Tadel herabzuwürdigen ſucht. Der ungeheure Zulauf, den man in London überall, wo etwas Beſonderes zu ſehen iſt, bemerkt; dieſes raſtloſe Ringen nach neuen Vorſtellungen aller Art, mag ich weder zur Wißbegierde erhöhen, noch zur langweiligen Neugier erniedrigen. Wie unbillig wäre es aber, nach dem Glück, welches die unzähligen Schauſtellungen dort machen, Schauſtellungen, die man ſieht, um ſie geſehen zu haben, und wo nur der große und kleine Pöbel ſeine Bewunderung zollt, ein allgemeines Urtheil über den Kunſtſinn der Engländer zu fällen? Ausſprüche von dieſer und ähnlicher Konſequenz hat man ſich indeſſen erlaubt. — Doch ein jeder habe ſeine Weiſe; wir wollen zufrieden ſein, wenn man uns die unſrige läßt.

Die Fortſchritte der Kunſt im modernen Europa und insbeſondere ihr letztes Aufblühen in England, laſſen ſich nicht nach dem Maßſtab ächtgriechiſcher Kunſt beurtheilen. Dies glauben wir, nach dem bereits Geſagten, im Voraus als ausgemacht annehmen zu dürfen. Was in Griechenland geſchah, konnte nur einmal geſchehen; dieſelben Verhältniſſe kommen in dem ganzen Leben der Menſchengattung nicht wieder. Unſere neuere Kunſt iſt eine Pflegetochter des Luxus und das Conventionelle iſt ihr höchſtes Geſetz; weil unſere Künſtler, anſtatt den Geſchmack des Publikums zu bilden, von dem Strom der heutigen Sitten, der erkünſtelten Bedürfniſſe, der weichlichen Bequemlichkeit, an Ketten unauflöslicher Verhältniſſe fortgeriſſen werden, und ſich nach den Launen reicher Käufer richten müſſen.

Die bürgerlichen Kriege verhinderten in England, wie ehedem im alten Rom, das Emporkommen der bildenden Künſte. Die Epoche des höchſten Wohlſtands, des überſchwenglichen Reichthums, den der Beſitz beider Indien, die Schifffahrt und der Handel nach allen Weltgegenden in England zuſammenhäuften, ſah endlich die erſte Morgenröthe des Künſtlergenies hervorſchimmern. Allein ſo oft die Lüſternheit nach großen Reichthümern

ſich früher als der Sinn für das Schöne entwickelt, ſo oft leidet der Nationalgeſchmack unter dieſen Verhältniſſen. Die Römer, deren Kunſtepoche ſich erſt mit dem Verluſt ihrer Freiheit anfängt, befanden ſich in dieſem Falle; und wenn ſie unter ihren Cäſarn manches große, manches edle Kunſtwerk vollbrachten, ſo dürfen wir auch nicht vergeſſen, welche göttliche Muſter ſie vor Augen hatten und wie geläufig ihnen die erhabenen Vorſtellungen der Griechen geworden ſein mußten, nachdem die Schätze der Kunſt aus Sicilien, Griechenland und Kleinaſien in Rom zuſammengefloſſen waren. Bedenkt man aber, wie ſehr das Klima von Italien und die Natur überhaupt den Künſtler dort begünſtigen, ſo wird man bald gewahr, wie es größtentheils an jenen politiſchen Verhältniſſen lag, daß Rom in Abſicht der Kunſt kein zweites Athen werden konnte.

Ein anderes Klima, eine andere Natur, und weit verſchiedene Sitten, äußerten im Norden ihren Einfluß auf die Erzeugniſſe des geſchäftigen Triebes, der ſo gern die Bilder von empfangenen Eindrücken wieder ſinnlich zu machen ſucht. Von dem Iliſſus und ſelbſt von der Tiber bis an die Themſe war der Abſtand zu groß. Im ſchönen Ideal des Griechen hätte der Britte, wenn ihn nicht etwa der Anblick einer andern Natur im ſüdlichen Europa für daſſelbe vorbereitete und humaniſirte, die Wahrheit der Natur vermißt, oder verkannt. Die Freiheit hat überdies ihren beſondern Eigenſinn; ihr Land mit ſeinen Produkten, ihre Sitten, ihre Moden ſogar, ſind ihr heilig; und Trotz ſei dem geboten, der Vollkommenheit, es ſei in welcher Hinſicht es wolle, außer den Grenzen der glücklichen Inſel ſucht! Wie ſchwer mußte es da nicht halten, dieſes Volk für eine ihm fremde Größe der Kunſt empfänglich zu machen.

Von den Niederlanden und aus Deutſchland wanderte die Kunſt zuerſt nach England hinüber. Die Talente eines Holbein, Rubens, van Dyk und Kneller fanden bei einzelnen gebildeten Menſchen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunders großen Beifall und wurden zum Theil reichlicher als in ihrem Vaterlande belohnt. Allein dieſe Verpflanzung fremder Künſtler blieb von eingeſchränkter Wirkung, bis die Engländer häufiger das Ausland und zwar hauptſächlich Italien beſuchten, und dorther theils den Geſchmack an beſſeren Kunſtwerken, theils koſtbare Sammlungen zurückbrachten.

Das Glück der fremden Künſtler und die ihnen erwieſene

Achtung, die Vervielfältigung guter Muſter, die Läuterung des Geſchmacks und mit demſelben das ſteigende Bedürfniß vorzügliche Kunſtwerke ſelbſt zu beſitzen: dies alles zuſammengenommen mußte endlich eine brittiſche Künſtlerſchule ins Daſein rufen

Im Jahre 1754 entſtand ſchon eine Privatgeſellſchaft, welche die Aufmunterung der bildenden und mechaniſchen Künſte, der Manufakturen, des Handels und des Landbaues zum Augenmerk hatte. So heterogen dieſe Gegenſtände ſcheinen, ſo gehören ſie doch alle in den großen Plan der allgemeinen Staatswirthſchaft, und das Merkwürdige des Unternehmens beſteht nur darin, daß einzelne Patrioten hier dasjenige thaten, was man anderwärts der Regierung zu überlaſſen pflegt. Die edle Abſicht, der Induſtrie neue Bahnen zu eröffnen, iſt ſchon an ſich der Bemühung freier Menſchen werth und wird nur noch wichtiger in einem kleinen, volkreichen Staate, deſſen Seele dieſe Induſtrie geworden iſt. Goldene und ſilberne Denkmünzen und Palletten wurden von dieſer Geſellſchaft unter junge Zeichner, Boſſirer, Kupferſtecher und andere Künſtler, die ſich rühmlich ausgezeichnet hatten, ausgetheilt, und dergleichen Preisvertheilungen werden noch jährlich fortgeſetzt. Die brittiſchen Künſtler ſelbſt traten zu einem ähnlichen Endzweck zuſammen; ſie bemühten ſich ihre Schüler zum Wettkampf anzufeuern und fingen an, nach dem Muſter des Auslandes, in jährlichen Schauſtellungen ihre eigenen Fortſchritte dem Publikum bekannt zu machen.

Endlich fand die Kunſt in Georg dem Dritten einen eifrigen und freigebigen Beſchützer. Er hatte gefühlt, wie weit die einheimiſchen Künſtler noch hinter denen auf dem feſten Lande zurückgeblieben waren und ſah die Nothwendigkeit des Beiſpiels ein, um das Nationalgenie zur Nacheiferung zu entflammen. In dieſer wohlthatigen Abſicht ſtiftete er vor etwa zwanzig Jahren die königliche Akademie der Künſte und beſetzte die meiſten Stellen darin mit geſchickten Ausländern. Die Italiener: Cipriani, Carlini, Zuccarelli, Zucchi, Bartolozzi, die Deutſchen: Zoffani, Moſer und ſeine Tochter, Meyer, Angelika Kauffmann; der Schwede Nollekens, gehörten alle zur erſten Stiftung. Im Sommerſet-Palaſt, der ſeit Kurzem erſt wieder aus ſeinen Ruinen nach einem modernen Plan hervorgeſtiegen iſt, ward ein großer Flügel den Hörſälen der Akademie und einer reichen Sammlung von den beſten Abgüſſen antiker Bildſäulen und Bruſtbil-

der eingeräumt. Die Würde eines Akademikers ward eine ehrenvolle Auszeichnung, und der Ritterſchlag, womit die Könige aus dem Hauſe Stuart das Verdienſt eines Rubens und van Dyk, eines Lely und Kneller geadelt hatten, mußte auch dem Präſidenten der Akademie, Sir Joſua Reynolds, ſeinen Glanz verleihen.

In der Künſtlerſchule, welche unter Aufſicht der Akademie hervorzukeimen begann, wurden beſoldete Lehrer angeſtellt, und der berühmte Doctor Hunter lehrte daſelbſt die Zergliederungskunſt, dieſe erſte, unentbehrlichſte Grundlage der artiſtiſchen Vorkenntniſſe. Die Akademie hatte inzwiſchen an der größeren Geſellſchaft der brittiſchen Künſtler (Society of Artists) eine thätige und zum Theil aufgereizte Nebenbuhlerin, und England verdankt den Ruhm, den ſeine Künſtler ſich erworben haben, großentheils der Eiferſucht, womit dieſe beiden Parteien ihre Kräfte anſtrengten, um es einander zuvorzuthun. Ihre jährlichen Schauſtellungen ſtritten lange um den Vorzug, und das Publikum, welches nicht frei von allem Vorurtheil gegen die Ausländer war, und zugleich mit der Vorſtellungsart der einheimiſchen Künſtler ſympatiſirte, ſträubte ſich lange, der Akademie die Palme zuzuerkennen. Indeſſen gewannen die akademiſchen Schauſtellungen mit jedem Jahre ſichtbarlich an vorzüglicher Behandlung und an der Zahl der Stücke; es traten einige der ſtärkſten Gegner über; die Schale ſank und in dem Augenblick war die alte Künſtlergeſellſchaft geſprengt. In der That iſt die öffentliche Schauſtellung ein vortreffliches Mittel die Fähigkeit der Künſtler zu prüfen. Hier, wo das Schlechte und Mittelmäßige neben dem Meiſterhaften ſogleich in ſein Nichts zurückſinkt, hier den Sieg davon getragen und die Forderungen des ſchwer zu befriedigenden Kenners erfüllt zu haben, iſt ein Lob, um welches der Künſtler es der Mühe werth achtet, ſeine Phantaſie und alle ſeine Kräfte aufzubieten. Oft verſucht auch der bloße Dilettant den Künſtlern von Profeſſion nachzueifern, und man hat in allen Schauſtellungen ſogar Frauenzimmer geſehen, die den Pinſel zu führen wußten; ja, noch neuerlich gaben Miß Boyle und Mrs. Damer auch das Beiſpiel einer ſeltnen Geſchicklichkeit in der Führung des Hammers und des Meißels. Seitdem die Akademie das Feld allein behalten hat und von den Ausländern viele weggeſtorben, oder abgegangen und durch Einheimiſche erſetzt worden ſind, will man es an ihren Exhibitionen bemerkt haben,

daß der Eifer nachzulaſſen ſcheint, und durch eine neue Rivalität wieder geweckt zu werden verdiente.

Indeſſen dieſer Vorwurf ſei gegründet oder nicht, ſo viel iſt wenigſtens gewiß: die Entſtehung einer eigenthümlichen, durch den beſondern Charakter ihrer Werke ausgezeichneten, brittiſchen Künſtlerſchule, verdankt man lediglich der Stiftung der königlichen Kunſtakademie. Der Stolz, und wenn das Wort nicht zu hart klingt, die Mißgunſt der Künſtler auf dem feſten Lande, ſcheint den Engländern ungern dieſen Namen einer Schule zuzugeſtehen; allein die Dauer hat ihn bereits beſtätigt und der überhandnehmende Geſchmack an engliſchen Kunſtwerken druckt ihm ſogar ein ehrenvolles Siegel auf, welches dadurch noch bedeutender wird, daß in unſern Zeiten kein anderes Volk durch die Zahl ſeiner Künſtler, den Werth und die Mannigfaltigkeit ihrer Werke, auf den Beſitz einer Künſtlerſchule Anſpruch macht.

Der Charakter der brittiſchen Schule ward theils durch die Stimmung der Nation, theils durch ihre ausländiſchen Lehrer beſtimmt. Zwiſchen dem Kunſtgefühl des einzelnen Menſchen, und dem Geſchmack eines ganzen Volkes, findet man aber nicht leicht die Grenzen des gegenſeitigen Eigenthums. Der feinere Sinn, welcher das Erbtheil weniger Glücklichen iſt, deren Anlage und Ausbildung zweckmäßig zuſammenſtimmten, läßt ſich vom großen Haufen nicht erwarten; und ſelbſt in Athen war nicht ein jeder Bürger ein Kunſtkenner, viel weniger ein Künſtler. Aber wahr iſt es deſſenungeachtet, daß Ein Volk vor dem andern empfänglicher iſt, mehr Einfalt, Wärme und Adel der Empfindung hat und, was vielleicht nicht minder wichtig ſein kann, durch Verhältniſſe richtiger geleitet wird. Im Norden von Europa iſt der bedeckte menſchliche Körper in ſeinen Verhältniſſen theils weniger bekannt, theils wirklich minder ſchön. Der Britte, deſſen Nahrung hauptſächlich in Fleiſch und ſtarkem Biere beſteht, wird fleiſchig, ſaftreich, mit Fett durchwachſen, und bietet folglich keine ſo beſtimmt gezeichnete, keine ſo ſtraffe Muskeln dar, als der Körper des äußerſt mäßigen, nackten, hagern Süd-Europäers, bei dem die feſten Theile mit den flüßigen mehr im Gleichgewichte ſtehen. Eine unmittelbare Folge dieſer Verſchiedenheit der Sitten und der Organiſation iſt die den brittiſchen Künſtlern ſo oft und mit ſo großem Rechte vorgeworfene Inkorrektheit der Zeichnung: ein Fehler, dem das fleißigſte Studium ihrer übrigens wohlgebauten akademiſchen Fi-

guren nicht abhelfen kann. Die Antike zwar, könnte dieſen Mangel erſetzen; allein der junge Künſtler wird zu wenig für den Fleiß belohnt, den er etwa darauf wenden möchte, indem ſein Richter nicht ſowohl Styl, als nur Effekt von ihm verlangt. Der brittiſche Kenner ſelbſt beurtheilt die Kunſt nur nach einer ihm geläufigen Natur; und da ihm das Nackte fremd iſt, ſo läßt er ſich eine konventionelle Charakteriſtik anſtatt deſſelben gefallen, oder fordert ſie wohl gar, weil er die angenommenen Zeichen beſſer verſteht, als die Wahrheit des Lebens, die ihm, gegen die Auswüchſe der Manier gehalten, nicht Ausdruck genug zu haben ſcheint.

Kein Wunder alſo, wenn unter den bildenden Künſten in England die Bildhauerei auf der niedrigſten Stufe der Vervollkommnung ſteht. Auf Einheit des Gegenſtandes und deſſen Einfalt eingeſchränkt, bleibt die höchſte Harmonie der Umriſſe ihre weſentlichſte Vollkommenheit; und gerade ſie iſt es, die weder der Künſtler noch das Publikum recht ergriffen zu haben ſcheint. Dies ſei indeß kein Vorwurf, der die engliſchen Bildhauer ausſchließender Weiſe treffen ſoll. Ihre Kunſt mußte fallen mit dem Sturz der griechiſchen Mythologie, mit den Sitten und dem Koſtume des Alterthums. In der That wäre es Vermeſſenheit zu behaupten, daß es dem Meißel der Neuern je gelingen dürfte, die Meiſterwerke des griechiſchen zu erreichen; und die Zweckwidrigkeit des Verſuchs, der Bildhauerkunſt moderne Gegenſtände unterzuſchieben, bedarf nicht erſt eines Beweiſes. Unſere erträglichſten Statuen ſind diejenigen, wo der Künſtler es wagen durfte, ſich über die Formen des Gothiſchen und des heutigen Zeitalters hinwegzuſetzen, und einem deutſchen oder galliſchen Fürſten das Sagum des römiſchen Feldherrn, einem chriſtlichen Heiligen ein griechiſches Gewand anzulegen. Dadurch geht aber alles Charakteriſtiſche verloren, oder es entſteht in vielen Fällen eine heterogene Miſchung des Alten und Neuen, die das Gefühl des Kenners beleidigt. Wo nun gar der Held in Ritterrüſtung erſcheint, oder die Wahl auf empörende Gegenſtände fällt, deren Werth blos religiöſe Nebenbegriffe beſtimmen, dort ſind die Geſchöpfe des Bildhauers nur von relativer Vortrefflichkeit, welche mit der Antike keinen Vergleich aushalten kann. Die Kräfte unſerer Bildhauer verſchwendet aber der kleinliche Egoismus der Zeitgenoſſen größtentheils an Mauſoleen, die mit dem Wunderwerke, welches Artemiſia

ihrem Gemahl errichten ließ, nur den Namen gemein haben und wo die Decenz, die Eitelkeit, der Wahn und tauſend Bedenklichkeiten dem Genie Feſſeln anlegen und es in einen engen Kreis von anmuthsloſen Bildern bannen. In England müßte die Bildhauerkunſt wahrſcheinlich betteln gehen, wenn ſie nicht die Kirchen mit Grabmälern füllte, an denen Grazie und Schönheit, Erfindung und Anordnung, den Zuſchauer ſelten mehr befriedigen, als die Armſeligkeiten an dem prunkvollen Grabe des Marſchalls von Sachſen in Straßburg, oder die matte nahliſche Erfindung zu Hindelbank. Die berühmteſten Bildhauer in England, Bacon und Banks, müſſen, wie die vom zweiten Range, Wilton, Moore und Andere, dieſer Thorheit des Zeitalters fröhnen. Die beiden erſteren ſind Künſtler von einigem Verdienſt. Man ſah vor wenigen Jahren einen Mars in Marmor von Bacon's Hand, der viel Kraft, Kenntniß des Nackten und des Alterthums verrieth; und nicht minder glücklich fand man das Modell eines Achilles von Banks. Verſuche dieſer Art zeigen, was der Künſtler hätte werden können, hätte er zu Alexander's oder zu Auguſt's Zeiten gelebt; gelebt in Ideen, die ihn begeiſtern und dem Kenner die Augen öffnen müſſen. Wer bewundert heut zu Tage einen Mars oder Achill? Wer fühlt die Macht des zerſtörenden Gottes, wer den Zorn des Helden, beide in männlicher Schönheit erhaben? Allein der beſſere Künſtler fühlt es tief, daß nur Werke dieſer Art ihm genügen können, weil er nur an ihnen ſeine Kunſt erſchöpft. An ihnen entſchädigt er ſich daher auch für die dem falſchen Geſchmack geopferte Zeit und Kraft. Das von Bacon für Sterne's Eliza, die bekannte Mrs. Draper, in der Kathedralkirche zu Briſtol verfertigte Denkmal zeichnet ſich jedoch von den gewöhnlichen Werken dieſes Faches vortheilhaft aus und das Grabmahl des Dr. Markham wird ebenfalls unter ſeine beſten Arbeiten gezählt.

Den berühmten Männern ihrer Inſel, Staatsmännern, Helden und Gelehrten haben ihre Freunde oder ihre Verwandten in einer Ecke der Weſtminſterkirche bekanntlich dergleichen Denkmäler geweihet. Dieſe Anerkennung des Verdienſtes um den Staat und ſeine Bürger, dieſer public Spirit, der gewöhnlich nur Privatperſonen beſeelt, ergreift auch zuweilen ganze öffentliche Corpora und ſelbſt die Repräſentanten des geſammten Volkes. So hat man die Stadt London ihrem patriotiſchen Beckford in dem Rathhauſe eine Statue errichten ſehen, und ſo ver-

ewigte die Nation neulich in der Weſtminſterkirche die Verdienſte des in Indien verſtorbenen Generals Coote und ihrer Seehelden, Lord Robert Manners, Capitain Blair und Capitain Baynes. Britannia, vom Ruhme begleitet, empfängt aus des Oceanus Händen die Namen dieſer Edlen, die den Tod fürs Vaterland ſtarben. So ließ die Marine-Societät, welche die Aufnahme der Seehandlung zu ihrem Augenmerk gewählt hat, faſt zu gleicher Zeit dem in England berühmten Freunde der Nothleidenden, dem Kaufmann Jonas Hanway, in derſelben Kirche von den Gebrüdern Moore ein Denkmal errichten; und nur die jungfräuliche Beſcheidenheit des rechtſchaffenen Howard, der die Leiden der Menſchheit im Kerker ſo rührend darſtellt und ſo dringend um die Minderung ihres Elendes fleht, konnte die ihm zugedachte Ehre eines ihm bei ſeinen Lebzeiten zu errichtenden Standbildes verbitten. So ward jüngſt, bei der Gedächtnißfeier der errungenen Freiheit, im Taumel patriotiſcher Freude beſchloſſen, daß auf jener Runnemede, wo König Johann die Magna Charta unterſchrieb, hinfort eine Denkſäule den Triumph der Menſchheit verkündigen ſollte. Endlich, um ein Monument nicht zu vergeſſen, von welchem Britten nur mit Begeiſterung ſprechen, ſo weihte der König und das Parlament mit einem großen Aufwand von Koſten dem ruhmvollen Pitt, dem Vater des jetzigen Premierminiſters, unter deſſen Staatsverwaltung Großbrittannien den höchſten Gipfel ſeiner Wohlfahrt und ſeines Glanzes erſtieg, ein allegoriſches Kunſtwerk, welches unter vielen andern in der Weſtminſterkirche prangt und Bacon's Namen für ſich hat. Der große Mann ſteht in der Niſche einer abgeſtumpften Pyramide; unter ſeinen Füßen trauern die Staatsklugheit und die Beſtändigkeit um ſeinen Sarg; hier ſitzt Britannia, zu ihren Seiten das Glück und der Ocean. Doch wie geſagt, nur als Zeugniſſe des Nationalſtolzes, welcher die Befriedigung ſeiner Eigenliebe ſelbſt in der Dankbarkeit gegen die großen Männer ſeines Volkes ſucht, können dieſe geſchmackloſen Arbeiten einen Werth haben, der ihnen von Seiten der Kunſt immer fehlen wird. Allongeperücken und moderne Amtskleidungen vermag ſelbſt der talentvolleſte Künſtler mit den Regeln des Edlen und Schönen nicht zu reimen; allein das Gold iſt hier der Schiedsrichter des Geſchmacks geworden und für Gold verräth man die Kunſt.

Wirkten nicht dieſe Verhältniſſe der Sitten mit jenen der

Natur und des Himmelsſtriches zuſammen, ſo wäre vielleicht außer Italien kein Ort ſo glücklich wie London mit allem ausgerüſtet, was den Bildhauer zu einem hohen Grade der Vervollkommnung führen kann. Außer der Sammlung von Abgüſſen, welche ſich in den Sälen der Akademie dem jungen Zeichner darbietet, beſitzt der Herzog von Richmond eine zweite, die an Vollſtändigkeit wenige ihres Gleichen hat. Noch ungleich lehrreicher aber ſind die Muſeen einzelner geſchmackvoller Privatmänner, die aus dem Schutt des alten Roms, vermittelſt des allmächtigen Talismans ihres Goldes, ächte, edle Kunſtwerke hervorgezaubert und nach England herübergeführt haben. Die ſchöne Villa des Lords Besborough, und die nicht weit davon entlegene des Mr. Browne enthalten einige treffliche Stücke. Den Palaſt des Marquis von Lansdowne in London zieren mehrere herrliche Bildſäulen, unter andern ein Theſeus von vorzüglicher Arbeit. Allein vor allen verdient der Antikenſaal, den Townley mit gleichgroßem Aufwand, Glück und Geſchmack den auserleſenſten Proben der Bildhauerei vom edelſten Styl gewidmet hat, die Bewunderung des Kenners. Nicht leicht wird man in Italien, die Sammlungen des Vaticans und die anbetungswürdigen Meiſterwerke der florentiniſchen Galerie abgerechnet, in einem fürſtlichen Palaſt ſo viel Vortreffliches beiſammen finden, als eines nicht einmal außerordentlich begüterten Engländers Liebhaberei hier gleichſam in ein gemeinſchaftliches Heiligthum geſtellt hat. Es ſind der köſtlichſten Werke des antiken Meißels zu viele, als daß wir ſie hier verzeichnen könnten; aber eine Cybele und eine Dione müſſen wir wenigſtens nennen, beide über Lebensgröße, deren Göttlichkeit den Zuſchauer auf den erſten Blick ergreift; einen ſchönen Bacchus, dem Ampelus zur Seite ſteht; eine Thalia, ganz was ſie ſein ſoll, Grazie; eine Nachahmung der Aſtragalizonten des Polyklet; zwei liebliche Faunen; die Bruſtbilder der Minerva, der Klytie, des Antonius, des Bacchus, des Herkules, des Trajan, des Apollo, des Mark Aurel. Man denke ſich dieſe heiligen Ueberbleibſel der griechiſchen Phantaſie in einer Reihe von Zimmern, die der klaſſiſche Geſchmack des Beſitzers mit reicher Einfalt verzierte, zwiſchen Säulen und Vaſen, Sarkophagen, Inſchriften, Basreliefs, Sphinxen, Löwen, hetruriſchen Urnen, Lampen, Opfergefäßen von Granit und Porphyr, von Erz und Marmor und gebrannter Erde; wo nichts den

Eindruck ſtören kann, den das Gefühl von idealiſcher Schönheit, hoher Würde und Vortrefflichkeit empfängt!

Die koſtbare Sammlung von antiken Gemmen, hauptſächlich Intaglien, welche Townley ebenfalls beſitzt, iſt nicht minder vortrefflich und ſehenswerth in ihrer Art. Fragt jemand, warum der Anblick dieſer Wunderwerke den brittiſchen Künſtler nicht zum Nacheifern reizt? Dem müſſen wir antworten, daß zwar die leidenſchaftliche Liebhaberei, aber nicht der verſchwenderiſche Luxus die großen Werke der Kunſt bezahlen kann. Locatelli, ein italieniſcher Bildhauer, verfertigte für den Grafen von Orford eine koloſſaliſche Gruppe, wo Herkules und Theſeus den Cerberus hervorſchleppen aus den Regionen der Hölle. Nach vollendeter Arbeit forderte der Künſtler zweitauſendvierhundert Pfund Sterling, oder beinahe funfzehntauſend Reichsthaler; allein den Lord überraſchte die ungeheure Forderung: er ließ ſich vor Gericht verklagen, und als beide Parteien endlich ſich dem Spruche der Schiedsrichter unterwarfen, mußte Locatelli den gehofften Gewinn von ſeiner Arbeit verſchwinden ſehen. Wenn es demnach zuweilen einzelne Beiſpiele von einer ungewöhnlichen Schätzung des Künſtlerverdienſtes gibt; wenn man auch den Eigenthümern des Gartens zu Vauxhall für Roubillac's Bildſäule des berühmten deutſchen Tonkünſtlers Händel ſiebenhundert Pfund Sterling geboten hat, ſo ſind doch dieſe Fälle zu ſelten, um das Genie zur Wirkſamkeit zu entflammen. Das begreift man aber, daß jene reiche Sammlung von campaniſchen Gefäßen im brittiſchen Muſeum, welche das Parlament bei guter Laune für achttauſend Pfund Sterling von dem Ritter Hamilton kaufte, von engliſchen Mechanikern eifrig nachgeahmt, die Urbilder zu unzähligen Geräthſchaften der Bequemlichkeit und des Luxus lieferte. Das Schöne des Alterthums muß nur die Hülle des Nützlichen borgen, ſo gefällt es noch allenfalls! Wenn es aber mit dem Sinn für das Schöne dahin kommt, dann verfällt man nur gar zu leicht auf ein Nützliches, welches nicht mehr ſchön iſt, auf die tauſend Künſte der Gewinnſucht und jeder andern niedrigen Leidenſchaft. —

Die Malerei hat in England mehr Liebhaber als die Bildhauerkunſt, in dem Maaße, wie es leichter iſt, mit dem Pinſel als mit dem Meißel den Forderungen des Auges Genüge zu leiſten, und wie man mit gleichem Aufwande leichter eine Gemäldegalerie als eine Sammlung antiker Statuen anlegen kann.

Gründliche, gefühlvolle Kenner ſind überall ſeltene Erſcheinungen; die Litteratoren der Kunſt, wenn uns dieſer Ausdruck vergönnt iſt, die mit dem Zirkel und Maßſtab in der Hand, wie Sterne im Triſtram Shandy ſie ſchildert, den ganzen Schwall von Terminologieen im Munde führen und alles was zur Beurtheilung eines Gemäldes nöthig iſt, nur nicht Gefühl, beſitzen, ſind in England unter den Künſtlern und den Liebhabern, wie auf dem feſten Lande, häufig genug und geben den Ton bei den faſt wöchentlich vorfallenden Gemäldeverſteigerungen. Die Menge der Halbwiſſer und der reichen Unwiſſenden iſt freilich noch größer; allein mit Unrecht hat man behaupten wollen, daß man in England durchgehends von der Beurtheilung der Malerei nichts wiſſe und immer nur von gewinnſüchtigen Mäklern hintergangen werde. Es gibt in London eine große Anzahl von trefflichen Werken italieniſcher Meiſter, die in den Häuſern begüterter Privatperſonen zerſtreuet und zum Theil wenig bekannt ſind. Die Herzoge von Devonſhire, Northumberland und Marlboroug, nebſt vielen andern Adeligen, beſitzen einzelne Stücke und ganze Sammlungen von anerkanntem Werth. Endlich iſt der Geſchmack des Königs an dieſem Theile der Kunſt in ſeiner auserleſenen Sammlung ſichtbar, welche die Zimmer des Palaſts der Königin ziert. Hier werden auch jetzt die herrlichen Kartons von Raphaels großen Meiſterwerken aufbewahrt, die ehedem im Schloſſe zu Hamptoncourt zur Vergeſſenheit verurtheilt ſchienen. In einem ſo reichen Lande, wo man ſeines Ueberfluſſes froh zu werden weiß und ſich zugleich eines hohen Grades der Ausbildung rühmen darf, iſt der Handel mit Schildereien anſehnlich genug, um eine ganze Klaſſe von ſpeculirenden, ſowohl ausländiſchen als einheimiſchen Brocanteurs zu beſchäftigen und zu bereichern. Wenn aber vor Zeiten die Betrügereien dieſer Leute ungeahndet hingingen, ſo iſt dieſes heut zu Tage nicht ſo leicht der Fall. Das Eigenthümliche der verſchiedenen Meiſter, die Seltenheit ihrer Stücke und alle dahin gehörigen Anekdoten, wiſſen einzelne Kunſtverſtändige in London ſo genau zu beſtimmen, als der ſchlauſte Italiener. Deſſen ungeachtet findet allerdings auch das Schlechteſte ſeinen Käufer, wie das Beſte. Wenn Albano's Loth und ſeine Töchter, wegen der ihm eignen Lieblichkeit und Grazie, dem Biſchof zu Briſtol mehr als dreitauſend Thaler entlockt, ſo genügt es hingegen manchem eitlen Weltmann ein Bild um des berühmten Namens ſeines Urhebers wil-

len an ſich zu bringen, indeß der ungleich größere Haufe ſich an elenden Sudeleien ergötzt, blos weil Farben und Geſtalten ſeinem Blick entgegenſchimmern; ſeine Zimmer mit illuminirten Kupferſtichen oder mit Mr. Booth's neuerfundenen Kopien von Oelgemälden ſchmückt, und in Ermangelung der Mittel, ſich dieſe Koſtbarkeiten zu verſchaffen, in alle Schauſtellungen und Auktionen läuft, und vor jedem Bilderladen ganze Stunden lang gaffend ſtehen bleibt.

Wenn man dasjenige, was wir von dem Studium des Nackten und Idealiſchſchönen in England bereits geſagt haben, in Erwägung zieht, ſo wird man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit vorausbeſtimmen können, in welcher Gattung von Malerei die engliſchen Künſtler die ſtärkſten Fortſchritte gethan haben. Wo es darauf ankommt, Götter und Heroen zu ſchildern, die menſchliche Natur geahnet in der Vollkommenheit des Möglichen, oder auch nur ergriffen auf der höchſten Stufe des wirklichen Schönen, auf der Leinwand in die Phantaſie der Zuſchauer wirken zu laſſen: dort ſtehen ſie überall weit vom Ziele zurück. Die Ausländer, die als Mitglieder der neuen Akademie zur Bildung der engliſchen Schule beitragen ſollten, waren zwar verdienſtvolle Künſtler, allein gerade in dieſem edelſten Theile der Malerei gehörten ſie nicht zu den Meiſtern in der Kunſt. Cipriani, der ſie in der Zeichnung alle übertraf, kämpfte mit ſeinem Schickſal und ward nur durch den Grabſtichel ſeines Freundes Bartolozzi bekannt. Die deutſche Muſe, Angelika, verbarg die Inkorrektheit und das Einerlei ihrer allzuſchlanken Figuren unter dem Schleier der Grazie und Unſchuld. Dieſe Muſter, die Modelle, welche die Venus Pandemos, oder die Herberge der Sänftenträger hergibt, und die Gipsabgüſſe des akademiſchen Antikenſaals, ſind die Hülfsmittel, wodurch der Britte ſich in London zum hiſtoriſchen Maler bildet.

Indeſſen genoß der vorzüglichſte engliſche Künſtler im hiſtoriſchen Fache, Benjamin Weſt, eine geraume Zeit hindurch das Glück, in Italien die Meiſterwerke ſeiner Kunſt zu ſtudiren. Dieſer Mann, von Geburt ein Nord-Amerikaner und ein Mitglied der ernſthaften, ſtillen, ſteifen, aber ehrwürdigen Gemeine der Quäker, iſt bereits durch die vielen Kupferſtiche, die nach ſeinen beſten Werken verfertigt worden ſind, unter uns rühmlich bekannt. Seine älteren Arbeiten, der Abſchied des Regulus, Scipio's Enthaltſamkeit, der Eid des Römerfeindes Han-

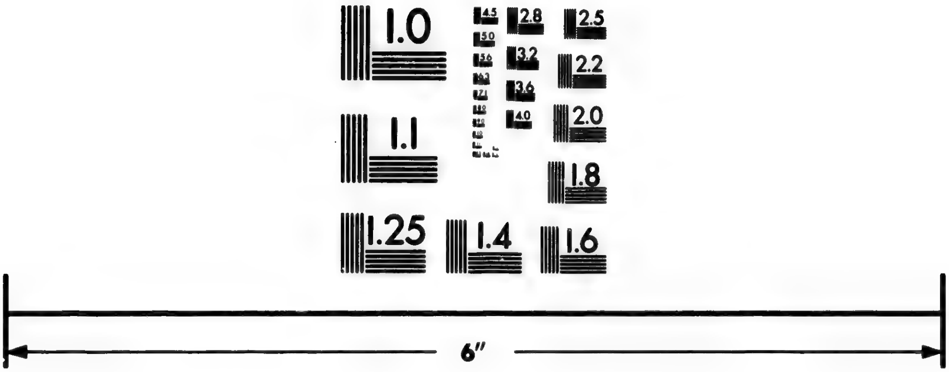
nibal, die traurende Agrippina, der betroffene Aegiſtheus, der heilige Stephanus, der Erzengel Michael, haben in der That bei aller Kälte, allen Mängeln der Zeichnung, allen Fehlern des Kolorits, allem Flickwerk der dem Pouſſin und andern großen Malern knechtiſch nachgemachten Draperien, die man einigen dieſer Stücke vorwerfen kann, unverkennbare Züge einer edlen, keuſchen, für das Große und Reine ſehr empfänglichen Einbildungskraft. Seine Gegenſtände ſind gemeiniglich gut gewählt, und haben jene Würde, die ſie der Kunſt empfiehlt; ſeine Anordnung iſt überdacht, ſeine Kompoſition zuweilen reich; ſeine Figuren zeichnen ſich durch Anſtand aus und es herrſcht in ſeinen Gemälden die Einheit des Gedankens, die ſie zu einem Ganzen ſchafft. Allein zur Wahrheit der heroiſchen Empfindung hat er ſich nur ſelten hinaufzuſchwingen gewußt; ſeine Geſichter ſind oft nur allzu leer an Ausdruck und verrathen, wie die kalten Stellungen, den mißlungenen Verſuch, durch Uebertragung des griechiſchen Marmors auf ſeine Leinwand, griechiſche Erhabenheit und Ruhe der zur Göttlichkeit erhöheten Lebenskraft zu erzwingen. Wir könnten die Charakteriſtik dieſes Künſtlers noch kürzer faſſen und ſagen: daß ſeine Darſtellung des heroiſchen Schönen zwar niemals unedel iſt, aber es auch nie erſchöpft. Das erhabenſte Werk ſeiner Phantaſie iſt der Ugolino, den er wahrſcheinlich noch in Italien dichtete; man empfindet mit der Wonne der Wiedererkennung, daß der Künſtler hier Reminiscenzen aus dem Studium der Antike mit Genie benutzt und Züge vom Jupiter und vom Laokoon entlehnt hat, ohne der Originalität ſeines eigenen Gedankens zu nahe zu treten.

Weſt's neuere Werke haben einen ganz verſchiedenen Charakter. Gegenſtände, die aus unſeren Zeiten und Sitten entnommen waren, hatte er bereits mit großem Glücke behandelt. Sie waren ſeinen Talenten angemeſſen, ſein Gefühl konnte ſich leichter hineinverſetzen und ſein Publikum ihn beſſer verſtehen. Ein undankbares, an maleriſcher Grazie verarmtes, ganz außer dem Bezirk des Edlen liegendes Sujet, die erſte Zuſammenkunft William Penn's mit den Wilden in Nord-Amerika, hatte wenigſtens denjenigen Werth, den die getreue Darſtellung des Koſtume und einer übrigens moraliſch guten Handlung geben kann. Die Glaubensverwandten des Künſtlers fanden ſich in dieſem Gemälde ſehr geſchmeichelt, und mit ihrem Beifalle hatte er vielleicht für dieſesmal ſeine Abſicht erreicht. Gegen dieſes kalte

Blatt machte die herrliche Scene, wo der General Woulfe, ein junger brittiſcher Held, als Sieger vor Quebeck den Tod fürs Vaterland ſtirbt, den auffallendſten Kontraſt. Dieſes Meiſterwerk in ſeiner Art, deſſen ſchöne Kompoſition und rührender Ausdruck allgemein bekannt ſind, kann gewiſſermaßen die Höhe beſtimmen, die der brittiſchen Schule in hiſtoriſchen Gemälden erreichbar iſt. Ganz bekleidete Figuren, Sitten und Gewänder unſerer Zeit und wahre ſittliche Empfindung des wirklichen Lebens, die einer gewiſſen Zartheit und eines gewiſſen Schwunges bei ihrer Lauterkeit und naiven Unbefangenheit wohl fähig iſt, ſetzen das brittiſche Künſtlergenie in das vortheilhafteſte Licht.

Mit der Vorſtellung der beiden Schlachten bei La Hogue und an dem Boyne eröffnete ſich West eine neue Laufbahn. Vielleicht konnte der Vorwurf, daß in ſeinen bisherigen Arbeiten zu viel Kälte und Monotonie geherrſcht, daß es manchen an Ausdruck und kräftiger Farbenmiſchung gefehlt habe, zugleich aber auch der ausdrückliche Wunſch des Königs, von ſeinem Hofmaler die vorzüglichſten Scenen der brittiſchen Geſchichte dargeſtellt zu ſehen, dieſe Veränderung bewirken. Beide Schlachten kennt man bereits aus den ſchönen Kupferſtichen, die darnach verfertigt ſind. Es fehlt ihnen nicht an Handlung und Ausdruck; jene fällt ſogar ins Theatraliſche und dieſe hat ſchon die Verzerrungen einer falſchen Charakteriſtik. Die Wirkung der Farben dieſer Stücke iſt auffallender, als ſie es in Weſt's früheren Arbeiten war; doch ſcheint er im Kolorit keine beſondere Stärke erreichen zu können. Die wichtigſten Unternehmungen der brittiſchen Truppen während des letzten Krieges in Amerika, hat dieſer geſchickte Maler auf ſechs Gemälden vorgeſtellt, oder vielmehr von ſeinem Schüler Trumbull, ebenfalls einem gebornen Nord-Amerikaner, der ſich auch durch ſeinen Ausfall der Garniſon von Gibraltar gut angekündigt hat, in einer ſehr animirten Manier ausführen laſſen. Uebrigens gehört Weſt unter die wenigen Künſtler, deren Talent nicht nur anerkannt und belohnt, ſondern deren Charakter auch geehrt und deren Umgang ſelbſt von den Großen der Erde geſucht wird. Der König, der ihn vorzüglich ſchätzt, hat ihm die Verzierung der neuen Zimmer im Schloſſe zu Windſor aufgetragen und bezahlt ihm jedes Stück beſonders, ungeachtet ein Jahrgehalt von tauſend Pfund Sterling, wie man ſagt, mit dem Titel eines königlichen Hiſtorienmalers verbunden iſt. Der Fleiß des Malers und die Freige-

IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

bigkeit des Monarchen erhöhen ſeine jährliche Einnahmen ſolchergeſtalt, bis auf vierfach dieſe Summe. Wie glücklich iſt doch der Künſtler, wenn er, anſtatt nur immer Madonnen, oder dreifache Kronen und Kapuzen zu malen, durch die Wahl des Gegenſtandes ſelbſt begeiſtert wird, der ſeine Phantaſie, ſein Herz und ſeinen Verſtand zugleich beſchäftigt! Der neuen Gemälde zu Windſor ſind ſechs an der Zahl und ſie beziehen ſich auf die Geſchichte des großen Königs, Edwards des Dritten. Die Scene des erſten iſt bei Creſſy, wo Edward nach der Schlacht ſeinen ſiegreichen Prinzen umarmt, der dem König von Böhmen das Leben und ſeinen Federbuſch mit dem Wahlſpruch: Ich diene fortan dem Wappen des engliſchen Thronfolgers, genommen hatte. Die Schlacht bei Nevil's Croß macht den Gegenſtand des zweiten Stücks. Während daß Edward Calais belagerte, ſiegte ſeine Gemahlin Philippa über den König David von Schottland, der eine Diverſion hatte machen wollen, und nahm ihn ſelbſt gefangen. Man ſieht die Königin auf einem Zelter, umringt von Baronen und Biſchöfen, die man an ihren Fahnen und Helmen erkennt; und in der Ferne den ſchottiſchen König, der ſich an Sir John Copeland ergibt. Im dritten Blatt legt Philippa für den Euſtache von St. Pierre und die ſechs beherzten Bürger von Calais nach der Uebergabe des Ortes bei ihrem Gemahl eine Fürbitte ein. Das vierte Stück verewigt die Einſetzung des Ordens vom Hoſenbande. Edward mit ſeinen Rittern knieet am Altar, wo der Biſchof von Wincheſter das Hochamt hält. Seitwärts ruhet das Auge auf der knieenden Königin und einer Gruppe von jungen Damen aus den edelſten Geſchlechtern. Unter den Zuſchauern erblickt man den ſchottiſchen König David, einen Marſchall von Frankreich nebſt andern vornehmen franzöſiſchen Gefangenen und Edward's jüngere Kinder. Den glorreichen Augenblick, wo nach der Schlacht bei Poitiers der König Johann von Frankreich mit ſeinem Sohne Philipp gefangen in das Zelt des ſchwarzen Prinzen geführt wird, hat Weſt in ſeinem fünften Gemälde geſchildert. Das ſechſte, in der Mitte des Ordenszimmers, iſt der Sieg des Schutzheiligen von England, St. Georg, über den Drachen: eine Scene, die hier ein neues Intereſſe gewinnt, indem eine ſchöne weibliche Figur im Vorgrunde durch die Dazwiſchenkunft des Helden von dem Ungeheuer errettet wird. Außer dieſen großen Arbeiten, welche noch nicht vollendet ſind, ſpricht man noch von einem Vorha=

ben des Königs, das Grabmahl des Kardinals Wolſey von demſelben Meiſter verzieren zu laſſen.

Durch ſolche Beſtellungen erwirbt ſich Georg der Dritte mit Recht den Namen eines Beförderers der brittiſchen Kunſt. Hier iſt das Feld, wo dieſe Schule durch Sorgfalt, Studium und Genie ſich mit Ruhm behaupten kann, wenn es nur möglich iſt, ſie von verdienſtloſeren, aber einträglicheren Beſchäftigungen abzuhalten. Allein die ungeheure Anzahl von ſechshundert Künſtlern, welche London in ſich faßt, wird mehr von der Selbſtliebe des Publikums, als von ſeinem Geſchmack ernährt. Deſto ruhmwürdiger ſind die Verſuche einzelner Kunſtliebhaber, das Talent auf eine geziemendere Art zu beſchäftigen und zur Behandlung ächter Kunſtwerke aufzumuntern. Der Aldermann Boydell, ſelbſt ein geübter Zeichner und Kupferdrucker, der ehedem einen ſtarken Handel mit Kupferſtichen trieb, iſt der Urheber eines Unternehmens, wodurch er den Geſchmack des Publikums zu bilden uno der Kunſt in ſeinem Vaterlande aufzuhelfen ſucht. In Pallmall, einer der Hauptſtraßen der Reſidenzſtadt, erbaute er im vorigen Jahr ein Kunſtmuſeum, welches einen Raum von 140 Fuß in der Länge und 30 in der Breite einnimmt, und aus drei großen, 40 Fuß hohen Zimmern beſteht, die ihr Licht von oben erhalten. Unter dieſen Zimmern, welche lauter Gemälde von brittiſchen Künſtlern enthalten ſollen, wird zu ebener Erde eine ähnliche, ebenfalls in drei Zimmer getheilte Galerie angelegt, die den engliſchen Kupferſtichen beſtimmt iſt. Dieſes Gebäude, welches hinfort durch die Benennung der Shakſpeare-Galerie ſeine Beſtimmung ankündigt, iſt von dem Baumeiſter Dance entworfen und aufgeführt worden, und die Baukoſten deſſelben hat man auf fünftauſend Pfund Sterling angeſchlagen. Die Facciate nach der Straße, die Treppen, das Licht, das Stucco machen ihrem Künſtler Ehre. Ueber dem Eingang kommt in ganz erhobener Arbeit ein allegoriſches Kunſtwerk von Banks zu ſtehen, welches den Lieblingsdichter der Britten, ihren unnachahmlichen Shakſpeare, vorſtellt. Er ſitzt auf einem Felſen und empfängt von der Dichtkunſt zu ſeiner Rechten den Lorbeerkranz. Zur Linken ſteht die Muſe der Malerei und zeigt auf ihn als ihr Vorbild in der Darſtellung der Natur.

Es war in der That ein ſchöner, fruchtbarer, patriotiſcher Gedanke, die Scenen dieſes großen Schauſpieldichters, des kühn-

ſten logiſchen Zeichners der Natur, der je exiſtirte, als Modelle für den Maler aufzuſtellen und plötzlich alle durch einiges Talent bereits bekannt gewordene Künſtler der brittiſchen Schule zu einem edlen Wettkampfe zu wecken. Der Enthuſiasmus der Nation für ihren Shakſpeare, die innige Bekanntſchaft aller, ſelbſt der niederen Stände, mit ſeinen Charakteren, ſeinen Situationen, ſeinen für die Dauer geſtempelten Ausdrücken, und die lange Gewohnheit auf der Bühne ſeine göttliche Bezeichnungskunſt von geübten Schauſpielern, und faſt alle Hauptrollen in der Perſon ihres bewunderten, unerſetzlichen Garricks dargeſtellt, mit Aug' und Ohr zu Herzen zu nehmen: dies zuſammengenommen mußte eines Theils für die maleriſche Behandlung ein unbeſchreibliches Intereſſe erregen, und von der andern Seite die Künſtler von der Kompetenz ihrer Richter überzeugen. Shakſpeare's dramatiſirende Phantaſie begegnet überdies dem Maler auf halbem Wege, indem ſie die hervorſpringenden Züge ſo treffend charakteriſirt und dadurch die Künſtlerphantaſie mit ſcharf beſtimmten, lebendigen Bildern erfüllt. Die Sitten des mittleren Zeitalters, wohin der Dichter den Schauplatz ſeiner beſten Stücke verlegt, und zumal die vaterländiſche Geſchichte, die ihm ſo reichhaltigen Stoff geliefert hat, begünſtigten endlich noch die eigenthümliche Richtung der brittiſchen Schule. Wirkung iſt ihr höchſtes Ziel, und um dieſes zu erreichen, verſchmähet ſie keine Mittel. Das Schöne iſt ihr nur Nebenſache; am liebſten will ſie erſtaunen und überraſchen, niederdrücken durch gigantiſche Größe, oder erſchüttern durch die Extreme der Leidenſchaft; ſie haſcht nach der Wahrheit der Natur in ihren gräßlichen Augenblicken und erlaubt ihrer Phantaſie den verwegenen Flug, nicht in das ſchöne Feenland des Ideals, ſondern in die verbotene Region der Geiſter und Geſpenſter. Allein was von jeher ein Vorzug der Engländer war, mechaniſches Genie, welches zuſammenſetzt und vervollkommnet, dies äußert ſich auch in einem hohen Grade in den Werken ihrer bildenden Muſe. Sie verſtehen ſich auf das Machwerk des Pinſels und ſpielen mit der Farbe, um Wirkung herbeizuzaubern, die, wenn ſie gleich nicht immer das lautere Gefühl befriedigt, doch, wie die Liebe, die Menge der Fehler und Mängel verdeckt. Ein glänzendes Kolorit, ſprechender, aber oft übertriebener Ausdruck, und eine glückliche Zuſammenordnung der Figuren, ſind die Vorzüge einer übrigens

fehlerhaften Manier, die ohne Zeichnung bezeichnen und ohne Schönheit gefallen will.

Von den drei Zimmern ſeiner Shakſpear-Galerie eröffnete Boydel. dieſes Jahr die beiden erſten, die mit einem anſehnlichen Schmuck von Gemälden prangten. Nach dem Plan des Eigenthümers war es nicht wohl möglich, daß alle hier zur Schau geſtellten Stücke von gleichen Anſprüchen ſein konnten. Eine Scene wirkt vor der andern mächtiger, und neben anerkannten Meiſtern ſollten auch die Zöglinge hier zur Uebung und Bekanntwerdung Gelegenheit finden. Weſt, Barry und Füeßli haben Scenen aus dem König Lear behandelt. Der erſtere ſchildert die Unterredung des Königs mit Gloſters Sohn Edgar, welcher ſich raſend ſtellt. Dieſe angenommene Raſerei, verbunden mit der Fülle des Gefühls, die ihm der Dichter ſo freigebig zutheilt, war der Talente eines großen Künſtlers würdig. Gloſter, Kent und der Hofnarr, der zwar von der Bühne verwieſen, hier aber an ſeiner Stelle iſt, ſind im Ausdruck zum Theil verfehlt und zum Theil übertrieben. Der König ſelbſt iſt von koloſſaliſcher Größe, und bei einem Alter von mehr als achtzig Jahren noch mit herkuliſcher Stärke begabt. Seltſam genug, daß dieſe Vorſtellung auch bei Barry und Füeßli herrſchend geworden iſt, vielleicht weil alle Drei das Ungeheure mit dem Erhabenen verwechſelten. Eine Fackel in Gloſter's Hand wirft das Licht mit maleriſchem Effekt. Barry, der jetzige Profeſſor der Malerei an der königlichen Kunſtakademie, ein Mann von unbezweifelt gründlichen theoretiſchen Kenntniſſen, der auch zu den beſten Zeichnern der brittiſchen Schule gehört, aber den Grazien nicht geopfert hat und im Kolorit ſelten glücklich iſt, verfällt hier in den Fehler ſeiner Landsleute, den der Geſchmack des Publikums heiligt; mit Vernachläſſigung der Anmuth, der Schönheit und der edlen Größe buhlt er um jenen verzerrten Ausdruck der an Karrikatur grenzt und daher die Organe der Menge zu reizen vermag. Alle Figuren ſeines Gemäldes ſind Koloſſe und unter dieſen iſt der König ein Rieſe. Es iſt die Schlußſcene, wo die drei Töchter des unglücklichen Fürſten nebſt dem Baſtard Edmund, als Opfer der Leidenſchaft und der theatraliſchen Gerechtigkeit todt umher liegen, Albany und Edgar ſich wehmuthsvoll dem Anblick dieſer Zerſtörung überlaſſen, und Lear mit der ſchauderhaften Dumpfheit ſeines unendlichen Schmerzes ſich ganz verlaſſen und ſein Herz verödet fühlt. Eine Venus Anadyomene

von demſelben Meiſter iſt bereits ſeit langer Zeit in dem Portefeuille eines jeden Kupferſtichſammlers. Sie ſteigt in der That mit einem ſchönen Körper aus dem Meeresſchaum hervor; nur Schade, daß die Wahl dieſes Augenblicks uns belehren muß, die Göttin ſelbſt ſei minder reizend geweſen, ehe die Hand ihrer Geſpielinnen ſie ſchmückte und ihre goldenen Locken band.

Der Beifall, welchen Füeßli's Gemälde in England erhalten, bezeichnet mehr als alles die Ueberſpannung des dortigen Kunſtgeſchmacks. Dieſer junge Schweizer, der ſich wegen der engliſchen Ausſprache jetzt Fuzeli nennt, brachte nebſt der Kenntniß akademiſcher Modelle ſein maleriſches Kraftgenie mit ſich über das Meer; ſeiner Phantaſie ward es wohl unter wilden Traumgeſtalten und Bildern des Ungewöhnlichen. Dieſe Stimmung, die, von reifer Urtheilskraft gezügelt, zu kühner Größe gediehen wäre, verführte ihn nur gar zu bald zu allen Ausſchweifungen der Manier. Es iſt zwar leicht das Alltägliche zu vermeiden, indem man Kontorſionen darſtellt; allein das Lob, welches man dafür einerntet, das Lob der londoner Zeitungsſchreiber, iſt wahrlich für den ruhmbegierigen Künſtler loſe Speiſe. Außer dem Lear, dem Füeßli's Talente nicht recht angemeſſen waren, fand er in Shakſpear's Traum einer Sommernacht (Midsummer-night's dream), im Hamlet und Macbeth die Befriedigung ſeines Hanges zum Uebernatürlichen, und zugleich das unfehlbare Mittel, die Bewunderung ſeines Publikums zu feſſeln. Shakſpeare's Magie iſt von der erhabenen Gattung, die, auf Volksſage und Volksglauben tief gegründet, durch ihre furchtbare Größe dem Leſer nicht Raum läßt, von ſeiner Illuſion zurückzukehren. Kein Dichter, ſagte ſchon Ben Johnſon, darf ſeinen Zauberkreis betreten, keiner wagt es, ſeine Schrecken nachzubilden. Selbſt die Vorſtellung auf der Bühne erreichte ihn nicht, obgleich ſeine Macht über die Gemüther jeden Schlag ſeines Zauberſtabes vor dem Lächerlichen ſicherte. Allein zwiſchen der Malerei und der Poeſie, dünkt uns, ſei eine Scheidemauer gezogen, die der erſteren nicht geſtatte, die phantaſtiſchen Weſen des Dichters, „der das luftige Unding mit Namen nennt,“ in materielle Umriſſe zu faſſen und den hinſchwindenden Gebilden der Täuſchung Form und Dauer zu verleihen. Dennoch überſchritt der deutſche Künſtler dieſe Grenze. Der Geiſt im Hamlet ſteht auf ſeiner Leinwand, wie ihn freilich kein Schauſpieler vorſtellen kann, ein himmelanſtrebender Koloß; ſeine Füße berühren die

Woge des Meeres und ſein Haupt reicht an den blaßſchimmernden Mond. Wie durch einen Nebel erblickt man die kriegeriſche Schreckengeſtalt und wie Schatten im ungewiſſen Mondenſchein, glaubt man ſie immer größer werden zu ſehen. Im Macbeth hat ebenfalls der Augenblick, wo die drei Hexen in der Luft zerrinnen, den Künſtler begeiſtert. Hingegen bot ihm das Feenreich, Oberon und Titania mit ihrem Elfengefolge (im Traum einer Sommernacht), eine lieblichere Gattung von luftigen Fabelweſen dar. Die Verwegenheit, ſolche Spiele der Einbildungskraft ſichtbar zu machen, würde indeſſen ſchwerlich hinreichend geweſen ſein, dem Füeßli Beifall in England zu erwerben, wenn er ſich nicht zu gleicher Zeit ſo eifrig nach dem Eigenthümlichen der dortigen Schule gebildet hätte, daß man ihn nunmehr füglich dazu rechnen kann. Kürzlich hat er ein großes Gemälde angefangen, welches 52 Fuß breit und 38 Fuß hoch iſt; er ſtellt darauf einen Marſch der Schatten in den eliſeiſchen Feldern, nach dem Lucian, vor. Ein ſolches Sujet mußte für ſeine Phantaſie ein herrlicher Fund ſein. Die Seelen der Abgeſchiedenen ziehen hier bei Tauſenden in verſchiedenen Abtheilungen, vier Mann hoch, mit ihren Fahnen umher.

Doch iſt ihm die Darſtellung geiſtiger Geſtalten nicht ausſchließend eigen; ſie ſcheint vielmehr eine Lieblingsſache der dortigen Künſtler zu werden. Selbſt der Präſident der königlichen Akademie, Sir Joſhua Reynolds, hat in Boydell's Galerie ſowohl einen Macbeth im magiſchen Augenblick ſeiner Viſionen, den leidigen Satan in eigner Perſon, in jener Scene aus Heinrich dem Sechſten vorgeſtellt, wo der König und die Grafen Salisbury und Warwick um den ſterbenden Kardinal Beaufort ſtehen. Wer ſich mit dem Gedanken ausſöhnen kann, daß der gräßliche Tod eines verſtockten Böſewichts, mit deſſen Seele der Teufel zur Hölle fährt, ein Gegenſtand für die Kunſt ſein dürfe, wird in der Kompoſition das Feierlichgroße, welches Eindruck machen kann, neben Reynolds' übrigen Vorzügen nicht verkennen. Sein Geſchmack in der Wahl und Behandlungsart, die Kultur ſeines Geiſtes, endlich ſeine Farbengebung, die wenn ſie Dauer hätte, mit Rembrand's um die Palme ſtritte, ſetzen ihn ohne Widerrede an die Spitze der brittiſchen Künſtler und in die erſte Klaſſe aller jetzt lebenden Söhne der Kunſt. Ihm war es gegeben, die Stimmung des Zeitalters mit dem Sinne für Schönheit glücklich zu verbinden, und mit feſtem Schritte ſeinen

eigenen Weg zum Ruhme zu gehen. Man wird es nicht oft genug wiederholen können, daß die Stufe der jetzigen Kultur mit allen ihren unzertrennlichen Verhältniſſen keine Maler vom erſten Range, wie Raphael, Domenichino, Guido, da Vinci erwarten läßt, und daß der Sinn für ihre Größe in dem Grade, wie die Möglichkeit ihr Talent wieder aufleben zu ſehen, ſich unter unſeren Zeitgenoſſen verliert. Allein wir müſſen gleichwohl geſtehen, die Natur ſei noch lange nicht erſchöpft, und ſo lange es Menſchen gibt, unerſchöpflich. Die Geſtalten, die ſie dem Anſchauungsvermögen des Künſtlers vorhält, treu aufgefaßt und verſinnlicht, erregen auch alsdann noch Bewunderung, wenn wir die Vollkommenheit des Ideals an ihnen vermiſſen; ja, die meiſten Menſchen werden leichter von dem Individuellen angezogen, welches, ſeiner Disharmonie ungeachtet, ihnen näher liegt, als das lautere Allgemeine der Abſtraktion. Corregio wird ſeinen Ruhm behaupten, ſo lange ſeine Werke bleiben. Grazie, Empfindung und die unendliche Zartheit der Liebe wird ewig gefallen, auch da, wo man Zeichnung und die höheren Grade der Schönheit entbehren muß. Vermag nicht auch ohne dieſen Zauber, der in Corregio's Pinſelſpitze entzückt, die bloße Wahrheit und Wärme des Kolorits und jenes üppige, zur Schau gelegte Nackte, das von Lebenskraft emporzuſchwellen ſcheint, in Tizian's Gemälden die Sinne des Zuſchauers gefangen zu nehmen und ſogar den Kenner ſelbſt zu verführen? Laßt uns noch geſtehen: die hohe Kultur des Geiſtes in einem freien Volke hat ihre eigene Organiſation, und es gibt in England eine weibliche Schönheit und Jungfräulichkeit der Geſichtszüge, eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks von Geiſteskraft und von verfeinertem Gefühl im Umriß der männlichen Köpfe, woraus der Künſtler ſich eine beſondere Gattung des Reizenden, des Einnehmenden, des Intereſſanten, des Wahren mit Einem Worte, ſammeln kann, welches zwar, hauptſächlich für die Empfänglichkeit verwandter brittiſcher Organe berechnet, dort am meiſten gefallen, aber auch auf dem feſten Lande eben ſo wenig, als die Originale, von denen er es abſtrahirte, ſeine Wirkung verfehlen wird.

Sir Joſhua Reynolds iſt der Maler der brittiſchen Grazien; das Naive, Unbefangene, das zart und fein Empfindende, das unſchuldsvolle Schalkhafte, das natürlich ohne Anmaßung Gefallende, ſtiller heiterer Genuß, ſanfte Leidenſchaft, umfaſſender Sinn, ſelbſtgeſchaffene Gedankenfülle, Unabhängigkeit und

innerer Reichthum des treuen, feſten und ſtets empfänglichen Herzens, die edle Weiblichkeit ſeiner Landsmänninnen, hat ſeine ätheriſche Phantaſie aus der Natur zu ſchöpfen und ſein Pinſel oft glücklich darzuſtellen gewußt. Seine Portraite ſind Gedanken, in denen man beide, die Seele des Meiſters und des dargeſtellten Gegenſtandes, lieſt; und ſeine Familienſtücke möchte man zuweilen eine beſondere Gattung von elegiſchen und erotiſchen Gedichten nennen. In dieſem Fache beſitzt er ſeine größte Stärke, und durch ſeine Behandlungsart wird es für die Kunſt geadelt; ſeine Gruppen und Stellungen ſind natürlich und ſchön; ſeine Köpfe edel und reich und ſeine Gewänder, zumal bei weiblichen Figuren, ſo leicht geworfen, daß man die Mängel nicht ahnet, die ſie bedecken müſſen. Ungern ſieht man daher einen ſo geſchickten, ſo liebenswürdigen Künſtler, der auch als Redner und Schriftſteller Verdienſte beſitzt, aus den Schranken treten, wo er mit Beifall gekrönt, vor ſeinen Zeitgenoſſen den Vorrang behält, um in der hiſtoriſchen und heroiſchen Gattung der Malerei ſich unter die Menge zu verlieren. Zwar wird es ihm leicht, in ſeiner eigenen Schule ſich neben Weſt zu ſtellen und über den Troß von engliſchen Hiſtorienmalern eine gewiſſe Ueberlegenheit zu behaupten; aber mit größeren auswärtigen Künſtlern verglichen, kann das Blendwerk von Manier gegen die Wahrheit des Styls nicht beſtehen. Sein Gemälde für die große Kaiſerin von Rußland, die ihm ſowohl die Wahl des Gegenſtandes, als die Beſtimmung ſeiner Belohnung ganz überließ, ſcheint einer ſo erhabenen Aufforderung nicht angemeſſen zu ſein. Es iſt indeſſen lehrreich, und hier, wo wir den Kunſtgeſchmack der Engländer ſchildern wollen, ſogar zweckmäßig, den Kontraſt zwiſchen dem Urtheile der dortigen enthuſiaſtiſchen Verehrer des Präſidenten und dem Tadel eines fremden Kritikers herzuſetzen. „Dreiſteren Fluges," ſo hebt der Panegyrikus an, „ſchwang ſich die Phantaſie des Künſtlers empor, als ſie jenen Knaben ſchuf, der mit Götterſtärke die junoniſchen Schlangen erwürgt. Seht dieſe Umriſſe, dieſe Proportionen! Ruft nicht jede Faſer euch entgegen: dieſes Kind iſt Herkules! Hier eilt ein ſchönes Weib herzu, von Angſt und Entſetzen entſtellt. Wie ſie ihre Arme nach dem Säugling ausſtreckt! Die bebende Lippe, die ſtarren, voranſtürzenden Augen! Wer verkannte noch die Mutter? Vier weibliche und ſieben männliche Figuren, der Hund, der Hintergrund mit ſeinen Paläſten, die Luft: alles iſt groß und herrlich

in dieſem Bilde, alles lebt, von Wahrheit und von Geiſt durchathmet und durchdrungen." Jetzt vernehmen wir auch die ſtrenge Herabwürdigung deſſelben Kunſtwerkes aus dem Munde eines Vertrauten der Kunſt: „Er (der junge Herkules) liegt nicht in einem Schilde, ſondern in einer Wiege, oder etwas ähnlichem. Der Kopf des Herkules iſt alles, was in dieſem Bilde Vorzug verdient. Der Körper gleicht einem Schlauch und würde ſchicklicher für einen Silenus ſein. Das Kind iſt ſo ungeheuer groß, daß es die Mutter, mit Beihülfe einer Magd nicht heben kann; doch der letztern iſt weislich eine Menge beigefügt. Schatten und Licht ſind äußerſt verwirrt. Juno in den Wolken iſt das Schlechteſte im Bilde *)."

Unſeres Bedünkens ſcheiterte Reynolds ſchon in der Wahl ſeines Gegenſtandes. Ein Kind, deſſen unentwickelte Verhältniſſe der Idee des Schönen ſo ſehr zuwiderlaufen, zur Hauptfigur zu erheben, beſtimmte ſchon das Schickſal des ganzen Gemäldes. Dieſes Kind ſollte ein Herkules ſein, folglich mußte ſeine Kraft der herrſchende Zug des Ganzen bleiben und durch die Schönheit der Nebenfiguren nicht verdrängt werden können. Jetzt durfte nur eine unglückliche Bezeichnung hinzukommen, ſo war der Ausdruck gänzlich verfehlt, und in der That konnte der Künſtler ſich nicht härter an der Hermeneutik ſeiner Kunſt verſündigen als indem er Kraft durch ungeheure Dimenſionen anzudeuten wagte. Daß er vielleicht aus Gefälligkeit gegen den Nationalgeſchmack, einen Deus ex machina in den Wolken zeigte, war ſchon traurig genug; aber gewiß noch trauriger, daß ſeine Juno ihre Göttlichkeit auf dem Olymp zurücklaſſen mußte, um in ſeinem Bilde eine müßige Nebenrolle zu ſpielen. Die Beſchäftigung mit dieſem Kunſtwerke ſcheint jedoch die Phantaſie des edeln Mannes zu ähnlichen Verſuchen begeiſtert zu haben; denn außer ſeinem vorhin erwähnten Kardinal Beaufort, hat er auch in die diesjährige akademiſche Schauſtellung mehrere Dichtungen ſeiner Muſe geliefert, unter andern die Enthaltſamkeit des Scipio, Cupido und Pſyche, Cymon und Iphigenia. Eine Augenkrankheit, die ihn im Sommer mit gänzlichem Erblinden bedrohte, ließ die Eitelkeit aller Schönen und aller liebenswürdigen jungen Herren in den glänzenden Kreiſen der Hauptſtadt vor

*) S. Meuſel's Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber, viertes Stück, S. 17.

der Gefahr erzittern, ihren Reizen von Reynolds' Pinſel nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren zu ſehen; allein zur Beruhigung dieſer Trauernden verſichert man, daß er bereits wieder zu malen angefangen hat *).

Romney, der, von Haylay beſungen, als Portraitmaler ſeinem Muſter Reynolds nahe kommt und deſſen Draperien ſelbſt von ſtrengen Kritikern gelobt werden, hat in der Shakſpeare-Gallerie eine Scene aus dem Sturm (the Tempest) gemalt. Der Dichter läßt auch hier eine Art von Mittelgeſchöpfen aus dem Geiſterreich auftreten, welche die Einbildungskraft eines engliſchen Malers begeiſtern kann. Ariel iſt ein ſanftes, liebevolles, einſchmeichelndes Weſen, dem Romney gefällige Reize verleihen durfte.

Ein anderes neues Mitglied der Kunſtakademie, der Maler Northcote, hat dieſe Sammlung mit mehreren Stücken bereichert, die ſich auf Shakſpeare's hiſtoriſche Schauſpiele beziehen. Die von ihm gewählten Scenen ſind aus dem König Johann, aus Heinrich dem Sechſten und aus Richard dem Dritten entnommen. Seine Kompoſitionen ſind nicht ohne Verdienſt. Der zugleich mit erwählte Akademiker Opie, der im Kolorit nach Rembrandt arbeitet, im Charakter der Köpfe aber ſo weit von ihm abweicht, wie die brittiſche von der niederländiſchen Grazie, liefert hier eine Scene aus Romeo und Julie und eine aus dem Wintermährchen; doch wäre zu wünſchen, daß er in der Zeichnung nicht ſo gar weit zurückgeblieben wäre. Aus dem letztgegenannten Stück hat auch Wheatley den Stoff zu ſeinem Gemälde entlehnt. Hamilton, der erſt dieſes Jahr zum Mitglied der Akademie erkohren ward, wählte die Heirathsſcene aus dem Luſtſpiel Much ado about nothing, und von ihm ſieht man in dieſer Sammlung noch zwei andere Gemälde, das eine aus Love's Labour lost, das andere aus dem in England vorzüglich beliebten As you like it. Der Reichthum des Dichters, der ſeine Scenen aus den verſchiedenen Verhältniſſen des Ortes, des Ranges und Charakters bildete, iſt beſonders anwendbar auf die ganz verſchiedenen Talente der Künſtler. So gab in dieſem Stücke die Scene, wo der melancholiſche Jaques im Walde klagt und philoſophirt, eine ſchöne Gelegenheit, den traurigen, einſamen Hirſch, wovon er ſpricht, durch den bekannten Thiermaler Gilpin trefflich darſtellen zu laſſen, denſelben Gilpin, der

*) Bekanntlich iſt er ſeitdem geſtorben.

ſich mit ſeinem Entwurfe der Swift'ſchen Houynhms ſo viel Ruhm erwarb, indem es wirklich ſchien als hätte er ſeinen Pferden verſchiedene Charaktere zugetheilt und ihnen die Gabe der Rede verliehen.

Es führte uns zu weit und ermüdete vielleicht unſere Leſer ohne Abſicht, wenn wir die ſämmtlichen Gemälde der Shakſpear-Galerie hier durchgehen wollten. Joſiah Boydell, ein Neffe des Aldermanns, hat mit gutem Erfolg die Scene im Garten erzählt, wo Richard Plantagenet und Sommerſet die rothe und weiße Roſe pflückten, und dadurch ihren Parteien von York und Lancaſter die berühmten Abzeichen gaben, welche ſechsunddreißig Jahre lang die Nation entzweiten und um deren Erhöhung während dieſes Zeitraums in zwölf entſcheidenden Schlachten brittiſches Bürgerblut strömte. Aus dem Titus Andronicus, einem Trauerſpiele, welches vielleicht mit Unrecht Shakſpeare'n zugeſchrieben wird, hat der junge Kirk eine gräßliche Scene zu mildern geſucht; allein ſo ſehr er auch für das Gefühl der Zuſchauer geſorgt zu haben glaubt, indem er die verſtümmelten Arme der Lavinia unter dem Gewande verbirgt, ſo ekelhaft bleibt deſſen ungeachtet auch dieſer Anblick, der weder für den Pinſel, noch für das Theater, noch ſelbſt für die Lectüre gehört. Peters, der jetzt den Maler und den geiſtlichen Seelſorger in einer Perſon verbindet, ein Künſtler, deſſen Phantaſie ihre Bilder nur aus einer grobſinnlichen Natur entlehnt und deſſen Farbengebung ſehr übertrieben, wenn gleich nicht ohne Verdienſt iſt, ſchildert hier die Scene aus Much ado about nothing, wo Beatrix die Unterredung zwiſchen Hero und ihrem Mädchen behorcht. Den ſchlauen Ernſt der Hero, die ſcherzluſtige Zuſtimmung der Magd und die mißtrauiſche Neugier der Horcherin ganz zu erreichen, hätte vielleicht tieferes Studium des menſchlichen Herzens und größere Fähigkeit, deſſen leiſeſte Bewegungen zu faſſen und anzudeuten vorausgeſetzt. Eine niedrigere, aber nicht minder launigere Scene dieſes Luſtſpiels, wo Dogberry und Verjuice glänzen, hat Smirk ziemlich humoriſtiſch ausgeführt und eine andere des Groteskkomiſchen, der wohlbeleibte Ritter Falſtaff mit ſeinen Spießgeſellen und Rekruten vor dem Friedensrichter Shallow, iſt dem Maler Durno nicht übel gerathen. Dieſe Anzeige iſt hinreichend, um von dem gemeinnützigen Inſtitute der Shakſpeare-Galerie einen richtigen Begriff zu geben und jeden Kunſtverſtändigen ſelbſt urtheilen zu laſſen, wie ſehr die eigenen Gei-

ſteskräfte der engliſchen Künſtler dadurch zur Thätigkeit geweckt werden, und welchen Erfolg man ſich von dieſer Anſtrengung verſprechen darf.

Das Gegenſtück zu Boydell's public Spirit und ein neuer Beweis der allgemeineren Kunſtliebhaberei in England iſt dort der originale Einfall eines gewiſſen Macklin, auch die übrigen brittiſchen Dichter durch brittiſche Künſtler erläutern zu laſſen, und die in ſolcher Rückſicht veranſtaltete Sammlung von Gemälden dem Publikum zur Schau zu ſtellen. Dieſe Exhibition ward bereits im April des vorigen Jahres eröffnet und enthielt damals neunzehn Gemälde, die hier wenigſtens angeführt zu werden verdienen. Gainsborough's Lavinia, aus Thomſon's Jahreszeiten behauptet vor allem die erſte Stelle. Der Geiſt dieſes nunmehr verſtorbenen Künſtlers, der im Portrait- und in der Landſchaftsmalerei gleich berühmt war, ſeine Leichtigkeit, ſein Chiaroscuro, ſeine transparenten Farben und eine große Einfalt der Kompoſition und Ausführung empfehlen dieſes Gemälde. Die Natur hatte dieſen Mann zum Maler beſtimmt, und ſchon als Knabe gab er Proben von einer lebhaften Einbildungskraft und von einem beſondern Talent der Nachahmung. Er war zu gleicher Zeit ein guter Tonkünſtler. An ſeinen Portraiten rühmt man die vollkommenſte Aehnlichkeit, wiewohl es ihm bei ſeiner leichten, ſorgloſen Manier auf die Striche nicht anzukommen ſchien. Er malte in einem halbdunkeln Zimmer mit ſehr langen Pinſelſtecken, weit von der Staffelei, und daher wirkten ſeine Gemälde erſt in einer gewiſſen Entfernung. Unter ſeinen neueſten Arbeiten verdienen insbeſondere die Bildniſſe des Prinzen von Wallis, des Marquis von Lansdowne und des Admirals Lord Rodney genannt zu werden. Seine Landſchaften ſind in einer großen, leichten, einfachen Manier. In der Macklinischen Sammlung befindet ſich noch ein zweites Stück von ſeiner Hand, Hobbinol und Ganderetta, nach dem Idyllendichter Sommerville, welches ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient. Von Sir Joſhua Reynolds bewundert man hier eine Veſtalin, aus Gregory's Ode to Meditation. Eine etwas ſchlankere Geſtalt zu dieſem ſchönen Geſichte, hätte dem Beobachter die Idee von Heiligkeit näher gelegt; oder ſollte man bei einer Veſtalin noch an etwas Irdiſches denken? Füeßli hat ſich, wie gewöhnlich, an Viſionen geübt. Die eine iſt der Traum des Prinzen Arthur aus Spenſer's Fairy Queen; die andere der

Traum der Königin Catharina nach Shakſpear's Heinrich dem Achten. Beide haben alle Fehler und alles Anmaßliche ſeines bekannteren Entwurfes von Theſeus und Ariadne. Spenſer's Britomartis, welche Amoretten befreiet, iſt hier unter Opie's Händen verunglückt, und Peters hat in ſeiner nach Milton geſchilderten Scene aus dem Paradieſe eine Eva hingeſtellt, die wahrlich nicht Adams jungfräuliche Braut, ſondern, vielleicht um ſeine philologiſchen Studien zu erkennen zu geben, die Mutter der Lebendigen iſt. Sansloy, der den Löwen erlegt, eine ſpenſeriſche Allegorie, hat Cosway, und die Stunden, nach Gray's Ode an den Frühling, ſeine Frau, eine ziemlich glückliche Künſtlerin, ausgeführt. Für die ſchöne Ode to Mercy von Collins, und für Pope's Lockenraub ſieht man hier ein paar Stücke von Artaud, von ſehr verſchiedenem Werthe; der ernſte Gegenſtand des erſteren überſtieg die Kräfte dieſes Künſtlers. Rigaud, ein Mitglied der Akademie, der zwar aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig iſt, aber ſeit langer Zeit mit dem Ruhme eines fleißigen Portraitmalers in London arbeitet, hat hier nach dem Vater der engliſchen Dichtkunſt, dem alten Chaucer, die Conſtantia ſehr gut geſchildert. Dieſer anſpruchloſe Künſtler malt mit einem kräftigen, wahren Pinſel, der die Kunſtgriffe ſeiner akademiſchen Mitbrüder verſchmäht und vielleicht eben darum das Auge derer nicht auf ſich zieht, die ſich nur von dick aufgetragenen Lichtern und grellen Kontraſten fangen laſſen, und was noch mehr iſt, er bleibt der Zeichnung getreuer als ſo mancher angehende engliſche Maler, deſſen kühne Uebertretungen die Unwiſſenheit für Genieſtreiche hält. Mallet's Amyntor und Theodora, von Stothard gemalt, gehört unter die beſſereren Stücke dieſer Sammlung. Die übrigen ſind Hamilton's zwei Gemälde, Palemon und Arcite, und Arciten's Tod aus dem Chaucer; Addiſon's Cato von Brown; Parnell's Einſiedler von Nixon; der Hof des Comus, nach Milton, von Martin; und Jagos Goldfinches von einem jungen Hannoveraner Ramberg.

Außer der Aufmunterung, welche dieſe Privatmänner und der König ſelbſt der engliſchen Malerſchule angedeihen laſſen, werden jetzt die Beiſpiele häufiger, daß der begüterte Adel ſeine Paläſte und Landhäuſer von brittiſchen Künſtlern verzieren läßt. Eine frühzeitige Bekanntſchaft mit klaſſiſcher Literatur kann dem wohlhabenden Britten wenigſtens die erſten Begriffe des guten Geſchmacks einflößen; der Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe kann

ihn bewegen, die Eingeweihten der Kunſt in ſeiner Inſel zu größern Werken aufzufordern; ein ſtolzes Gefühl ſeiner Unabhängigkeit und ſeiner Macht kann ihn von ſeinem Reichthume einen glänzenden Gebrauch machen laſſen. Allein es liegt auch ſchon im Volkscharakter dieſer freien Inſulaner ein gewiſſer Enthuſiasmus für jede Größe und jedes Verdienſt um das gemeine Beſte, der ſeine Dankbarkeit gern auf eine unzweideutige Art an den Tag legt. Die Stadt London zeichnete ſich von jeher, wenn gleich nicht immer durch guten Geſchmack, doch wenigſtens durch die Wärme ihres Patriotismus in ſolchen Fällen aus. Sie ſtellte, wie wir bereits erwähnten, Beckford's Bildſäule in ihrem Rathhauſe auf, als er ihre Rechte im Senat verfochten hatte; ſie beſchenkte den Admiral Keppel, als das über ihn gehaltene Kriegsgericht ihn auf die ehrenvollſte Art losgeſprochen hatte, mit dem Bürgerrechte in einer allegoriſch verzierten Doſe und ſie ließ auch neulich zum Andenken der Rettung von Gibraltar zwei große Gemälde verfertigen, worauf der Maler Copley nicht allein die Heldenthaten der Land- und Seetruppen, ſondern auch die Bildniſſe der vornehmſten Officiere mit der ihm eignen Treue vorgeſtellt hat. Um dieſen Endzweck ganz zu erreichen, mußte er ſogar nach Hannover reiſen, wo er die Bildniſſe der deutſchen Generale, die in Gibraltar mitgedient hatten, zur Ergänzung ſeines Gemäldes verfertigte. Elliot (der jetzige Lord Heathfield), die Generale Sir Robert Boyd, Delamotte und Green, und überhaupt achtzehn, ſowohl brittiſche als hannöveriſche Befehlshaber, bilden hier eine Gruppe, die ſich mit dem Schauſpiele der vernichteten, ſchwimmenden Batterien und der darauf folgenden Rettung der unglücklichen Feinde beſchäftigt. Unter denen, die ſich jenem menſchenfreundlichen Werke unterzogen, erkennt man den Seecapitain Sir Roger Curtis, deſſen Thätigkeit ein ſolches Denkmal verdiente. Das zweite Stück ſchildert die Ankunft der großen Flotte unter dem Admiral Lord Howe, welche den Transport von Mund- und Kriegsvorräthen im Angeſichte der kombinirten feindlichen Macht glücklich bis in den Hafen hinein leitet.

Auf den Nationalſtolz hatte Copley ſchon zuvor eine glückliche Spekulation gegründet, indem er den rührenden Tod des großen Chatham, der zuerſt den Namen Pitt durch ſein perſönliches Verdienſt verherrlichte, mit eben der knechtiſchen Wahrheit, wie hernach den Entſatz von Gibraltar, ſchilderte. Lord Chat-

ham verſchwendete im Oberhauſe die Donner ſeiner Beredtſamkeit für die Sache der amerikaniſchen Staaten gegen North's Miniſterium und verkündigte mit prophetiſchem Geiſte, was bald hernach in Erfüllung ging. Sein von Krankheit zerrütteter Körper unterlag mitten in dieſem Kampfe ſeines Geiſtes gegen die Ungerechtigkeit; er ſank ſterbend in die Arme ſeiner umſtehenden Freunde. Weder die moderne Kleidung, noch die Mäntel der Parlamentsherren könnten Theilnehmung für dieſe Scene erwecken, wenn die Geſchichte ſelbſt nicht jedem Britten ins Herz geſchrieben wäre. Um ſie von Copley's Hand vorgeſtellt zu ſehen, und ſo viele Portraite als Lords im Parlamente gegenwärtig waren, zu betrachten, eilte ganz London in die deshalb beſonders eröffnete Schauſtellung, und jetzt, da wir ſchreiben, wird der nach jenem Gemälde auf Subſcription verfertigte Kupferſtich von Bartolozzi mit fünfundzwanzig Guineen bezahlt. Der Tod des Majors Pearſon, ebenfalls von Copley gemalt, hat, wie die vorhergehenden Stücke, durch die Portraite, die darauf vorkommen, einen konventionellen Werth.

Nach allem, was wir bisher geſagt haben und etwa noch hinzufügen könnten, läßt es ſich gleichwohl nicht läugnen, daß diejenigen Zweige der Kunſt, welche dem Maler Gelegenheit geben, ſeinen innern Reichthum zu zeigen, mit Erfindung, Anordnung, Auswahl, mit Geſtalten und Farbenſchattirungen, die ſeine Phantaſie ſich vom Wirklichen abſtrahirt hätte, zu glänzen, theils vom Publikum nicht allgemein geſchätzt, theils von Liebhabern nicht geſucht, theils auch von den Künſtlern ſelbſt noch nicht mit vorzüglichem Glücke behandelt werden. In dem Grade, wie ein Gemälde ſich der bloßen Nachahmung bekannter oder beliebter Gegenſtände nähert, in dem Grade gewinnt es für die Engländer an allgemeinem Intereſſe. Die Künſtler, denen dieſe Sonderbarkeit des Geſchmacks nicht unbekannt iſt, befleißen ſich daher, die Bildniſſe ſolcher Perſonen aufzuſtellen, die durch ihre Thaten Gegenſtände des Volksenthuſiasmus geworden ſind. Elliot, der Held von Gibraltar, ward von Sir Joſhua Reynolds, von Brown und mehreren Andern nach ſeiner Wiederkehr ins Vaterland gemalt. Das von Brown verfertigte Portrait, nebſt ſeinem Gegenſtücke, welches den zweiten Commandanten der Feſtung, den ehrwürdigen Sir Robert Boyd, vorſtellt, iſt nach Spanien beſtimmt, wo man vermuthlich auch begierig iſt, die Helden, die man nicht beſiegen konnte, näher ins Geſicht zu

faſſen. Mit ähnlichem Eifer bewarb man ſich um Rodney's Bild, der von allen im letzten Kriege angeſtellten Admiralen allein den Muth, das Glück oder den guten Willen hatte, die Ehre der brittiſchen Flagge durch entſcheidende Siege zu behaupten. Einem höheren, mit Achtung und Liebe vergeſellſchafteten Ausdruck des patriotiſchen Hochgefühls widmete ſich der Maler Wheatley, indem er den Menſchenfreund Howard, in ſeinem edeln Geſchäfte, die Wohnungen des Elends und des Kummers zu beſuchen, für die akademiſche Schauſtellung ſchilderte. Die Stimme des Publikums erhebt zuweilen auch den Schauſpieler, wenn vorzügliche Talente ihn auszeichnen, zum Gegenſtand der allgemeinen Verehrung, und in ſolchen Fällen ſchmeichelt die Kunſt dem Modegeſchmacke, indem ſie das Portrait des Schauſpielers mit ſeiner glänzendſten Rolle verbindet. Hamilton erwarb ſich vielen Beifall dadurch, daß er die beinahe angebetete Siddons als Iſabella und ihren Bruder Kemble als Richard den Dritten malte. Oft iſt es ſchon hinlänglich, den Liebling des Parterre und des Theaterparadieſes, auch ohne Beziehung auf den Charakter, worin er gefiel, mit Wahrheit darzuſtellen, um theils durch ihn Celebrität zu erlangen, theils, wenn man dieſes Mittels nicht mehr bedarf, ſich ſelbſt im Namen des Volkes zu einem Pflegevater des theatraliſchen Verdienſtes zu erheben. In dieſer verſchiedenen Rückſicht beeiferten ſich Beach, Hamilton, Hoppner, Ruſſel, Wheatley und Sir Joſhua Reynolds ſelbſt, die berühmte Mrs. Wells, die das Talent der Nachahmung bis zum höchſten Täuſchungsgrade beſitzt, für das Publikum abzubilden. Bei der jüngſthin dem Präſidenten zugeſtoßenen Augenſchwäche bedauerte man nichts ſo ſehr, als daß nunmehr das Bildniß der Mrs. Billington, einer andern Lieblingsaktrice, unvollendet bleiben würde. Opie, der als Portraitmaler eine unbeſtechliche Treue beſitzt und ſich dadurch bei dem ſchönen Geſchlechte nicht immer empfiehlt, machte dem Londoner Publikum ein ſehr willkommnes Geſchenk mit dem charakteriſtiſchen Geſicht des Veteranen Macklin.

Die getreue Nachahmung der Natur bleibt immer noch ein großes Künſtlerverdienſt, auch wenn ſie mit der Erfindungskraft und dem mächtigen Triebe, die eignen Kinder der Phantaſie mit wirklicher Geſtalt und materiellem Daſein zu begaben, in keiner Verbindung ſteht. Die Nachahmungskunſt iſt vielmehr der Grund, den auch der genievollſte Künſtler bei ſeinen Bildern legen muß,

er dichte mit dem Meißel oder dem Pinſel in der Hand. Das wirklich Vorhandene muß ihm ſo geläufig ſein, ſich ſo mit ſeinem Weſen identificiren, daß er es wie ein mechaniſches Triebwerk in ſeine Theile zerlegen, und dieſe nach einer willkürlichen Veränderung oder Vervollkommnung wieder zuſammenfügen könne, zu einem völlig ähnlichen, nur zierlicheren, ſchöneren, edleren Ganzen. Jeder wahrhaft große Künſtler im heroiſchen und hiſtoriſchen Fach, muß wenigſtens Portraite malen können, wenn ſchon ſein Geiſt dieſe knechtiſche Nachbildung des Individuellen in der Natur verſchmäht und ſich nur in eigenen Schöpfungen genügt. Zu einem guten Portraite gehören in der That ſo viele weſentliche Künſtlertalente, daß wir die Vermeſſenheit derer, die ſich ohne im Beſitz derſelben zu ſein, dem Gelüſte ihrer Phantaſie überlaſſen, in keinem vortheilhaften Lichte darſtellen können. Wenn man indeſſen nach der ungeheuren Menge von Portraiten im Durchſchnitt ein allgemeines Urtheil fällen ſollte, ſo ſcheinen wohl die wenigſten Portraitmaler etwas von den Schwierigkeiten geahnet zu haben, die wir bei ihrem Geſchäfte vorausſetzen und eine Menge von Kenntniſſen bei dem Kopiren nach der Natur dürften ihnen höchſt überflüſſig und entbehrlich vorgekommen ſein. Das Wohlgefallen der Menſchen an ihrem lieben Selbſt, ſobald ſie es auf einer ausgeſpannten Leinwand erblicken, mag wohl zu dieſer künſtleriſchen Sorgloſigkeit nicht wenig mitgewirkt haben. Sir Godfrey Kneller, der deutſche Maler, den nach Lely's Tode kein anderer Nebenbuhler zum Wetteifer reizte, ward übermüthig genug, die Eigenliebe der Engländer zu mißbrauchen, ſeinen Ruhm der Gewinnſucht aufzuopfern, und eine Portraitfabrik, im eigentlichen Wortverſtande, anzulegen. Seine deutſchen Handlanger mußten an dem Bilde, wovon er lediglich die Geſichtszüge malte, alles übrige ausführen. Der eine malte die Perücke, ein anderer den Hut, der dritte den ſammetnen Rock; dieſer reichte das Gemälde einem vierten, der die Knöpfe darauf ſetzte; unter den Händen des fünften kamen die Spitzenmanchetten und das Halstuch hinzu, und ſolchergeſtalt entſtand ein Machwerk und ein Flickwerk, woran es, trotz der Aehnlichkeit der Geſichtszüge, oft unmöglich ſein mochte, das Original zu erkennen. An Mannigfaltigkeit in den Stellungen, an Wahrheit und charakteriſtiſcher Zeichnung des Körpers, an Harmonie im Ton der Farben, an Ausdruck in den Zügen, Feuer im Auge, kluge Wendung des Geſichts und Diſpoſition der Schatten und Lich-

ter, um die Aehnlichkeit ſprechender zu machen und die Seele durch ihre körperliche Hülle leuchten zu laſſen: an alle dieſe Erforderniſſe der Kunſt hatte weder der goldgierige Künſtler, noch ſein Publikum, welches ſo gern von ihm gemalt ſein wollte, je gedacht. Auch Hudſon, der nach Kneller'n den größten Zulauf hatte, gab allen ſeinen Bildern dieſelbe ruhige, zufriedne, bedeudungsleere Miene; und da er einſt ein Portrait mit einem gebieteriſch ausgeſtreckten Arm zu Stande gebracht hatte, poſaunten es ſeine Freunde und ſeine Schüler durch ganz London umher, daß Hudſon eine neue Stellung erfunden hätte. Hayman wagte ſchon einige Veränderungen, und hatte auch Anlage, wenigſtens Dreiſtigkeit genug, zum hiſtoriſchen Maler, wie man aus ſeinen Gemälden zu Vauxhall, und aus den nach ſeinen Zeichnungen verfertigten Kupferſtichen zu der großen Ausgabe von Milton's verlornem Paradieſe, zum Don Quixote und anderen Werken, noch abnehmen kann.

Allein vor Reynolds' Zeiten hatte England keinen Maler, der dieſes Namens werth geweſen wäre; ihn darf man mit Recht für den Vater und Stifter der jetzigen brittiſchen Künſtlerſchule halten, die ſeit dreißig Jahren ſo große Fortſchritte gethan hat. Als Portraitmaler wird man ihn zwar nicht mit Tizian und van Dyk vergleichen, doch auch nicht weit unter ſie ſetzen. Er hatte mehr dichteriſche Phantaſie und Feinheit als der erſte, mehr ſogar als der zweite, nur an Wahrheit übertrafen ihnen beide. Sein Geſchmack ließ ſich nicht feſſeln durch das Ungraziöſe unſerer modernen Kleidung; er drapirte ſeine Portraite mit einem ihm eigenen Sinn für Schönheit und Eleganz. In ſeinen Stellungen, in ſeinen Phyſiognomien und Beleuchtungen lieſt man eine ſeltene Gabe, das Eigenthümliche eines jeden Charakters zu entwickeln und im vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Die meiſten ſeiner Portraite ſind daher zugleich als Werke der Einbildungskraft zu betrachten, und wenn der Name des Individuums, nach welchem er malte, längſt vergeſſen iſt, wird man immer noch den Geiſt, der es beſeelte, darin erkennen. London iſt jetzt an Privatmalern von ausgezeichnetem Verdienſte wirklich reicher als jede andere Stadt in Europa. Nächſt Reynolds ſind die vorzüglichſten: Romney, Dance, Opie, Northcote, der Amerikaner Stewart, Auſtin, Beechy, Rigaud, Lawrence, Brown, Nixon, Hamilton und Hoppner. Der Tod des vorhin erwähnten Gainsborough wird noch immer bedauert; denn als Portraitmaler ſetzte man ihn dem Präſidenten an die Seite. Ein an=

derer berühmter Künſtler in dieſem Fache, der Maler Pine, ſtarb neulich in Amerika. Der beſte Miniaturmaler in England war ein Deutſcher, Jeremias Meyer, der ebenfalls im Jahre 1788, als Mitglied der Akademie geſtorben iſt; Cotes, Humphry, Sheller, Engleheart und Bowyer erſetzen dieſen Verluſt nicht völlig und nicht mit gleichem Glücke. Unter den Zeichnern in Paſtell verdient Ruſſel vorzüglich genannt zu werden, man bewunderte in den ſpätern akademiſchen Schauſtellungen ſeine Ruth und Naemi, und das mit einer Treue, die uns anekeln würde, nach der Natur kopirte Portrait einer bekannten Bettlerin. Downman iſt ein anderer Paſtellmaler, dem man bei aller Einförmigkeit ſeiner Portraite, wenigſtens einen hohen Grad von Delikateſſe nicht abſprechen kann. Zur Verzierung des Privattheaters im Palaſt des Herzogs von Richmond malte er die Bildniſſe der Herzoginnen von Richmond und von Devonſhire, der Lady Duncannon, der Lady Eliſabeth Forſter und der beiden Schauſpielerinnen Miß Farren und Mrs. Siddons, und dieſe Bildniſſe wurden in der That eben ſo viele Meiſterwerke in ihrer Art. Von eben demſelben Künſtler hat man auch eine ſchöne Zeichnung, wo Mrs. Wells und der Schauſpieler Edwin in theatraliſchen Rollen erſcheinen.

Ein weites Feld öffnet ſich dem Maler, ſobald er die idealiſchen Höhen des Schönen, und die menſchliche Geſtalt als ſeinen eigentlichen Gegenſtand verlaſſen und zu den tauſendfältigen Abſtufungen der Thier- und Pflanzengebilde hinabſteigen will. Auch in dieſer Sphäre kann die ſchöpferiſche Phantaſie des Künſtlers ſich noch thätig erweiſen und neben der treuen Nachahmung bleibt es ihr unbenommen, durch die Zuſammenſtellung der Formen, die Art des Vortrags, die Diſtribution des Lichts, ein ſchönes Ganzes zuwege zu bringen, welches ihr Eigenthum iſt und in den Theilen des Gemäldes nicht gegeben war. Für die Kunſt wäre vielleicht ſchon viel gewonnen, wenn die verſchiedenen Grenzen der Einbildungskraft bei verſchiedenen Künſtlern, von ihnen ſelbſt erkannt und ihre Kräfte folglich nicht an Verſuche verſchwendet würden, denen ſie nicht gewachſen ſind. Wie manchem Maler, der ſich erkühnte, Göttinnen und Helden auf ſeiner Leinwand hinzuzeichnen, möchten wir zurufen, daß er ſich begnügte, die individuellen Züge ſeiner Zeitgenoſſen zu kopiren, und Gedanken, die ſchon in der Natur zur Wirklichkeit gelangten, mit unverwandtem Blicke zu verfolgen, aufzufaſſen, darzu-

ſtellen! Manchem andern, der es wagte, das Meiſterſtück der Natur, den Menſchen, den Denker, nachzubilden, möchten wir wünſchen, er hätte nur thieriſche Begierden und thieriſche Leidenſchaften, mit Snyers und Hondecoeter, geſchildert! Wer endlich auch zu dieſer Darſtellung lebendiger Kräfte nicht in ſich ſelbſt Energie genug fühlt, dem bleibt die Kunſt noch übrig, an ihren entſeelten Formen ſein Talent der Nachahmung zu üben, oder die ruhigen Umriſſe von Früchten und Blumen, wie van Huyſum, durch den Zauber des Pinſels mit natürlichen Farben glühend, ſaftreich, durchſcheinend, mit friſchem Thau betropft, ins Daſein zu rufen. Man wird es nicht von uns erwarten, daß wir die Künſtler nennen ſollen, deren Genie ſich nicht über dieſe Sphäre hinwegſchwingt, nachdem wir mit Stillſchweigen bei der Klaſſe von Malern vorübergegangen ſind, die ihr Talent im Grotesken, im Darſtellen der niedrigſten Gewerbe des Lebens, oder in der Nachahmung einer Natur ſuchen, die der Zeit und der Kräfte des Künſtlers unwürdig iſt. England hat ſeinen Stubbs, deſſen Talent in lebendiger Schilderung der Thiere nie übertroffen, und ſelbſt von unſerm Ridinger nicht erreicht worden iſt. Sein Tiger, ſeine kämpfenden Roſſe und Stiere, ſind hinreichend, ihn zu verewigen, wenn auch nicht jeder Liebhaber des Pferderennens die ſprechendſten Abbildungen ſeiner Lieblingsrenner, von ihm gemalt, in ſeinen Zimmern aufbewahrte. Gilpin, deſſen Houynhms und Yahus nach Dr. Swift's bekannter Satire, wir bereits angeführt haben, verdient dieſem Meiſter, hauptſächlich was die charakteriſtiſche Schilderung der Pferde betrifft, an die Seite geſtellt zu werden. Elmer malt wildes und zahmes Geflügel mit einer Treue, die den niederländiſchen Malern in dieſem Fache auf dem Fuße folgt, und die Deutſche, Marie Moſer, ein Mitglied der königlichen Akademie, die ſich aber von Jugend auf in England gebildet hat, beſitzt im Blumenſticken eine bewundernswürdige Gabe der täuſchenden Darſtellung. Die geſchmackvollen Dekorationen einiger neuen Zimmer im königlichen Palaſt zu Windſor ſind von ihrer Hand. Ihre Figuren hingegen, zu denen ſie von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkehrt, ſind ihr jederzeit mißlungen.

Dieſe hier angeführten Namen, denen wir mehrere, nicht ganz unverdiente hinzufügen könnten, beweiſen wenigſtens, daß die brittiſche Künſtlerſchule auch in den kleinſten Nebenzweigen der Malerei etwas geleiſtet hat. Die Landſchaftsmalerei endlich wird

in England ebenfalls mit großem Glücke behandelt und beſchäftigt daſelbſt eine ſehr anſehnliche Künſtlerzahl. Die Größe des Gegenſtandes und das Mannigfaltige, welches man hier in einem Gemälde zuſammenfaſſen kann, erſetzen zum Theil, was ihm an Würde abzugehen ſcheint. Die großen Phänomene der Natur erheben die Seele des Zuſchauers; und groß iſt auch der Künſtler, der, wenn er nicht den edleren Gegenſtand der Kunſt, die allumfaſſende Menſchenvernunft, durch ihre Hülle leuchten zu laſſen vermag, wenigſtens das Regen der allgemeinen Lebenskraft im Weltall anſchaulich zu machen weiß. Was bei der Darſtellung der menſchlichen Natur uns fehlerhaft dünkt, das Haſchen nach Wirkung mit Hintanſetzung der Correktheit im Umriß, wird in der Landſchaftsmalerei das Weſentliche der Kunſt. Der Landſchaftsmaler ſchildert nur unbeſtimmtere formloſe Gegenſtände, oder ſolche, deren beſtimmtere Form durch die täuſchende Ferne verloren ging. An ihre Stelle ſetzt er Zeichen, deren Illuſion das Auge in der Natur ſchon kennen lernte, die es zu entziffern, und unter denen es, wie das Ohr unter den Lauten der Sprache die Weſen der Natur zu verſtehen weiß. Vielleicht alſo, weil hier alles Manier, oder künſtleriſche Zeichenſchrift bleiben muß, gelingt es den brittiſchen Künſtlern, den Ausdruck der Natur ſo glücklich nachzubilden und die geſchäftige Phantaſie des Zuſchauers durch Schilderungen, die ſie ſich ausmalen oder in deren Mitte ſie ſich hineinträumen kann, zu feſſeln und zu ergötzen. An die Namen berühmter engliſcher Landſchaftsmaler können wir indeſſen nicht denken, ohne zuvor einen Ausländer anzuführen, der ſeit vielen Jahren in London wohnt und wo nicht die erſte Stelle, doch unſtreitig eine der erſten in dieſem Fache behauptet. Der Elſaſſer Loutherbourg gehört in der That zu den genievollſten Künſtlern, die es jemals wagten, die Natur im Großen zu kopiren. Er war mit allen, zu dieſem Fache erforderlichen Anlagen und Talenten, vor allem aber mit einer komiſchen Laune begabt, welche ſeinen Werken auch den Beifall derer erwarb, die für die höhere Schönheit ſeiner Gemälde keinen Sinn zu haben ſchienen. Daß die äußerſte Reizbarkeit gegen jedes Mißverhältniß, ohne welche jenes ſchnelle Auffaſſen des Lächerlichen nicht gedacht werden kann, in Abſicht ſeiner ſelbſt plötzlich verſchwinden konnte, als er im Jahre 1788 ganz unvermuthet die Rolle eines Wunderthäters zu ſpielen und Taube und Blinde zu heilen begann, gehört zu jenen ſeltſamen und zugleich ſchaudervol-

len Erſcheinungen der menſchlichen Natur, deren Vervielfältigung in unſeren Tagen uns belehrt, wie nahe die ſtärkſte Spannung des Nervenſyſtems an den Wahnſinn grenzt, und wie traurig das Loos des denkenden Weſens iſt, welches befürchten muß, indem es ſeinen kühnſten Flug nun wagt, aus ſeiner leichten Sphäre zu ſtürzen und ein Spott der verächtlichen Menge zu werden, über deren Häuptern er einſt ſo hoch emporſchwebte!

Den verſtorbenen Gainsborough haben wir bereits als einen verdienſtvollen Landſchaftsmaler genannt. Seine Landſchaften hatten das Gepräge einer in dieſem Fache nur an große Gegenſtände gewöhnter Phantaſie und waren mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Einfachheit gemalt. Des bereits früher verſtorbenen Wilſon's Talente vererbten ſich auf ſeinen Schüler Hodges und wucherten bei ihm. Den Grund zu ſeinem Ruhme legte er durch ſeine Weltumſchiffung mit Cook, und befeſtigte ihn durch einen langen Aufenthalt in Bengalen, nach deſſen Endigung er im vorigen Jahre unter die Zahl der Akademiſten aufgenommen ward. Auf der langen Seereiſe um die Welt und auf der Fahrt nach Indien ward er mit dem Anblicke des Oceans bekannt und lernte ihn in allen ſeinen Geſtalten ſchildern. In ſeinem Gemälde für Boydell's Galerie hat er dieſe Kenntniß benutzt, um die ſchaurige Scene lebhaft zu verſinnlichen, wo Antigonus in Shakſpeare's Winter-Tale das Kind und den Bären findet. Die Figuren in dieſem Stücke ſind von Hamilton. Ein italieniſcher Künſtler, der in Seeſtücken eine bewundernswürdige Stärke zeigt, Domenico Serres, iſt durch ſeinen langen Aufenthalt in England gleichſam naturaliſirt; was Vernet in der franzöſiſchen Schule war, iſt Serres in der engliſchen. Die Rückkehr des Königs von Neapel von einer Seereiſe hat unter andern große Verdienſte. Das Meer wimmelt von Schiffen und Fahrzeugen, groß und klein, aufgeputzt in ihrer höchſten Herrlichkeit. An den Matroſen in den Booten unterſcheidet man die Nationen, zu welchen ſie gehören. Die allgemeine Feier, die helle, unbewölkte Luft, die Durchſichtigkeit und Flüſſigkeit des Meerwaſſers und der maleriſche Effekt eines großen Leuchtthurms machen dieſes Gemälde zu einem der vorzüglichſten in ſeiner Art. Wright in Derby iſt der Maler eines andern Elements, des Feuers nämlich und des Lichts, deſſen Wirkungen er bis zur Täuſchung nachzuahmen verſteht. Die Girandole auf der Engelsburg zu Rom, der Ausbruch des Veſuv, Feuers-

brünſte, Gewitterſcenen, Nachtſtücke aller Art und von bewundernswürdigem Effekt, erheben dieſen Künſtler zu einem Lieblinge der engliſchen Kenner. In verſchiedenen Fächern der Landſchaftsmalerei haben übrigens noch Barret, Marlow, Farrington, Sandby, Burgeß, ein entſchiedenes Talent, und wenn die Verdienſte einer Schule nach der Anzahl ihrer Zöglinge berechnet werden könnten, ſo würden wir unſere Leſer auf das jährliche Verzeichniß der akademiſchen Schauſtellung verweiſen, welches mit mehreren hundert Namen wenigſtens den Grad der Geſchäftigkeit beweiſt, worin der Geldumlauf, der Luxus, die Eitelkeit und die Liebhaberei die engliſchen Künſtler verſetzen.

Die Malerei und Zeichenkunſt ſind überdies die Lieblingsbeſchäftigungen eines großen Theils der höheren Stände, und das Dilettantenverzeichniß in England prangt mit den Namen des Königs und der Königin, der Kronprinzeſſin, der Herzogin von Marlborough, der Marquiſe von Lothian, der Miß North und vieler der angeſehnſten Perſonen. Immerhin mag man alſo beweiſen, daß die Kunſt zu ihrer Vollkommenheit in England noch weit zu ſteigen hat, der Geſchmack noch einer großen Läuterung bedarf und daß beide vielleicht, tauſend mitwirkender Urſachen wegen, nicht viel höher kommen werden: ſo iſt es wenigſtens nicht mehr zu bezweifeln, daß im Verhältniß mit den Zeitgenoſſen England allein mehr für die Aufnahme der Malerei und Bildhauerkunſt, mehr für die Bildung der Künſtler ſelbſt und die Erweckung ihres Talents leiſtet als ganz Europa zuſammen. Außer England gibt es kein Beiſpiel von jenen öffentlichen Denkmälern, wovon die ganze Nation, oder die anſehnlichſten Städte das Verdienſt ihrer Mitbürger um den Staat verewigen. Außer England ſucht man umſonſt nach Privatmännern, wie Boydell und Macklin, die mit einem regen Eifer für das allgemeine Beſte ihre Kapitale daran wagen, um die Kräfte der Künſtler zum Wettkampf aufzufordern und zur Ehre ihres Volkes edlere Kunſtwerke hervorbringen zu laſſen. Außer England endlich findet man unter den wohlhabenden Bürgern und ſelbſt unter dem Adel, ſelten einen Liebhaber der Kunſt, der ſeinen Ueberfluß dem guten Geſchmacke dienſtbar machte, der mit einer Sammlung von antiken Statuen, oder auch nur von Abgüſſen, ſeine Villa zierte, der die Werke großer Meiſter aus den ſchönen Jahrhunderten Italiens vom Untergange zu retten und in ſeinem Palaſte zuſammenzuſtellen ſuchte; ja, was ungleich auffallender iſt, außer

England ſieht man nie einen Beſchützer der einheimiſchen Kunſt, keinen Fürſten, der die Künſtler ſeines Landes beſchäftigte, der ſie zu großen Arbeiten aufmuntern, erhabene Marmorbilder von ihrem Meißel und rührende Scenen, wo Menſchengröße Beiſpiel gibt und zur Nachahmung aufruft, von ihrem Pinſel fordern möchte.

Vergebens wandern unſere Künſtler in das beneidete Italien, vergebens weiden ſie ihre Blicke an den Wunderwerken eines Raphael, eines Domenichino, eines Leonardo da Vinci, eines Giulio Romano, eines Michel Angelo, eines Bernini, eines Guido, eines Tizian, eines Corregio, eines Caracci; vergebens ſtudiren ſie den edeln Wuchs, den gliederreichen Bau des menſchlichen Körpers an jenem Volke der Sonne, wie an jenen Ueberbleibſeln des griechiſchen Meißels, dem Apoll im Belvedere, dem farneſiſchen Herkules, dem Laokoon, der mediceiſchen Venus, der Niobe und ihren Kindern: — bei der Rückkehr in ihre Vaterſtadt müſſen ſie ſich überglücklich ſchätzen, das Bildniß ihres Landesherrn entwerfen zu dürfen und mit den Portraiten jetztregierender Potentaten, gleichviel nach welchem Kupferſtich oder nach welchem Tabatierendeckel kopirt, ſeinen Audienzſaal zu ſchmücken. Unſern Mengs belohnte Don Carlos der Dritte von Spanien! Wer aber ruft die Namen ſo mancher verdienſtvollen deutſchen Künſtler aus der Obſcurität, worin ſie verſchmachten, oder zu Portraitmalern hinabſinken müſſen, durch Aufträge, die eines Malers würdig ſind, hervor? Warum gibt uns Rom und Neapel nicht unſern Trippel, unſern Hackert, unſern Tiſchbein zurück? Weil die Vergeſſenheit ein härteres Loos für den Künſtler iſt als Verbannung, weil dort das Verdienſt ſich noch der belebenden Huld Katharine'ns der Großen zu erfreuen hat.

Wir haben bisher den Nationalgeſchmack der Engländer in Sachen der Kunſt mit aller Strenge beurtheilt und ſeine Schwächen aufgedeckt. Es gibt heutiges Tages Künſtler, die ſich über die Sphäre der brittiſchen Schule hinausgeſchwungen haben; es gibt in Deutſchland ſelbſt, und wie viel mehr noch in Italien! — Liebhaber und Kenner von richtigerem, ächterem Gefühl als der große Künſtlerhaufe in London es beſitzt. Allein von Ausnahmen kann hier nicht die Rede ſein. Es kommt darauf an, den Sinn für das Vollkommene der Kunſt im Durchſchnitt des ganzen Volkes und ohne Rückſicht auf beſondere Klaſſen mit dem Kunſtſinne des Auslandes, oder namentlich (weil doch

kein Volk ſich jetzt ſo dreiſt wie das deutſche Schriftſtellervölkchen die Richtermiene anmaßt) mit deutſchem Kunſtſinn zu vergleichen. Fragen wir den Einwohner von London, welches neue Kunſtprodukt ſeiner Landsleute ihm am beſten gefällt; ſo wird er uns hundert für eins zu nennen wiſſen, die er geſtern im Vorbeigehen an den Fenſtern der Bilderladen begaffte: wir fragen in allen unſern Hauptſtädten und man zeigt uns die Fratzen irgend eines Taſchenkalenders. Doch wir müſſen billig ſein, nach unſerer Periode des nürnbergiſchen und augsburgiſchen Geſchmacks kann auch dieſe Spielerei ſchon ein Fortſchritt heißen. Wenn deutſcher Patriotismus einſt ſo warmen Antheil an vaterländiſchen Helden, Staatsmännern und Menſchenfreunden nehmen wird, wie das brittiſche Volk an den ſeinigen, dann wird auch der Name des Künſtlers, der ihre Thaten oder ihre Geſichtszüge verewigen kann, denſelben Grad der allgemeinen Achtung erlangen, den wir jetzt an den Zeichner fremder oder erdichteter Handlungen in den beliebten Monatskupferchen und in den Titelblättern unſerer genie-witzreichen Moderomane verſchwenden.

Denſelben Gegenſtand, welchen der Bildhauer mehreren Sinnen zugleich darſtellen kann, deſſen Erſcheinung ſchildert der Maler dem Auge ganz allein; und hierin liegt vielleicht ein Grund, weswegen es dem erſteren ſo viel ſchwerer wird, alle Forderungen zu befriedigen. Wenigſtens gilt die Analogie bei einer dritten Kunſt, welche mit der Malerei in einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht, wie dieſe zur Bildhauerei, und von der es zweifelhaft iſt, ob ſie der Bildung des guten Geſchmacks mehr Vortheil als Nachtheil gebracht haben kann. Die Erfindung, durch Abdrücke von einer Kupfertafel, auf welcher man Zeichnungen eingräbt, die Werke des nachahmenden Pinſels zu vervielfältigen, ſcheint in der That um ſo viel leichter einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, als bei derſelben die Schwierigkeit der Farbenmiſchung wegfällt und Licht und Schatten nur als Modificationen der allgemeinen Behandlungsart hervorgebracht werden. Was aber durch die Kupferſtecherkunſt an allgemeiner Verbreitung der Hauptideen des Malers gewonnen werden mag, das und noch mehr verliert man wieder, ſobald die leichte und wohlfeile Befriedigung der Dilettanten durch gutgeſtochene Blätter ſie gegen das höhere Verdienſt des Malers gleichgültig macht, oder wohl gar, wie jetzt, zumal in England, ſo häufig der Fall iſt, den Maler zwingt, nur mit Rückſicht auf den Grabſtichel

zu arbeiten, und nur von dieſem die Verewigung ſeines Namens zu hoffen. England iſt jetzt der Hauptſitz der Kupferſtecherkunſt, indeß die Spuren ehemaliger Präeminenz in dieſem Fache ſich allmälig bei andern Völkern verlieren und Deutſchland erſt anfängt, ſich von neuem darin hervorzuthun. Durch den ungeheuren Vertrieb der engliſchen Kupferſtiche, ſowohl in als außerhalb Landes, erlangen wir einen anſchauenden Begriff von der erſtaunenden Aktivität, womit die Malerei zu dieſem Endzweck in England betrieben wird, von dem Grade ihrer Vollkommenheit, von der Ausbreitung der Kunſtliebhaberei über jene Inſel und von der Anerkennung des brittiſchen Kunſtalents auch im übrigen Europa. Ohne die Ausländer, an deren Spitze ſich Francesco Bartolozzi ſeit 1765 befindet, und ohne die Landkartenſtecher zu zählen, die es in der Kunſt, Buchſtaben in Kupfer zu graben, den Künſtlern aller andern Nationen zuvorthun, arbeiten jetzt in England ungefähr ſiebzig Meiſter in der Kupferſtecherkunſt. Die Söldner der Buchhändler, die Vignettenſtecher, die Subalternen aller Art, kommen hier noch, wie billig, nicht in Anſchlag. Mit dieſen und den Lehrlingen dürfte leicht die Zahl der Kupferſtecher in England bereits auf dreihundert und darüber angewachſen ſein.

In einer ſo zahlreichen Zunft finden ſich allerdings die ſämmtlichen Schattirungen zwiſchen dem bloßen Handwerker und dem wahren Künſtler von Einſicht und Gefühl. Da indeſſen der Kupferſtecher nur nachempfinden muß, was die Phantaſie des Malers, ſein Geiſt und Herz auffaſſen und darſtellen konnte; da er eigentlich nicht zu erfinden, ſondern nur mit Verſtand und Wahrheit nachzuahmen hat, was bereits in ſeinem ganzen Zuſammenhange vor ihm liegt, wobei es ſodann zunächſt auf die Richtigkeit des Augenmaßes, die Geſchicklichkeit in mechaniſchen Handgriffen, auf anhaltenden Fleiß und ſtets geſpannte Aufmerkſamkeit ankommt: ſo begreift man leicht, daß es der Betriebſamkeit des Britten vor andern gelingen müſſe, in dieſer Kunſt den Gipfel der Vollkommenheit zu erſteigen, ſobald die Früchte der Anſtrengung erringenswerth ſind. Dieſes müſſen ſie aber wohl in einem Lande ſein, wo Bartolozzi für eine einzig Platte eine Summe von 6000 Thlr. erhielt, die ſo mancher deutſche Künſtler und Gelehrte zufrieden wäre, ſeine ganze Habe zu nennen.

Bartolozzi iſt unſtreitig einer der größten und zugleich der

fleißigſten Künſtler in dieſem Fache; gleich vortrefflich in mehreren Manieren und im Zeichnen ſo geübt, daß nicht ſelten die Mängel des inkorrekten Gemäldes, nach welchem er arbeitet unter ſeiner Behandlung im Kupferſtich verſchwinden, oder wenigſtens gemildert erſcheinen. Durch die große Anzahl der von ihm gebildeten, geſchickten Zöglinge verdient er mit Recht ein Stifter der engliſchen Kupferſtecherſchule genannt zu werden; auch gehört er zu den älteſten Mitgliedern der königlichen Kunſtakademie. Seine Talente ſind unter Kennern und Liebhabern außerhalb England hinlänglich bekannt; wir wollen uns alſo nur begnügen, einige ſeiner neueſten Werke anzuführen, die er entweder ganz allein, oder zum Theil mit Hülfe ſeiner zahlreichen Lehrlinge vollendet hat. Das wichtigſte für den Nationalſtolz der Engländer iſt der Tod Chathams, von Copley gemalt, den wir bereits oben angeführt haben: ein ſehr großes Blatt, deſſen gute Abdrücke ſchon jetzt mit hundertundfunfzig Thalern das Stück bezahlt werden. Mit dem Stiche der hiſtoriſchen Gemälde deſſelben Meiſters in Guildhall, welche den Entſatz von Gibraltar betreffen, iſt er noch jetzt beſchäftigt. Außerdem aber lieferte er im vorigen Jahre noch die Bildniſſe des Lords Lansdowne und Ashburton, dieſes nach Reynolds und jenes nach Gainsborough; den Tod des Sir Philipp Sydney nach einer Zeichnung des verſtorbenen Mortimer, zwölf geätzte Blätter nach Skizzen von ſeinem verſtorbenen Freunde Cipriani; zwei Scenen aus Fielding's Roman, Joſeph Andrews, nach Hearne; Edward den Prinzen von Wallis, der ſeinem Vater König Edward dem Dritten, ſeinen Gefangenen, den König von Frankreich nach der Schlacht bei Poitiers vorſtellt und die erſte Niederlaſſung der Sachſen in Brittannien unter Vortigern und Rowena, beide nach Rigaud's Gemälden; ferner das Bildniß Lord Heathfield's und fünf kleine, ovale Portraite von bekannten Perſonen. Ferner übernahm er noch den Stich des Hamilton'ſchen Kemble in der Rolle Richard's des Dritten, des Bacchus, der die Nymphen lehrt, nach der Angelika Kauffmann und neuerlich das Bildniß der Mrs. Billington nach dem nunmehr vollendeten Gemälde des Sir Joſhua Reynolds. Allein es iſt Zeit, daß wir einige der berühmteſten engliſchen Kupferſtecher nennen, einen Sir Robert Strange, den der König im vorigen Jahr zum Ritter ſchlug, einen Woollet, unſterblich ſchon allein durch ſeinen nach Weſt's Gemälde geſtochenen Tod des General Wolfe; ferner Sharpe, Hall, Sherwin, Byrne, Pouncy, Baſire,

Caldwall, Simon, Ogbourne, Legatt, Fittler u. a. m., die ſich des Grabſtichels und Scheidewaſſers bedienen.

Von der ſogenannten ſchwarzen Kunſt oder Mezzotinto, die man mit mehrerem Rechte die engliſche Manier zu nennen pflegt, indem ſie vorzüglich von engliſchen Künſtlern gewählt und vervollkommnet worden iſt, bleiben die Werke des John Raphael Smith, der beiden Green, und der Kupferſtecher Dixon, Dickinſon, Facius, Pether, Jones, Watſon, Pollard, Earlom, Burke, Collyer, Dupont und Hayward vortreffliche Monumente. In Aquatinta oder der neuen Erfindung, getuſchte Zeichnungen im Kupferſtiche nachzuahmen, ſteht Sanby unerreichbar an Weichheit und trefflich nüancirtem Chiaroscuro. Der Maler Barry, der Kupferſtecher Jukes, die Geſchwiſter Green und kürzlich Mrs. Preſtell haben ſich ebenfalls mit gutem Erfolg darin verſucht. Von der letzteren hat man einige Blätter, welche Cook's dritte Reiſe erläutern, nach Zeichnungen des ſchweizeriſchen Künſtlers Weber, der ihn auf dieſer letzten Fahrt begleitete. Gilpin's herrliche Ausſichten in Weſtmoreland, in Schottland und an den Ufern des Wyefluſſes, ſind ebenfalls in dieſer angenehmen Manier. Die punktirte Kupferſtecherei, das Opus mallei, iſt vorzugsweiſe in den Händen engliſcher Künſtler. Man erinnert ſich hier gewiß der ſchönen Arbeiten, die der unglückliche Ryland nach den gefälligen Bilderchen der Angelika zu verfertigen pflegte. Die vorhin erwähnten ſechs Paſtellgemälde von Downman konnten nicht größere Bewunderung erregen, als die darnach vollendeten Kupferſtiche in dieſer Manier, wo Bartolozzi, Burke, Collyer, Tomkins und Miß Karoline Watſon mit einander einen rühmlichen Wettſtreit hielten und ſich ſelbſt zu übertreffen ſchienen. Unter den kürzlich erſchienenen Kupferſtichen können wir ein ſchönes Blatt von Young nicht unberührt laſſen, welches eine Scene aus Garrick's kleiner Poſſe, Lethe, nach Zoffani's Gemälde darſtellt und worin der Schauſpieler Parſons in ſeiner komiſchen Karrikatur erſcheint. Dupont's Bildniß von Lord Rodney, nach Gainsboroug's Gemälde; die Schauſpielerin Siddons von Hayward nach Reynolds, Sharp's Portrait des berühmten Wundarztes John Hunter und ein Blatt deſſelben Meiſters nach Michel Angelo; Hall's, Collyer's und Sharp's drei Ovale nach Stothard, welche ſich auf den Roman the Sylph and Emma beziehen; Green's Königin Eleonora oder die Geburt Edward's, des erſten Prinzen von Wallis, und deſſen Königin Philippa,

welche für die Bürger von Calais bittet, ein paar treffliche Stiche in ſchwarzer Kunſt; Earlom's zwölf Blätter nach Cipriani; Stapier's Kleopatra auf dem Cydnus, dem Mark Anton entgegen ſchiffend; die niedlichen Ausſichten von engliſchen Landhäuſern, von Angus; die Schraffirungen nach ſeltenen Zeichnungen in Irelands Sammlung; Burke's Prinz von Wallis nach Cosway's Miniaturgemälde und die von George Townley Stubbs nach dem berühmten Maler Stubbs vortrefflich gearbeiteten kämpfenden Roſſe und Stiere, verdienen unter andern Produkten der neueſten Kunſt erwähnt zu werden. Um den Begriff von der Kunſtliebe der Engländer, insbeſondere für Kupferſtiche, zu ergänzen, denke man ſich noch den Luxus dieſer Nation in den Verzierungen ihrer Bücher hinzu; man erinnere ſich an Bell's prächtige Ausgabe des Shakſpeare, an welcher Cipriani mit andern geſchickten Malern und Bartolozzi mit den beſten Kupferſtechern gearbeitet haben, und man betrachte endlich noch die Kupferſtiche, welche mit Cook's Reiſebeſchreibungen erſchienen, dieſe Denkmäler der Pracht und Großmuth des brittiſchen Volks.

Was die Kupferſtecherkunſt für die Vervollkommnung der bildenden Künſte Nachtheiliges wirkt, indem ſie ihnen die Aufmunterung des Publikums entzieht, müſſen wir um des Vortheils willen, daß ſie den Geſchmack an beſſeren Kompoſitionen allgemeiner verbreitet, ſchon hingehen laſſen. Allein die geſchäftige Induſtrie bleibt freilich nicht immer in dieſen Grenzen ſtehn, oft, vor lauter Begierde, ſich nach dem Eigenſinne der Mode zu bequemen und zugleich des eigenen Vortheils wahrzunehmen, verfällt ſie auf Erfindungen, welche nicht einmal jene Entſchuldigung für ſich haben und vielmehr dem Kunſtgefühl Vernichtung drohen. Zu dieſen Mißbräuchen gehört das in England jetzt ſo gewöhnliche Gewerbe, die Kupferſtiche mit Oel- oder Waſſerfarben zu illuminiren; und irren wir nicht ſehr, ſo dürfte die wichtige Erfindung des Quäkers Joſeph Booth, Oelgemälde um einen wohlfeilen Preis zu vervielfältigen, die eine ſogenannte polygraphiſche Societät dem Publikum nicht dringend genug empfehlen kann und wovon ſie die Proben bereits zum dritten Mal zur Schau geſtellt hat, der ächten Kunſt eben ſo wenig Vortheil bringen. Dieſer Polyplaſiasmus, wie man ihn nennt, wird mit Hülfe des Pantographs bewerkſtelligt, und zuletzt wird jede Kopie mit dem Pinſel aus freier Hand retouchirt und vollendet. Man beruft ſich dabei laut auf das Zeugniß der Kenner, die

das Original von dem Abdrucke nicht haben unterſcheiden können, ohne zu bedenken, daß man nach einem ſolchen Ausſpruche berechtigt wäre, entweder den Scharfſinn dieſer vermeinten Kenner, oder den Werth der ſo vervielfältigten Originale in Zweifel zu ziehen. Daß die gekleckten Sudeleien manches Artiſten, wo es auf das mehr und weniger der hingeworfenen Farbenmaſſen nicht ankommt, auch in der Kopie noch ihren Ausdruck und ihre Wirkung, wenn es anders erlaubt iſt dieſe Worte hier zu mißbrauchen, unverändert beibehalten können, läßt ſich begreifen; allein wir möchten den Corregio, den Tizian, den van Dyk wohl ſehen, den die Gemäldefabrik des Meiſter Booth geliefert hätte.

Nicht viel reizender iſt die Ausſicht, welche die in England ſo beliebte Karrikatur eröffnet. Wenn die Künſte, zufolge einer glücklichen Allegorie des Philoſophen Hemſterhuis, ihren Urſprung den Göttern verdanken, die ſich mit den Seelen der Sterblichen vermiſchen, ſo entſprang gewiß, wie er ſehr ſchön hinzufügt, dieſes traurige Talent den Mängeln und Verunſtaltungen der Natur nachzuſpüren und die Bitterkeit des Herzens an Ungeheuern zu weiden, aus der unzüchtigen Umarmung irgend einer ſtygiſchen oder ägypaniſchen Gottheit. Die Satire des Malers iſt zwar mit der des Dichters genau verwandt und in England fließen beide aus jener glücklichen Verfaſſung, wo jedweder Bürger ein lebhaftes Intereſſe an den politiſchen Auftritten nimmt und die Handlungen der Diener des Staats ein Gegenſtand der ſtrengſten öffentlichen Sichtung bleiben müſſen. Allein es gibt deſſen ungeachtet einen ſehr weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden Gattungen der Satire. Mit der dichteriſchen verträgt ſich die höchſte Vollkommenheit der Kunſt: die Elemente, aus welchen ſie ihre Bilder zuſammenſetzt, ſind logiſch richtig; ihre Anordnung kann ryhtmiſch und ſonſt poetiſch ſchön und vollkommen ſein. Die zeichnende Satire hingegen beleidigt die Grundregeln der Kunſt durch jeden unedeln oder verzerrten Zug; ſie ſündigt wider das Ebenmaaß, wider die Schönheit, wider ein jedes Gefühl, das den Urſtoff zu dieſen Begriffen in ſich trägt. Betrachtet man ſie auch in ihren heilſamen Wirkungen als eine Geißel, welche die Thoren züchtigt und den Verbrecher den Lohn ſeiner Unthaten anticipiren läßt, ſo hat ſie doch auch hierin den großen Fehler, daß ſie in ihren Strafen kein Verhältniß beobachtet, und beide, den Gegenſtand, den ſie belächeln, ſowie jenen,

den ſie zertreten ſollte, nur verächtlich macht. Endlich, wie ein jeder Mißbrauch zur ergiebigen Quelle des Uebel wird, ſo bringt auch dieſer das Ungeziemende in ſeinem Gefolge, daß die tadelhafte Handlung von der Perſon nicht getrennt, ja jene nur vermittels dieſer geſchildert werden kann, wodurch Satire ſich unfehlbar in Pasquill verwandelt.

Wenn man, gerüſtet mit dieſer Theorie, ſich in das Gewühl der Menſchen wirft, die vom frühen Morgen bis in die Nacht die Straßen der lärmenden Hauptſtadt durchſtrömen, wenn man ſie an den Kupferſtichladen zu allen Stunden des Tages in großen Haufen, die ſich immer wieder ergänzen, verſammelt ſieht, um die neueſten Erfindungen eines Bunbury oder Gillray anzugaffen; wenn man endlich der Verſuchung nachgibt, mit prüfendem Blicke den Gegenſtand zu betrachten, der das geſchäftige Volk in ſeinem raſchen Gange aufzuhalten und hier zu feſſeln vermag: alsdann, — welcher Zauber iſt es, der plötzlich die Falten der Stirne zertheilt und Aug' und Mund zum Ausdruck des heitern Wohlgefallens ſpannt? Dem treuherzigen Volk und dem ſchalkhaften Satyr des Künſtlers möchte man zurufen, daß ſie ſich immerhin an dieſen Ausgeburten des leichtfertigen Witzes und der gutmüthigen Laune ergötzen dürfen. Die heilſame Erſchütterung des Zwerchfells ſcheint die Hauptabſicht der engliſchen Karrikatur zu ſein, wodurch die Sittlichkeit und ſelbſt die Kunſt wohl ſchwerlich mehr gefährdet werden als durch Harlekins und Pantalons Erſcheinung auf der Bühne und deren Macht, die Lache des wohlgenährten Volkes zu erregen. Bei einem ärmeren Blute, ſchärferen Säften, bitterer Galle, bleibt dieſes Mittel unwirkſam und der Witz ſchal, der nicht von Bosheit trieft. Es gibt allerdings auch boshafte engliſche Karrikaturen; allein dieſe ſind für den Horizont eines kleinen leidenſchaftlichen Kreiſes berechnet und befriedigen nicht den allgemeinen Geſchmack. Die jetzigen Satirenzeichner liefern auch gewöhnlich keine abſichtliche Sittengemälde in Hogarth's Manier, wo Beobachtungsgeiſt und Kenntniß des Herzens reichen Stoff zum Nachdenken geben. Sie ſuchen vielmehr den Ereigniſſen des Tages, die jedermann im Munde führt, eine luſtige Seite abzugewinnen, und mit dieſer nähren ſie noch einen Augenblick länger die gute Laune des gemeinen Mannes. Der Franzoſe, welcher bei dem Fauſtkämpfer Humphries eine Lehrſtunde nimmt, iſt zum Beiſpiel ein Entwurf, der die vis comica, welche auf

brittiſche Nerven wirken ſoll, in vollem Maaße enthält. Der Redner Burke mit einer magiſchen Laterne, iſt ein anderer glücklicher Einfall. Hier zeigt er zweien Lords einen bengaliſchen Floh zum Berge vergrößert und mehrere geringfügige Gegenſtände in Ungeheuer verwandelt, in Anſpielung auf die Hyperbeln ſeiner Anklage des ehemaligen Generalgouverneurs Haſtings. Die Miniſter und ihre Handlungen ſind aber das Hauptziel wogegen dieſe Pfeile des Künſtlerwitzes gerichtet werden; vorzüglich iſt man in abentheuerlichen Vorſtellungen des Staatsminiſters Pitt und des bekannten Oberaufſehers der oſtindiſchen Compagnie, Dundas, beinahe unerſchöpflich. Man hat es immer bemerkt, daß der Kitzel, welcher den Witzling antreibt, ſeine Einfälle an Mann zu bringen, ſich durch die Erwägung des Schicklichen nicht zügeln läßt; über den Sinn für das Lächerliche geht das Gefühl der Menſchlichkeit oft verloren. Die häufigen Karrikaturen, welche während der Krankheit des Königs erſchienen und den Parteigeiſt auf die unanſtändigſte Weiſe nährten, ſind neue Belege dieſes Satzes. Wie verächtlich wird die Moralität eines Menſchen, der die Zerrüttung der Organiſation mit ihrem Mißbrauche verwechſeln und über jene nicht weniger als über dieſe ſpotten kann! Um den ächten Gehalt des Witzes dürfte es auch dann etwas mißlich ſtehen, wenn die Vorſtellungen bis zur Länge von ſechs Fuß gedehnt werden, wie es mit dem ſogenannten langen Menuet, dem Cotillon und der Fortpflanzung der Lüge der Fall iſt. Dieſe Stücke enthalten zwar eine launige Darſtellung von Charakteren, die der Natur treu nachgezeichnet ſind; allein auf den ungeheuren Dimenſionen der Platte kann nur der Müßiggänger aus langer Weile ein Treibjagen nach luſtigen Einfällen anſtellen. Daß der Erfinder dieſer Karrikaturen, Bunbury, ein Gentlemann iſt, der als Dilettant blos für ſeinen Zeitvertreib arbeitet, entſchuldigt im Grunde wenig. Wenn Englefield, ein bekannter Zeichner und Kupferſtecher, der das Unglück hatte, ohne Arm und Beine geboren zu werden, etwas in ſeiner Art Unvollkommenes lieferte, ſo wäre es ihm eher zu verzeihen. Dieſer arme Teufel verdiente noch unter den Beiſpielen der brittiſchen Induſtrie erwähnt zu werden, da eine beſondere Stärke des Geiſtes dazu gehört, bei einer ſo verunglückten Organiſation ſich lieber Fertigkeiten zu erwerben, als von der Schauſtellung ſeines Körpers leben zu wollen. Wie weit müßten es geſunde, vollkommen gebildete Menſchen nicht

bringen, wenn der Trieb ſie beſeelte, der in dieſem Krüppel ſo mächtig ward?

Die Grenzen der Perfektibilität, ſagt ein vortrefflicher deutſcher Schriftſteller, kennen wir ſo wenig, als die der Anlagen im Menſchen; und könnte man hinzufügen, oft kommt es nur auf die rechte Triebfeder an, ſo beginnt eine bis dahin ſchlafende Kraft zu wirken. Noth, ſagt das Sprichwort, iſt die Mutter der Erfindung; aber Begierde iſt ihre Amme und Leidenſchaft ihre Erzieherin. Dies iſt auch der Gang der Induſtrie. Iſt ihr erſter Endzweck, die Erhaltung, erreicht, ſo erwacht erſt ein höheres Beſtreben, und dieſes füllt allmälig die ganze Seele, je näher es dem Ziele kommt. Nirgends erſcheint aber die Induſtrie unter ſo mancherlei Geſtalten als in London, auf dem großen Schauplatze, wo die ſeltenſten Fähigkeiten ſich entwickeln und zur Reife gelangen. Eine Gattung, die wir hier im Sinne führen — denn ſie veranlaßte dieſe Reflexionen — iſt die im vorigen Jahre verſchiedentlich wiederholte Schauſtellung von muſikaliſchen Kindern. Der junge Crotch aus Norwich machte bereits im Jahre 1777 großes Aufſehen. Jetzt erſchienen zu gleicher Zeit zwei Brüder, Namens Bryſon, aus Newcaſtle gebürtig, von denen einer fünf, der andere nur zwei Jahre alt war, als Virtuoſen auf der Orgel und dem Pianoforte. Der ältere beſaß dabei im Dambrett eine ſolche Stärke, daß wenig Spieler in London ſich mit ihm meſſen konnten. Einige Monate ſpäter trat aber eine kleine dreijährige Miß Hoffmann auf, die alle ihre Vorgänger übertraf. Sie war Meiſterin auf dem Flügel, dem Pianoforte und der Orgel, und berührte dieſe Inſtrumente mit der Dilikateſſe (ſagt unſere Urkunde) eines Haydn oder eines Juſt. Wenn auch dieſes Lob ein wenig übertrieben wäre, ſo iſt es doch immer merkwürdig genug, daß ſie die ſchwerſten Stücke ohne Anſtoß ſpielte, zu einer Zeit, wo ſie kaum erſt ſprechen gelernt hatte. Vielleicht würden dieſe Beiſpiele von muſikaliſchen Kindern noch häufiger vorkommen, wenn die Hoffnung, etwas damit zu gewinnen, die Aufmerkſamkeit der Erwachſenen mehr darauf richtete. Oder gibt es irgend einen geheimen Kunſtgriff, den Kindern die Tonkunſt anzuzaubern, der nur den Eingeweihten bekannt iſt; etwa eine muſikaliſche Desorganiſation?

Wie das Wohlgefallen an der Muſik in einem gebildeten Volke zum herrſchenden Geſchmack und ſogar zur Leidenſchaft

werden könne, iſt ſchon begreiflicher. Nie hatte dieſe Kunſt in England eine glänzendere Epoche. Händel's Gedächtnißfeier, die einer Apotheoſe nicht unähnlich ſieht, die italieniſche Oper, die großen Muſiken im Pantheon, alles iſt prächtiger als je zuvor; und mit dem Herzoge von Buckingham hat ſich der Enthuſiasmus auch über Irland verbreitet. Man iſt bereits verwöhnt genug, um kein Concert mehr hören zu wollen, wo das Orcheſter nicht wenigſtens aus dreihundert Künſtlern beſteht. Dem Sänger Marcheſi zahlten die Entrepreneurs der italieniſchen Oper für einen Winter funfzehnhundert Pfund Sterling, nebſt dem Gewinn einer Vorſtellung, freiem Tiſch und freier Equipage. Die Mara und die Storace wurden verhältnißmäßig eben ſo königlich von dieſem Volke von Königen belohnt. Noverre erhielt zum erſten Male in England das daſelbſt ganz ungewöhnliche Zeichen des Beifalls, daß er vom Publikum herausgerufen ward, nachdem Veſtris ſein neues Ballet, Cupido und Pſyche getanzt hatte. Die Symptome zeugen von etwas mehr als bloßer Modeſucht; ſie bezeichnen uns den Reichen und Großen, der Langeweile hat und die Spannung einiger Augenblicke nicht theuer genug bezahlen kann; ſie ſchildern die unnatürliche Weichlichkeit, zu welcher die Völker auf der höchſten Stufe der Kultur, durch Ueppigkeit und ſchwelgenden Genuß entarten. Es iſt wahr, wir empfinden mit dem Ohre wie mit dem Auge Harmonie der Töne wie Harmonie der Farben und Geſtalten; das Vollkommene bringt in unſern innerſten Sinn und verſchmelzt ſich mit ihm, gleichviel durch welches äußere Werkzeug es aufgefaßt ward. Dennoch ſind wir unabhängiger durch das Geſicht, als durch das Gehör; denn das Auge umfaßt einen mannigfacheren Umfang von beſtimmteren Verhältniſſen der Dinge, und mit Hülfe deſſelben dringen wir gleichſam tiefer in ihr Weſen hinein. Die Erſchütterungen durch das Gehör ſind auch in demſelben Maaße gröber und unbeſtimmter als die durch die Sehnerven, wie das Medium der Luft körperlicher iſt als jenes des Lichts. Dunkle, leidenſchaftliche Gefühle des Tonkünſtlers berühren unſer Ohr in verſchiedenen Folgen von Tönen; dunkle, leidenſchaftliche Gefühle widerhallen in unſerm Sinn. Plato hielt daher die Muſik für gefährlich, und insbeſondere verbannte er die weiche, lydiſche Tonart aus ſeiner Republik. Minder ſtreng als der für Tugend ſchwärmeriſche Philoſoph, erkennt unſer Zeitalter den Werth einer jeden Leidenſchaft, und ſicher in ſeiner Abſpannung, beſorgt

es keine gewaltſame Wirkungen von dem Reize der Muſik. Wollüſtiges, ſchmachtendes, hinſterbendes Girren, vorgetragen mit dem Silberton eines Entmannten, mehr braucht es nicht, um ohnmächtige Nerven zu einem ſchnell vorüberfliehenden Entzücken zu kitzeln.

Dieſe Muſik wird indeſſen verhältnißmäßig nur von Wenigen geſchätzt; der allgemeine Geſchmack iſt männlicher und die Vorliebe für Händel beweiſt es ſchon. Das Volk in England iſt nicht muſikaliſch, und ſeine Nationalmuſik, wenn anders die Gaſſenlieder dahin gerechnet werden dürfen, iſt keineswegs zu rühmen. Seit der Einführung der deutſchen und italieniſchen Muſik fehlt es zwar nicht an gründlichen Kennern, wovon der bekannte Dr. Burney als Beiſpiel genannt werden kann; allein die einheimiſchen Tonſetzer ſind noch ſelten und eben nicht ſehr berühmt. Wenn man bedenkt, durch welche Aufopferungen von mehr als einer Seite dieſer Ruhm mehrentheils errungen wird, ſo ſteht man wenigſtens an, ob man den Britten über dieſen Mangel Vorwürfe machen, oder ob man ihnen dazu Glück wünſchen ſoll. Die Namen Arne, Shields, Dibdin, Arnold, Jackſon ſind indeſſen nicht ohne muſikaliſches Verdienſt, und es gibt unſtreitig mehrere Künſtler in dieſem Fache, deren Kompoſitionen auch vor ausländiſchen Richtern Gnade finden würden. An muſikaliſchen Seltenheiten fehlt es nicht; Billington ſetzte Young's Nachtgedanken in Muſik, und ein zweiter Tonſetzer, deſſen Excentricität anderweitig bekannt iſt, der reiſende Twiß beſchenkte das Publikum mit zwölf neuen Tänzen, die ſo poſſierlich wie ihre höchſtpoſſierlichen Ueberſchriften lauten. Bei der allgemeinen Sitte, die Muſik als einen Theil der guten Erziehung anzuſehen, konnte es auch nicht fehlen, daß ſowohl Sänger und Sängerinnen als auch Virtuoſen auf verſchiedenen Inſtrumenten ſich in England bildeten, die zuweilen den Ausländern an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Harriſon durfte ſich im Pantheon neben Marcheſi hören laſſen; Kelly und Mrs. Billington werden in ganz London mit Entzücken genannt; Linley behauptete ſeinen Platz unter den geſchickteſten Violiniſten, und Crosdill iſt Meiſter auf dem Violoncell.

Die ſchwärmeriſche Neigung des Adels zur italieniſchen Muſik, verbunden mit der Prachtliebe, die ſich jetzt auch bei der Verzierung der Hauptſtadt mit anſehnlichen Gebäuden geſchäftig erweiſt, führten vor einiger Zeit zu einem großen Entwurf, ein

neues Opernhaus zu erbauen. Der Adel hatte bereits, wie man verſichert, fünfundzwanzigtauſend Pfund Sterling dazu ſubſcribirt, als das bisherige Gebäude ein Raub der Flammen ward, und die Unmöglichkeit, die Vorſtellungen fortzuſetzen, jenen Plan für jetzt wieder zernichtete. So glänzend das Zeitalter eines Jones und Chriſtoph Wrens für die Baukunſt in England geweſen iſt, ſo ſcheint ſie doch noch jetzt mit glücklichem Erfolge daſelbſt ſtudirt zu werden. Wyatt, der Architekt des Pantheons, die Gebrüder Adam, Sir William Chambers, der den neuen Sommerpalaſt erbaute, Dance, Taylor, Carr, Sandby, Dawkins, Hurſt, Payne und einige Andere ſind durch ihre Werke in= und außerhalb London als Männer von Geſchicklichkeit und Einſicht bekannt. Einer von dieſen Künſtlern, Sir Robert Taylor, ſtarb im November des letztverfloſſenen Jahres. Er war anfänglich ein Bildhauer, und man zeigt mehrere Stücke von ſeiner Arbeit, unter andern die Bildſäule der Brittannia in der Bank von England und ein Basrelief im Fronton des Manſionhauſes. Als Baumeiſter erwarb er ſich aber weit größeren Ruhm und zugleich ein Vermögen von hundertundachtzigtauſend Pfund Sterling (mehr als eine Million Thaler). Die geſchmackvollen Zuſätze zum Bankgebäude ſind ſein größtes und Asgill's Villa zu Richmond ſein ſchönſtes Werk.

Das Parlament ſorgt zuweilen ſelbſt für die Verſchönerung der Stadt durch die Baukunſt; noch kürzlich bewilligte es 6000 Pfund Sterling zur Reparatur der von Inigo Jones erbauten kleinen Paulskirche in Conventgarden. Zu gleicher Zeit erneuerte die Stadt London ihr altes Rathhaus, Guildhall, jedoch mit Beibehaltung der gothiſchen Architektur, aus Ehrfurcht für das graue Alterthum. Das Mauſoleum des Marquis von Rockingham, welches ihm jetzt auf ſeinem ehemaligen Landſitze Wentworth errichtet wird, iſt eins der ſchönſten Gebäude des Baumeiſters Carr, und von vortrefflichem Effekt. Auf ein doriſches Erdgeſchoß folgt das mittlere korinthiſche, und über dieſem auf zwölf römiſchen Säulen die Kuppel. Inwendig hat es zu ebener Erde ein Gewölbe auf zwölf doriſchen Säulen ruhend, mit Statuen berühmter brittiſcher Staatsmänner, worunter auch die des Marquis, des Sir George Saville u. a. m. befindlich ſind. Im mittleren Geſchoſſe, welches neunzig Fuß hoch iſt, ſteht nach antiker Art ein prächtiger Sarkophag.. Ein zweites Mauſoleum wird jetzt von dem Architekten Wyatt für Lord Darnley zu Cob=

ham errichtet. London kann ſich weder in Abſicht der öffentlichen noch der Privatgebäude mit Italien meſſen; ſogar Paris iſt an Paläſten ungleich reicher, wenn es gleich keine Paulskirche aufzuweiſen hat. Allein der brittiſche Adel glaubt ſich nur auf ſeinen Gütern zu Hauſe: dort ſind ſeine Stammhäuſer, ſeine geräumigen Wohnungen, ſeine Paläſte; und nie prangte eine ſo kleine Inſel in allen ihren von der Hauptſtadt entfernten Gegenden mit ſo zahlreichen Landhäuſern, wo Pracht und Eleganz ſich zur Bequemlichkeit geſellen, wo der Eigenthümer, ermüdet von den lärmenden Luſtbarkeiten des Winters, mitten in einer ſchönen Natur die ſüßeren Vergnügungen des Landes genießt, und wo der abgeſpannteſte Wüſtling ſich mit der einfachen Beſtimmung der Menſchheit wieder ausſöhnt, oder wenigſtens die Sommermonate hindurch ſeinen Geiſt neue Kräfte ſammeln läßt, um ſie den nächſten Winter deſto glänzender zu verſchwenden.

Dieſer Gedanke, das Land für die rechte Heimat anzuſehen, ſcheint das ſeinige zur Erhaltung jenes public spirit beizutragen, den die freie Verfaſſung geboren hat, und der ohne einen lebhaften Sinn für alles Edle und Gute nicht gedacht werden kann. Aus dieſem Sinn entſpringt die Vermählung der Kunſtliebe mit dem Gefühl der Vaterlandsehre, wodurch man ſich zuweilen noch in England über alle Bedenklichkeiten des Eigennutzes hinwegſetzt, um vaterländiſches Verdienſt zu krönen und Beiſpiele zur Nachahmung aufzuſtecken. Rührende Vereinigung des ſittlichen mit dem ſinnlichen Schönen! Wie viele Züge von menſchlicher Vollkommenheit und Größe gehen nicht aus ihr hervor, die man im Lande der Freiheit allein bewundern kann! Zwar gibt es einen Geſichtspunkt, aus welchem dieſe Vorzüge zu unendlich kleinen Größen hinabſinken. Wollen wir den Menſchen als ein ſchwaches, inkonſequentes Geſchöpf betrachten, ſo laßt uns nur ſeine Kräfte und Anlagen berechnen, das mögliche Ziel ſeiner Vervollkommnung beſtimmen und dann zürnend über ihn und ſeine Führer, den ungeheuren Abſtand meſſen, in welchem er von jenem Ziele zurückbleibt. Allein dem gedemüthigten Selbſtgefühl ſtehet es übel an, zu dieſem traurigen Hülfsmittel zu greifen, um die beneidete Größe zu necken, und durch Herabwürdigung deſſen was andere thaten, dem Bewußtſein des eigenen Unvermögens zu entgehen.

II.

Artiſtiſche Notizen,

in London aufgezeichnet.

1. Shakſpear Galerie.

Von außen hat ſie eine hohe ſchmale Front, mit einem auf zwei palmyreniſch-joniſchen Pilaſtern ruhenden Fronton. Die große Füllung zwiſchen den Pilaſtern bleibt noch für die Gruppe von Banks. Unter den Pfeilern zu beiden Seiten ſieht man eine Leier en Basrelief, in einem dicken Lorbeerkranze. Der Eingang iſt bogenförmig mit Glasthüren. Unten befindet ſich ein Kupferſtichladen, wo ein unermeßlicher Vorrath von Kupferſtichen in Portefeuillen, oder an den Wänden in Rahmen, nebſt Kopien von Gemälden u. ſ. w. umher hängen, an denen zum Theil die Preiſe bemerkt ſind. Man geht eine Treppe hinauf und kommt in das mittelſte Zimmer. Die Enfilade beſteht aus dreien von ziemlich gleicher Größe; ſie erhalten ihr Licht von oben. Die oberen Gemälde hängen ſchief, um es beſſer aufzufaſſen.

Erſtes Zimmer wenn man herauf kommt.

König Heinrich der Achte, Akt V. Scene 4. Opie. Nr. 52.

Die Taufe der Prinzeſſin Eliſabeth.

Ein großes Stück mit Figuren in Lebensgröße. Cranmer iſt die Hauptfigur; ſie hat viel Anſtand und Ausdruck, doch iſt ſie ein wenig zu ſehr gewunden. Seine ſchöne Kleidung gab dem Künſtler vielen Vortheil. Das Geſicht iſt ſprechend und beſeelt, aber nicht edel; Rembrandtiſch. Heinrich's Portrait, wie er war: fühllos, mit der linken Hand über die Bruſt ausgeſpreizt. Dumm hätte Opie ihn doch nicht machen ſollen. Die Herzogin iſt zwar hübſch, aber leer — wie die andern Figuren alle. Die Gruppe iſt hinter einander geſchichtet, breit, die Farben bunt, Licht und Schatten wenig verſtanden, die Draperien fleißig, und ſo viel das Koſtume erlaubt, gut geworfen. —

Jaques, as you like it.

Akt II. Scene 1. Nr. 13. Hodges. Eine ſchöne romantiſche Landſchaft. Ein Waldſtrom kommt aus dunkel beſchatteter Tiefe des Waldes fern herab. Vorn an einem Abſturz, wo die Fluthen die Erde von den Wurzeln einer knotigen Eiche weggeſpült haben, liegt Jaques mürriſch und melancholiſch. Der verwundete Hirſch geht ins Waſſer; jenſeits ſteht noch einer, in der Ferne mehrere. Laub, Licht, Schatten und Waſſer ſind vollkommen gut behandelt, in großen Maſſen. Das Ganze hat Einfalt und ſchauerliche Einſamkeit. Hinter der Eiche blickt noch eine Figur hervor. Die Thiere ſind ſchön charakteriſirt: das verwundete matt und leidend, das geſunde leichtfüßig, horchend und furchſam umherblickend. Jaques iſt ein roher Entwurf, doch gut harmonierend mit dem andern. Er hebt den Kopf von dem Arme, der ihn ſtützt, und denkt nach über das Schauſpiel, das er eben betrachtete.

Beaufort.

Reynolds. Viel läßt ſich für des Künſtlers Arbeit ſagen, wenn man ſich mit ſeiner Wahl ausſöhnen kann. Der zähneblökende Kardinal iſt meiſterhaft, aber abſcheulich. Die Hände im Krampf ſind gut gezeichnet, aber der Arm ſchlecht verkürzt. Der König ſteht ſo, daß er, indem er den Arm gerade in die Höhe hebt, ſein Geſicht ganz bedeckt. Die zwei andern Köpfe haben viel Ausdruck. Der eine iſt gerührt und ſucht ein Auge, dem er ſein Gefühl des mitleidsvollen Entſetzens mittheilen kann; der andre blickt unverwandt hin und ſcheint zu denken: er ſtirbt wie er gelebt hat. Im Schatten zwiſchen den Bettvorhängen über dem Kopfe des Kardinals ſieht ein Teufelskopf mit zwei langen Zähnen und Satyrsohren, nebſt einer Kralle auf dem Kopfkiſſen, hervor. Ich geſtehe gern, daß er mich in dieſem gräßlichen Bilde nicht ſo ſkandaliſirt, als Andere. Er gehört gewiſſermaßen dazu; und da ihn die chriſtliche Mythologie einmal hat und ſelbſt die Künſtler verleitet, ſolche Süjets zu wählen, ſo mag er die Geſchichte erzählen helfen. Vorn auf einem Tabouret liegt der Kardinalshut. Farbe, Licht und Schatten ſind einfach und Rembrandtiſch.

Hubert und Arthur.

Nr. 20. Das Schöne dieſes Stückes iſt Hubert's Geſicht, das wirklich ſpricht, wie der Dichter ihn bezeichnete: ein

für den Knaben ſchmelzendes Herz; die rechte Hand greift voll Schmerz die Stirn, die linke mit geballter Fauſt ſtützt ſich auf den Tiſch, wo Crucifix, Gebetbuch und Stundenglas ſchön erzählen. — Die Thür des Gewölbes iſt halb offen; vorn das Feuerbecken und die zwei Kerle, von denen einer das glühende Eiſen hält. Der Knabe kniet, umfaßt Hubert's Knie und zeigt mit der Linken auf das Eiſen, weint, iſt aber nicht erſchrocken und nicht ſo agitirt, wie es die Scene fordert. Daß der Kerl mit dem Eiſen kniet, iſt der Gruppirung wegen gut, ſonſt aber ein wenig gezwungen. Die Geſchichte iſt übrigens ſehr gut behandelt, das Koſtume gut beobachtet, Licht, Schatten und Farbenton ſehr gut und verſtändig. Eine edle Natur, gut nüancirt durch die verſchiednen Klaſſen von Ständen. Van Dyk fällt einem doch ein. — Johann's Brief liegt auf der Erde mit dem Namen.

Troilus und Creſſida.

Von der Angelika; in ihrer bekannten antiken Manier, mit allen ihren Vorzügen und Fehlern. Das Stück hat ſchlechte Zeichnung des Nackten. Die Wahl iſt nicht gut gerathen; die gute Angelika konnte dieſe buhleriſche Scene nicht darſtellen. Diomedes iſt ganz verfehlt.

All's well that ends well.

Wheatley. Mit Figuren in halber Größe. Gar zu flüchtig, gar zu manierirt und theatraliſch; eine bloße Skizze.

Loves labour's lost.

Nr. 9. Hamilton. Auch ſehr leicht traktirt und ſkizzenähnlich; alle Figuren im Tanzſchritt, mit einem Fuß auf der Fußſpitze zurückſtehend, Puppengeſichter ohne Ausdruck: wahre moderne Schönheit.

As you like it.

Nr. 38. Von der Angelika. Kalt. Celia in Mannskleidern, ein wahrer Jüngling mit einem Weibergeſicht, ein Hermaphrodit.

Romeo and Juliet.

Nr. 56. Northcote. Es war unmöglich, dieſe Scene ganz zu verfehlen; doch bei allen Mängeln iſt hier viel, was den Beobachter freuet. Die Geſchichte iſt gut erzählt. Der

Mönch ſteigt die Stufen hinab in die Gruft, ſtützt die Rechte auf den Spaten und hält mit der Linken die Fackel in die Höhe, deren brennendes Ende aus dem Bilde hinausgeht. Voll ängſtlicher Beſorgniß ſcheint er Julien ſanft zu rufen. — Julie iſt eben erwacht; ſie liegt halb aufgerichtet auf dem linken Arm, und ſtreckt den rechten dem Mönch entgegen. Die Todten, Romeo und Paris, hat ſie noch nicht geſehen. Der letztere liegt halb im Schatten längs den Füßen ihres Lagers. Romeo iſt hingeſtürzt auf ſeine Knie; ein Arm hängt über ihrem Lager, die Hand krampfhaft geſchloſſen, der Kopf hinabgeſunken, todt. Die Rechte hält noch das leere Giftglas; er iſt alſo kaum erſt geſtorben. Julie lieſt im Auge des Mönches ahnend, und iſt dem Künſtler ſehr geglückt. Hinter ihr geht ein großes Grab in die Höhe, und darauf liegt in völliger Rüſtung mit gefalteten Händen eine Ritterfigur. Dieſes Bild iſt noch ſchöner als das von Hubert und Arthur; und ſo wenig auch alles ausgeführt iſt, ſo guten Effekt thut es doch. Die Figuren (in ganzer Lebensgröße) haben ziemliche Zeichnung, die Compoſition iſt untadelhaft, das Colorit warm, die Draperie in einem edlen Styl. Eine Laterne auf den Stufen (vermuthlich ließ Romeo ſie da), iſt ſehr gut angebracht, um Licht dahin zu bringen. Reynolds iſt der Meiſter, zu dem Northcote aufblickte: das ſieht man.

Nr. 48. Joſiah Boydell. Heinrich der Fünfte nimmt die Krone. Aber mich dünkt, er iſt ein Dieb. Ich ſehe nicht, daß er mit ihr ſpricht. Sonſt iſt das Gemälde nicht übel behandelt.

Nr. 22. Skizzenhafte Figuren in halber Größe, in der Art wie Hamilton.

Julia.

Opie. Beſſer als ſein Heinrich der Achte. Julie iſt ſchön, aber elend gezeichnet; die Arme hölzern, die Draperie ſchlecht, das Bett ein Geſudel von Farben. Die Mutter wäre ſehr gut, wenn ſie nicht ſo wunderlich ummäntelt wäre und ſo ſchlecht verkürzte Arme hätte; ſonſt iſt der Ausdruck gut getroffen, wahr. Sie iſt nur nicht alt genug: ein verzeihlicher Fehler; zumal bei Opie, der nicht ſchmeicheln kann. Die Ausführung hält in der That keine Kritik aus und erwartet auch wohl keine. Aber wie Shakeſpear erzählt, ſo kann es ihm auch ein Stümper nachſagen, und es bleibt noch etwas vom urſprünglichen Gehalt.

Nr. 37. Ferdinand and Miranda. Tempest.

Wheatley. Angelika's Art und Kunſt.

Nr. 29. Lear.

Füeßly. Es ſind nicht Menſchen, die dieſer Künſtler phantaſirt, ſondern Ungeheuer in halbmenſchlicher Geſtalt, mit einzelnen ſehr groß gezeichneten und ſehr verzerrten, verunſtalteten Theilen und Proportionen: ausgerenkte Handgelenke, aus dem Kopfe ſpringende Augen, Bocksphyſiognomien u. ſ. f. Die Draperien ſind nach dem Marmor kopirt, naß, ſchön, aber hart, und das Nackte entweder eben ſo ſclaviſch von der Bildhauerei entlehnt, oder verfehlt.

Lear hat einen Jupiters-Bart; es iſt aber Jupiter Ammon, der kretenſiſche, der die Ziegenbocksgeſtalt hat.

Nr. 34. Hamlet.

Füeßly. Eine einfache Compoſition, aber eben ſo übertrieben. Der Geiſt macht Eindruck; wäre er nur beſſer gezeichnet und nähme er nicht ſo ungeheure Schritte. Das Mondlicht hinter ihm iſt gut; ſein Blick vortrefflich, das vorwärts weggeſtreckte Scepter ſprechend. Aber der Bart wird nicht zerwühlt vom Winde, ſondern der Wind geht aus ihm hervoc und weht ihn nach allen Richtungen.

Hamlet ſträubt ſich brav und ſein Freund hält ihn brav. Michel Angelo hätte in dieſer Art gearbeitet und ein Meiſterſtück geliefert; Füeßly iſt zu extravagant, um Ausdruck, Kraft und Feuer zu erzwingen.

Nr. 3. Merry Wives of Windsor, Akt I. Sc. 2.

Nr. 21. 2. Part of Henry IV. Akt III. Sc. 2.

Durrn. In Rom gemalt. Battoni's kalte, trockne Manier nachgeahmt, die Draperien italieniſch, ſo mühſam gefältelt, oder mit ſo geſuchter Eleganz gezeichnet, daß ſie ſteif ſind.

Nr. 10. Measure for Measure.

Smirke. Karrikatur.

Zweites oder Mittel-Zimmer.

Nr. 16. Winters-tale.

Opie. Die Köpfe haben viel Wärme und Charakter.

Nr. 28. Titus Audronicus.

Kirn. Gut gruppirt, mit vielem Studium der Antike. Der Kopf des Markus iſt wie ein Periander oder Plato; Titus mit dem Helm auch antik. Lavinie'ns Kopf iſt eine Bacchа und daher der Ausdruck ganz verfehlt. Die Verſtümmelung iſt verhüllt; aber nun weiß man auch nicht, was es ſein ſoll.

Nr. 42. Midsummernights dream.

Reynolds. Ein Knabe mit Faunsohren ſitzt auf einer großen Cypräe oder Schildkrötenſchale (welcher, weiß ich nicht), und hält Viola tricolor in einer Hand und hebt die andere hoch. Ein häßlicher Einfall, das zu wählen!

Nr. 36. Tempest.

Füeßly. Miranda iſt Kordelia; Prospero Lear; Kaliban die Grundfigur für Füßly's Imagination.

Nr. 17. Winter-tale.

Hodges. Nicht ſein beſtes Stück. Die Figur des von Bären Gefreſſenen iſt häßlich.

Nr. 12. As you like it.

Downman. Nichts Beſonderes. Gemein.

Nr. 5. Comedy of Errors.

Rigaud. Schöne Figuren, ſchönes Koſtume, ſehr edle Kompoſition.

Nr. 2. Merry wifes of Windsor.

Peters. Schlecht. Ein Speelhuis.

Nr. 6. Much ado about nothing.

Peters. Unausgeführt; immer nur lockre Nymphchen.

Nr. 15. Taming of a Shrew. Wheetley.		
Nr. 18. Winter-tale. Wheetley.		
Nr. 46. Twelfth night. Hamilton.		ut supra.
Nr. 39. Merry wifes of Windsor. Smirke.		

Nr. 93. Antonius and Cleopatra.

Treſham. Ein ſchönes edles Werk der Kunſt. Die Karnation ein wenig zu hart, einfach ſchön, die Kompoſition im hohen Styl, die Köpfe meiſterhaft, die Draperien groß und mit einem verſtändigen Rückblick auf die Antike gemalt. In einigen

Jahren wird es ein vortreffliches Gemälde ſein. Kleopatra vom Schmerz überwunden ſinkt in die Arme eines ihrer Mädchen in bittender Stellung. Markus Antonius ſitzt, wendet den Kopf weg, legt die Hand an die Stirn und blickt auf voll Verzweiflung. Schade daß das Auge fehlerhaft aus dem Kopfe ſtarrt!

Nr. 50. Boydell. Eine Skizze, aber ſchwach erzählt. Quo musa tendis? desine pervicax referre sermones Deorum. —

Nr. 24. Northcote. Nichts beſonders Sprechendes. Der Moment iſt nicht gut gewählt. Hübſche Leute; Heinrich iſt zu jung.

Nr. 10. Füeßly. Hier iſt er in ſeinem Elemente. Wie kann ein Künſtler über die Grenzen ſeiner Kunſt ſo unwiſſend ſein? Sunt certi denique fines. Was der Dichter ſagen kann, darf der Maler nicht darſtellen!

Nr. 54. Opie. Wie gewöhnlich ſeine Kompoſition iſt; doch nicht übertrieben: ſie iſt einfach und warm. Hier erzählt er ſchlecht; denn die Nüancen der Charaktere ſind ſehr fein.

Nr. 4. Kirk. Zerriſſene Kompoſition.

Nr. 26. Northcote. Matt, bis auf den Richard, der über die vor ihm liegende Krone hin die Knaben anſieht.

Nr. 43. Hodges. Ein liebliches Gedicht. Stiller Abend in einem ſchönen Garten, mit Mondſchein, der ſich im Waſſer ſpiegelt. Die Architektur des Hauſes im Vorgrunde wird von einer Lampe erleuchtet. Im Hintergrunde ſtehen Luſttempel, Cypreſſen, babyloniſche Weiden, Terebinten. Die beiden Liebenden ſehen ſich nur im Geſpräch.

Nr. 30. Weſt. Wunder konnte Shakeſpear wirken; denn nur er konnte dieſen kalten Weſt begeiſtern, bis er ſo dichtete. Unſtreitig iſt das Stück eins ſeiner beſten Werke, ſowohl was Gedanken, als was Kompoſition, Ausführung und Ausdruck betrifft. Die Köpfe Gloſter's und Lear's ſind voll eines edeln Feuers; Edgar blickt finſter tiefſinnig hervor, in ſich gehüllt; der Narr iſt charakteriſtiſch genug; Kent iſt ein Schmerzenskopf und leidet für ſeinen König, indem er ihn hält. Eine Art von Chriſtuskopf.

Nr. 19. Macbeth.

Füeßly. Er wiederholt ſich. — Die Figuren ſie geſchunden und in verzerrter Stellung. Banquo iſt abſcheulich verzeichnet. Die Hexen oben in der Luft verſchwinden ſpottend.

Nr. 47. Rigaud. Der Prinz von Wales, ein edler Jüngling. Es iſt le Brun's Alexander in einem etwas verän=

derten Koſtume, mit mehr Jugend und mehr Feuer; eine durch=aus überlegte Dichtung. Die Stellung ſehr edel, graziös ohne den Fuß ſo tanzen zu laſſen, wie die Herren Hamilton und Weſt. Percy liegt und ſtirbt und blickt auf zum Sieger in ſei=ner Agonie. Hinten deckt ſich Falſtaf mit ſeinem Schilde und liegt auf der Erde. Heinrich iſt ſchön, kühn und mild wie ein Gott. In der Ferne Schlachtgetümmel, aber wie ich es mag: es ſtört nicht.

Nr. 51. Stothard. Heinrich hat hier mehr Bewegung und Leben als bei Opie; ſonſt iſt nichts ſehr Beſonderes im Stück.

Aus dem mittleren Zimmer kommt man durch eine kleine Thür in einen Gang, der, ſo wie zwei große Zimmer, zu denen er führt, ganz mit Handzeichnungen behängt iſt. Es ſind Ko=pien aller in England geweſenen und noch vorhandenen guten Stücke von fremden und einheimiſchen Künſtlern.

---

2. Sir Aſhton Liver's (Mr. Townley's) Muſeum.

Dining-room.

1. Candelabrium. Basrelief. Ein Lotusſtamm aus ſeinem Calix wiederſproſſend, ſteht auf einem Tripodium mit Löwen=tatzen; oben bildet die Blume das Gefäß für das Feuer. Von den Griffen fallen emblematiſche Bänder. Es iſt 2 Fuß hoch, 20 Zoll breit, und aus dem Frigidi Gabii, 20 Meilen von Rom.

2. Griechiſche Inſchrift auf einem runden Schilde; 3 Fuß im Durchmeſſer. Sie enthält die Namen der Epheboi von Athen unter dem Alkamenes, nebſt der Tribus, wohin ſie gehörten. Dr. Ant. Askew brachte den Schild aus Athen nach England.

3. Cippus sepulchralis. 2 Fuß 1 Zoll.

4. Terminus mit dem Bilde eines jugendlichen Merkurs. Der Petaſus mit Flügeln; an den Seiten der Caduceus und Hahn. 5 Fuß hoch, in Frascati 1770 gefunden.

5. Hermaphrodit, von der Mitte herabwärts Terme. In der rechten Hand hält er ſeine Traube, woran ein Ibis pickt, den er unter dem linken Arme hält. 3 Fuß 6 Zoll; im Jahre 1774 am Lago di Nemi gefunden.

6. Vaſe, 3 Fuß hoch, mit Griffen. Darauf ein Bacchanal in Basrelief und Symbole der eleuſiniſchen Myſterien.

7. Libera oder weiblicher Bacchus, in natürlicher Größe. Ihr zur Seite ſpringt der Leopard; der Thyrſus liegt auf der Schulter. Epheukranz, lange Tunica und kurzes Kleid darüber. Gürtel über die rechte Schulter zwiſchen den Brüſten hin. Zu Roma Vecchia 1774 gefunden.

8. Pan. Terme, drapirt, auf der Flöte ſpielend, mit langem ſpitzem Barte. 3 Fuß 6 Zoll. Aus der Villa Antonini Pii.

9. Septimius Severus. Eine Büſte.

10. Iſis. Semi=Terme. Kopf, Arme, Körper verſchleiert, nicht das Geſicht. 3 Fuß hoch. Im Jahre 1776 ſieben Meilen von Tivoli am Wege nach Präneſte gefunden.

11. Musa bacchans. Naſſe Draperie. Natürliche Größe. Die linke Hand mit den meiſten Fingern ganz, ſehr weich. Ganz gekleidet. Schöner Kopf, mit einem Epheukranz.

12. Bacchus barbatus. Büſte als Terme. Edel und groß. Offner Mund. Vitta. Krauſer langlockiger Bart.

13. 2 item. Mit längerem, ſchlichterem Bart und langen Haarlocken, die vorn herüber kommen. Aeltere Manier. Als Philoſophenkopf in Plato's Charakter.

14. Junger Bacchus, mit Weinlaub gekrönt. Büſte. Bandſchleife des Haars, wovon die Enden nach vorn gehen.

15. Paris, ſchlafend. Sehr ſchön. Petaſus mit einer Schnur.

16. Sphynx, ſitzend, geflügelt; die Flügel gehen von der Bruſt zurück über die Schulterblätter.

17. Brunnen von Marmor, mit Basrelief: Hermaphroditen und Faunen. 3 Fuß hoch, 3 Fuß im Durchmeſſer.

18. Trunkner Faun.

— tibi cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est.

19. Junger Bacchus mit Epheu bekränzt, auf den Androgynen Ampelus ſich ſtützend, nämlich einen alten Weinſtockſtamm mit Früchten und Laub, aus deſſen Mitte eine weibliche Figur herauswächſt. Ihre Brüſte ſind Trauben; in einer Hand hält ſie an Bacchus Leib ihm eine Traube dar. Seine Linke ruhet über ihrer Schulter auf ihrer linken Traube. Der Leopard ſpringt an den Weinſtock hinauf. Eine Vitta auf der Stirn. Schönes jungfräuliches Geſicht, mit vorwärts geſenktem Haupte. Schöne Jünglingsfigur. Das Pantherfell über die rechte Schulter geknüpft, deckt den linken Arm. Sandalen an den Füßen. 1500 bis 2000 Jahre alt.

20. Libera — oder Ariadne. 5 Fuß 10 Zoll. Nackt bis zur Mitte, unten bekleidet. Im Jahr 1775 in den Ruinen der Seebäder des Claudius zu Oſtia gefunden. Ein wahrhaft göttlicher Körper und ſchöner Kopf, nicht abgebrochen. Hals und Schultern ſchön.

21. Iſis, 6 Fuß 6 Zoll. Lotoskelch oder Topf auf dem Kopf: ihr Symbol. Roſenkränze und andere Zeichen der Fortpflanzungskraft daran. Wie jene erſte (kleinere) Libera drapirt. Zwei Meilen jenſeits des Grabes der Cecilia Metella, an der Via Appia, unter dem Pontifikat Sixtus des Fünften, in deſſen Villa gefunden; — vererbt auf die Negroni.

22. Kleiner Bacchusknabe von 3 Fuß. Epheukranz, Ziegenfell, die Beine davon in einem Knoten unter dem Bauch. Aus der Villa Antonini Pii.

23. Hadrian's Büſte, auf einem Theil ſeiner Villa bei Tivoli gefunden.

24. Basrelief, Caſtor, das Pferd lenkend, hinter ihnen ein Hund. 3 Fuß □. Aus Hadriani villa Tiburtina.

25. Büſte, ähnlich der Medaille von Gordianus Africanus, pater. In der Toga, latus clavus. Im Jahre 1770 gefunden.

26. Gruppe. Aktäon von zwei Hunden angegriffen, 3 Fuß hoch. Im Jahre 1774 in der Villa Antonini Pii gefunden.

27. Junger Bacchus. Wie oben. Der obere Theil des Ampelus hat die Form eines Genius. Traube auf ſeiner Wange. Eidechſe am Stamm. Der Leopard hat ein Epheuhalsband. Gefunden 1772, zu la Storta, erſte Poſtſtation von Rom nach Florenz.

28. Alter trunkner Faun oder Silen, ähnlich dem von Bronze im Muſ. d'Ercolan. p. 161.

29. Adonis, weichlicher Jüngling, ſchlafend auf einem Felſen. Petaſus unter dem Kinn zugebunden. Chlamys cum fibula, auf der Schulter befeſtigt, deckt zum Theil den Körper. Sandalen mit Binden, die bis auf das halbe Bein gehen. Gefunden zu Roma Vecchia 1774.

30. Thaleia, die Hirtenmuſe. Reiche Draperie. Aeußeres loſes Gewand. Die Tunica ſo fein, daß die Geſtalt durchſcheint. Zu Oſtia 1775 gefunden.

31. Bacchantin, oder Myſtes. Basrelief. In der Rechten, die ſie über den Kopf hält, ein Dolch; in der Linken eine Hinterhälfte von einem Ziegenbock.

32. Basrelief. Bachanalproceſſion. Die Myſtes voran, den Kopf zurückgeworfen, ſpielt auf dem tambour de basque. Ein Faun folgt ihr, ſpielt die doppelte Tibia, und dann ein betrunkner Faun, der den Thyrſus in der Rechten trägt und die Linke mit einer Löwenhaut ausſtreckt. Der Leopard zu ſeinen Füßen. Auch die beiden andern Figuren ſind mit Löwenhäuten bedeckt. Im Jahre 1775 am Wege nach Fraſcati gefunden.

33. Diana, natürliche Größe. Den Spieß werfend oder eine Fackel haltend (lucifera)? Ungewiß, weil der Arm reſtaurirt iſt. Wahrſcheinlicher das letzte, weil ihr Haar auf dem Scheitel gebunden iſt, wie man es auf Medaillen ſieht. Gefunden 1772 bei la Storta, wo der junge Bacchus war.

34. Koloſſaliſcher Kopf des Herkules, von älteſter, ſehr ängſtlich ausgeführter, harter Arbeit, die ſchon vor der ſiebzigſten Olympiade außer Gebrauch war, 500 Jahre vor Chriſti Geburt. Aus der Villa Hadriani. Vermuthlich hatte der Kaiſer ihn dahin geſtellt als Probe von alter Arbeit.

35. Periander, Tyrann von Korinth, einer der ſieben Weiſen. In der Villa Sixtus des Fünften. Unbekannt, bis man eben ſo einen mit dem Namen fand in der Pianura di Caſſio bei Tivoli.

Street Drawing-room.

1. Apollo Muſagetes Kopf. Aehnlich einer Muſe im Haarputz und Charakter des Geſichts; gehörte zu einer Statue, ähnlich der im Muſ. Capitol. (Tom. III. tab. 15.) geſtochenen. Der verſtorbene Mr. Lyder Browne brachte ihn von Rom.

2. Apollo Phileſias Kopf, gehörte zu einer Statue, ähnlich der im Muſ. Capitol. (Tom. III. tab. 13.) geſtochenen. S. Winkelmann Monum. ined. Trattato prelimin. p. 52.

3. Cupido ſchlafend auf einer Löwenhaut. Gehörte ſonſt dem Kardinal Alexander Albani.

4. Perikles-Kopf. Die Inſchrift auf dem Terminus gibt ihn zuerſt an. Dieſer Kopf, und ein ſchlechterer ihm ähnlicher wurden 1780 in der Pianura di Caſſio unweit Tivoli gefunden.

5. Antinous-Kopf, übernatürlicher Größe. Dieſer Kopf mit dem größten Theile der Statue, zu welcher er gehörte, wurde 1770 in einzelnen Stücken gefunden, die als Steine in einer, während der barbariſchen Zeiten errichteten Mauer gebraucht waren, in den Gründen, die gegenwärtig Tenuta della Tedesca

genannt werden, unweit der Villa Pamfili. Die alte Mauer lag zum Theil unter dem Wege, der zum S. Pankrazthore von Rom hinaus nach Palo führt.

6. Ein priapeiſcher Genius, ruhet mit Bruſt und Händen auf dem Ichneumon und hält die Beine gerade in die Höhe: der Ichneumonſchwanz geht auch hinter ihm in die Höhe. Das Thier ſcheint halb Ichneumon, halb Krokodill, hat kleine Ohren, ſtarkes Gebiß, gekerbten Schwanz.

7. Amazon saucia. Büſte.

8. Koloſſaliſche Büſte einer Roma, mit Helm. Die Augäpfel fehlen.

9. Fauſtina. Büſte.

10. Genius des Schlafs, mit Flügeln. Eine Keule liegt links neben ihm, eine Eidechſe kommt unter ſeiner Löwenhaut an den Daum der linken Hand; eine andre auf dem Schwanze der Löwenhaut berührt ſeine rechte große Zehe. Neben ihm rechts ein Köcher.

Dressing-room.

Die Wände mit Frieſen und mit Basreliefs bedeckt; überall umher Köpfe, Büſten, Inſchriften, ganze Statuen.

Büſte der Meſſalina.

Lassata viris nec dum satiata recessit.

Hier kann man äſthetiſche Phyſiognomik und Pathognomik ſtudiren. Wie ſoll man Leidenſchaften und Spuren von lange gewohnten Laſtern bilden ohne Verzerrung? Hoc opus hic labor.

Kleines Vorzimmer (hall) daneben, gleich an der Hausthüre.

1. Schöner Sarkophag von graulich ſchwarzem Baſalt, welcher ein Granit von unendlich zarten Theilchen ſcheint, ſo fein wie Sandſtein und von der ſchönſten Politur.

2. Herrliches Basrelief. Bekleideter, bärtiger, fetter Bacchus, unterſtützt von einem Faun, indeß ein anderer etwas an ſeinen Sandalen macht. Hinter ihm trägt einer den ungeheuern Thyrſus. Vor ihnen Trimalcion auf einem Bett. Im Hintergrunde Gebäude. Aus der Villa Negroni. Findet ſich bei Santo Bartolo und im Montfaucon.

Library.

3. Zwei Homer's=Büſten. Eine göttlich. Die Falten der Stirn gehen quer und ſchräg aufwärts vom rechten Schlaf. Der Bart voll Geiſt. Zwei große Büſchel Locken über den Ohren. Schöner ſprachreicher Mund. Tiefe doch ſanfte Augen, ſcharfblickend. Falten tief hinab zwiſchen den Augenbrauen. Zu Bajä 1780 gefunden.

4. Schöne Büſte von Perikles mit Helm.

5. Torſo einer kleinen Venus. Wunderſchön! Ohne Kopf, äußerſt ſchöne Brüſte, Arme, Schenkel. Sie bindet ſich die Armilla am Fuß und der andre Arm, ſo weit er vorhanden iſt, ſcheint auf einer Priapus=Terme geruhet zu haben. Der Körper ſowohl als der rechte Schenkel ſind vorwärts gerichtet.

6. Cupido, den Bogen ſpannend. Der Kopf ganz, ein kleines Stück von den Füßen modern und die Flügel halb reſtaurirt. Ueber ſeinem Köcher hängt eine Löwenhaut und dient zur Stütze. Der Kopf, die Figur ſind, wie nur die Antike ſie bilden konnte. Er ward in einer großen Vaſe gefunden und Theile daneben zu Caſtel Guido, ehemals Lorium, wo Antoninus Pius ſtarb und Galeria Fauſtina, ſeine Gemahlin, eine Villa hatte, deren Andenken noch durch den Namen der dortigen Kirche, Madonna della Galeria erhalten wird.

7. Faun, ganze Statue, klein, hält eine Syringa; ein Ziegenfell hängt über ſeiner Schulter. Linker Arm und beide Beine reſtaurirt. Trockner Körper, bocksartig.

8. Faunskopf, ſchön lächelnd, mit ſproſſenden Hörnchen.

9. Faun und ſträubende Nymphe, von wunderſchöner Arbeit. Der weibliche Körper über allen Begriff weich.

10. Dianakopf. Das Haar ſehr ſchön, hinten gebunden und das von der Seite auf die Scheitel. Längliches, kaltes, ernſtes Geſicht, ſehr ſchön.

11. Kopf einer Bacha.

12. Marcellus? Portrait gewiß. Ganz mit dem Piedeſtal. Litibus judicandis Decemviri St. Büſte.

13. Diomedes? Büſte. Wildes ſtraubiges Haar. Der Heros blickt ſo wild und trotzend auf; und ſo ſchön iſt der Trotzkopf! ſo männlich groß! Aus der Villa Hadriani. Im Vatikan iſt eine viel ſchlechtere Kopie.

14. Lucius Verus. Schöne Büſte, cum paludamento. Aus der Villa Maffei. Vid. Mus. Maff.

15. Muſenkopf mit Lorbeerkranz. Unterhalb Frascati gefunden.

16. Iſis oder Fortuna, mit der rechten Hand auf dem Ruder; in der linken korrumpirt. 3 Fuß hoch. Weite Draperie. Zu Roma Vecchia 1775 gefunden.

17. Zwei Windhunde.

18. Dioskuruskopf.

19. Schöne kleine Statue der Venus. Nur die Arme reſtaurirt. Das Kinn etwas ſchadhaft. 4 Fuß hoch. Zu Oſtia 1775 gefunden. — Die allgemeine Idee der Liebesgöttin; der Körper ruhet auf einem Fuß, der andre iſt zurückgezogen, und die Schenkel ſchließen dicht an einander: ſo fließen die Linien göttlich rein zuſammen. Am obigen Torſo waren die Hüften weit ſtärker. Hier der Leib in der Nabelgegend etwas eingebogen, der Unterleib ſchön gewölbt und die Umriſſe des ganzen Körpers ſo weich, ſo zart, ſo ſymmetriſch, von ſo lieblichen Formen, daß man erſtaunt, wie ein ſolches Gebilde unter der Hand des Meiſters durch Meißel und Hammer entſtehen konnte. Anmuth und Lieblichkeit der Geſtalt iſt ſicher ganz etwas anders als Ebenmaaß; wir haben nur Sinn dafür und nicht Begriff. Wahrſcheinlicher iſt es eine Leda. Der Schnabel des Schwans berührte das Kinn, wovon noch die Spur zu ſehen iſt; er war vermuthlich klein und ſie hielt ihn mit beiden Händen. Die Sandalen ſind auch der Leda mehr eigen, ſo wie die ſchmächtigere Figur.

20. Kleiner ſitzender Herkules.

21. Basrelief über dem Kamin. Der Centaur Neſſus und Dejanira. Aus dem Palaſt Verospi.

22. Gegenüber von Bronze ein kleiner Hercules imberbis, mit den Aepfeln. Hinter ihm der Baum mit der Drachenſchlange. Gefunden zu Gebelet in Syrien, unweit Byblos. Dr. Swinney ſchickte die Stücke 1779 nach London; er hatte ſie von einem Griechen in Konſtantinopel gekauft. 2 Fuß 6 Zoll hoch.

Park Drawing-room.

1. Kopf von Decebalus, koloſſaliſch. Vom Forum Trojani.

What though the field be lost!
All is not lost; th'unconquerable will
And study of revenge, immortal hate
And courage never so submit and yield,
And what is else not to be overcome;
That glory never shall his wrath or might
Extort from me.

Has conditiones Decebalus deductus ad Trajanum invitus accepit. *Dio Cassius.*

2. Aſtragalizon. Eine Figur, ein Jüngling, der auf dem Boden ſitzt und das Ueberbleibſel eines Arms beißt. Ein Leder um ſeine Hüften iſt ganz Leder in den Falten. Es ſcheint der Ueberreſt einer Gruppe von zwei jungen Leuten, die ſich bei dem Knöchelſpiel zanken; ein Knöchel (talus) iſt noch übrig in der Hand, die zu der fehlenden Figur gehört. Gefunden während des Pontifikats Urbans VIII. in den Bädern des Titus, wo eine ähnliche Gruppe von Polyklet geſtanden haben ſoll. Der Kardinal Franz Barberini, Neffe dieſes Papſtes, ſtellte es in ſeinem prächtigen Palaſt auf, wo es blieb bis 1768, da es nach England gebracht wurde. Es iſt gemeine Natur, ein Straßenjunge — aber wie ausgeſucht! Der ausgeſtreckte Fuß iſt ſchön gezeichnet.

3. Koloſſaliſche Büſte von Marc Aurel. — Velato capite, mit Aehren gekrönt. Studium Philosophiae serium et gravem reddidit, non tamen prorsus abolita in eo comitate. *Jul. Capitolin.*

4. Antinous, als Bacchus, koloſſaliſche Büſte. Apotheoſis. Epheu.

5. Göttlicher Minervakopf, von Marmor. Mr. Townley hat ihr Helm und Aegis von ſchöner Zeichnung von Bronze gegeben. Ihr Haar iſt zurückgeſtrichen, ihr Hals ſchön. Wunderbares Vorwärtsſtreben des ganzen Kopfes, Halſes und Blickes und des ſich öffnenden Mundes Aufmerken. Mehr ein Bild menſchlichen Forſchens, als göttlichen Wiſſens. Gefunden 1773 in der Villa Caſali, vermuthlich den Bädern des Olympiodorus.

6. Clytia, Büſte, aus einer Sommerblume hervorblühend. Koſtet 1000 Pfund Sterling. Weiches, ſchön geſcheiteltes Haar, ſchmachtendes, wunderſchönes Geſicht.

7. Koloſſaliſche Büſte eines jungen Herkules. Sehr mächtig. Aus dem Palaſt Barberini.

8. Trojans Büſte. 1776 gefunden.

9. Eine Iſis, aus dem Lotos hervorblühend. Aus dem Paſaſt Laurenzani in Neapel. Ich möchte Worte finden, die dieſen Kopf, oder beſſer das ganze Bruſtbild, malten; denn gemalt müßte es werden, damit man es fühlte. Ich will erſt am Aeußeren verweilen. Ihr Haar, an der Stirne geſcheitelt, fällt zurück und über die Schläfe, nah an den Augenbrauen vor-

bei, in naſſen wellenförmigen Locken und Flechten, die auf dem Nacken ſich ſchlängeln. Das Gewand von feiner Leinwand iſt naß und läßt die Geſtalt durchſcheinen; es deckt den rechten Arm und zum Theil die Schulter, und iſt vorn den Arm hinab mit vier runden Spangen zugeheftet; dann fließt es in einer ſchrägen Wellenlinie über den reichen nährenden Buſen, und ſchlüpft um die Mitte des linken Arms, wo wieder eine Spange zum Vorſchein kommt. Die Blätter des Lotoskelches, unten feſt vereinigt, gehen erſt ſchräg breiter werdend hinauf, und biegen ſich dann ſchön divergirend in lieblichen Formen um. Aus dieſem Kelche ſteigt die Büſte hervor. Bezaubernd iſt die rechte Bruſt, durch das Gewand fühlbar; an der linken nackten vergehen die Sinne. Den Hals wollüſtig emporhaltend, üppig, voll und weich, neigt ſich ihr Haupt kaum merklich zur rechten Seite; ſchön und voll ſind die Wangen; im Munde iſt ein Reichthum der Affektſprache, der ſich nicht ausdrücken läßt; ſehen muß man dieſe dem Sinne entgegenkommende Oberlippe, wie viel Leben in ihr verborgen iſt, wie viel mannigfaltige Kraft der Bewegung in ihrer feſten Wölbung, und welche Ruhe, welche ſanfte, milde, nichts begehrende, aber mild empfindende Form der Schönheit in allen ſeinen Proportionen und Theilen! Die feine lange Naſe iſt noch iſisähnlich, ohne mehr ägyptiſch zu ſein; das Geſicht iſt idealiſirt: ägyptiſche Schönheit mit dem ſchmachtend-melancholiſchen, ſinnenden Ausdruck, mit einem Blick voll Liebe und wärmender Kraft zu tröſten und zu beſeelen.

10. Clytia.

11. Liegende Diana, mit naſſer Draperie. Klein, ſehr ſchöner Körper. Gefunden in der Villa Veroſpi, ungefähr in der Lage von Salluſt's prächtigen Gärten.

12. Hand von der ſchönſten Arbeit, die einen noch nicht ganz entwickelten Schmetterling bei den Flügeln hält.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.